Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXII.

(Juli — August — September 1902.)

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen,** C. Beck. — **Barcelona,** Libreria Nacional y Extranjera. — **Basel,** Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Louis Jenke. — **Boston,** Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest,** C. Grill's Hofbuchhandlung. Fried. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires,** Jacobsen Libreria. — **Bukarest,** Sotschek & Co. — **Chicago,** Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati,** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat,** E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Genf,** Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrikan. Republik), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt,** Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Kristiania,** Cammermeyers boghandel. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern,** Geschwister Doleschal's Buchhandlung Nachf. J. Eisenring. — **Lyon,** H. Georg. — **Madrid,** Libreria Nacional y Extranjera. — **Mailand,** Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo,** Jacobsen Libreria. — **Moskau,** J. Deubner, Industrie- u. Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel,** Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York,** G. E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa,** Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris,** W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Bieweg. — **Petersburg,** Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia,** E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre,** A. Mazeron. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga,** J. Deubner. Jonck & Poliewsky, vereinigt mit Alex. Stieda's Buchhandlung. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro,** Laemmert & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. — **San Francisco,** Fr. Wilh. Barthaus. — **Santiago,** Carlos Brandt. — **Stockholm,** Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Austral.), F. Basedow. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Wellevreden,** Niederl. Ost-Indien, G. Kolff & Co. — **Wien,** Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama,** Winckler & Co. — **Zürich,** C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Friedrich Schultheß.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

zum

Hundertundzwölften Bande (Juli — September 1902).

		Seite
I.	Rohleder's hohe Minne. Von **Hans Hoffmann** . . .	1
II.	Die Wolken in der Landschaft. Von **Friedrich Ratzel** .	22
III.	Ehe es Nacht ward. Von **Elisabeth von Heyking** . . .	51
IV.	Das Burgtheater vor vierzig Jahren. Erinnerungen von **Hermann Schöne**	58
V.	Ernestine von Wildenbruch. Mittheilungen aus ihrem Leben und ihren Briefen. Von **A. von Boguslawski** . . .	83
VI.	Robert Lindet und der Wohlfahrtsausschuß . . .	108
VII.	Sören und Maria. Erzählung aus Dänemark. Von **Otto Hauser**	131
VIII.	Robert von Mohl	139
IX.	Politische Rundschau	147
X.	Herrn von Brandt's Ostasien. Von **Lady Blennerhassett**	152
XI.	Literarische Notizen	156
XII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIII.	Er selbst. Eine Porträtskizze von **Paul Heyse**	161
XIV.	Nikolaus Lenau. Von **Oskar F. Walzel**	190
XV.	Aus Tunesien. Briefe von **G. Wilmanns.** (1873—74.) Mit Einleitung und Schlußwort von **C. Bardt.** I./IV. . .	204
XVI.	War Heine französischer Bürger? Von **Ernst Elster** .	222
XVII.	Das Ende des südafrikanischen Krieges. Von **M. von Brandt**	231
XVIII.	Wilhelm Wundt. Von Dr. **Rudolf Eisler** (Wien) . . .	249
XIX.	Ein historischer Roman aus Altindien. Von **Richard Garbe**	261
XX.	Die Maus. Von **Anselm Heine**	282
XXI.	Die Kunst auf der Düsseldorfer Ausstellung. Von **Walther Gensel**	294
XXII.	Das Deutschthum in Elsaß-Lothringen. Von **Heinrich Schneegans**	303

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XXIII. Politische Rundschau 308
XXIV. Aus dem römischen und griechischen Italien . . . 313
XXV. Constantin Rößler 315
XXVI. Literarische Notizen 317
XXVII. Literarische Neuigkeiten 320
XXVIII. Alte Hessen. Zwei Capitel aus vergangener Zeit 321
XXIX. Die Lebensanschauung Theodor Storm's. Von **Otto Frommel** (Karlsruhe) 338
XXX. Aus Tunesien. Briefe von **G. Wilmanns.** (1873—74.) Mit Einleitung und Schlußwort von **C. Bardt.** V./VI. (Schluß) 354
XXXI. Molière's Kämpfe um das Aufführungsrecht des Tartuffe. Von **Hermann Fuchier** 371
XXXII. Die altpersischen Keilinschriften. Eine Erinnerung an den 4. September 1802. Von **Alfred Thumb** 381
XXXIII. Marie Louise und der Sturz Napoleon's. Ein Beitrag zu ihrer Biographie von **August Fournier** 394
XXXIV. Der Ausbruch der Montagne Pelée auf Martinique. Von **Georg Gerland** 425
XXXV. Coloniale Schmerzen. Von **M. von Brandt** 440
XXXVI. Der Scherbenflicker. Eine Pariser Modellgeschichte von **H. Raff** 445
XXXVII. Die Deutschen in Pennsylvanien 462
XXXVIII. Politische Rundschau 469
XXXIX. Ein Werk über die Caricatur. Von **Walther Gensel** . 474
XL. Literarische Notizen 477
XLI. Literarische Neuigkeiten 479

Rohleder's hohe Minne.

Von

Hans Hoffmann.

[Nachdruck untersagt.]

Richard Rohleder war gewissermaßen der öffentliche Prügelknabe des ganzen Städtchens. Nicht bloß die Schiffer und Werftarbeiter, bei denen das selbstverständlich, sondern jeglicher Bürger, höchsten wie niedrigsten Standes, hielt es für sein Recht, wenn nicht eher für seine Pflicht, ihm bei jeder sich bietenden Gelegenheit kräftig eins aufzudreschen. Wer ihn etwa, was sehr häufig vorkam, irgendwo am Bollwerk zwischen Fässern und Säcken schlafend oder doch wonnevoll ruhend fand, der spürte alsbald den unwiderstehlichen Drang, sich nach einem Stocke oder Tauende umzusehen und strafgewaltig auf ihn einzuwirken, ähnlich wie viele Menschen keine Katze liegen sehen können, ohne sie zu hetzen und, wenn möglich, ein wenig zu mißhandeln. Aber auch wenn er endlich einmal bei der Arbeit war, was immerhin auch vorkam, fand er in solcher Tugend keinen Schutz: geprügelt wurde er doch.

Richard Rohleder nahm das hin wie ein unvermeidliches Schicksal; es fiel ihm merkwürdiger Weise gar nicht ein, sich zur Wehr zu setzen, obgleich er sehr wohl die Kräfte dazu hatte; er stand eben ganz im Banne der Gewohnheit. Er pflegte zu klagen: „Die Prügel ließe ich mir gern gefallen, wenn's nur nicht weh thäte." Er ließ sie sich freilich auch so gefallen.

Und er hatte zu solcher Duldsamkeit seine triftigen Gründe: er wußte, daß er all' die Schläge reichlich und täglich verdient hatte und, richtig berechnet, noch ein gut Theil darüber. Nicht daß ihm im Einzelnen nicht oft schweres Unrecht gethan worden wäre: jeder Unfug unbekannter Urheberschaft, jeder dumme Streich, jedes Vergehen, ja jedes Verbrechen, das in der Stadt verübt ward, wurde ohne Weiteres Rohleder zugeschrieben und er danach behandelt. Das war manchmal hart; aber er mußte sich doch auch sagen: erstens kamen überaus viele Dinge dieser Art wirklich auf seine Rechnung, und zweitens blieben so viele seiner Strafthaten unentdeckt, daß er bei einigem Gerechtigkeitsgefühl selbst sich gut und gerne das doppelte Maß an Prügeln als bescheidene Sühne hätte zuerkennen müssen. Indessen er rechnete nicht, sondern sündigte blindlings und litt die Folgen, soweit er mußte, wehrlos

und still, aber ungebeugt. Das war so gewesen seit seiner frühesten Kindheit und war nicht anders geworden, als er mit großen, ungeschlachten Gliedern sein zwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte. Interessant wäre gewesen, zu beobachten, welche Stellung und Behandlung ihm beim Militär zu Theil geworden wäre; allein er wurde dienstuntauglich befunden wegen eines verkrümmten Fingers, der ihn im Uebrigen an keiner Arbeit hinderte.

Er arbeitete auch wirklich zuweilen, und dann allemal mit ernstlichem Eifer und sehr großer Geschicklichkeit. Es gab kaum einen Zweiten, der so anstellig gewesen wäre zu jeglicher Verrichtung; fast in jedem Handwerk konnte er irgendwie verwerthet werden, er war mit hundert Thätigkeiten vertraut, keine war ihm zu schwer und keine zu niedrig.

Nur freilich in einer und derselben Beschäftigung längere Zeit auszuhalten, das war ihm unmöglich. Sobald er durch emsigen Fleiß so viel erübrigt hatte, daß er einige Zeit davon leben konnte, ging er hin und lebte. So war er schon auf der Schule gewesen: aufgeweckt und fleißig, wenn er einmal ausnahmsweise gerade nicht schwänzte. So hatte er auch später einen festen Beruf nicht ergriffen, obgleich er es anfangs versuchen mußte; aber er kniff immer wieder aus. Um dem Kinde einen Namen zu geben, nannte er sich Schiffer; doch wußte man nur von einer einzigen kurzen Seefahrt, nach Amsterdam, die er als Schiffsjunge wirklich gemacht hatte; seitdem rechtfertigte er den Titel nur noch dadurch, daß er mit einiger Vorliebe im Hafen und auf den Werften seine Gelegenheitsarbeit suchte, hier und dort tüchtig eingriff, hier und dort Unfug verübte, immer aber geprügelt wurde.

Wenn man einen ehrsamen Bürger frug, welchen Untugenden vornehmlich Rohleder seine eigenartige Lebensstellung schulde, erhielt man mit Sicherheit zur Antwort: er log und er stahl. Das war immerhin schon etwas und wohl eigentlich recht viel. Merkwürdig war aber dabei, daß er bei so offenkundigem Rufe eines Diebes thatsächlich noch niemals dieserhalb mit Polizei und Gericht in Berührung gekommen war, niemals auch nur einen Tag lang seine Freiheit eingebüßt hatte. Die Erklärung war zunächst einfach: wo kein Kläger, da kein Richter. Daß aber noch Niemand darauf verfallen war, eine Anzeige gegen ihn zu erstatten, das war eben der ungeheure Vortheil seiner öffentlichen Anstellung als Prügelknabe. Die schnellere Justiz erschien Jedermann als die bessere.

Dazu aber kam, daß seine Diebstähle, so notorisch sie waren, einen ganz besonderen und keinen Menschen ernstlicher schädigenden Charakter trugen. Der Form seines Verfahrens nach mußte man ihn zwar geradehin als „schweren Jungen" bezeichnen, denn er scheute vor keinem Einbruch in verschlossene Räume zurück; recht im Gegentheil, er schien es als ehrenrührig zu betrachten, offen daliegende Gegenstände so einfach nur wegzutragen. Er suchte wie ein selbstbewußter Künstler Schwierigkeiten auf, um sie zu überwinden. Diese erhöhte er noch dadurch, daß er niemals Gewaltmittel gebrauchte: er benutzte weder Dietrich noch Nachschlüssel, noch Stemmeisen, noch Bohrer, noch Säge, noch Pechpflaster oder was sonst die verfeinerte Diebskunst an Werkzeugen kennt. Dagegen hatte er ein unglaublich sicheres Auge für

offen gebliebene Fenster, nicht schließende Dachluken und jede sonstige Art Oeffnung, durch die man mit Vermeidung der Thür in das Innere eines Hauses gelangen kann; und seine Künste im Klettern, Springen, Kriechen, Rutschen, Sichstemmen und Sichzwängen gingen oft ins Unbegreifliche. Insbesondere vermochte er trotz seiner derben Gliedmaßen durch Gitter zu schlüpfen, deren Enge einer etwas beleibteren Katze schon Bedenken hätte machen können. Vielleicht ersparte man ihm schon deshalb das Gefängniß, weil man sein Ausbrechen doch kaum verhindern konnte.

Der Hauptgrund für solche Schonung aber war seine seltsame Bescheidenheit in der Zahl und Auswahl seiner Beutestücke. Aus einer wohlgefüllten Speisekammer, die er vielleicht mit höchster Lebensgefahr erreicht hatte, nahm er eine einzelne Wurst oder ein Stück Speck oder eine Tafel Schokolade oder am allerliebsten eine Conservenbüchse, gleichgültig welchen Inhalts; niemals verschwanden von noch so verführerischen Vorräthen zwei oder gar mehr Stücke zugleich. Brach er in einen Keller ein, so erhob er eine einzige Flasche Wein als Tribut, und zwar mit merkwürdig kundigem Blicke immer eine geringere Sorte, nie von den ganz feinen Marken.

Am sichersten waren vor ihm Geld und auch eigentliche Werthsachen, aber auch Kleidungsstücke, Wäsche und ähnliche Dinge rührte er nicht an. Dagegen fielen ihm kleine, harmlose Schmucksachen und Schaustücke, Nippfiguren, bunte Muscheln, Vasen, Schalen, Kästchen und all' dergleichen Kleinzeug sehr häufig zum Opfer, besonders wenn sie hübsch blank waren oder durch irgend eine Absonderlichkeit sein Kennerauge reizten.

Auf frischer That abgefaßt war er noch niemals; wer aber irgend so ein Einzelstück vermißte, der wußte Bescheid. Zum Ueberfluß hatte er die Gewohnheit, jedesmal selbst gleichsam seine Visitenkarte abzugeben, vermöge etwelchen kleinen Unfugs, den er in dem betretenen Raume zu verüben für gut fand. Er drehte ein Sopha mit dem Sitz gegen die Wand, oder er stellte alle Stühle in einen Kreis zusammen, als ob sie einen Reigen aufführten oder eine Berathung hielten, oder er vertauschte die Bilder an den Wänden untereinander, oder er stellte die Lampen auf die Dielen und die Fußbänke und Spucknäpfe auf die Tische, oder er hängte allerhand herumliegenden Kram um den Leuchter, oder was ihm sonst gerade Liebliches einfiel.

Ueber den Verbleib seines Raubes war nie das Geringste zu ermitteln gewesen; einige vorgenommene Haussuchungen förderten keinen Fetzen noch Scherben und keinen Wurstzipfel zu Tage. Von einem Geständniß war natürlich erst recht keine Rede.

Dies führt zu Richard Rohleder's zweitem großen Laster, dem Lügen, hinüber. Jedoch, wie mit dem Stehlen, hatte es auch damit seine besondere Bewandtniß. In ernsthaften Dingen, zumal solchen, die mit Geschäft und Arbeit und seiner jeweiligen Anstellung zusammenhingen, war er die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit selbst. Falsche Angaben, betrügerische Kunstgriffe und Unterschlagungen irgendwelcher Art waren bei ihm ausgeschlossen; man konnte ihm getrost jede Geldsumme anvertrauen und ihm die größten und werthvollsten Einkäufe sorglos überlassen.

Hingegen war es nicht gerathen, ihm auch nur ein Wort zu glauben, wenn er Einem mit der treuherzigsten Miene eine merkwürdige oder auch ganz gleichgültige Geschichte erzählte, was er sehr gern und meist ohne jede Aufforderung that. Er konnte Einem mit einer gewissen Wichtigkeit so nebensächliche Dinge berichten, wie etwa, daß der Bürgermeister sich einen Canarienvogel angeschafft, oder die Frau Pastorin ihre Handschuhe verloren habe, oder daß dem Posthalter ein Pferd krank geworden sei: und es fand sich nachher, daß dies Alles vollkommen aus der Luft gegriffen war.

Wenn er die Erfindung so lächerlicher Kleinigkeiten nicht verschmähte, so griff seine Fabulirkunst doch unendlich viel weiter. Mit seinen kühneren Erzählungen freilich beglückte er keineswegs Jeden; dazu mußte man schon durch irgend ein erhebliches Verdienst sein ganzes Vertrauen gewonnen haben.

Ich gehörte als Knabe eine Zeitlang zu diesen Auserwählten; mein Verdienst war wohl vornehmlich meine glaubensfreudige Dummheit. Allerdings überschätzte er meine Glaubenskraft ein wenig; ich war doch immer im Stillen überzeugt, daß er ein bißchen aufschneide und übertreibe; dagegen drängte sich der Kern seiner Geschichten in der That mit unwiderstehlicher Gewalt zum Mindesten für den Augenblick als Wahrheit auf; und da konnte er triumphiren: denn eben an diesem Kern war meistens am allerwenigsten Wahres.

Eines Tages hatte ich mich durch mein staunendes und wundergläubiges Zuhören so tief in sein Vertrauen hineingearbeitet, daß er verhieß, mir seine „Räuberhöhle" leibhaftig zu zeigen, wenn ich einen Schwur leisten wolle, sie Niemandem zu verrathen. Den Schwur that ich natürlich mit aller Bereitwilligkeit. Trotzdem gebrauchte er die weise Vorsicht, ein völlig unsichtiges Nebelwetter abzuwarten, ehe er Ernst machte aus seiner Verheißung.

Er bestieg mit mir ein Boot, zu dessen Benutzung er selbstverständlich nicht das leiseste Recht hatte, stieß mit einem mächtigen Rucke ab und ruderte in den Nebel hinaus. Es war mir nun doch ein still unheimliches Gefühl, mich so vom Lande und Allem, was fest und deutlich war, zu lösen und mich in eine unbekannte, tief verschleierte Welt hinaustragen zu lassen, zumal Richard durch ausgiebiges Erzählen von Abenteuern und Räubergeschichten meine Knabenphantasie vorher in die gehörige Schwingung versetzt hatte.

Als wir eine kleine Strecke vom Ufer entfernt waren und schlechthin nach allen Seiten hin nichts mehr zu sehen war als der graue Nebel, obgleich wir die Geräusche der Stadt noch in aller Nähe hörten, ruderte er zunächst ein paarmal im Kreise herum, dann in verworrenem Zickzack, bis jede Möglichkeit entschwunden war, daß ich von der Richtung noch die leiseste Ahnung haben könnte, und nun ging's vorwärts. Wie er selbst sich zurechtfinden konnte, war mir ein Räthsel und ist es eigentlich noch; Richard deutete, als ich darum fragte, mit hohem Ernst auf einen Kerbschnitt in der Ruderbank und erklärte gelassen, nach diesem nehme er seine Richtung. Obgleich ich den Spott sehr wohl erkannte, durchschauerte mich dennoch ein Hauch übernatürlicher Geheimnisse.

Immer sahen wir nichts um uns her als den träge lagernden Dunst; nur manchmal tauchte vor uns etwas Dunkles, Gestaltloses auf, von dem er

den Curs dann alsbald wieder ablenkte. Diese Andeutungen der Ufer, bald des rechten, bald des linken, konnten für ihn die einzigen Merkmale sein. Ich vermochte nicht einmal zu bestimmen, ob wir den Fluß hinauf oder hinab fuhren, da ich versäumt hatte, mir die Richtung des Windes zu merken und das Gekräusel der Wellchen durchaus nur von diesem und gar nicht von der hier ganz geringen Strömung bewirkt wurde.

Mir wurde immer seltsamer und bänglicher zu Muthe in dieser unbestimmten und formlosen Nebeleinöde; das war, als sollte ich in die ewige Leere des Weltalls hinausgeführt werden. Plötzlich fiel mir's auf die Seele, daß dieser Rohleder doch eigentlich ein ganz verrufener Kerl war, der log und der stahl, dem also alles Schlimmste wohl zuzutrauen war. Bisher hatte ich mir über diesen Punkt nur wenig Gedanken gemacht und mich vor dem freundschaftlichen Verkehr mit ihm in keiner Weise gescheut; jene moralisch bedenklichen Dinge waren mir mehr wie zufällige und nicht ganz uninteressante Nebeneigenschaften erschienen von nicht tieferer Bedeutung, als etwa der verkrümmte Finger sie in seiner Körperlichkeit hatte oder auch wie eine besondere, vom Herkömmlichen etwas abweichende Berufsart. Jetzt aber stieg mir's auf: wenn der Mensch mich umbrächte, um mich zu berauben! Oder mich wenigstens in die Sklaverei verkaufte!

Es überlief mich eisig. Unwillkürlich fingerte ich in meinen Taschen, welche Werthgegenstände ich bei mir trüge. Dort aber fand ich meinen tiefen Trost: ich hatte nichts in allen Taschen als ein paar abgerissene Hosenknöpfe, die unter uns Jungen zwar einen gewissen Zahlungswerth hatten, sonst aber sicherlich selbst bei etwaigen wilden Völkerschaften in keiner hohen Schätzung standen. Und meine Kleidung — nun, ich trug meinen „Gartenanzug", und der konnte schwerlich eine Räuberseele reizen. Der Sklavenmarkt freilich drohte noch immer. Und ich war trotz alles geheimen Grauens doch ein bißchen neugierig, wieviel ich wohl kosten würde.

Wie ich indessen in Richard's treuherzig-pfiffiges Gesicht sah, begann ich mich im Stillen meines häßlichen Argwohns zu schämen. Nur dieser Nebel, dieser endlos lastende, ungestaltete, undurchsichtige Nebel, der blieb doch beängstigend, und dazu das dunkle, manchmal gespensterhaft auftauchende und wieder hastig verschwindende Land. Ich empfand eine scheue Sehnsucht, endlich etwas Ruhendes, Geformtes zu sehen.

Jetzt auf einmal, nachdem längere Zeit hindurch kein Uferstreif mehr sichtbar geworden war, begann Rohleder wiederum zu kreuzen und zu kreisen, nur jetzt in größeren Zügen als im Anfang, und ich sah ihn forschend hinaus spähen. Ich hatte eine ganz dunkle Ahnung, daß wir auf dem freien Haff wären, obgleich die Wellen kaum merklich höher sich kräuselten. Aber was konnte er dort suchen? Das Haff hat doch keine Höhlen. Mir kam nun doch wieder eine ganz gediegene Angst. Doch hütete ich mich, mir etwas merken zu lassen.

Da streiften wir zu unserer Rechten einen lockeren Rohrkamp. Richtig, so sah auf den längsten Strecken das Haffufer aus. Freilich hatte auch der obere Flußlauf ähnliche Stellen, wo das Wasser sich zwischen den Wiesen ausweitete und verpflanzte.

Wir glitten langsam daran hin. Auf einmal bemerkte ich an einem Schilfrohr ein winziges rothes Läppchen und einige Schritte weiter ein ebensolches zweites. Rohleder machte eine rasche Schwenkung und fuhr zwischen diesen beiden Merkzeichen in das Röhricht hinein, worauf er die Riemen einzog und das Boot mit dem Haken auf dem Grunde fortstieß. Das Schilf wurde immer dichter und höher, seine Arbeit schwieriger.

Jetzt ein Schurren und ein Stoß; wir waren an festen Boden gelangt. Richard that einen kräftigen Sprung ans Land, und ich folgte auf seinen Wink. Alsbald trat meinem Auge aus dem Nebel eine breite, dunkle Masse von knapper Mannshöhe entgegen; als ich heran war, erkannte ich ein Ding wie einen kleinen Erdwall, die steile Böschung mit langem Grase bewachsen.

„Das ist die Höhle", erklärte Richard feierlich. Ein leiser Schauder überrann mich. Der näheren Untersuchung offenbarte sich nun ein viereckiges Bauwerk aus Rasenplatten, nicht so hoch, daß es nicht von dem es umgebenden Rohre überragt und dem Vorbeifahrenden völlig verdeckt worden wäre. Ich bemerkte, daß dies hohe Rohr sich rund herumzog; wir befanden uns also auf einem winzigen Inselchen, das die Oberfläche des Wassers um nicht mehr als einen Fuß, bei niedrigem Wasserstande wohl um etwas mehr überragte. Um das Gebäude blieben nach allen Seiten noch ein paar Schritte Raum.

Einen Eingang konnte ich bei der ersten Umwanderung nicht entdecken; erst als Rohleder zugriff, bemerkte ich eine schräg liegende Klappthür, die gleichfalls mit Rasenplatten überdeckt war. Er klappte sie auf und ging mir voran, freilich auf allen Vieren, denn die Oeffnung war gerade nur hoch genug, einen kriechenden Menschen hindurch zu lassen. Als ich ihm nachgeschlüpft war, wurde ich überrascht durch die drinnen herrschende Helligkeit, da ich doch in ein pechschwarzes Loch zu kommen befürchtet hatte. Doch siehe, die „Höhle" hatte das schönste Oberlicht. Der kleine Raum war oben gedeckt durch eine der dicken Glasplatten, wie sie auf Schiffen zu solchem Zwecke gebraucht werden. Kein Zweifel, daß er sie irgendwo gestohlen hatte, vermuthlich von einer Schiffswerft oder eher noch mittels Einbruches frisch vom Glaser.

Und nun betrachtete ich den Innenraum mit Neugier, doch nicht gerade mit Bewunderung: ich hatte mir die Räuberhöhle etwas romantischer und sehr viel schauerlicher gedacht. Die Wände bestanden aus einfachen theergestrichenen Brettern, die in den weichen Boden gerammt und durch einige wagerechte Bohlen gegen den Druck der sie außen verkleidenden Erdmasse gesteift waren. Einen Stuhl oder so etwas Aehnliches gab es nicht; zu dessen bequemer Benutzung hätte die Höhe der Decke auch kaum genügt; in der Mitte vertrat ein kleiner Aufbau aus Ziegelsteinen die Stelle eines Feuerherdes und eines Tisches zugleich. Rund herum waren einige weiche und mollige, aber nicht ebenso saubere Wolldecken gebreitet — zweifellos auch kein ganz ehrlicher Erwerb.

An den Wänden zog sich in einiger Höhe ein breites Bord hin, das mit zahllosen größeren und kleineren Gegenständen buntscheckigster Art in wirrem

Durcheinander besetzt war. Das also waren die Beutestücke seiner berühmten oder berüchtigten Raubzüge! Du lieber Himmel, fast durchweg ein herzlich werthloses und schäbiges Zeug. Das war mein erster ernüchternder Eindruck. Als das Beste erschien noch die beträchtliche Zahl verlötheter Blechdosen, die gaben immerhin eine holde Verheißung. Auch einige Würste machten eine gute Figur, ebenso ein Haufen Backobst, einige Thürmchen von Chocoladentafeln und derlei gute Dinge, nicht am wenigsten dann eine kleine Batterie verkorkter Flaschen. Alles nicht Eßbare war niedlicher Krimskrams, eben noch für Kinderaugen von lustigem Reiz: Porzellanfigürchen, Gläser, Aschbecher, vergoldete Tassen, blanke Leuchter, Meerschaumspitzen, Briefbeschwerer, seidene Schleifen und Bänder, Taschenmesser, Körbchen und Schächtelchen und Gott weiß was sonst alles für Kram.

Viel merkwürdiger als diese Dinge selbst aber war die begeisterte Liebe, mit der ihr glücklicher Besitzer sie still übermusterte und Stück für Stück einer eingehenden Betrachtung unterzog. Und dann begann er zu erzählen, und das war denn freilich noch wieder ein gut Theil merkwürdiger und schöner.

Er hockte in Türkenstellung auf dem Boden, ich lag ausgestreckt auf dem Bauch mit aufgestemmten Ellbogen ihm gegenüber und lauschte begierig seinen seltsamen Mären. Ich wußte auch jetzt wieder sehr gut, daß er grenzenlos aufschnitt, ja offenbar mehr als je ganz ungemischt schwindelte; allein die Treuherzigkeit seines Berichtes und die eigene Andacht seines Gesichtsausdrucks schlugen mich doch immer wieder in Fesseln und verzehrten unvermerkt meinen Unglauben zu einem guten Theile. Er hielt dabei je eines seiner harmlosen Kleinodien still in der Linken, es mit glänzenden Blicken liebkosend, und benutzte die Rechte zu einem lebhaften Gebärdenspiel; er erzählte die Geschichte der Eroberung dieses und jenes einzelnen Stückes.

Es war am häufigsten eine Seeschlacht, durch die es gewonnen wurde, manchmal aber auch eine Landung, die Erstürmung eines Castells, das Eindringen in eine unterirdische Grotte und sonstige Abwechselungen anregender Art. Blutig und heldenmäßig ging es allemal her, die Siege waren glänzend, die Beute unermeßlich, und Richard hätte bei der Vertheilung unter die Sieger die fabelhaftesten Reichthümer wegschleppen können, wenn er nur gewollt hätte. Er zog es aber vor, sich mit diesem einen, an sich ja nicht bedeutenden, ihm aber höchst werthvollen Stücke zu begnügen, das er aus Gründen allen andern Schätzen vorzog. Er wollte nicht in den Verdacht kommen, als ob er aus Raubgier die gefährliche Fahrt unternommen hätte; er war in Wahrheit von einem edleren Drange getrieben worden. Für ihn galt es einzig die Befreiung einer holden Dame, die von Seeräubern oder anderen schlechten Menschen in peinlichem Gewahrsam gehalten wurde. Denn immer ging es gegen solches Volk, nie gegen ordentliche Leute: so gesetzlich war seine Phantasie im Gegensatz zu seinem Leben.

Allemal war natürlich das Ende vom Liede, daß die Befreite den kühnen Erretter mit inbrünstigem Dank und heimlich erröthender Zärtlichkeit begrüßte und ihm ein kleines Andenken überreichte, das eben seinen Werth durch diesen rührenden Schenkungsact erhielt. Damals noch kaum, jedoch später in

der Erinnerung ist es mir aufgefallen, wie schüchtern und ehrbar die erotische Phantasie dieses Schlingels sich dabei verhielt: niemals verstieg sie sich etwa zu einem Kusse oder sonst einer körperlichen Liebkosung; ein zarter Blickwechsel aus züchtiger Ferne erschien als das Aeußerste, das er zu begehren wagte. Als richtiger Don Juan zeigte er sich nur in der außerordentlich hohen Ziffer der von ihm angebeteten und ihn anbetenden Damen. Und wenn man die träumerisch erregte Miene ansah, mit der er so etwas erzählte, so mußte man nothwendig zu dem Glauben kommen, er habe wirklich für all die Vielen eine wahrhaft andächtige Liebe und Verehrung im Herzen getragen.

Schon damals erschien mir des Weiteren bemerkenswerth noch zweierlei, zum Ersten, daß jede seiner Geschichten bei allem sonstigen Reichthum des Wechsels in Personen, Schicksalen und Thaten ganz gleichmäßig mit einem großartigen Festmahl abschloß, das ihm von der jedesmaligen Herzenskönigin gegeben worden und in dessen eingehender Ausmalung er wohl die allerüppigste Kraft der Phantasie bewährte. Mir lief das Wasser im Munde zusammen, wenn er die Fülle der Gerichte aufzählte und den Sondergeschmack jedes einzelnen in Worte zu fassen wußte mit einer Meisterschaft, wie ich sie bei keinem gelernten Feinschmecker je wieder gefunden habe. Seine überraschende Kenntniß seltener und kostspieliger Speisen erklärte sich daraus, daß er eine Zeit lang als Schiffsküchenjunge gefahren war und da wohl genügende Gelegenheit zum Naschen gefunden hatte. Bei diesen Schlußmahlzeiten saß dann die befreite Jungfrau regelmäßig ihm gerade gegenüber, und er würzte den Genuß des reichlichen Schmausens durch beseligte Blicke in ihr leuchtendes Antlitz und durch leise grüßende Gegengrüße. Weiter ging er, wie gesagt, in diesem Punkte nicht; alles leidenschaftlichere Begehren tobte er an Austern, Bachforellen, Fasanen, Waldschnepfen und Schildkrötensuppe aus.

Das Zweite, was mir auffiel, war dies: seine Heldinnen wechselten in den Geschichten Namen, Stand, Schicksale, Kleidung und alle möglichen Eigenschaften, dagegen in Gestalt und Antlitz sahen sie sich in Allem ganz und gar gleich, und zwar keineswegs bloß in allgemeineren und häufigeren Kennzeichen, wie blonde Locken, große blaue Augen, fein geschnittene Lippen, stolz geschwungene Brauen — denn auch auf solche Dinge verstand er sich als Feinschmecker —, sondern auch in ganz individuellen Zügen, die vereint sich nicht leicht öfter als einmal finden. Beispielsweise erwähnte er jedesmal ein Grübchen in der rechten Wange, während die linke dessen entbehrte; ferner eine kleine Narbe über dem rechten Auge, die einen schalkhaft koketten Reiz haben sollte, sodann eine feine Spaltung des linken Ohrläppchens.

Dieser letzte sonderbare Einzelzug setzte auf einmal vor meine Phantasie das ganz bestimmte Bild eines lebenswirklichen jungen Mädchens, das ich sehr gut kannte, und das war Niemand anders als Susanne, die anmuthige und bildhübsche Tochter unseres hoch angesehenen Justizraths Scheunemann. Wahrhaftig, es stimmte Alles, aber auch Alles, Zug um Zug; selbst der graziös schwebende Gang war nicht vergessen, auch die mir wohlbekannte und wohlgefällige Eigenschaft eines neckischen, meinetwegen sogar ziemlich jungenhaften Uebermuths schimmerte deutlich hindurch. Je öfter er seine Heldin

und Gastgeberin umkleidete und in neue Lebenslagen versetzte, desto sicherer wurde ich meiner Sache. Es blieb gar kein Zweifel, so sah Suschen Scheunemann aus und sie allein auf der Welt.

Ich merke nun, daß ich beim besten Willen nicht umhin kann, etwas zu thun, was eigentlich meiner innersten Natur widerstrebt, nämlich über ein bildhübsches Mädel von achtzehn Jahren etwas Nachtheiliges auszusagen. Auch ist es im Grunde ein Stilfehler, denn damals merkte ich von solchen Nachtheiligkeiten noch gar nichts, sondern fand Suschen einfach reizend. Aber es muß doch sein. Von der Höhe meines jetzigen unangenehm reifen Lebensalters ersehe ich mit Bestimmtheit, daß Suschen damals durchaus das war, was man einen kleinen Racker nennt, der Schrecken ihrer Lehrerinnen und aller verwandten Berufsklassen, der Neid ihrer Freundinnen und der ungeheure Schmerzensherd aller liebefähigen und liebebedürftigen Mannesherzen, denn sie war kokett wie nur eine und verstand die verhärtetsten Seelen, männliche, meine ich natürlich, zu drehen wie einen Leierkasten. Sie war fast so etwas wie ein weiblicher Richard Rohleder, nur auf einer viel höheren gesellschaftlichen Stufe, daher sie sich denn mit Einbruchsdiebstählen niemals abgab; wie sie's mit dem Lügen hielt, bleibe dahingestellt, sicher ist, daß sie in Nothfällen auch mal die Wahrheit sagte.

Aber, wie gesagt, das ist nur mein jetziges Urtheil über sie; wenn man alt wird, muß man ja officiell der koketteriefreien Weiblichkeit huldigen und jeden Ansatz zum Laster verdammen. In der Jugend denkt man meist anders und findet so was sogar sehr niedlich.

Ich war damals schon so schwach, obgleich ich noch gar nicht in dem schwachheitskräftigen Alter war, fand Suschen allerliebst, und das half mir, Richard's Empfindungen ahnend zu begreifen. Ich war zwar erst Tertianer und als solcher ziemlich jung, hatte aber schon Tanzstunden gehabt und war folglich in Sachen schöner Gefühle immerhin schon von einigen Lichterchen angestrahlt. Daher kam mir denn auch die Ahnung, die dann schnell zu einem sicheren Erkennen heranreifte, daß es mit seiner scharfen Porträtzeichnung Suschen's eine Bewandtniß haben müsse.

Und nun kam mir eine Erinnerung, daß ich Rohleder einmal in einer sonderbaren Lage gefunden hatte. Scheunemann's Garten stieß hinten an eine Sumpfwiese, von der er durch einen ziemlich hohen Bretterzaun getrennt war. Eines Tages, als Fräulein Susanne mir in einer großherzigen Wallung den Zutritt zu ihren Himbeeren gewährt hatte, mich aber von einem Gartenstuhl aus ein bißchen unter Augen behielt, damit der Früchtebestand nicht völlig vernichtet würde, bemerkte ich in diesem Zaune ein rundes Loch; kein Astloch, wie eine spätere Untersuchung ergab, sondern künstlich und säuberlich heraus geschnitten: und durch dieses sah ich ganz deutlich ein menschliches Auge herein starren; ich unterschied den Augapfel, die Lider und Wimpern.

Das war mir ganz unheimlich, und es bedurfte einiger Zeit, bis ich den Muth faßte, der Sache auf den Grund zu gehen. Ich schlich, von den Himbeersträuchern gedeckt, vorsichtig näher und machte bald die Wahrnehmung, daß dies geheimnißvolle Auge offenbar nicht auf mich, sondern ganz unverwandt

auf Fräulein Susanne gerichtet war, so daß ich nun desto kühner anschleichen und mir meine Beobachtung bestätigen konnte.

Auf einmal wurde das junge Mädchen vom Hause her gerufen, sprang auf und eilte dorthin; alsbald verschwand auch das Auge.

Nun bezähmte ich meine Neugier nicht länger, ich erklomm einen jungen Kirschbaum, der einen Ast über den Zaun streckte und spähte von hier aus auf die Wiese hinunter: da entdeckte ich Richard Rohleder, bis zu den Knieen im Sumpfe stehend. Zum Unglück brach der Ast, auf dem ich mich zu weit vorgewagt, und ich plumpste zu ihm hinab. Darauf ergriff er mich schweigend, prügelte mich durch und wandte sich dann in die Flucht, immer noch ohne ein Wort zu sagen. Mir blieb nichts übrig, als ihm auf demselben Wege zu folgen und an der Hinterseite der Gärten hin mich auf festen Boden zu retten, wo ich mit triefenden Beinen ankam.

Ich hatte den Vorfall bald wieder vergessen gehabt, denn nasse Füße und eine Tracht Prügel sind für einen Jungen von meiner Art kein besonderes Ereigniß, und das spähende Auge hatte durch die Aufklärung sein unheimliches Interesse verloren. Ich nahm natürlich an, sein Spähen habe den Himbeeren gegolten.

Eigentlich hätte ich ja wohl Scheunemann's deswegen warnen sollen, daran aber hinderte mich ein gewisses kameradschaftliches Gefühl, denn Himbeerstehlen war auch mir nichts ganz Fremdes; die erhaltenen Prügel änderten an diesem Gefühle nichts.

Heute aber dämmerte mir plötzlich ein ahnendes Wissen, daß sein Auge damals durchaus auf einem anderen, noch reizenderen Ziele geruht habe. Dieser plötzliche Einblick in Rohleder's Gemüthsleben machte mir den Menschen nun ungeheuer interessant, und ich folgte dem Fluge seiner Phantasie fortan mit verdoppelter Andacht und merkwürdiger Weise auch mit verstärktem Glauben, obgleich das deutliche Hereinragen der vernünftigen Wirklichkeit in Gestalt des Fräuleins Susanne mir über die Schwindelhaftigkeit seiner Erlebnisse doch erst recht hätte ein Licht aufstecken sollen.

Auf noch derbere, keineswegs jedoch unangenehme Art zog er selbst zu guterletzt mich dadurch in die Wirklichkeit zurück, daß er nun seinerseits ein Mahl zu rüsten begann, da hier zufällig keine festliche Spenderin zur Stelle war. Etwas Reisig hatte er bereit liegen; damit machte er Feuer auf dem kleinen Herde und stellte einen Tiegel mit Wasser darauf.

Als dieses kochte, setzte er eine inzwischen geöffnete Conservenbüchse hinein. Der Rauch nahm seinen Abzug durch ein kleines Loch in der Decke neben dem Glase, allerdings so langsam, daß es bald genug aussah, als könnte man ihn in Würfel schneiden. Es war, wie wenn der Nebel sich von draußen in verdichteter und geschwärzter Form nach innen gezogen hätte. Doch das war nur der Nase und den Augen unbequem und erschwerte etwas das Athmen; für die Phantasie hatte es seinen besonderen Reiz, und die war hier nur einmal Königin.

Die Spargel schmeckten stark nach Rauch, doch das ließ sich als pikante Würze auffassen, und sonst waren sie tadellos. Ein tüchtiges Stück Schlack-

wurst, aus freier Faust gegessen, gab dem Mahle den Stempel der Vollendung. Rohleder selbst redete zwar sehr verächtlich davon, er war eben ganz andere Gastereien von seinen geretteten Prinzessinnen gewöhnt; das hinderte jedoch weder mich, es wundervoll zu finden, noch ihn, ganz ungeheuerliche Massen in sich hinein zu befördern. Ich dachte bei mir, es sei gut, daß sich so viele freundliche Wirthinnen in seine Ernährung theilten, denn er hätte die bestsituirte Königstochter binnen kürzester Frist arm essen können.

Nach Beendigung des Schmauses holte er eine Flasche Wein herunter; Zuckerwasser wäre mir lieber gewesen, denn das säuerliche Zeug verzog mir die Lippen; indessen ich wußte, zu einem Festmahl gehört nun eben nicht Wasser, sondern Wein, und so trank ich denn tapfer. Rohleder half sich dadurch, daß er den Säuerling mit einer reichlichen Einlage von starkem Branntwein hinunterspülte. Zu solcher Gewaltmaßregel konnte ich mich nicht entschließen.

Nach einiger Zeit begann er vertraulich zu werden und seine Erzählungen, die er nun wieder aufnahm, mehr und mehr realistisch zu färben, solcher Art das Wort von der Wahrheit im Wein dahin abwandelnd, daß im Schnapse wohl noch eine mächtigere Wahrheitskraft wohnt. Aus den stolzen Seeraubzügen wurden allgemach ganz gewöhnliche Einbrüche in Kellerfenster und Bodenluken oder auch in unverschlossen gebliebene Hausthüren.

Da ich keine sonderliche Mißbilligung in sittlicher Hinsicht zu erkennen gab — denn auch diese Art Unternehmungen hatte in seinem Bericht noch ihre Romantik, und die überstrahlte sieghaft die Polizeiwidrigkeit —, so steigerte sich unter dem Einfluß des Branntweins sein Vertrauen ins Maßlose, und er verrieth mir offen, er plane an dem und dem Tage bei Frau Capitän Dühring, von ihm wie von aller Welt Tante Fritzchen genannt, einen Einstieg zu bewerkstelligen und eine gewisse, sonderbar geformte Muschel aus ihrer Putzstube in seine Gewalt zu bringen.

„Dann hat sie nämlich Wäsche," erklärte er mir, „und da bleibt die Bodenluke offen. Und unten im Hause kenn' ich mich so genau aus, daß ich mich ohne Laterne zurechtfände. Ich hab' da viel Prügel gekriegt, da merkt man sich die Gegend. Ich bin auch schon öfter bei Nacht dagewesen, hab' aber nichts genommen, weil ich ein bißchen Angst hatte vor der Alten; sie hat so boshafte Augen und sieht Einen durch und durch mit ihrer schwarzen Brille. Aber das muß aufhören; ich will ihr mal zeigen, daß ich Muth hab'. Um Punkt zehn Uhr steig' ich ein; da liegen Tante Fritzchen und ihre Rike gerade im ersten Schlaf, und der ist der festeste."

Ich erschrak nun doch über den verwegenen Anschlag. Was in der Vergangenheit lag, ließ ich allenfalls gelten, weil Geschehenes nicht zu ändern und vielleicht nicht einmal wahr ist; aber ein für die Zukunft und zwar die allernächste Zukunft geplanter Einbruch, noch dazu bei einer unserer Familie so eng befreundeten und von mir so mächtig respectirten Dame, das rührte denn doch beträchtlich an mein Gewissen. Ich wagte eine kleine Abmahnung, nicht so sehr vom moralischen Standpunkt als durch einen Hinweis auf Tante Fritzchen's leisen Schlaf und die strafende Gewalt ihrer Augen. Da wurde

er erst recht aufgeregt und schwur, die Muschel müsse er haben, und vor Allem wolle er's der Alten zeigen!

Solcher Heldenmuth mußte ihm denn allerdings meine Bewunderung erwerben, und ich wurde still; war ich selbst doch im Bereich ihres Gesichts stets ein Musterbild von Tugend und wagte nicht einmal einen Apfel vom Baum bei ihr zu mausen.

So verließen wir denn im schönsten Einvernehmen die merkwürdige Insel und ruderten wieder in den Nebel hinaus. Da Richard inzwischen doch auch inwendig reichlich Nebel aufgelegt hatte, ist mir's noch heute doppelt unbegreiflich, wie er ungefährdet heimgefunden hat; aber daß es ihm gelang, kann ich nicht leugnen.

Noch einen kleinen Zwischenfall gab es unterwegs, der auf mich einen starken Eindruck machte. Mitten im Rudern legte er auf einmal die Riemen quer vor sich hin, beugte den Kopf vor und fing jämmerlich an zu heulen. Ich war tief betroffen durch diesen jähen Gefühlsausbruch, ja, ich kann sagen, gerührt und ergriffen. Denn ich ahnungsvoller Engel wußte auf der Stelle, welcher Göttin dieses Thränenopfer dargebracht wurde. Aber was verständigen Leuten ohne Zweifel unermeßlich komisch gewesen wäre, Richard Rohleder, den verlumptesten Bengel der Stadt und ihrer weiten Umgegend, den heiligen Schmerzen hoher Minne hingegeben zu sehen, das macht ihn mir zu einem Gegenstande der Theilnahme nicht bloß, sondern einer gewissen scheuen Verehrung. —

Am nächsten Tage ging ich wie im Traume umher; das Abenteuer von gestern spukte in meinem Kopfe in wunderbaren Beleuchtungen nach.

Als ich zufällig auf der Straße Suschen Scheunemann traf, sah ich sie mit ganz neuen Augen an; etwas von dem Nimbus der romantischen Heldin und Prinzessin war an ihr hängen geblieben. Ich wurde glühend roth und fühlte mich von ihrem heiteren Gruße angenehm durchschauert; von Rohleder's verehrender Liebe war offenbar durch Kraft der Ansteckung ein Theilchen auf mich übergegangen. Bis zu Thränen freilich reichte es bei mir von Weitem nicht; im Gegentheil, ich fühlte mich äußerst vergnüglich gestimmt.

Ich stand still und schaute ihr nach: wahrhaftig, ein reizendes Mädchen war sie; ich bewunderte mit aufgethanen Augen den schwebenden Gang, der es Richard so sehr angethan hatte. Ja, so mußten Prinzessinnen schreiten, wenn nicht gar Feen oder sonst überirdische Wesen.

Ich kam nicht vom Platze, konnte die Blicke nicht losreißen. Jetzt sah ich sie in Tante Fritzchen's Hausthür treten. Ein kurzes Weilchen noch zögerte ich verschämt, dann zog es mich gewaltsam ihren Spuren nach, obgleich mich eine plötzliche Scheu vor dem scharfen und strengen Blicke der Hausfrau überfiel.

Und richtig, kaum daß ich eingetreten war und diese Blicke fest und fragend auf mir ruhten — denn ich kam selten ohne einen Wunsch oder sonst eine bestimmte Ursache —, so erwachte mein Gewissen: ich sah auf dem Fußgestell des großen Wandspiegels jene Muschel liegen, auf die Rohleder es abgesehen hatte; sie war wirklich wunderhübsch, und Alles in Allem wäre sie

wohl das werthvollste Schaustück seiner ganzen zusammengestohlenen Sammlung gewesen. Und ich sagte mir: das durfte ich nicht dulden, daß der neue Diebstahl zur Ausführung kam, da ich es durch ein Wort zu hindern vermochte, ohne den Kameraden doch eigentlich zu schaden; denn wer konnte ihn für die bloß ausgesprochene Absicht zur Verantwortung ziehen? Daneben zwickte mich ein unwiderstehliches Gelüst, Fräulein Suschen's Miene zu sehen, wenn sie von ihrem seltsamen Anbeter erführe, von dem sie sich schwerlich etwas träumen ließ.

Gleichwohl blieb eine Zeit lang doch auch das Gegengewissen an der Arbeit: was ich zu thun gedachte, war doch immerhin Verrath an Richard's Vertrauen.

Da fügte es sich, daß Susanne selbst eine wunderliche Neuigkeit zur Sprache brachte, die ganz offenbar in engster Beziehung zu meinem Geheimnisse stand.

„Ja, und nun denken Sie bloß, Tante Fritzchen," erzählte sie ganz aufgeregt, „es ist ja gar nicht zu glauben, so verrückt ist das. Finde ich also in meinem Zimmer, sauber auf meinen Nähtisch gelegt, früh Morgens eine reizende kleine Broche, ganz echt Gold, denken Sie bloß, und sehr feine Arbeit, Vater meint, mindestens zwei Friedrichsdor werth. Natürlich dachte ich an diesen selbst zuerst, obgleich ich nicht begriff, wie er dazu käme, mir außer der Zeit solche Werthsache zu schenken, — so ist er doch sonst nicht — aber ein Anderer, dacht' ich, konnte es unmöglich gewesen sein, Mutterchen doch erst recht nicht: aber wie ich mich nun bei ihm bedanken will, ist er ganz erstaunt — aber wirklich echtes Erstaunen, wissen Sie, kein solch' bloßes Gethue wie manchmal so zu Weihnachten: da sieht man's doch immer um seine Mundwinkel zucken — nein, diesmal macht er wirklich ein Gesicht: wenn's nicht Papa wäre, hätt' ich gesagt ein dummes, aber das kommt bei Vätern bekanntlich nicht vor; und wenn der wirklich mal ein dummes Gesicht macht, dann ist er ernstlich überrascht und weiß von gar nichts. Und jetzt wurde er obendrein ganz richtig böse, erst nicht gerade auf mich, denn das sah er doch auch, daß ich nichts dafür konnte, sondern auf irgend wen — aber das war ja das Schlimme, daß man nicht wußte, auf wen man böse sein sollte; und dann doch auch auf mich, denn er behauptete, irgend eine Schuld müßte ich doch wohl dabei haben, ganz ohne Veranlassung hätt' am Ende Niemand den Muth, gleich goldene Brochen zu schenken, also mußt' ich doch wohl mit irgend wem ein bißchen kokettirt haben — denken Sie doch, Tante Fritzchen, ich und kokettiren! Das ist doch wahrhaftig der letzte meiner Fehler —."

Hier brummte Tante Fritzchen etwas vor sich hin, das wie „Na, na!" oder so ähnlich klang. Suschen aber überhörte das und fuhr eifrig fort:

„Und da kam Vater zuletzt auf den schlauen Gedanken, beim Goldschmied nachzufragen, ob da vielleicht Jemand die Broche gekauft hätte und wer es gewesen wäre. Wobei dann noch immer das Räthselhafte blieb, wie dieser Mensch eigentlich in meine Stube gekommen war und obendrein ganz offenbar bei nachtschlafender Zeit: denn am späten Abend hatte ich noch genäht und dann Alles weggeräumt; und ganz früh am Morgen hatte ich das Ding gefunden.

„Na, also zum Goldschmied: und so wahrhaftig, da kam Alles heraus — und nun rathen Sie doch bloß, welcher Mensch das gewesen ist! Aber das sag' ich Ihnen gleich, Sie errathen es im Leben nicht trotz all' Ihrer Klugheit, und Niemand könnt' es errathen, denn es ist zu räthselhaft und lächerlich und geradezu blödsinnig — aber versuchen Sie doch mal zu rathen, es wird mir solchen Spaß machen —."

„Ich weiß es!" fiel ich plötzlich ein, und ich war ganz roth vor Vergnügen ob meiner überlegenen Kenntniß geworden.

„Du?" fragte Fräulein Susanne mit einem etwas mißächtlichen Augenzwinkern, das mir ein bißchen weh that, „das möcht' ich aber wirklich hören, was Du davon wissen kannst. Das wäre doch mehr als merkwürdig, wenn Du das herausbrächtest."

„Richard Rohleder," sagte ich kurz und stolz.

„Na aber!" rief Suschen höchst überrascht, „wie ist das möglich? Wie kannst Du das wissen? Wie kommst Du darauf?"

„Eine Ahnung hatte ich allerdings auch," bemerkte Tante Fritzchen, „daß der Rohleder dahintersteckte. Wer dringt denn sonst bei nächtlicher Weile in ein Haus und ein Zimmer? Aber soviel ist auch klar, daß er es im Auftrage eines Andern gethan hat, denn er selbst hat wahrhaftig keine goldenen Brochen zu verschenken, wenigstens keine gekauften; und wenn er sie hätte, schenkte er sie gewiß nicht an Fräulein Susanne Scheunemann, sondern an irgend eine Karline oder Mine: der eigentliche Thäter dem Geiste nach ist also doch noch nicht gefunden. Und da wird man wohl kaum auf einen Andern als auf einen heimlichen Anbeter rathen können. So was kommt nämlich vor, daß junge Damen, ob kokett oder nicht, heimliche Anbeter haben, von denen Niemand nichts weiß, zuweilen sogar — das aber sehr selten — nicht einmal sie selbst."

Suschen that einen frommen Augenaufschlag, und es gelang ihr sogar, ein wenig zu erröthen. Tante Fritzchen wandte sich nunmehr zu mir:

„Aber sage mal, Hans, wenn Du so genau weißt, daß Rohleder diesen umgekehrten Einbruchsdiebstahl begangen hat, kannst Du am Ende auch sagen, wer ihn dazu angestiftet hat; und damit würdest Du Suschen einen wirklichen Dienst erweisen. Denn ungenannte Verehrer sind für junge Mädchen ohne sittlichen Werth; deren Geschenke dürfen sie ja doch nicht behalten."

Ja, da blieb mir denn also wirklich nichts übrig, als Alles, was ich wußte und beobachtet hatte, der Wahrheit getreu zu Protokoll zu geben. Nur von der Räuberhöhle schwieg ich sorgfältig: da hatte ich einen Schwur gethan, den durfte ich nicht brechen. Dagegen mit meinen stillen Beobachtungen über seine Gefühle nach Belieben zu schalten, konnte mir kein Gewissen verwehren, das war kein anvertrautes Gut, sondern eigene Erwerbung. Und mit dem geplanten Einbruch bei Tante Fritzchen, da stand eine Pflicht gegen die andere; mit völlig unlädirtem Gewissen war aus diesem Conflict schlechterdings nicht herauszukommen.

Fräulein Suschen's unbändiges Lachen bei meinem Bericht von Rohleder's hoher Liebe klingt mir noch heute in den Ohren, und es stand ihr unleugbar

reizend zu Gesichte. Sie konnte von Richard's Räubergeschichten, deren heimliche Heldin sie war, gar nicht genug kriegen. Tante Fritzchen hingegen lachte merkwürdiger Weise nicht, sondern wiegte den Kopf nur leise hin und her und machte ein sonderbar nachdenkliches Gesicht. Als sie aber von dem Einbruchsplan hörte, zog sie gelassen und schweigend an der perlengestickten Klingelschnur. Ihre alte Köchin erschien in der Thüre.

„Rike," sagte die Herrin, „übermorgen Nacht zehn Uhr pünktlich bekommen wir Besuch von Herrn Richard Rohleder, der Persönlichkeit nach bekannt, wir haben ihm beide so manche Tracht Prügel aufgezählt, aber niemals unverdiente wie so manche Andere; und das rechnet er uns hoch an. Um uns aber nicht im Schlaf zu stören, will er nicht durch die Hausthür, sondern durch die Bodenluke kommen und ganz unhörbar die Treppe herunterschleichen. Das finde ich so rücksichtsvoll, dafür müssen wir ihn wirklich belohnen. Natürlich gehen wir beide wie immer um neun Uhr schlafen, aber seine Bewirthung soll er doch haben. Du schmierst ihm einfach ein halbes Dutzend tüchtiger Schmalzstullen mit Leberwurst, die setzen wir ihm hier in die Stube, ein Schnapsfläschchen dazu, und ich lege einen Zettel daneben, darauf soll stehen: ‚Bitte zuzugreifen, Herr Richard Rohleder.' Und als Extrageschenk kriegt er von mir dann noch diese Muschel, die pack' ich unter die Stullen."

Die Wirkung dieser Worte auf uns alle drei war gründlich verblüffend, und ich bin mir bewußt, kein klügeres Gesicht gemacht zu haben als Suschen und Rike.

Die Köchin faßte sich und begriff zuerst. „Das sieht Ihnen wieder ähnlich," sagte sie in ihrer gewohnten barschen Art. „Nein, so 'ne Verrücktheit! Statt ihm alle Knochen entzwei zu hauen nun gar noch Schmalzstullen. Aber natürlich besorgt muß es werden, Ihren Eigensinn kenn' ich doch. Ich will Alles besorgen, aber daß ich nicht ein bißchen Rattengift unter das Schmalz mische, dafür kann ich nicht einstehen."

Damit verschwand sie brummend aus der Thür.

Jetzt lächelte Tante Fritzchen. „Möglich," sagte sie ruhig, „daß wir ihm auf die Art am besten das Stehlen abgewöhnen, besser als durch Prügel. Und das möchte sich wohl lohnen. Ich habe ihn oft gegen allzustrenge Richter vertheidigt; ein Taugenichts ist er, aber ein Bösewicht ist er nicht. Ich hab' etwas für ihn übrig. Mag er nun kommen, sein Schreck wird nicht schlecht sein; ich möchte wohl dabei zusehen, wenn er die Bescherung findet."

Ich blickte in Fräulein Suschen's Gesicht; das zeigte auf einmal ein helles Aufleuchten, des Verständnisses etwa eines neuen, schlauen Einfalls, und nahm dann einen höchst spitzbübischen Ausdruck an.

Was dieser bedeutete, sollte ich am andern Nachmittag erfahren.

Da hatte ich das Schicksal, das mir damals als eines der schrecklichsten erschien, die über den Menschen verhängt werden können, in einen Damenkaffee zu gerathen. Scheunemann's Mädchen kam und bestellte, das Fräulein lasse mich um einen kurzen Besuch bitten, sie habe mir etwas zu sagen. Natürlich gehorchte ich mit Freudigkeit, fiel aber fast in Ohnmacht, als ich mich plötzlich von einem Kreise schwatzender und kichernder junger Mädchen

hülflos umstellt sah. Doch an Flucht war nicht zu denken, ich mußte Stand halten.

Und bald genug beruhigte ich mich nicht bloß, sondern sah mich für meinen Schreck ausgiebig entschädigt durch einen wundervollen Plan, den die Mädel sich ausgeheckt hatten und den sie mir mittheilten, indem sie um meine Mitwirkung baten. Ich war sogleich Feuer und Flamme dafür; ich versprach mir unendlichen Spaß von der Sache. Die mir zunächst zufallende Aufgabe war die, mit Tante Fritzchen's gestrenger Rike in geheime Verhandlung zu treten und sie zur thätigen oder mindestens duldenden Mitarbeit an unserm Vorhaben zu gewinnen. Ich hoffte bestimmt, das bei ihr zu erreichen; ich stand sehr gut mit ihr, denn sie pflegte mir reichliche Naschwaaren zu schenken, und wen man beschenkt, den gewinnt man lieb.

Und wirklich hatte ich leichten und vollen Erfolg bei ihr; sie war selbst von vorn herein ganz entzückt von unserm Plane, von dessen Ausführung ich nunmehr in der Kürze berichten will.

* * *

Als an dem von Rohleder vorbestimmten Abende die Uhr auf zehn ging, saß ich hinter einer Theertonne verborgen vor Tante Fritzchen's Hausthür und wartete des Einbrechers, der da kommen sollte. Und er kam ganz pünktlich. Er ging, ohne sich umzusehen, augenscheinlich ganz sorglos, gerade auf sein Ziel los. Jetzt stand er still, ließ einen kurzen Schein seiner Blendlaterne über das Haus gleiten und kletterte dann gemächlich an dem Regenrohre empor, indessen mein Haar beim Anschauen des halsbrecherischen Kunststücks leise sich sträubte. Doch er kam ungefährdet zur Höhe — Unkraut vergeht nicht, würde Tante Fritzchen gesagt haben — und erreichte die Dachluke, in der er hineinstieg. Die Nacht war sternenhell, so daß ich ihm bis so weit mit den Blicken folgen konnte.

Nun sprang ich ins Haus durch die unverschlossene Thür — o ahnungsloser Richard, wie leicht hättest Du's gehabt! — und vereinigte mich drinnen mit den meiner harrenden weiblichen Kriegskameraden. Es waren ihrer sechs außer Suschen Scheunemann selber. Sie verweilten nicht in der guten Stube, wo Rohleder die Muschel suchen mußte, und die stockdunkel gelassen war, sondern nebenan in einem beleuchteten Hinterzimmer.

Ich besah mich noch einmal im Spiegel und lachte von Herzen. Ich war in der That vollkommen unkenntlich. Ein langer, weißer Bart floß mir von den Ohren bis zu den Füßen hinab, eine braune Kapuze deckte den Kopf bis fast über die Augen. Ich war stilgerecht gekleidet und ausstaffirt, wie die Gnomen und Zwerge im Märchen dargestellt zu werden pflegen.

Fräulein Suschen sah entzückend aus. Sie erschien mehr in ihrer eigenen Gestalt, mit offenem und unverstelltem Gesicht, nur ihre Frisur war etwas neu und phantastisch aufgebaut, und ihre zarten Glieder umfloß ein schimmerndes Gewand von meergrünem Gazestoff, mit silbernen Sternen übersät, recht ein Kleid, wie es einer Fee oder Märchenprinzessin geziemte; an Hals und Armen trug sie reichen Schmuck von Gold und edlen Steinen. Der Anblick

war so reizend und besonders so echt, daß dieses Bild eigentlich bis auf den heutigen Tag auf meine Vorstellung von solchen halbgöttlichen oder erhöhten Geschöpfen einwirkt. Dazu spielten in ihren Augen und um ihre beweglichen Lippen alle anmuthigsten Geister schelmischen, koketten und leichtsinnigen Uebermuths.

Ich muß sagen, ich beneidete Rohleder ordentlich um die ihm bevorstehende Ueberraschung trotz des gediegenen Schrecks, mit dem sie voraussichtlich selbst für diesen frechen Burschen verbunden war, und ich blieb nicht ganz frei von heimlicher Eifersucht. Die sechs Gefährtinnen hatten sich ähnlich märchenmäßig herausgeputzt, nur einfacher und etwas derber, so daß sie als Dienerinnen deutlich erkennbar wurden. Sie trugen in den Händen jede zwei silberne Leuchter mit hohen, brennenden Kerzen.

Wir verharrten alle in tiefem Schweigen und lauschten. Jetzt hörten wir ein leises Knacken von den Treppenstufen des oberen Stockwerkes her, dann ein Knarren weiter unten und wieder ein Knacken noch etwas tiefer. Jetzt fast unhörbar schleichende, schlürfende Tritte auf dem unteren Hausflur. Nach einer Minute ging die Thür, die von diesem zur Putzstube führte; der nächtliche Besuch war an seinem Ziele.

Schnell schlüpfte ich aus unserm Hinterzimmer, das an demselben Flure lag, hinaus und drehte möglichst geräuschlos den Schlüssel seiner Thüre um, den wir von außen hineingesteckt hatten. Da saß der Fuchs in der Falle.

Nun hastig zurück zu den Anderen. Dann öffnete ich die Thür, und herein wallten, sich hoch und feierlich tragend, die dienenden Jungfrauen, ihrer Herrin voranschreitend, der ich die Schleppe trug. Grell fiel der jähe Kerzenschein in das dunkle Besuchszimmer. Da stand Rohleder vor uns, taumelte zurück mit einem leisen Aechzen und lehnte in kraftloser Ueberraschung an der andern Thür, durch die er gekommen war.

Weitere Aufklärung kann ich über seinen Seelenzustand nicht geben. Was ihm so jäh aus dem Dunkel aufleuchtend vors Auge trat, war nicht bloß die wundervolle Fee in der lockenden Gestalt der angebeteten Herrin seiner Träume, sondern auch mitten im Zimmer ein gedeckter Tisch, mit Blumensträußen und Laubgewinden verziert und mit zwei säuberlichen Gedecken einander gegenüber belegt. Die Fee aber trug auf einem bekränzten und bebänderten Kissen jene hübsche Muschel, die er durch den Einbruch sich hatte aneignen wollen, und daneben sein heimliches Geschenk, die goldene Brosche.

Beide standen jetzt eine gute Zeit einander stumm von fern gegenüber, Jeder vor seiner Thür, Richard mit dem Ausdruck entsetzlicher Angst und vollendeten Blödsinns, Fräulein Susanne doch auch wohl etwas beklommen durch die Seltsamkeit ihrer Lage in dieser nächtlichen Stunde; und das war ganz gut, so konnte sie das Lachen sich leichter verbeißen.

Unterdessen lief ich Gnom sehr emsig hin und her, nahm den Jungfrauen die Lichter ab und vertheilte sie im Zimmer, so daß dieses in blendender Beleuchtung erglänzte; dann ging ich hinaus in die Küche, wo Rike fleißig, aber geräuschlos, daß Tante Fritzchen nichts merkte, am Herde sich tummelte,

empfing eine Terrine mit dampfender Suppe, trug sie ins Zimmer und setzte sie auf den Tisch.

Nun machte die Prinzessin einige Schritte nach vorwärts und winkte dem immer noch völlig betäubten und verängstigten Gaste mit einer schönen und feierlichen Gebärde, doch näher zu kommen und an dem Tische sich niederzulassen, indem sie zugleich das Kissen höher emporhielt und lieblich dazu lächelte. Der süße Racker spielte seine Rolle jetzt wirklich ausgezeichnet, mit Ernst und schweigender Würde und freilich auch mit ersichtlichem Vergnügen: es ist immer eine Sache für ein junges Weib, einem scheuen Anbeter so als erhabene Heldin entgegenzutreten, wenn's auch nur ein verlumpter und armseliger Schiffsjunge oder Hafenbummler ist.

Richard aber machte nunmehr einen energischen Fluchtversuch. Da er jedoch vergebens an der Klinke sich abmühte und die Thür durchaus nicht nachgab, ließ er ein Quieken vernehmen wie eine verfolgte Ratte, die Arme sanken ihm schlaff herab, und dann fing er auf einmal, wie neulich im Boote, jämmerlich an zu heulen.

Ich glaube, Suschen kämpfte ganz wie ich zwischen heftigem Lachreiz und still aufsteigendem Mitleid mit dem großen Bengel; sie stand ziemlich steif mit ihrem Kissen und vergaß ihre winkenden und einladenden Gebärden.

Da faßte ich einen Entschluß, aus Sorge, das übermüthige Spiel möchte einen veränderten und unerwünschten Verlauf nehmen oder durch einen unvorberechneten Zwischenfall vorzeitig zu Ende gehen. Ich schritt auf Rohleder zu, dessen stumme Thränen ihm immerfort sachte über die bräunlichen Backen flossen, nahm ihn bei der Hand und zog ihn dem Tische zu.

Er ließ sich willenlos führen und knickte mehr auf dem Stuhl zusammen, als daß er sich setzte. Nun nahm auch Susanne Platz ihm gegenüber und legte das Kissen mit der Muschel und der Broche wie einen Tafelaufsatz zwischen sich und ihn auf das schneeweiße Tischtuch. Die sechs Dienerinnen gruppirten sich hinter ihr zu beiden Seiten des Tisches. Ein seltsameres Paar hat wohl niemals an einer Tafel gespeist als diese schimmernde Mädchengestalt und der arme, schäbige Junge mit dem borstigen Flachshaar, den Sommersprossen und den rauhen, schmutzigen Händen.

Eine der schmucken Dienerinnen gab ihnen nun Suppe auf und goß die Gläser voll Wein. Noch saß der Aermste geduckt und haltlos, immer mit dem Ausdruck, als sähe er im Traume einen schönen, aber verdächtigen und gefährlichen Spuk, und strebte vergebens, sich zu befreien und zu erwecken. Als aber die Prinzessin zierlich zu löffeln anhub und danach einen Schluck nahm, that er mit scheuer Bewegung dasselbe, ganz still und steif, wie ein aufgezogenes Uhrwerk.

Sobald er jedoch die ersten Löffel Suppe im Leibe hatte, ging langsam eine merkliche Wandlung mit ihm vor. Er schien sich seinem Schicksal gefangen zu geben, erst noch mit einer gewissen müden Ergebung, dann aber mit wachsender Freudigkeit und Wärme. Er aß mit ständig niedergeschlagenen Augen, ließ aber doch unterweilen, wenn auch vorerst noch sehr selten, einen hastigen Blick auf sein reizendes Gegenüber schießen, und dann ging ein

Erglühen und Leuchten über sein derbes Gesicht, als sei ihm ein Winkel des Paradieses entschleiert worden.

Ich holte das zweite Gericht aus der Küche, einen gespickten Bratzander. Vor diesem festeren Nahrungsmittel begann er aber Ernst zu machen und wirklich zu essen — und das wollte bei ihm etwas sagen. Da die Fee das Speisen nur lose markirte, so vertilgte er fast allein den ganzen stattlichen Fisch, den er nach Gebühr dann auch schwimmen ließ. Die dienenden Jungfrauen ließen sich's nicht verdrießen, ihm immer wieder einzuschenken.

Dann brachte ich einen gebratenen Fasan. Wie viel er davon gegessen hat, will ich lieber verschweigen: man könnte mich sonst für einen von ihm angesteckten Aufschneider halten. Die stille Ueberzeugung aber habe ich gewonnen, daß Richard an diesem Tage wirklich einmal satt geworden ist.

Das Ganze ging vor sich im tiefsten Schweigen, wie ein Mahl unter Taubstummen. Seine Augen jedoch wurden immer lebendiger und beredter, ohne indessen die Grenzen zartester Bescheidenheit jemals zu überschreiten. Nur mit dem Ausdruck träumender Verklärung starrte er seine Fee manchmal Minuten lang an, während doch seine Zähne nicht abließen, eine Fasankeule zu benagen; eine tiefe, treuherzige Glückseligkeit überlagerte dauernd seine groben Züge. Es war offenbar, er hatte jegliche Furcht und jedes Bedenken überwunden und sich vollkommen in das Abenteuer eingelebt. Er war in aller Wahrheit der siegreiche Held, der sich von der Prinzessin glänzend bewirthen ließ. Seine tollen Träume und Lügen waren ihm glatt und reinlich ins wache Leben herüber getreten; und das mochte ihm bald gar nicht mehr so wunderbar sein: seine Phantasie war an holden Zauber gewöhnt, und dieser kräftige Schritt weiter in die Wirklichkeit hinein war ihm gewiß nichts Unmögliches mehr.

Allein die Wirklichkeit ließ ihrer nicht spotten, sie trat auf einmal mit harten Schritten in seine Träume.

Als die Möglichkeit erschöpft schien, daß Richard noch irgend welche Nahrung in sich hinein bringen könne, als wir uns daher anschickten, der stillen Komödie ein feierlich würdiges Ende zu machen, ward uns selbst eine jähe Ueberraschung zu Theil, an die wir nicht gedacht hatten: in schauerlich nüchterner Erdengestalt trat Tante Fritzchen über die Schwelle, in einen grauen Schlafrock gehüllt, die schwarze Hornbrille auf der Nase, mit kaltgrimmigen Augen.

Sie übersah die Sachlage mit einem kurzen Blicke, und als Rohleder sowohl wie Fräulein Susanne erschrocken aufsprangen, schritt sie ohne Zögern auf die Letztere zu und gab ihr gelassen eine kunstgerechte Ohrfeige. Es war keine von den ganz schlimmen, wie ich sie manchmal zu genießen pflegte, das bemerkte ich gleich, sie war vielleicht mehr symbolischer Natur; aber der Eindruck auf Suschen war gleichwohl so stark, daß sie in heftige Thränen ausbrach.

„Herzlose Kokette!" sagte Tante Fritzchen zur Erklärung mit fester, klarer Stimme.

Ich begriff das nun gar nicht; es war wohl das erste Mal, daß mir eine Handlung der alten Dame ungerecht vorkommen wollte.

Diese aber nahm nun die Muschel und die Brosche von dem Kissen, stopfte sie Rohleder in die Tasche, ging auf das Fenster zu, öffnete das, stieß auch die Lade auf und gab ihm mit ausgestrecktem Arme einen Wink, der nicht mißzuverstehen war. Er begriff auch ebenso schnell als richtig und nahm mit staunenswerther Gelenkigkeit seine Flucht durch das Fenster auf die Straße hinaus.

„Nun, wenigstens wird er doch satt geworden sein," sprach Tante Fritzchen mit Seelenruhe. Darauf verschwand sie so schnell, wie sie gekommen war.

Die Dienerinnen umringten nun die geohrfeigte Prinzessin und suchten sie zu trösten. Sie aber trocknete die Thränen und sagte mit Nachdruck:

„Es ist mir ganz recht geschehen. Ich habe es selbst schon lange gefühlt, daß ich hier ein großes Unrecht beging. Im Anfang kam mir ja Alles sehr komisch vor, und ich hatte alle Mühe, mir das Lachen zu verbeißen; aber nachher, wie er mir so gegenüber saß und solch sonderbares Gesicht machte, wurde mir auf einmal ganz ernsthaft zu Muthe: da sah er so ehrlich aus, daß ich gar nicht mehr recht an seine Lügenhaftigkeit glauben konnte; er hatte so treuherzige Augen, und je länger je mehr kam ich durch sein verhimmeltes Anstarren wie in einen Traum. Ich hatte das Gefühl, als ob das Alles Wirklichkeit wäre, ich eine gütige Fee, die einen armen Schiffbrüchigen speiste — und dann war's doch vielmehr dieser, der mir etwas Gutes angethan, mich zu Dank verpflichtet hatte. Es war ein ganz räthselhafter Zustand, halb peinigend, halb angenehm; es war so, als ob mir Jemand mit einer großen, weichen Feder immerfort leise streichelnd übers Gesicht führe. Das aber weiß ich nun ganz gewiß: ich hätte dies nicht thun dürfen, es war unfein von mir; ich habe etwas häßlich verhöhnt, womit man keinen Spott treiben soll. Tante Fritzchen hat Recht mit ihrer Ohrfeige."

So demüthigte sich das ausgelassene Suschen. Ich aber dachte dabei an Richard's verdrehtes Heulen im Boot und daß ich darüber doch nicht hatte lachen können.

Ich kann nicht sagen, ob diese feine Selbsterkenntniß von dauerndem Werth für ihre innere Entwicklung gewesen ist und sie vielleicht von dem koketten und leichtfertigen Wesen ganz oder doch theilweise befreit hat, denn sie kam mir bald danach ganz aus den Augen, und ich weiß mich nicht zu erinnern, ob ich sie je wieder gesehen habe. Für möglich aber halte ich solche wirkliche Besserung nach dem, was ich von Richard selber erlebte. Von ihm ist sicher, daß er das Einbrechen und Stehlen sich vollständig abgewöhnte; jedenfalls hat man im Städtchen nie wieder von räthselhaft verschwundenen Würsten, Flaschen oder Schaustücken gehört. Und das kann ihn doch wohl vor einem ganz schlimmen Ende bewahrt haben, denn der Krug geht nicht in alle Ewigkeit zu Wasser.

Und noch eine andere erfreuliche Folge hatte das Abenteuer für ihn: er duldete fortan keine Prügel mehr. Er setzte sich bei den nächsten derartigen Gelegenheiten mit einer Wucht und einem Selbstbewußtsein zur Wehr, die seinen freiwilligen Strafrichtern einem nach dem andern alle Lust zu thätlichen Einwirkungen auf seine Seele benahm. Das Gefühl seiner eigenen

Menschenwürde war in ihm aufgewacht, seit er mit seiner Prinzessin zu Tische gesessen.

Das Lügen freilich, das Lügen — hat er das auch wohl künftig gelassen? Aeußerlich, o ja; er war vorsichtig geworden, behielt seine Geschichten für sich und traute keinem Menschen mehr. Aber auch nur ganz äußerlich: man kann wohl sagen, seit er ohne Absicht vollbracht hatte, was kein Dichter ihm nachmacht, seine luftigen Träume ins Leben zu zwingen, seitdem log er inwendig, und zwar nur desto dreister. Niemand hörte es zwar mehr, aber es war gar nicht schwierig, seine Schwindelgespinnste ihm freiweg vom Gesichte zu lesen. Fauler war er jetzt als je und lag noch öfter als sonst in irgend einem Winkel wohlig auf dem Rücken: aber wenn es Einem gelang, ihn heimlich zu beobachten, dann sah man auf den sommersprossigen Zügen den verklärten Widerschein wirr huschender Abenteuer und wonnevoller Träume.

Ein sehr nutzbarer Staatsbürger ist Richard Rohleder niemals geworden, aber vielleicht etwas Anderes, das auch etwas ist: ein glücklicher Mensch. Aber schade war's doch, daß er nicht mehr erzählte und nur noch sich selber mit Lügen berückte.

Die Wolken in der Landschaft.

Von

Friedrich Ratzel.

[Nachdruck untersagt.]

I. Die Wolken in der Landschaftsmalerei.

Mit jedem Blick ins Freie umfaßt unser Auge ein Stück Himmel und ein Stück Erde, aber an der Erde haftet es fester, als ob deren Schwere es niederzöge. Der Boden, den wir beschreiten, drängt sich vor den Luftkreis. Daher die auffallende Ungleichheit in der Vertheilung unserer Aufmerksamkeit an die oberen und unteren Schichten der Landschaft. Die Luft ist uns nur ein Hintergrund, und die Wolken schweben ganz fern davor. Das ist ein Reich für sich, dessen dunstige Veränderlichkeit mit Fels, Gras und Baum nichts gemein hat als vorübergehende Aehnlichkeiten. Den blauen Himmel verstehen wir besser, er ist zuverlässig, zerfließt nicht, und seine milde Eintönigkeit ist mit Erinnerungen an Klarheit und Wärme, Licht und Sonne verbunden, die aus ihm niederthauen. Ein klarer Himmel setzt sich gleichsam in unsere Seele selbst fort, über der es sich blau und sonnig wölbt, wenn es draußen heiter ist. Aber gegen die Wolken schließen wir gern die Pforten zu, wir fürchten ihr Lasten, ihr Herabsinken, und vielleicht bedrängt uns ihre Unruhe. Wohl ruhen sie der Erde auf und zaubern dunkle Waldränder an den Horizont, und es gibt auch echte Wolkengebirge, wo scharfe Kämme silbern leuchten und bläuliche Gletscher niederfließen. Aber in allen diesen Bildern ist kein Bestand, und wenn wir sie bewundern, so ist es das vergängliche Erstaunen über eine gelungene Nachahmung. Wenn die Zacken und Kämme in Bewegung gerathen, quellen, fließen und gar in Nichts zergehen, wenden wir uns enttäuscht weg. Und wenn uns auch häufig wiederkehrende Wolkenformen mit der Zeit vertraut geworden sind und wie alte Bekannte begrüßt werden, etwas Fremdes bleibt ihnen immer zu eigen, das sie, wie ein anderes Reich der Schöpfung, von Allem trennt, was um uns her Bestand hat.

Die Kunst hatte sich längst an der Nachbildung aller Dinge versucht, die man auf der Erde sieht und greift, ehe sie sich zu den Wolken verstieg.

Ganz langsam zertheilte sich der Goldgrund, wie ein Vorhang, der vor die Luft gezogen war. Und auch dann noch gab es für längere Zeit keine Wolken, sondern es erschien im Hintergrunde einer voll Verständniß und Können dargestellten Welt immer der gleiche mildblaue Himmel, der sich von einem dunkeln Zenith zu einem weißlichen oder gelblichen Horizont abtönt, eine ewige wolkenlose Heiterkeit vor der Morgenröthe oder nach der Abenddämmerung. Kunstvoll sind die Pflänzchen dargestellt, die aus den Ritzen der Mauer sprießen, die die thronende Maria von der übrigen Welt abschließt; aber die Wolken, deren Regen sie nährt, gibt es noch nicht für Maler, die in anderen Beziehungen schon so tief in die Natur eingedrungen waren. Die Dichter sprachen zwar früher von Wolken, aber nur als von Sinnbildern der Vergänglichkeit; und so erscheinen auch auf dem Wege der Malerei vom Goldgrund durch das fromme Blau des Himmels zu den zartesten Wolkengebilden, die nur hingehaucht sind, noch vor den Wolken Engelchen in der Luft, und nur um diesen einen Boden und Rahmen zu geben, wurden überhaupt die ersten Wolkenbällchen in das Himmelsblau hinein gemalt. Zusammenhängende Wolken sind aber zuerst nur in langen, ganz regelmäßigen Parallelstreifen, unten flach, oben aufwallend und aufquellend, gezeichnet worden, wie sie Gottvater oder den herabschwebenden Heiligen Geist in symmetrischen Gruppen umgeben, und solche Wolkenstreifen sind dann in unzähligen Heiligenbildern wieder gekehrt, wo sie nur noch einen Rest ihrer symbolischen Bedeutung in der Ruhe der Linien bewahren, die den Horizont wiederholen. Es ist die Wolkenform ruhiger Sonnenunter- oder -aufgänge an den heitersten Tagen, die nur ein südlicher Himmel häufig sieht; keine Spur von atmosphärischer Störung soll die heilige Handlung trüben. In den Kreuzgangbildern der Dorfkirchen hat diese wolkenlose oder wolkenarme Kunst sich bis in die Gegenwart fortgepflanzt. Noch weit ist es von ihr bis zur Auffassung der Wolken als veränderlicher Bildungen, die ihr eigenes Gesetz, ja eine Art Leben und Vergehen haben. Das ist in der Zeit vor dem Dämmern der Renaissance ebenso ausgeschlossen wie die Darstellung eines heftig bewegten Wassers oder eines düsteren Waldinneren. Sollen wir nun glauben, das sei die Folge eines mangelhaften Sehens oder der Abneigung gegen eine Aufgabe, der man sich nicht gewachsen fühlt? Eine solche Auffassung entspräche freilich der herrschenden Ansicht von der Entwicklung des Naturgefühls überhaupt, die da wähnt, die Seele des Menschen sei gegen die Schönheit und Größe der Natur unempfindlich geblieben, bis der Mund gelernt habe, die Natur zu besingen und zu beschreiben. Mit anderen Worten: erst wenn wir die literarischen Zeugnisse dafür haben, ist das Naturgefühl erwacht. Daß es sich in Wirklichkeit ganz anders verhält, ist von vornherein psychologisch wahrscheinlich und kann außerdem geschichtlich bewiesen werden. Diese Alten hatten ein ungemein feines Naturgefühl, nur durften sie nicht die ganze Natur auf ihre Heiligenbilder bringen. Daß sie sie aber gesehen und verstanden haben, wer möchte es bezweifeln, der den ganzen Reichthum der Natur herein fluthen sieht, sobald einmal die erste Bresche in die Mauer des Herkommens gelegt ist?

In der Kölner Schule stellt der Meister des Marienlebens seine Menschen noch vor einen goldenen Hintergrund; die Lebenswahrheit und Lebensfülle seiner Bilder ist aber schon so, daß man sich auf den ersten Blick sagen muß: der goldene Vorhang wird sehr bald zerreißen, der jetzt noch die Menschen von der übrigen Natur trennt; denn dieser Maler und Seinesgleichen schauen offenbar auch die außermenschliche Welt mit denselben klaren Augen an, die ihnen von dem Wesen der Menschen so treuen Bericht geben. Das zeigen die Pflänzchen und Thiere, womit sie den Boden beleben, das zeigen besonders deutlich des Meisters des Boisserée'schen Bartholomäus blaue Berge, die sich vor den goldenen Vorhang drängen. Der Vorhang muß die Luft auch hier noch ersetzen, aber die gute Beobachtung der blauen Ferne zeigt, wie scharf des Meisters Auge die Luft durchblickt hat. Bei Stefan Lochner schaut der Himmel herein, aber es ist nur eine blaue Tiefe, die sich zum hellen Horizont weißlich abtönt. Hans Memling, der Meister des „Todes Mariä" und Rogier von der Weiden und die Seinen bringen in manchen Bildern zarte, hingehauchte Wölkchen. Man prüfe einmal näher jene Abtönung vom dunkelblauen Himmel oben zur weißen Dämmerung am Horizont, die die alten Heiligenmaler zuerst wagten, als sie den Schritt vom Goldgrund in die Welt der Wirklichkeit machten. Sie ist durchaus der Natur angemessen. Sie wiederholt sich freilich so oft und so einförmig, daß wir geneigt sind, sie schematisch zu nennen; aber betrachten wir nur die Himmel der Tage, die auf einander folgen, und wie sie am Tage sich folgen, da sehen wir, daß diese Farbenreihe aus unzähligen Beobachtungen gewonnen worden sein muß. Am Morgen eines klaren Tages steht sie am Himmel, als sei sie nicht aus der Nacht, sondern aus Goldgrund hervorgegangen. Aber sie ist selbst in der Abstufung von den dunkeln Tönen der dünneren Wolkendecke in der Nähe des Zenithes, wo das Blau durchscheint, durch das Blaugrau dichterer Wolkenschichten in mittlerer Höhe zu dem leuchtenden Weiß eines spätnachmittäglichen Horizontes. Hauptsächlich gibt aber diesen Ton der frühere Morgenhimmel wieder, und diese Alten müssen oftmals ihren Morgenschlaf unterbrochen haben, um diesen frommen, leidenschaftslosen Himmel zu malen, ehe die Sonne aufgegangen war. Auch in dieser Beziehung haben Viele von ihnen wohl mehr von der Natur gewußt als nachfolgende Werkstattmaler!

Bei den Flamändern erweitert sich rasch der Formen- und Farbenreichthum des Wolkenhimmels. Bei Patinir kommen weiße Haufwolken vor, die an der Oberseite sehr belebt, unten aber in der bekannten Weise beruhigend abgeschnitten sind. Dirk van Bouts hat auf einigen Bildern noch den einfachen, wolkenlosen Himmel, der sich nach unten bis zu Weiß abtönt, aber er malt auch Schäfchenwolken und sogar graue, die oben fast blau, unten röthlich-gelb angestrahlt sind. Herrik met de Bles malt bei einer Anbetung in der Münchener Pinakothek bereits Nachtwolken. Der Meister grauen Gewölkes ist aber Bruyn, dem darin Massys folgt. Fast modern leidenschaftlich sind deren Himmel aufgefaßt, voll grauer Strich- und Haufwolken, die vom röthlichen Abendhimmel angeglüht oder angefahlt sind. Auf Bruyn's Bildern kommen schwere Gewitterwolken vor, die fledermausflügelartig die

Figuren überschatten, und er bringt eine Idee von grauer Strichwolke selbst hinter dem Brustbild eines lesenden Mädchens an. So weit schon reicht der moderne Ersatz des gleichgültigen, ungegliederten Hintergrundes eines Bildnisses durch ein Gedränge goldbrauner Schäfchenwolken zurück! Unter den fränkischen hat Zeitblom den Goldgrund, aber nicht mehr einfach, sondern tapetenartig mit Ornamenten durchzogen. Bei Wohlgemuth, Schaffner, Hans Holbein dem Aelteren finden wir den wolkenlosen Himmel, oben tiefblau, nach dem Horizont zu immer heller werdend; aber in Wohlgemuth's „Auferstehung" in der Münchener Pinakothek lastet über dem Blau ein schwerer, grauer Wolkenhimmel, den unten eine unwahrscheinliche Horizontale scharf abgrenzt. Der Himmel auf Dürer's „Kreuzabnahme" erinnert daran, aber das Blau ist schon viel natürlicher, von Dunststreifen durchzogen. Doch hat Dürer immer eine Vorliebe für den reinen, blauen Himmel gezeigt, der nach unten sich mild abtönt. Nur in Stichen und Holzschnitten hat er mit kräftig umrandeten Wolkenballen die gestrichelten Himmelsflächen unterbrochen.

Bei den Italienern Wiederholung dieser Entwicklung aus dem Goldgrund durch den klaren Himmel, den Bellini, Perugino noch lieben, dem selbst Raffael seine Neigung bewahrt, zu den einfachsten und stilvollsten Wolkenbildungen. Es hängt wohl mit dem südlichen Himmel zusammen, daß die langgestreckten Wolkenschichten, die Stratusform in übertriebener Ausbildung, besonders häufig wiederkehren. Mantegna hat sie noch gern gemalt und in seiner Weise ihren Parallelismus stark betont, und man kann sie bis in jene ruhig dahin ziehenden Wolken verfolgen, die auf Tizian's „Himmlische und Irdische Liebe" das Glück der irdischen Liebe über lachender Landschaft begleiten. Als man aber am Ende des 15. Jahrhunderts freier um sich zu blicken begann, kamen auch andere Wolkenformen auf die Bilder. Bassano malte seine Thiere vor bewölkte Himmel, wo nur einzelne Dämmerungsflecke durchblicken. Auf den großen Bildern der Meister des 16. Jahrhunderts machen schon die weiten Räume eine freiere Wahl nothwendig. Paul Veronese setzt mächtige Architekturen auf die Linke und Rechte seines Hochzeitsmahles zu Kana, aber in der Mitte schaut man in einen blauen Himmel, dessen Wolken ebenso groß gedacht sind, wie Alles auf diesem Bilde. Und in der Ferne erscheinen, blau durch die Lagunenluft gesehen, ruhige Berge. Sogar ein Garofalo verstand sich schon auf alle Formen und Farben von Wolken; er malte den tiefen gelben Abendhimmel unter dunkeln Wolkenschichten und darein rosenrothe und graublaue Wolkenstreifen. Guercino setzte in den leuchtend blauen Himmel, der das dunkle Blau der Gewänder hebt, besonnte Wolken von grünlichem Weiß. Im Gegensatz dieses leuchtenden Weiß zu tiefem Blau hat man schon damals eine wahre Lichtquelle dunkler Scenen erkannt. So wie der Baumschlag dieser Meister großblätterig und in starke Massen gegliedert ist, sind auch ihre Wolken. Diesen Zusammenhang kann man weithin verfolgen; hilft er doch den Stil eines Gemäldes bilden. Aber die Manier setzte viel zu bald den Luft- und Wolkenstudien eine Grenze. Bei Tintoretto stößt uns ein Wolkenbombast ab, dessen Formen vor der Mündung einer Karthaune studirt zu sein scheinen, und Salvator Rosa malt nun gar luftlose Himmel, an denen die Wolken wie Theaterdecorationen hängen.

Wir müssen nach Norden zurückkehren, um bei den großen niederländischen Landschaftern und Marinemalern des 17. Jahrhunderts die ganze Welt der Wolken von dem Nebel über durchsichtigen Nordseewellen, gleichsam Wolken in statu nascenti, bis zu den bräunlichen, durchsichtigen, hingehauchten zu finden, die sich im nächsten Augenblick im goldenen Abendhimmel verflüchtigen werden. Damit *sprechen* sie auch viel mehr durch Wolken aus als alle bisherigen Landschafter, und ihre Besten verstehen es, in den Wolken der Handlung ihrer Bilder gleichsam eine Begleitung zu geben. J. van Ruysdael malt dünne Wolken, durch die hindurch man die Luft sieht und ein duftiges Bläulich der Luft, gleichsam die Elemente von Wolken, die entstehen werden. J. van Ruysdael hat alle Stufen hell- und dunkelgrüner Wolken vor einem hellblauen Himmel, bis zu den düstersten graubraunen Schneewolken einer Winterlandschaft. In seinen grauen schweren Wolken, die über dem Wasserfall hinziehen, wiederholt und spricht sich deutlicher die düstere Stimmung des ganzen Bildes aus. Wouverman und Van der Velde haben lichtes Blau und duftige, über dem Meer in Nebel verschwimmende Gebilde, die höher hinauf sich ballen. Bei Everdingen ist mit Bewußtsein die massige leuchtende Hochgebirgswolke, die hier zum ersten Mal in der Kunst erscheint, den Berggipfeln und besonders den hochragenden Fichten wie ein Gebirge aus anderem Stoff entgegengestellt, und auf Wasserfallbildern entspricht ein leuchtender Wolkenberg dem weißen Wasserfall, jener berg-, dieser felsumrandet. Rembrandt verfügt über alle Dunkel der Gewitterhimmel, die bei der Kreuzabnahme die Welt drohend von allem Lichte abschließen oder bei der Auferstehung eine goldene Glorie durchbrechen lassen. Rubens hat leidenschaftlich dunkle, in der Amazonenschlacht blutig geröthete Wolken, die aber doch mehr Decoration sind. Die classische Landschaft des 17. Jahrhunderts liebte solche wogende Bildungen nicht, sie ordnete die Wolken in Ruhe dem heitern Himmel unter, dessen blaue Wölbung allein zu ihren symmetrischen Aufbauten paßt. Womöglich zieht sie sie in lange Streifen aus einander, die wieder an die Heiligenbilder des späten Mittelalters erinnerten, so d'Artois und Millet, der übrigens auch das wogende Brauen der Wolken aus Gebirgsklüften kennt; aber sie hat auch den schönen Effect schräg aufsteigender Wolkenstreifen, die die Horizontalen und Verticalen ihrer staffagereichen Landschaften wohlthuend unterbrechen. Claude Lorrain bringt das Silber und Gold der Sonnenauf- und -untergänge in einem durchleuchteten Wolkenkranz, mit dem entsprechenden ruhigen Wasserspiegel. Seine pfirsichblüthfarbenen Horizonte, etwas süßlich zwischen dem hellblauen Himmel und dem fast ebenso gefärbten Wasser, werden durch wie vom Wasser ausgehauchte Wolken gehoben. Aber ein tiefes Wolkenstudium hat er nicht, seine Wolken sind todt geballt, regen sich nicht, man möchte glauben, sie seien absichtlich dem Baumschlag nachstilisirt, so wie er überhaupt kein echter „Naturmaler" ist. Er erfaßt nicht den Naturcharakter einer Landschaft im Ganzen, die Naturgegenstände stehen ihm auf einer Linie mit seinen Thürmen, Ruinen, Menschen und Thieren. H. Roos ahmt das nach. Vernet liebt lichtreiche, goldstrahlende Himmel mit Silberwolken, die fast nicht mehr Natur sind. Bei Wynant steigen helle

Wolken am blaßblauen Himmel über einem warmgetönten Horizont auf, aber man sieht an der Wiederholung bestimmter Verhältnisse sogar zum durchsichtigen Baumschlag, wie sie nur noch decoriren sollen. In der sonnigen Landschaft Orizonte's kehren die in goldene Abendhimmel gehauchten Wolken der alten Heiligenmaler wieder. Aber im Ganzen werden doch die Wolken immer mehr die Tapeten des stylisirten Raumes, vor dem die mit Vorliebe behandelte Staffage der Landschaft agirt. Und man kann sich denken, daß in der oft schwer verständlichen dauernden Vorliebe für die italienische Landschaft deren wolkenloser oder von „stilvollen" Wolken durchzogener Himmel mit entscheidend war.

Als spätere Zeiten zur Natur zurückkehrten, erstreckte sich das liebevolle Studium des Baumschlags und der Gebirgsformen, z. B. bei den deutschen Meistern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, selten bis auf die Entwickelung der Wolken. Niemand kann Wolken liebevoller studirt haben als Moosbrugger, der Bodenseemaler, aber er malte sie ruhend, und selbst drohende Erscheinungen beruhigt seine milde, duftige Auffassung. Die moderne Malerei hat die Entdeckungen der Meister des 17. Jahrhunderts am Wolkenhimmel vervollständigt, aber auch manche Lieblingswolke Aelterer wieder hervorgeholt und in denselben einfach getönten Himmel hineingesetzt, der die nächste Entwickelungsstufe diesseits des Goldgrundes gewesen war. Thoma setzt dichte Wolkenballen, fest genug zu Unterjätzen für Engelsfüße, in einen Himmel, wie er über den Schwarzwald- oder Taunushöhen an Sommermittagen blaut. Die scharfen Umrisse Dürerscher Holzschnittwolken kehren wieder, und wiederum zerlegen regelmäßige Wolkenstreifen mit schematisch gewölbter Ober- und geradliniger Unterseite einen hohen Himmel in einen vier- bis fünfstöckigen Aufbau. Wohl aber ist es etwas Neues, aus den derben und mächtigen Wolken über dem Flachland einen berghaften Gegensatz zur Ebene zu schaffen, wie wir es auf Worpsweder Marschbildern finden, wo blaugraue Wolken mit röthlichem Ton fast gletscherhaft auf das dunkle Land niederziehen. Der große Fortschritt ist überhaupt die Wolke als besonderer Gegenstand, selbständig vor dem Himmel, an dem sie sonst nur wie zufällig erschien. Darin verdanken wir unter den Deutschen vor Allem Thoma neue Auffassungen. Die massiven Haufwolken eines schwülen Tages vor dem blassen, dunststreifigen Blau, das sind zwei Wolkenwelten, in deren Vereinigung sich die ganze Veränderlichkeit unseres Himmels ausspricht. Wie gut passen dazu die rundlichen Wellenberge eines mitteldeutschen Gebirges, an denen mühselige Felder und Wiesen bis zur dunkeln Waldkuppe hinauf ziehen. Auf einer oberbayerischen Landschaft Wenglein's sehen wir über einem Stück Isar- oder Innthal, das man bezeichnen könnte: das Wasser und die Werke des Wassers, einen Himmel mit mannigfaltigsten Wolkengebilden: unten die gehäuften, noch von der tief stehenden Sonne beschienen, oben die vom herannahenden Sturm schon zerwühlten. Aus Wasser an der Erde und aus Wasser am Himmel ein einheitliches Bild! Regnende, triefende Wolken, die mit Sturzbächen oder überschwemmten Flächen zusammen hängen, zeigen den Zusammenhang des oberen und unteren Wassers noch viel deutlicher, als Ruysdael und Beerstraten ihn gemalt hatten.

Ein beredtes Naturgemälde ist De Haas' „Après l'inondation": Graubraune Wolkendecken, die in der Ferne noch regnen; aber schon sieht man auf einer Seite einen hellen Streif, darin lichte Wolkenbildung, alles widerscheinend in dem Wasser des ausgetretenen Flusses. Mordag's nasse triefende Wolken über dem Meere, durch die die Sonne bricht, im zerreißenden Gewölk alle Abstufungen zwischen Aschgrau und Goldroth erzeugend: das sind Darstellungen, die man unter dem Motto zusammenfassen könnte: Die Wolken als das Wasser am Himmel. Wolken und Wasser sind hier Eins: dieselbe Naturerscheinung in wechselnden Zuständen.

Zwischen Wolken und Wasser besteht nicht bloß ein natürlicher enger Zusammenhang, sie gehören auch im Gefühl des Künstlers zusammen, der die Natur beobachtet. Beide reflectiren das Licht der Sonne und geben der Landschaft, in die sie es hineinwerfen, ihre Grundstimmung. Die Japaner haben auch in dieser Beziehung das Richtige getroffen, wenn sie auf ihren Porzellanbildern blaues Meer und blaue Wolken fast wie Eines darstellen. Es gehört bei niederländischen Seemalern des 17. Jahrhunderts die Darstellung der aus dem Meer gewissermaßen aufqualmenden Wolken, die aus Meer und Himmel Eines machen, den dunkeln Wolkenhimmel wie aus den Spitzen der wilden Brandungswellen entstehen lassen, zu den großen Entdeckungen. Aber dieselbe hatte sich seit Jahrhunderten vorbereitet. Die alten Meister malten den wolkenlosen Himmel über den wellenlosen Wasserspiegeln. Wo aber Rogier von der Weiden lebendig bewegtes Wasser darstellt, malt er auch Wolken, freilich nur dünne Wölkchen, entsprechend den Kräuselwellen seines Wassers. Das ist ein wesentlicher Fortschritt selbst über den Meister des Marienlebens, der das Wasser mit seiner Unterscheidung seines fernen Blaues und seines nahen Silberspiegels gab. Dirk van Bouts malt bewegtes Wasser, das der heilige Christoph durchwatet, und ist auch als Wolkenmaler fortgeschritten, wie wir gesehen haben. Aber Altdorfer, der auch als Wolkenmaler, besonders in Wirbeln stürmisch bewegter Häufchen- und Strichwolken, Neues bringt, geht weit über alle diese in den Darstellungen der Erscheinungen des Sonnenlichtes auf dem Wasserspiegel hinaus. Apt und Feset streben Aehnliches an. Die wahrhaft organische Verbindung des Himmels und des Wassers bringen aber erst die großen Venetianer und Niederländer, die Meister der Luftperspective. Die Venetianer sehen über den Lagunen den bräunlichen Wasserhimmel, aus dem weiter oben Wölkchen in das helle Blau hinein schweben; und die Niederländer lassen die grauen schweren Sturmwolken wie aus dem empörten Meere sich herausbilden oder in wogenden Nebeln sich die Bewegung der Dünungswellen wiederholen. Belotto's Lagunen-, Beerstaten's Brandungsbilder sind die Typen dieser großen organischen Auffassung. Auch Canaletto's Architekturen lassen uns in den weißlichen Dunstwolken, die den Gegensatz zwischen Häusern und Himmel mildern, die Nähe des Meeres ahnen. Die selbständige Auffassung der Wolken hat dann in unserer Zeit auch das Braun im tiefen Blaugrau der Regenwolke, den bräunlichen Ton in den sonnenbeschienenen Wölkchen eines Abendhimmels, wenn nicht entdeckt, so doch tiefer erfaßt und durchgebildet. Sie hat den grünlichen Schimmer des regnenden

Himmels mit den verschleierten Bächen und Pfützen zu einem ausgesprochen wassergrünen Ganzen zustammengestimmt. Quer gebänderte Bilder, oben grüner Abendhimmel mit goldenem Wolkensaum, darunter blau dämmerndes Land mit vergoldeten Bäumen, dann grünes goldschimmerndes Wasser, endlich vorn ein dunkles Land, das schon unter blauen Schatten liegt, sah früher kein Auge oder vielmehr, wagte nicht es zu sehen, weil es eben nicht der Wiedergabe fähig zu sein schien.

Im Gegensatz zu dem Weiß und Grau des Wolkenhimmels mancher Maler der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, deren Bilder in eine Hälfte voll Weiß und Grau, die wie getuscht ist: Wolkenhimmel, und einen farbigen Rest zerfallen, entfaltet sich bei Neueren eine Welt voll Farben über eintönigen Landschaften. Schon die Niederländer haben die gelblichen und röthlichen Töne eines Himmels, dessen Sonne hinter dem Wolkenschleier steht, ins Goldige und Goldbraune vertieft; bei Cuyp, bei Rombouts steht über dem Gelb der Dünen der Strandbilder ein graugold durchleuchteter Himmel, den unter den Neueren vor Allen der ältere Schleich nachgebildet hat. Da sehen wir über dem tiefen Braun des Baumschlages das Goldbraun eines sonnendurchglühten Wolkenhimmels, das höchstens in den Fernen in grünliches Graubraun sich abtönt; aber außer dem silbergrauen Wasser ist kein Grau noch Blau in dem ganzen Bilde. Die warmen Töne der Wolken herrschen darin ebenso vor, wie in jenen älteren einfacheren Bildern die kalten.

Wenn ich durch eine Sammlung moderner Bilder schreite, so habe ich von ihren Himmeln jedenfalls den Eindruck, daß die Wolken was darin zu sagen haben. Oft liegt sogar der ganze Sinn eines Bildes darin. In dem Himmel, den man Ciel pommelé nennt, wo ein kleines Cumuluswölkchen sich ans andere drängt und der dicht bewölkte und doch reich belebte graue Himmel mit vielen Goldlichtern eine einförmige Haide überwölbt, ist manchmal mehr Leben als in dem, was darunter ist, womit ich indessen nicht seine tapetenartige Verwendung als leuchtenden Hintergrund von Porträts in banalen schwarzen Gehröcken gut heißen möchte. Mindestens gehörte dann doch ein seidener Regenschirm dazu!

Den ganzen Reichthum der Wolkenbildungen abwandelnd, hat man nun doch auch die Gefahr seiner luxuriösen Verwendung oder Verschwendung nicht übersehen können. Es sind eben doch zwei Welten, wenn nicht drei, die da zur Darstellung gelangen. Zu viel Blau, Grau, Braun und Weiß über eine an sich vielleicht einfache Landschaft zerstückt, verflüchtigt den Eindruck, wenn nicht ein großer Zug, ein Gewitter, ein Sturm das Einzelgewölke zusammenfegt. Ueber einer unfertigen Landschaft brauend, vermehrt das Wolkengekröse den Eindruck des Rohen. Und hat es nicht immer am Wolkenhimmel bis zum Unmalbaren Unwahrscheinliches gegeben? Der Gefahr dieser Unruhe begegnet drastisch das wolkenlose, weil luftarme Landschaftsbild, in dem die Berge und Bäume zu sagen scheinen: wir gehören der Erde und machen mit ihr eine Welt aus; Luft und Wolken gehören einer andern. Da hebt sich eine dunkle Wölbung langsam von einer Seite her im Bilde herauf, bis nur noch ein kleines blaues Dreieck übrig ist, in dem der Rest eines weißen

Wölkchens mit der äußersten Sparsamkeit anzeigt, daß der allgemeine Zustand des Himmels ohne Bedenken sei. Gut gemacht, steht über solchen „Erdbildern" der Himmel mit seinem ganzen Licht, wie wenig man auch von ihm sieht. Oder es ist in einem schmalen Streifen eine ganze Last von Wolkenbänken zusammengeschoben, die die ernste Landschaft in einem Moment einhüllen könnten. Ergreifend ist über Schneelandschaften mit ihrem kalten, einförmigen Blau solche Ahnung der Farben und der Bewegung in dem Himmel darüber, wenn es auch nur ein Streifen Abendgold über der weißen Ruhe da unten ist.

* * *

Wenn man auf diese Entwicklung zurückblickt, die wie ein heranreifender Baum immer mehr und mehr Blüthen und Früchte und in immer weiteren Kreisen ausstreute, sieht man ein zunehmend tieferes Eindringen in den Kern und das Wesen der Wolkengebilde, und in ihrer Darstellung ein Zurückführen auf die letzten Grundlinien. Trotzdem die Formen, die man zeichnet, und die Mittel, mit denen man darstellt, immer mehr werden, erkennt man doch in jedem Fall die künstlerische Absicht immer klarer. Man ist bei der Beherrschung des Gegenstandes angelangt. Damit stellte sich ganz von selbst die Aufgabe, nicht eine Wolke als etwas Fertiges zu geben, sondern ein Werden, Ringen und Vergehen. Das Leben der Wolke ist die letzte und höchste Aufgabe der Wolkenzeichnung. Die ruhigen Linien der Schichtung und die kaum weniger ruhigen des Aufquellens und Sichrundens werden seltener. Dafür blicken wir in die Tiefe der Wolkengruppen und -ballen, erleben wirbelnde Bewegungen, Knäuel, phantastische Ausläufer und Verschmelzungen. Die Horizontale ist aus dieser Wolkenauffassung fast verwiesen, es folgt ihr die Wellenlinie, und bald werden wir nur die Spiralen der Sturmwolken und die grotesken Umrisse zerborstener Wolkengebirge haben. Wir kommen damit bei einem neuen Manierismus an, den von älteren Auswüchsen allerdings zwei Merkmale deutlich genug unterscheiden: die Fülle des Wissens von dem Dinge, das dargestellt werden soll, und die Beherrschung der Mittel für Zeichnung und Färbung. Diese werden ihn wohl auch über sich selbst hinaus führen. Besonders die Einsicht in die Natur der Wolken, die auf das Studium ihrer Entwicklung hinführt, dürfte sich, wie im 17. und 19. Jahrhundert, heilsam erweisen, zumal an dieser Stelle ein ganz neuer Weg einmündet: der der Wissenschaft, die in den letzten hundert Jahren auch ihrerseits eine Wolkenkunde entwickelt hat.

II. Kunst und Wissenschaft der Wolken.

Die Phantasie fliegt lange voraus und horstet in lichten, beherrschenden Höhen, wenn der Verstand sich noch in den Niederungen mühsame Wege bahnt. Als die großen Niederländer schon ganz tief in die Formen und Farben der Wolken eingedrungen waren, gab es noch nicht einmal die Anfänge einer Wissenschaft von den Wolken, und als die moderne Landschaftsmalerei das Werden und Vergehen der Wolken bis in die Einzelheiten verfolgt hatte, be-

diente sich die junge Wissenschaft der Meteorologie erst einer Classification der Wolken, deren vier Kategorien: Cirrus, Stratus, Cumulus und Nimbus, sich zum wirklichen Reichthum dieser Gebilde wie das Alphabet zu einer vollendeten Sprache verhalten. Auch darin spricht sich das große Gesetz alles geistigen Fortschrittes aus, daß die Anschauung und Nachahmung der Naturerscheinungen immer weit vorausschreitet ihrer Zerlegung und Erkenntniß. Ist doch die Kunst recht eigentlich die Mutter der Wissenschaft, deren erste Anfänge in der Form des Mythus auftreten. Und was ist der Mythus anders als eine dichterische Einkleidung und Auslegung der Räthsel der Schöpfung? Daß der wissenschaftliche Verstand in einem fortgeschrittenen Stadium seiner Arbeit sich von der Hülfe der künstlerischen Phantasie möglichst unabhängig zu halten sucht, kann nicht darüber täuschen, daß die beiden in allen entscheidenden Momenten in einander greifen müssen. Der Verstand würde für sich in Einzelheiten verdumpfen, wenn nicht die Phantasie ihn in hellere Höhen hübe; es ist aber gut, daß dieser dann wieder ihren Flug in den Umkreis bestimmter Aufgaben bannt, die er sorgsam sondert und begrenzt.

Beider gemeinsame Arbeit in der Wissenschaft führt denn doch noch eine geraume Strecke über den äußersten Punkt der künstlerischen Darstellung hinaus bis in eine Sphäre, wo die Wissenschaft zur Lehrerin der Kunst werden kann. Denn wo diese nur Sichtbares und Gleichzeitiges bieten kann, bringt die Wissenschaft ins Reich des Unsichtbaren ein und vermag zugleich die Erscheinungen zu vergleichen, die zu entlegen sind, als daß der umfassendste Blick sie vereinigen könnte. Für die Kunde von den Wolken bedeutet dies vor Allem die Zurückführung ihrer Entstehung auf die Verdichtung des Wasserdampfes, dessen Dasein in der Atmosphäre unsere Augen nur wahrnehmen, wenn er die Durchsichtigkeit und ferne Bläue hervorruft, die in unserem Klima als ein Regenvorzeichen gilt. Und weiter bedeutet es die Erkenntniß, wie die Wolkenbildungen, die wir in diesem Augenblick festhalten, sich in die des nächsten verwandeln, so wie sie aus anderen, die vorhin waren, hervorgegangen sind. Entwicklungsgeschichtlich erscheint uns zuletzt eine Wolke oft nur noch als eine Stelle der Atmosphäre, in der Verdichtungen von Wasserdampf geschehen, die jenseits der Grenzen dieser Wolke sich wieder auflösen. So wie ja auch die Kunst dahin strebt, die Wolke als ein Werdendes mit den Linien des Sichbildens und Wiederauflösens zu zeichnen.

Die erste Aufgabe der Wissenschaft gegenüber einer bunten Menge von Erscheinungen ist immer die Vereinigung dessen, was ähnlich ist, zu Gruppen, die den Ueberblick und das Wiedererkennen erleichtern. Es handelt sich dabei zunächst nur um die Ordnung des Angeschauten, dessen Mannigfaltigkeit um die hervorragendsten und die am öftesten wiederkehrenden Erscheinungen gruppirt wird. So weit also gehen die Wege der Kunst mit denen der Wissenschaft zusammen: noch heute ruht die Grundlage unserer Kenntniß der Wolken auf einer Classification, die aus der künstlerischen Anschauung hervorgegangen ist. Das tritt schon in ihren wissenschaftlichen Benennungen und in jeder Erläuterung derselben hervor. Cirrus bedeutet faserige oder federartige, Cumulus geballte oder gerundete, Stratus ausgebreitete, gleichmäßige Schichten,

Nimbus verwaschene düstere Wolken, aus denen Regen fällt. In die vier Gefache dieser ersten und einfachsten Wolkeneintheilung könnten bequem auch alle gemalten Wolken die älteren Landschaften bis zu den Holländern des 17. Jahrhunderts eingeordnet werden. Wollte man dabei nach „selten" und „häufig" unterscheiden, wie es die classificirende Pflanzen- oder Thierkunde thut, so würde man finden, daß der Nimbus am seltensten, der Stratus am häufigsten auf den Bildern auftritt und daß der Cirrus am frühesten selbständig erscheint. Die Maler hoben die charakteristischsten Formen aus der Menge der Wolken heraus und setzten sie in den Himmel, für den sie gerade passen. Insoweit verfuhren sie wissenschaftlich classificatorisch. Ja, sie gingen darin noch weiter; denn indem sie die Schichtenwolken zu regelmäßig sich wiederholenden Querstreifen stilisirten oder die Haufwolken mit starken Linien umzogen, dies besonders im Holzschnitt, übertrieben sie die Sonderung der Wolkenformen, genau wie in der Wissenschaft die classificatorischen Richtungen manchmal ausschweifen. Die weitere Ausbildung der Wolkenclassification konnte aber nicht bei diesen Elementen stehen bleiben und ist über den Gesichtskreis der Kunst hinausgewachsen. Zwar wird jeder Wolkenmaler noch Uebergangsformen wie Cirrocumulus oder Stratocumulus verstehen und die starke Betonung in der Meteorologie des Unterschiedes zwischen den getrennten, geballten Formen des Schönwetterhimmels und den ausgebreiteten, schleierhaften des Regenhimmels ist ihm sicherlich wohl vertraut. Er findet in der Unterscheidung von Cirruswolken, die weiß glänzen, und solchen, die beschattet sind, oder in der Definition des „Altostratus": dichter Schleier von grauer oder bläulicher Farbe, welcher in der Nähe von Sonne und Mond einen hellen Fleck, aber keine farbigen Ringe wie der Cirrostratus gibt, Bilder, wie er sie selbst schaut und vielleicht auch zu malen versucht. In seiner Erinnerung schweben sogar Wolkenformen, von denen die Wissenschaft kaum Notiz nimmt, während sie doch künstlerisch höchst eindrucksvoll sind. Wohin im System möchte wohl eine Gewitterwolke zu stellen sein, wie ich sie letzten Sommer einmal über die linke Thalwand des Taconnaz-Gletschers am Montblanc ziehen sah, oben sich rascher bewegend als unten, wo die Thalwand sie zurückhielt, daher die Bogenform eines im Tanze geschwungenen Schleiers annehmend, der in sich selbst zurückflattert? Für die Wolkenkunde der Meteorologen ist diese nur eine von den vielen Abarten der tiefziehenden Regenwolken. Dagegen für die Auffassung der Wolken als eines Elementes der Landschaft ist sie viel mehr. Da fällt nicht ihre Form ins Gewicht, sondern ihr ganzes Erscheinen. Wo am Himmel? Mit welchen anderen Wolken oder mit welchem Zustande des Himmels verbunden? Und wie in der Landschaft, über der sie schwebt oder vor die sie ihren Vorhang zieht? Das sind die Fragen, die sich der Maler, der Dichter, der Landschaftsschilderer vorlegt, wenn er ein Bild entwirft, in dessen Himmel Wolken ziehen oder stehen.

Auch hier wieder scheinen auf den ersten Blick die Ziele der Wissenschaft von den Wolken verwandt zu sein mit der künstlerischen Anschauung. Die Wolken*formen* sind für jene nicht mehr die Hauptsache, vielmehr ist die

Höhe der Wolken in der Luft entscheidend für die Kunde vom Wetter. Aber in dieser Voranstellung der Höhe der Wolken in der Atmosphäre entfernt sich das Wolkensystem der Meteorologie von der Wolkenkunde der Landschaftsmalerei und der Naturschilderung. Denn nach der absoluten Höhe der Wolken fragt diese nicht, ihr kommt es vielmehr darauf an, wo in der Landschaft die Wolken sind. Es kann dabei sich auch die Höhe der Wolken im Bilde aussprechen, wie denn Jeder sofort die geringe Höhe des „gehobenen Nebels", wie Howard und Goethe den Stratus nannten, von der großen Höhe des über Allem ruhig schwebenden Cirrus unterscheiden wird. Jene sind für das Wetter der nächsten Minute oder Stunde von greifbarer Bedeutung, während diese den Sonnenschein des klarsten Tages nicht stören. Aber die Wege der Kunst und der Wissenschaft scheiden sich doch an dieser Stelle ganz bestimmt, denn diese hat nur noch die Wolke an sich, ein Gebilde von besonderer Entwicklung, im Auge, während für jene die Wolke in der Landschaft bleibt: der alte Gegensatz von Zerlegen und Zusammenfassen!

Wohl haben wir die Wolke im Landschaftsbild von ihrer ursprünglichen Unterordnung und Nebensächlichkeit zu immer größerer Selbständigkeit heran wachsen sehen, aber sie ist im allerbesten Fall immer nur ein Theil des Ganzen. Fast jedes Landschaftsbild zerfällt in zwei Streifen, die über einander liegen: unten Boden und Wasser, Bäume und Menschen, oben Luft, Licht, Wolken. In diesem oberen Streifen sind nun die Wolken nur eine interessante Erscheinung neben anderen. Wir haben gesehen, wie lange die Kunst sich begnügte, einen reinen blauen Himmel zu malen. Aber auch an einem wolkenreichen Firmament beschäftigt die Kunst eben so sehr die Gestalt der blauen Flecken zwischen den Wolken als die der Wolken selbst. Sind doch diese Fenster, die sich oft ganz unerwartet in einer düsteren Wolkendecke nach dem schönen Blau eines reineren Himmels zu öffnen, der sich darüber wölbt, eine der interessantesten und zugleich tröstlichsten Erscheinungen am Firmament. Aber es sind freilich passive Dinge, denn wir sehen deutlich, wie sie sich aufthun, wenn die Wolken aus einander ziehen, und sich wieder schließen, wenn die Wolken sich einander nähern. So sind also diese schönen Himmelsfenster höchst abhängig von ihrer grauen oder weißen Umgebung. Und so wie unseren Blick überall im Leben das Thätige anzieht und mit sich nimmt, so folgen wir auch hier gerne dem Wolkenzug, dessen Ergebniß eben diese blauen Flecken sind, und sehen mit besonderem Interesse dem Unterschied zwischen tieferen, näheren, grauen und lockeren Wolken zu, wie sie, das bewegliche Element der Landschaft, sich vor die höher schwebenden, weißen, dichter geballten schieben. Wenn aber dann die Sonne von der oberen Seite her ihnen zu Hülfe kommt, zuerst die nach Süden schauenden Wolkenränder glänzend weiß beleuchtend, dann die Wolken selbst emportreibend, so daß sie ganz in Sonnenschein erglänzen, folgt oft ungemein rasch die siegreiche Ausbreitung des Blaues und des Lichtes und Glanzes, an der wir uns freuen.

III. Die Wolken, die Berge und der Boden.

Für das Landschaftsbild ist es mindestens ebenso wichtig, wo die Wolken sind, als in welcher Gestalt sie uns erscheinen. Jene Frage aber führt uns immer wieder auf dieselbe und einzige Grenze und Grundlage; das ist der Horizont. Ueber diese landschaftlich bedeutsamste Linie wäre wohl sehr viel im Allgemeinen zu sagen. Aber wir sprechen von den Wolken, und für diese ist der Horizont zunächst fast immer die untere Grenze des Vorkommens. Man malt kaum jemals die Wolke, die uns einhüllt, nämlich den Nebel, und nur vereinzelt die Wolkenausläufer, die in Thalschluchten herabziehen, oder die vor Bergen schwebenden Wölkchen. Im Allgemeinen liegt das Reich der Wolken über der Erde. Das leitet uns an, darin vor Allem die Unterschiede zwischen oben und unten zu suchen, worauf ja jede Beobachtung hinführt: der nach oben gerichteten Gliederung einer Dunstmasse folgt die Auflösung in Wolken in derselben Richtung und endlich die Verflüchtigung. Graue Wolkenbänke sieht man in wenigen Minuten von oben her in weiße Wolkenreihen sich zertheilen. Der Nebel, der sich vom Boden hebt, gibt die einfachste und verständlichste Wolke, die tiefliegende Schichtwolke, die nach oben schwebend, sich entweder auflöst oder zu grauen Schleiern sich ausbreitet. Auch ein schwerer, grauer Winterhimmel, der nur einen schmalen, hellen Streifen am Horizont übrig läßt, ist nichts als eine tiefliegende Wolke, die wir von unten sehen. Vor ein paar Tagen waren es ein paar ganz unbedeutende Dunststreifen, die hoch über den Bergen standen, nun haben sie sich verdichtet und sind um Tausende von Metern herab gestiegen.

Wenn schon der klare Himmel im Zenith ein anderer ist als am Horizont, so unterscheiden sich noch bestimmter die Wolken nach ihrer Lage zu beiden. Die Masse der Wolken schiebt sich im Horizont zusammen oder drängt vom Horizont herauf. Ob sie nun thatsächlich dem Boden aufruhen, wie die Wolken, die einen Berg umschweben, oder ob sie dem Wasser entsteigen, wie die Nebel, die die Küsten der Nordsee umlagern, wo sie die Fahrt gefährden, oder ob nur unser tangentialer Blick die in der Luft schwebenden Wolken an den Horizont versetzt; für die Landschaft bedeutet es immer die innige Verschmelzung mit den Wolken. Sie bilden eine Art von Mittelglied zwischen dem Boden und der Luft. An hellen Sommertagen ist die silberweiße, fast glühende Wolkenthürmung zwischen dunkelblauem Gebirgshorizont und blauem Himmel etwas vollkommen Selbständiges, Ueberraschendes. Solche Wolken ersetzen dem Tieflandbewohner das von fernher leuchtende Hochgebirge. Er schaut über die Gipfel und Kämme tief am Himmel stehender Haufwolken hin wie in eine Gebirgswelt, wo tausend rundliche, weiß emporquellende Wolkenkuppen sich drängen und, indem sie sich auflösen, Berggruppen und einzelne Schneegipfel hinterlassen. Atmosphärische Processe theilen also den Wolkenhimmel in einen Abschnitt, der der Erde gehört, und in einen anderen, der der oberen blauen Luft näher verwandt ist. Wie oft sieht man am Horizont es sich ballen und bilden, während hoch im Zenith dunklere Stellen schon die Bläue ankündigen, die dort am frühesten durchbrechen wird oder vielleicht am wenigsten verhüllt war. Aus solchen Beobachtungen hat

Goethe, der zu den frühesten Wolkenschilderern und Wolkenforschern gehört — bei Goethe sind beide Eigenschaften selbstverständlich nicht zu trennen — den Unterschieden der Wolken nach der Höhe die größte Bedeutung beigemessen. In seinen eigenen Wolkenbeobachtungen und noch mehr in „Howard's Ehrengedächtniß", — herrlichen Beispielen dichterischer Naturauffassung und Naturverklärung — erscheint die ganze Mannigfaltigkeit der Wolkenbildungen als ein Entwickeln aus den tieferen zu den höheren Schichten des Luftkreises. Daß in seiner Beschreibung und Benennung der Wolken Luke Howard („Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt, er faßt es an, er hält zuerst es fest, bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein, benennt es treffend. Sei die Ehre Dein!") von demselben Grundgedanken geleitet war, hat sicherlich dazu beigetragen, daß Goethe ihm so enthusiastisch beifiel. Auch er beginnt daher im „Ehrengedächtniß" die poetische Umschreibung der Wolkenformen mit dem Stratus, der erdnächsten und erdverwandtesten: „Wenn von dem stillen Wasserspiegelplan ein Nebel hebt den flachen Teppich an." Die nächste: in höherer Atmosphäre „steht Wolke hoch, zum Herrlichsten geballt, verkündet festgebildet Machtgewalt." Im Cirrus aber: „immer höher steigt der edle Drang! Erlösung ist ein himmlisch leichter Zwang. Ein Aufgelöstes, flockig löst sich's auf, wie Schäflein trippelnd, leicht gekämmt zu Hauf. So fließt zuletzt, was unten leicht entstand, dem Vater oben still in Schoß und Hand." Die vierte der Howard'schen Formen, den Nimbus, zieht es dann wieder herab, „es wird durch Erdgewalt herabgezogen, was sich hoch geballt." Einen Goethe fesselt in dieser Vierreihe von Wolkenformen nicht allein die Klarheit des Entwicklungsganges, „wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt"; ihn verband, den Selbstdenker, eine tiefere Verwandtschaft der Grundauffassung damit. Die junge Meteorologie kämpfte sich damals zu der geläuterten Vorstellung durch, daß die Erscheinungen des Luftkreises wesentlich tellurischer, nicht kosmischer Natur seien; Goethe schritt darüber hinaus zu der Annahme einer pulsirend sich äußernden Anziehung der Luft durch die Erde, deren Aenderungen er selbst dem Aus- und Einathmen verglichen hat. Das ist indessen ein erdgeschichtlicher Gedanke; das heutige Verhältniß der Erde zu ihrer Luft berührt er nicht. Uns genügt die Feststellung der engen Beziehungen zwischen Wolken und Erde, die noch zu Goethe's Lebzeiten der Begründer der modernen Meteorologie, Dove, in die Worte gefaßt hat: „in der Bewölkung spiegelt sich die Gestalt der Erdoberfläche."

Blicken wir hier im überschaubaren Kreis umher: sehen wir nicht, wo Berge diesen Kreis umgrenzen oder durchziehen, an schönen Tagen nur Wolken, die von den Bergen abhängig sind? Es gibt ein Verwandtschaftsverhältniß zwischen Bergen und Wolken, die einander gleichsam entgegenschwellen. Wolken entstehen an Bergen oder legen sich an Bergen vor Anker, wenn der Wind sie ihnen zutreibt. Im Flachland ist der Himmel wolkenlos, an den Bergen dagegen bilden sich jetzt und vergehen dann wieder alle Gattungen von Wolken, die man als abhängige den selbständigen überstellen könnte, die dem Luftkreis allein angehören. Ein örtlicher Luftzug trägt sie zuerst dort oben wie einen Hauch oder wie Schneestaub empor. Dann legen sie sich als weiße Schichten

an, verdichten sich, färben sich grau und ballen sich, bis sie bei steigender Wärme sich loslösen. Wie ein Schiff im Hafen lag die Wolke vor Anker, und unter vollen Segeln schwimmt sie nun stolz davon. So schweben die Haufwolken über einer oceanischen Insel als glänzend weißer Fleck oder Ring im klaren Himmel über dem grünen oder braunen Fleck, der, wenn wir ihn aus der Perspective des Zugvogels sähen, wolkenähnlich im blauen Meere schwimmen würde. In den Passatgürteln der warmen gemäßigten und subtropischen Zone ist der Himmel sehr oft völlig wolkenlos über dem freien Meer, nur die Stellen, wo Inseln liegen, erkennt man von Weitem, auch wenn das Land noch unter dem Horizont ist, an den weißen, scharf umrandeten Haufwölkchen, die über ihnen schweben. Taucht aber am Horizont eine dichte Masse grauer Wolken auf, deren Regensträhnen vielleicht bis zum Meere herabhängen, so kann man sicher sein, daß sich eine größere, gebirgige Insel oder gar keine Festlandküste hinter diesem Vorhang verbirgt.

Wenn der Wind die den Horizont umlagernden hellen Wolken zerfasert, zertheilt und zuletzt als einförmige, regendrohende Wand uns entgegentreibt, bleiben am längsten die geformten Wolken in den Bergen erhalten, von denen sie als Wolkenfahnen hinausflattern oder die sie mit ihren Ringen umzirkeln. Wenn aber dann bei der Drehung des Windes der Dunst sich zu Wolken ballt und immer größere Räume des Himmels blau werden, liegen die größten Wolkenmassen wieder auf den Bergen, oft in Lasten, die sie ganz zu erdrücken scheinen.

Daher auch die Vergesellschaftung der Wolken mit den höheren Berggruppen in jedem Alpenfernblick. In jenen östlichen Theilen der bayerischen Alpen, von deren Gipfeln unser Blick noch die Tauern erreicht, sieht man an manchem klaren Tage die ganze Gebirgskette im Süden frei, nur im Südosten über den Tauern lagert sehr oft eine Wolkenbank, oder es hängen wenigstens einige Wolken am Großglockner oder Venediger. „In den Tauern stürmt's, bald wird schlechtes Wetter da sein," hört man dann den Wetterkundigen sagen. Nicht immer erfüllt sich diese Vorhersage, aber sie wird wohl in allen jenen Fällen Recht behalten, wo der Westwind Miene macht, in die tieferen Luftschichten herabzusteigen. Dann sieht man ein Wölkchen von diesen Hochgipfeln sich im Laufe einiger Stunden zu den westlichsten Theilen des Panoramas ausbreiten, und schon vor Sonnenuntergang stehen die im Laufe des Tages entstandenen Wolkenbänke in tiefblaugrauer Färbung, fest lastend anzuschauen, unbeweglich, über den Algäuer Bergen. Es kann wohl sein, daß wir morgen mitten in der regenden Wolke aufwachen. Derselbe Blick auf die Alpen im Süden zeigt uns, wie der Nord die Dünste dem Gebirg zutreibt, das dann fern wie ein Nebelbild steht und endlich sich kaum in seinem Grau von dem Lichtgrau des Horizontes abhebt. Darüber schweben kleine Häufchenwolken, die nach unten in diesen Duft übergehen und nach oben zu licht und leuchtend werden. Geht dann der Nordwind in Ost über, so bilden sich allmählich Umrisse und Farben aus dem unterschiedslosen Grau heraus, und der Dunst zieht als Wolkenrest am Westhimmel hinab. Die Wolken aber, die der Ostwind nach Westen trägt, werden fast immer früh am Tage von der Sonne aufgesogen.

Was dagegen an Aenderungen des Himmels im Westen sich vollzieht, kündigt sich im Osten erst an. Daher ist so oft ein wolkenreicher Himmel im Westen und Norden, ein klarer oder nur dunstiger im Osten und Süden.

An jedem einzelnen Berge verhalten sich die verschiedenen Seiten verschieden zu den Wolken. Auf der felsigen Südseite ruft die Sonne aufsteigende Luftströme hervor, die sich als weiße flache Wolken, einer Firnschneide vergleichbar, herüberwälzen. Von unten sehen sie wie über den Berg hingegossen aus, oben begleitet Sturm und Nebel diesen Proceß. Wer zu Zeiten, wo diesseits der Alpen schlechtes Wetter ist, etwa von Brixen nordwärts schaut, sieht umgekehrt graue, schwere Wolken, die über den Brenner kriechen, dann am Südhimmel sich wagerecht schichten und beruhigt in lange ruhige Linien reihen.

Nahe Wolken zertheilen die Berge oder verhüllen sie. Das heißt immer auch, daß sie sie verkleinern, einrahmen, entschleiern, kurz sie in den mannigfaltigsten Veränderungen und Verwandlungen vorführen. Dabei wird der Wolkenvorhang bald von rechts, bald von links vorgezogen, so daß er das Bild in zwei Scenen theilt, oder es schneidet ein in der Mitte sich erhebender Wolkenberg das Bild von unten nach oben. Noch häufiger zerschneiden die Wolken den Berg in ein oberes und ein unteres Stück. Da die Höhe der Wolken mit der Jahreszeit schwankt, ist ein Berggipfel im Sommer häufig unter den Wolken oder auch in den Wolken oder im Nebel, im Winter ist er dagegen häufig über den Wolken. Wer auf dem Gipfel steht, sieht dann die weiße brodelnde Masse unter sich. Wer dieses Bild von fern her erblickt, dem ist die Bergspitze über Wolken, besonders wenn von der Sonne angestrahlt, ein freundliches Bild, vorausgesetzt, daß wir sie mit der Bergbasis verbinden können. Wenn sie zu hoch steht, überwiegt zuerst das Staunen, man muß sich in die Erscheinung hineinfinden, daß Felsen inselhaft in den Wolken schwimmen. Von der Westküste des Golfes von Mexico sieht man so nicht selten den aus Firn und dunkeln vulcanischen Klippen zusammengesetzten Gipfel des Pik von Orizaba über den Wolken; darauf bezieht sich der poetische Name „Paloma", Taube, den man dort diesem Gipfel beilegt.

Die Aehnlichkeit der Wolken mit manchen Formen des Schnees ist überraschend. Wie sehr sie im Licht liegt, weiß Jeder, der einmal einen weißen Wolkensaum, der eine Bergwand gerade überragt, für ein leuchtendes Schneefeld angesehen hat oder frischen Schnee im Fernblick nicht von weißen Wolken unterscheiden konnte. Sie liegt aber auch in den Formen. Die weichen Umrisse der Schneelasten, die sich im Frühjahr oder Herbst auf belaubte Aeste der Bäume legen, schaffen aus jeder von diesen halb liegenden und halb hängenden Schneehäufchen ein Wölkchen. Der von einer Matte wegschmelzende Schnee zeigt die rundlich zerfransten Ränder und die Durchbrechungen einer dünnen Wolke. Die Aehnlichkeit ist am geringsten dort, wo nach einem Schneefall Aufklärung eintritt und über den frischen blendenden Schnee die Wolken wie Watteballen liegen. Dann unterscheidet sie auch besonders ihr bräunliches Grau, das Firnfelder nur dann annehmen, wenn ein Wolkenschatten auf sie fällt.

Die Wolken alle, die sich so eng mit der Landschaft verbinden, daß man von einem Freundschaftsverhältniß zwischen Boden und Wolke sprechen möchte, die an den Bergwänden auf- oder niedersteigenden, sich ballenden oder zerschleiernden und zerfasernden, in Thälern sich hinein legende und wieder aus Thälern herausfließenden, in den Baumwipfeln hängenden und in dieselben sich hinein oder von ihnen hinaus spinnenden, interessiren den Meteorologen wenig. Er wird sie meistens in die Classen Cumulo-Stratus und Strato-Cirrus einordnen und hat im Uebrigen wenig Veranlassung, sich eingehender mit ihnen zu befassen. Für den localen Wetterdeuter sind sie freilich wichtig genug; zeigt doch ihr Emporschweben am Gebirge ziemlich sicher die Annäherung schlechten Wetters, ihr ruhiges Herabsinken und nebelbringendes Ausbreiten Aufklärung und Beständigkeit an. Ganz anders ist die Bedeutung dieser weißen Bänke und Streifen und dieser grauen Schleier in der Landschaft. Man sieht eine dunkelgrüne Bergwand bei dem Regen, der einem nächtlichen Gewitter folgt, von dichteren und dünneren Flocken und Streifen und Schleiern weißlich eingehüllt, als ob frischer Schnee darauf gefallen sei. Gliedern sich im Laufe des Vormittags alle diese Wölkchen in zwei Schichten, eine höhere und eine tiefere, so ziehen graue Streifen, leicht wie angehaucht, zwischen ihnen auf und ab, und einzelne sieht man im Begriff, sich aufzulösen. Hebt sich, wie es so oft geschieht, die ganze Wolkenmasse, so daß nur noch die Gipfel der Berge eingehüllt bleiben, so liegen nur einzelne Reste in den Schluchten, während vom oberen Rand unzählige kleinere Wolkenfasern emporstreben und verschwinden. An einer Bergwand, wo Alles, Gletscher, Schutt und Wasser, abwärts strebt, theilen nur die schlanken Fichten das Aufwärtsstreben mit den Wolken. Vor der Starrheit des Gebirges schwebt überhaupt die Wolke als ein Bewegliches, Veränderliches, und, der Pflanzendecke gleich, bettet sie sich in die harten Formen der Felsen weich und rundlich ein. Diese Vereinigung schafft besonders im Hochgebirge höchst eindrucksvolle Bilder. Die Wolken beleben auch schon im Moment, wo sie sich bilden, die dunklen Gebirgshänge; ihr Entstehen und Vergehen wird vor diesem Hintergrunde sichtbarer, von dem blauen, höchst regelmäßigen Dunststreifen, der um Sonnenaufgang sich daran hinzieht, bis zu der Kette rothglühender Wolken, die sich bis zum Untergang daraus verdichtet und gegliedert hat.

Bei all' diesem engen Sichgesellen zum Boden bleiben die Wolken doch die Kinder der Luft. Wir wissen ja, die Wolken schweben. Das ist aber für unsere landschaftliche Auffassung nicht genug. Wir wollen den Eindruck haben, daß sie schweben können. Es gibt Wolken, die leicht, und Wolken, die schwer sind; und es ist auch ein Unterschied zwischen Wolken, die fast unveränderlich an derselben Stelle bleiben, und anderen, die vor dem Sturme treiben. Lichte, rundlich, aber fest begrenzte Wölkchen stehen still in der blauen Luft eines ganz klaren Tages; sie sind selten in unserer Zone, die man mit Recht auch die Zone der veränderlichen Wolken nennen könnte; aber in den Passatgürteln stehen sie Stunden unbewegt oder schweben langsam vor einer leichten Brise aus Südost oder Nordost. Da kann man vom Schiffe aus, das sich bewegt, beobachten, wie ein solches weißglänzendes Wölkchen, dem man sich nähert,

erst mit dem oberen Rande, dann mit der Hälfte, dann ganz über den Horizont emporsteigt, genau wie eine weiße Klippe oder ein Leuchtthurm, dem man sich vom Meere her nähert. In unserer Zone würde in dieser Zeit eine viel größere Wolke ihre Gestalt völlig geändert oder sich in Dunst aufgelöst haben oder riesig gewachsen sein.

Die schwere Wolkenbank, die von einer Stelle des Horizontes langsam ansteigt und über den halben Himmel sich hinzieht, wie herabgesunken und unfähig, sich ganz wieder zu erheben, und das zierliche kleine Haufwölkchen, das nur einen Punkt im blauen Himmel bedeutet, zeigen den Einfluß der räumlichen Größe in der Wolkenbildung. Die großen Wolken sind gewöhnlich schwer, dunkel, liegen tief, die kleinen schweben leicht und hoch, sind heller als die anderen. Große Wolken sind oft allein im Stande, in eine flache Landschaft einen Zug von Größe zu bringen, kleine, zu Herden vereinigt, oder in Streifen über einander geschichtet, sind ebenso oft die Träger von Leben und Bewegung. Die Natur des weiten Firmamentes bedingt, daß die Wolken in der Regel zurückliegen. Das Verfehlte ihrer Darstellung auf so vielen modernen Bildern liegt eben darin, daß sie, übermäßig körperlich gemalt, aus dem Bilde heraus gehen. Die Wolke, die uns so nahe kommt, daß wir mitten darin stehen, d. h. vom Nebel eingeschlossen sind, ist von diesem Standpunkt aus natürlich nicht zu malen. Aber auch die Sturm- und Regenbilder bringen uns meistens die Wolke zu nahe. Wenn sie zur grauen Wand wird, die fast Alles verhüllt, paßt sie nur zum Seebild mit seinem einförmigen Wellenschlag. Auf dem Lande stimmt sie dann höchstens zu den großen Massen des Hochgebirges, die auch eine Regenwolke noch überragen; heranziehender Sturm im Hochgebirge gehört ja längst zu den Vorwürfen bedeutender Hochgebirgsmaler. Etwas Anderes ist, wenn die Wolke sich der Landschaft unterordnet und eingliedert, wie die, die in die Thäler gebettet sind oder an Bergflanken hängen.

Freier, man möchte sagen herrschender als im Hochland, walten die Wolken im Tiefland, wo der Himmel den größten Theil des Gesichtskreises ausfüllt und entsprechend tief die Wolken herabsteigen, und unmittelbar auf dem schmalen Streifen des flachen Landes aufruhen. Da gibt es so manche monotone Landschaft, der erst die Wolke Reiz und Stimmung gab. Gewiß ist es kein Zufall, daß aus dem flachen Nordwesten Europa's die Erkenntniß der Bedeutung der Wolken in der gemalten Landschaft ihren Ursprung genommen hat und aus dem flachen Nordosten ihre tiefste und ausgedehnteste Anwendung in der Dichtung. Die slawischen Dichter sind alle Wolkenschilderer und schon Mickiewicz übertrifft unseren wolkenkundigen Jean Paul weit. Selbst unter unseren großen Reiseschilderern kann sich keiner an Feinheit der Beobachtung des Himmels und seiner Wolken mit den Steppenschilderern Kolzoff und Turgenieff vergleichen. Alexander von Humboldt hat im Kosmos ganz gut die Rolle der Luft- und Lichterscheinungen in der Landschaft bezeichnet, aber in seinen Naturschilderungen suchen wir vergebens nach der Anwendung seiner Grundsätze auf die Wolken. Auch die in feinen Beobachtungen der Natur sich kaum genug thuenden Dichter der englischen Seeschule haben zwar Hügel, Baumschlag und Wasserspiegel fein und vertieft,

man möchte sagen, gründlich geschildert, aber die Wolken stehen für sie weit zurück. Shelley's berühmtes Gedicht „Die Wolke" ist mehr naturphilosophisch oder naturmythisch als Beobachtung. Gerade umgekehrt vertiefen sich jene Dichter der lithauischen Wälder und Seen oder der südrussischen Steppen in die Wolken, als ob die Welt nichts Anderes zu zeigen hätte. So werden sie in der Schilderung der Wolken die Ersten, die Entdecker, wie die großen niederländischen Landschafter in der Wolkenmalerei. Ihre Auffassung nähert sich der wissenschaftlichen, wenn z. B. Mickiewicz singt: „Jede Wolke ist anders: die herbstliche Wolke mächtig, Schildkrötenartig schleichend, regenfluthenträchtig, Schickt lange Streifen vom Himmel bis zur Erdenfläche, Wie aufgewickelte Zöpfe, das sind die Regenbäche." Man könnte dies eine Schilderung des Nimbus nennen, wie jene andere eine Schilderung des Cirrus-Cumulus.

Die Alltagswölkchen —
Seht dort die weißen Streifen, welch wandelreiches Völkchen!
Erst tauchen sie wie Schwäne, wie wilde Gänse auf,
Und hinten, wie ein Falke, treibt sie der Wind zu Hauf,
Sie drängen sich, schwellen, wachsen — nun seht und staunet wieder,
Gekrümmte Nacken bekommen sie, lassen Mähnen hernieder,
Fußreihen strecken sie aus und fliegen am Himmelsgezelt
Wie ein Trupp Rappen über das Steppenfeld:
Und alle silberweiß.

Es würde eine sehr unvollkommene Anschauung sein, die in diesen Wolkenbildern *nur* eine Folge der tiefen Lage der Grenze zwischen Luft und Erde sehen wollte. Nicht darum allein spiegeln sich die Wolken reiner und schärfer in diesen Dichterseelen, sondern weil diese Spiegel gerade dazu recht geeignet sind. Sie spiegeln ja ebenso treu die Nebelschleier und den herbstlichen Duft, die Bäume und die Gräser. Und was die Menschen anbetrifft, so bewegen sie sich nicht als Staffage in diesen Bildern, sondern sie sind gerade so rein und scharf gezeichnet wie die Dinge der Natur und heben sich ungemein wenig davon ab, sind selbst nur ein Stück davon, so daß uns sogar ihr eigener Wille ganz untergeordnet, unter die allgemeinen Gesetze der übrigen Natur gebeugt zu sein scheint.

Die Häuserreihe einer *Stadt* zerschneiden uns den Himmel wie Gebirgskämme, und im Ausschnitt einer Straße liegt ein Stück Wolkenhimmel wie in einem Thal. Aber die Wolken sind hoch über all' diese dunkeln Firsten und Giebeln und befreunden sich nicht mit ihnen. Häuser und Wolke schauen einander nur von ferne an. Die Beobachtung der Wolken in der Stadt zeigt so recht das Unorganische unseres Eingesperrtseins in hohle Steinwürfel, die wir Häuser nennen. Im Blick von fern auf eine Stadt mögen die hochragenden Thürme das Himmelsbild berühren, indem sie die wagrechten oder leicht ansteigenden Wolken durchschneiden. Aber wenn ich das Stückchen Himmel betrachte, das mir die Häuser, die meines umstehen, übrig lassen, sehe ich ungemein wenig von dem wahren Leben der Wolken. Nur durch schwierige Schlüsse komme ich dazu, aus dem Ausschnitt, der mir vergönnt ist, einen Schluß auf den Rest des Himmels zu ziehen. Ich sehe am leichtesten

die am höchsten ziehenden Wolken, die die Unkörperlichsten sind: Cirrus und Cirrocumulus. Manchmal ragen die weißen gipfelhohen Wolkengebirge über die Dächer, oder es braust eine Sturmwolke vorbei. Ihr Werden und Vergehen erkenne ich nicht. Erneuere ich nicht meine Bekanntschaft mit den ganzen Wolkengestalten, indem ich dem Bann dieser menschlichen Wabenbauten und Termitenberge entfliehe, so sinken sie mir zu Coulissen und Hintergründen herab.

Die in flachen Ländern häufigen Flußausbreitungen und Seen ziehen die Wolken an, die des Nachts als weiße Schichten über ihnen liegen und Morgens als Flocken und Streifen über die Wasserfläche hinschweben. Wenn jene waldumrandet sind, durchtränken grüne Reflexe diesen Duft, wo er in den Weiden und Erlen des Ufers hängt. Weiße Wolken am Horizont bilden einen Ring über dem braunen oder grünen Rand des Sees, der nun in der Mitte eines Bildes liegt, das die Wölbung des Himmels abschließt. Wie in lebhaftem Wechselgespräch folgt jeder Erscheinung am Himmel ihr Spiegelbild im See. Aschgraue Perlmutter mit grünem Schein ist der See unter grauem, tiefem Wolkenhimmel. Die Spiegelbilder sonnenbeleuchteter Wolken schwimmen in verschmälerter, schärfer hinausgezogener Form mit veilchenblauem Licht im grünen oder tiefblauen See. Von einem der flachen Hügel herab, die das Tiefland beherrschen, sieht man unter einem wolkenlosen Himmel die weißen Reste des Gewölkes trüber Tage frühmorgens sonnenbeglänzt über den Seen liegen, aus den Thälern hervortreten, über den Flüssen hinziehen. Dabei mag wohl unter den erborgten Aehnlichkeiten der Wolkenumrisse mit denen der Wasserflächen die tiefere Uebereinstimmung der weichen Wasserformen in den großen Bogenlinien der Wolken und Wolkenzüge zum Vorschein kommen. Man kann sie mit den Bogen vergleichen, die die Wellen auf flachem Strande begrenzen, oder den Windungen der großen Flüsse. Wenn die moderne Kunst Wolken aus lauter Pünktchen und Fleckchen zusammensetzt, bringt sie zwar ihr Flimmern „heraus", vernachlässigt aber diese große Einheitlichkeit ihrer Begrenzungslinien, die in kleinen zerstückten Landschaften ein wohlthuendes Gegengewicht für gebrochene Berg- oder Waldumrisse bilden.

IV. Die Farben der Wolken.

Der Weg der Wolkenfarben führt vom Nachtgrau zum leuchtenden Weiß des Mittags und wieder zurück zum Grau des Abends. Der Morgen vor Sonnenaufgang hat graue Wolken, und in dunkles Grau versinken sie am Abendhimmel, wenn das letzte Roth verglommen ist. Sehr oft stehen des Morgens lange Wolkenbänke blaugrau am Himmel und schauen mit dieser stillen, ernsten Farbe, die uns wie ein Rest der schweren ruhenden Nacht anmuthet, auch noch dann ins Land, wenn hinter ihnen schon die Sonne glüht. Eine solche dunkelgraue Bank im Osten, am Rand erst silbern angestrahlt, wenn die Erde im Westen schon in goldenem Widerschein liegt, gehört zu den schönsten Erscheinungen des frühen Morgenhimmels; allerdings nicht zu denen, die heitere Tage verkünden. Jene grauen Nachtwolken, die in ihrer lang hingezogenen Schichtung und regelmäßigen Uebereinanderlagerung auch den Mangel der großen wolken-

umbildenden Temperaturunterschiede am Nachthimmel bezeugen, nehmen bald nach Sonnenaufgang auf der Ostseite oft eine zarte grauröthliche, goldbraune bis Isabellfarbe an, aus der sich dann durch helles Grau das reine röthliche Weiß der sonnenbeschienenen Wolke rasch herausringt. Sieht man es neben dem milden Blau in allmählich fester sich gestaltenden Wolken und Wölkchen stehen, so wirkt die Verwandlung, als seien wir Zeugen eines Nachspieles des Sonnenaufgangs. Denn dieser weiße und blaue Himmel ist ebenso heiter, wie der graublaue von vorhin ernst war. So rein weiß sind dagegen von Anfang an die Wolken, die unter dem Einfluß der Tageswärme entstehen, daß man besonders die an Sommertagen vom Morgen bis zum Mittag über den Horizont hervorwachsenden und beständig sich verändernden Haufwolken manchmal gar nicht von dem leuchtenden Firn der Berge, auf denen sie liegen, unterscheiden kann. Der Gipfel eines flachen schneebedeckten Vulcans wie des Aetna im Frühsommer ist trotz seiner reinen Weiße oft von Wolken auf den ersten Blick nicht heraus zu erkennen. Erst wenn am Nachmittag die Sonne tiefer sinkt, wachsen graue oder bräunliche Schatten von unten herauf der leuchtenden Oberseite zu. Gewöhnlich ist zwar auch in der weißen Wolke etwas Roth, Gelb, Braun oder Grau, wodurch sie sich vom Firnfeld abhebt, in dem nie das Blau der Eigenfarbe des Wassers fehlt. Der Schnee ist dicht, die Wolke schleierhaft bis zum Durchscheinen des Himmelsblaues. Und nur die Wölbungen der Wolkenballen, die die Sonne durchdringt, sind weiß, weißer als die Unterseite, die in grauem Schatten liegt. In den Fällen, wo man dichte, weiße Wolken für Schneegipfel halten oder von ihnen nicht unterscheiden konnte, fühlt man sich in dem Augenblicke wie befreit, daß die vermeintlichen Firnschneiden und Eisgipfel zu quellen und sich zu dehnen anfangen; denn die Nachäffung der sicheren Berge in dem lockersten Material stört unbehaglich unser Urtheil über die Dinge im Gesichtskreis. Seitdem das Auge der Landschafter die blauen Schatten des Schnees und Eises sehen gelernt hat, sind auch die Wolken der Winterlandschaften röthlicher und bräunlicher geworden. Röthlicher Himmel mit braunen Wolkenstreifen ist seitdem oft über weißen und blauen Winterlandschaften gemalt worden. Am weißesten erscheinen uns Wolken, die so tief liegen, daß wir auf sie herabschauen. Man steigt nicht des Nebels wegen auf die Berge, aber man blickt auch ohne Aussicht weit und tief in diesen weichen Silberduft, der uns die nächsten Dinge entrückt. Wie weiße Tücher liegen Morgennebel auf Waldwiesen, und im Gebirg mag es vorkommen, daß ein grauer Regenschleier Berge einhüllt, die eben noch klar standen, und wenn er nach kurzer Zeit sich hebt, sehen wir eine weiße Wolke wie vergessen tief unter den davoneilenden Regenwolken im Thale liegen. Muß nicht ein solcher Vorgang kräftigst mythenzeugend gewirkt haben?

Das Grau ist nicht eigentlich eine Farbe, sondern nur der Schatten der Wolke, daher sein schattenhaftes Kommen und Gehen und seine Eigenthümlichkeit, daß es ohne Verlust seines Charakters mit Blau, Gelb, Braun, Roth, Violett versetzt werden kann. Ohne diese wären die Darstellungen von Grau in Grau, die schon Ruysdael, Van der Neer und andere Meister des 17. Jahrhunderts gegeben haben, unmöglich, und deren bräunliche Dorf-

bilder könnten nicht so fein in den grauen Alltagshimmel mit bräunlichen Streifen hineingestimmt sein. Ein anderes Grau geht aus der Trübung der Luft hervor, die man wohl als eine Wolke in der Entstehung ansehen kann, da sie ja auch ein Gebilde aus verdichtetem Wasserdampf ist; aber dieses Grau erscheint noch nicht in bestimmten Formen, wie die Wolken, und sein Ton ist lichter. Es müßte denn sein, daß die Luft mit Ruß geschwängert wäre, wie in dem „Industriehimmel", der über großen Städten und hochofenreichen Landschaften liegt und lastet.

Der „grauste" Regentag ist nicht immer einförmig grau. Auch wenn der Regen wie ein graues Netz heranzieht, das von einer Seite des Horizontes bis zur anderen reicht, keine Spalte frei läßt, schweben doch einige weiße lockere Wolken voraus, die eine entschiedene Neigung haben, herabzusinken. Das Netz fängt sie freilich bald auf, und sie regnen dann grau mit. Wenn dieser Regen nachlassen will, so ist zunächst noch ringsumher Alles einförmig weißgrau, aber über uns lösen sich einige dunklere Wolken heraus, zwischen denen man hellere Stellen sieht. Erst gehen sie zerfasert mit Nebelstreifen bis auf den Boden nieder, später bilden sich aus ihnen Runzellagen langer Schichtwolken, die oben in undeutlich geballte übergehen und nur einzelne zerfranste schweben noch davor. So lange es regnet, sieht man nur die vermischten, undeutlich geballten Gestalten, groß genug, durch ebenso undeutlich umrandete Streifen und Bänder mit einander verbunden; sie zeigen ein deutliches Streben, der Schwere ihrer Wassertröpfchen folgend ungegliedert herabzuhängen. Der weißgraue einförmig dunstige Himmel steht wie eine mächtige Regenreserve dahinter. Aehnlich drängen die nahenden Gewitterwolken in den Vordergrund der Bühne und auf uns zu, vor den eigentlichen Wolkenvorhang. Sie enthalten aber eine viel größere Masse Wassers auf engem Raum, und entsprechend stark ist in ihrem Grau das Blau vertreten. Diday und Calame haben heranziehende Hochgebirgsgewitter von tiefem Blaugrau gemalt. Verzieht sich, wie es so oft geschieht, rasch das Gewitter, dann bleibt ein Rest davon als graue, gewellte Cirrostratusdecke regungslos am Himmel stehen, ein merkwürdiger Gegensatz zu den Sturmwolken von vorhin; dieser Ueberschuß, so kann man ihn wohl nennen, löst sich dann erst mit sinkender Nacht auf. Bei den heftigen Tropengewittern erscheint er ganz regelmäßig. Noch größer ist freilich der Gegensatz, wenn der ganze Regenhimmel sich am Spätnachmittag wie ein Vorhang hebt, und eine Welt voll silbergoldigen Glanzes sehen läßt, die er uns verhüllt hatte; die Ränder der blaugrauen Schichtwolke glühen darin gelb-weiß, dahinter silberne Streifen und noch tiefer hinein Gold. Gebrochene Sonnenstrahlen gehen blauduftig dazwischen nieder. Das ist ein Streifen am Horizont, der höchst wirksam zwischen dem Wolkengrau und der dunkeln Erde hervorleuchtet. Oft folgt dann auch Aufklärung über uns, und die Wolkendecke, die vor einer Stunde noch lückenlos gewesen, zertheilt sich in über einander liegende Streifen und schwimmt endlich in einzelnen Wolkenschiffen davon.

Das Blau, die eigene Farbe des Wassers, färbt die Wolken nur unter Umständen. Es ist besonders in den Morgen- und Abendwolken, wo es oft

täuschend den Farbenton ferner Berge wiederholt, so daß die schweren, lang hingelagerten Wolken, die der Sonne folgen oder ihr vorhergehen, einen zweiten blauen Streifen in den Himmel zeichnen, den ein helles Dämmerungsband von dem der blauen Berge trennt. Das schönste Blau, das man in Wolken sehen kann, ist das durchleuchtete Hellblau dünner Streifen, die frühmorgens als Rest von Nachtwolken vor einer besonnten Bergwand schweben. Wenn die Sonne hinter einem schwer bewölkten Himmel untergegangen ist, breitet sich oft das Blau vom Westhorizont bis zum Zenith aus, und es enthüllt sich eine Landschaft, vollständig Blau in Blau, die freilich zunächst an Delfter Platten erinnert und sonderbar wirkt. Aber an einem Sommerabend unter schweren blaugrauen Wolken die Waldberge dunkel, fast schwarzblau, das Grün der Wiesen graulich abgetönt, oder graublaue und milchblaue Wolken mit dem blaueren Himmel wetteifernd, der seinerseits über tiefblauem Meere steht — Löfftz hat das in einer „Elegie" gemalt — ist ein Bild von ergreifender Tiefe. Die Gleichheit der Töne an Bergen und Wolken erinnert uns hier, daß das die Wirkung der gleichen Lichtbrechung in einer wasserreichen Luft ist und daß das eigene Blau des Wassers nichts damit zu thun hat, sondern nur das Vermögen der Wassertröpfchen, als „trübes Medium" die Farben zu zerstreuen, Blau zurückzuwerfen. Naturgemäß ist das vom Himmel durchscheinende Blau in den Wolken am stärksten, wenn die Wolkenbildung am schwächsten ist, also am Morgen- und Abendhimmel und bei aufklärendem Wetter nach Sturm oder Regen. Man wird es seltener in der Höhe des Tages wahrnehmen. Doch läßt die Aufklärung nach einem Regentag gleichzeitig mit der Oeffnung lichtblauer Stellen in der Nähe des Zeniths bläuliche Töne in der grauen Wolke erscheinen. Grau bleiben die tiefen Wolken, bläulich leuchten die hinter oder über diesen schwebenden, die den Reflex des Himmelsblaues empfangen. Eben deshalb erscheint dasselbe Blau auch in dem westlichen, früh aufgeklärten Theile des Himmels, und am Regenhimmel nimmt das Bläuliche die Stelle ein, wo sonst das Helle einigermaßen Leuchtende ist: die Tiefe. Da schaut oft zwischen den regnenden Wolken das Blau des Himmels durch und gibt der ganzen, grauen Landschaft einen bläulichen Ton, der zunimmt, wenn Westwind die regnende Wolke vor sich hertreibt, wo dann der Westhimmel mitten in den Schauern bläuliche Helle im Gewölke zeigt. Aber auch an ruhigen Tagen kann bei goldenem Sonnenuntergang der Himmel voll zarter Wolken sein, deren Grundton Blau bis Neutraltinte ist; graue und bräunliche vermischte Töne sind ihnen nur leicht aufgesetzt. Die Sonne sinkt, und zwei Purpurstreifen ziehen das Gebirg entlang am Kamm und am Fuß, und lassen ein blaues Band zwischen sich. Sie sinkt tiefer, und der untere Purpurstreif verschwindet, während der obere sich als ein zerstreutes Licht über die Ränder der Wolken ausbreitet. Wie viel Blau übrigens in den Wolken ist, zeigt der einfache Versuch, durch eine enge Oeffnung Wolken mit einem kleinen Theil des angrenzenden Himmelsblaues zusammen zu betrachten; je weniger von dem letzteren mit in das Gesichtsfeld eintritt, desto ähnlicher wird es dem Wolkengrau.

Alle von der Sonne durchleuchteten röthlichen oder gelblichweißen oder braunen Wolken haben warme Farbentöne, und man kann daher auch einen Fortschritt des Wolkentones von den kalten Nachtwolken der Morgendämmerung bis zu den glühenden des Abends annehmen. Wo immer das Himmelsblau durch dünne Wolken scheint, gibt es kühle Töne. Aber auch die mineralischen Töne: das Kupferbraun der Ränder nahender Gewitterwolken, das fahle schweflige Gelb an graublauen Wolken nach einem Gewitter, wirken kalt. Die Morgensonne durchglüht das graue Wirrgewölk mit Roth, Gold, Braungold und Weiß wohl noch reichlicher als der Abendhimmel, aber so in Gold getaucht wie der Untergang ist der Aufgang nicht, vielmehr ist die nächtliche Kühle auch in den Farben des Morgens. Aber freilich können beide, Morgen- wie Abendröthe, wahrhaft plutonische Bilder im qualmenden Nebel eines abziehenden oder nahenden Regens entzünden, wo ein tief eingeschnittenes Thal zum Feuerkessel wird, aus dem glühende Dämpfe aufsteigen. Schichten sich dann die Wolken, so bricht sich das Sonnenlicht in ihren Spalten zu einem Fächer breiter blauer Strahlen, in denen die Polynesier die „Taue des Maui" sehen, mit denen dieser hülfreiche Gott die wankelmüthige Sonne zu regelmäßigem Auf- und Niedergang zwang. Der tropisch-pazifische Himmel mit seinen scharf ausgeprägten Wolkenformen und der Häufigkeit langer dünner Wolkenschichten bei Sonnenauf- und -niedergang begünstigt die Bildung dieser Strahlenbündel. Auch bei uns sieht man zwischen den dicken grauen Schichtwolken des halbberuhigten Regenhimmels einen Strahl durchbrechen, dessen Unterseite ein heiter-grünes Dreieck aus der dunstblauen Welt heraus schneidet. Der Ceyloneſe nennt diese Strahlen Buddha's Strahlen, im Norden heißt es bei ihrem Erscheinen „Loki zieht Wasser". Ihr Erscheinen in einem Himmel voll zerrissener dunkelgrauer Wolken, wie ihn besonders ein abziehendes Nachmittagsgewitter hinterläßt, macht einen beruhigenden Eindruck. Man glaubt beim Anblick dieser regelmäßigen Gestalten ein krystallisirendes Sich-zertheilen in das Wolkengewirr einkehren zu sehen und erkennt einen tieferen Sinn in der polynesischen Sage, die sie mit der Ordnung der Gestirne verknüpft, als in den singhalesischen, die sie zu Unglückszeichen stempelt.

Sonne und Wind theilen die Himmelsfarben den verschiedenen Quartieren des Firmamentes verschieden zu. In unserer nördlichen gemäßigten Zone, die eigentlich besser die nördliche veränderliche hieße, ist die Westseite am häufigsten die graue, die Ostseite die blaue; denn von Westen her drängen die meisten Wolken herauf und vertheilen sich nach Osten hin. Man beobachtet bei Wind aus Süd und Südost einen blauen Süd- und Osthimmel mit weißen Wolken gegenüber einem grauwolkigen Westhimmel, und dazwischen liegt ein weißgrau dunstiger und wolkiger Nordhimmel wie ein neutrales Gebiet. Von der Westseite her, wo am Morgen Wolkenstreifen ausstrahlen, spinnt sich ein lichtgraues Dunstgewebe über den Himmel hin, unter dem am helleren Horizont lange Wolkenschichten liegen. Es ist aber dort sehr oft keine richtige Schichtwolkenbildung, da die Abendwolken so dünn sind, daß sie vor der untergehenden Sonne oder dem aufgehenden Mond sich aufzulösen scheinen; sicherlich tritt Vereinfachung ein, die leichten Streifen und Wischer ver-

schwinden, und erst im letzten Moment steht das Gestirn über einer festen Wolkenlage.

Die Sonne gibt im Sinken den Wolken des Abendhimmels von ihrer Gluth ab, sie leuchten golden mit rosigem Schimmer. Da nun die grauen Schatten sich über die tiefer stehenden Wolken rasch ausbreiten, liegt dort Grau und Purpurgrau neben Silber, und goldene Säume umranden es, oder das Gold schwebt in Fäden und Flocken dazwischen. Solche Farbenspiele mögen den japanischen Künstlern vorschweben, die die Wolken auf Porzellan und Zellenschmelz mit Goldfäden oder Reihen von Goldpunkten bilden. Drängen sich kleinere Häufchenwolken um die Sonne, so wird das Gold zu bräunlichem Licht, das sogar etwas Süßliches haben kann. Mancher Sonnenuntergang schien ganz hinter schweren Wolkenvorhängen vor sich gehen zu sollen, bis unerwartet, wie wenn ein farbenglühender Gold- und Juwelenschatz enthüllt wird, sich die Wolkendecke im Westen hebt und einen Streifen frei läßt, in dem Blau, Gold und Purpur sich mischen und einzelne röthliche Wölkchen schwimmen; die fernen Berge spielen in diesem Licht, während nähere mit zartem Blau übergossen sind und auf einige sogar Regenstrahlen niedergehen.

Die Nachtwolken sind grau; wenn aber der Mond an einem Himmel steht, vor dem die Wolken ihr lückenreiches Gewebe ausspannen, umgibt ihn da, wo er halb verdeckt durch die Wolken scheint, ein silberblaues, mildes Licht, das in leuchtendes Weiß übergeht und von einem gelblichen, röthlichen, oft geradezu golden leuchtenden Ring umgeben ist. Zwischen den Lücken ist der Himmel zugleich schwarzblau, die Sterne leuchten sehr hell daraus hervor, und die größeren Wolken haben tiefgraue Schatten. Ist der Mond selbst hinter einer Wolke verschwunden, so ist mit ihm sein blaues Silberlicht dahin, und nur der weiße Raum und sein röthlich goldener Saum bleiben leuchtend. Wenn auch die Farbenscala klein ist, so sind doch diese Uebergänge zwischen Silber, hell- und dunkelgrau, silberblau, tiefblau und goldgelb bis röthlich Elemente herrlicher Bilder.

So sind also die Wolken eine Quelle, aus der der Maler Farbentöne schöpft, wie er sie sonst in der Landschaft nicht und überhaupt in der Natur selten findet. Nur in Orchideenblüthen oder auf Schmetterlingsflügeln mag man ein Braungold finden wie das, woraus des Morgens sich die weißen Haufwolken heraus ringen. Und dieses leuchtende Weiß mit dem wie durchscheinenden Gold oder Roth, wo finden wir es als im Mondschein oder an jungen Birkenstämmchen? Contraste von Tiefblau und leuchtendem Weiß, die man vorher nicht zu malen gewagt hatte, lehrte der Wolkenhimmel auf die Leinwand bringen, und da dieser Schritt gethan war, ging man zu den tiefen Tönen des herbstlichen Roths und Brauns fort. Wenn man Wolken malte, die weißer als in der Natur waren, mochte man nicht auch Wasser malen, das viel blauer war? Und so stiegen vom Himmel die Farben von märchenhafter Tiefe herab.

V. Werden und Vergehen.

Die Wolken sind über dem Festen und Flüssigen die Verkörperung der Veränderlichkeit und Beweglichkeit. Auch der Strom fließt, und das Meer brandet, doch bleiben ihre Form und Größe in beständiger Bewegtheit dieselben. Mit der Wolkenbewegung möchte man höchstens ein gewaltiges Hochwasser vergleichen, wo Ströme Seen und Länder Meere werden. Aber noch rascher als Wasser aus seinen Ufern tritt, wachsen Wolken. Aus einem kleinen weißen Ball ist in wenigen Stunden eine Wolkenschicht geworden, die den Gesichtskreis umgürtet, und der Gebirgswanderer kann an einem Gewittertage die Verwandlung des blauen Firmamentes in ein weiß und grau verhängtes binnen wenigen Minuten erleben. Die Wolken bewirken auf diese Weise nicht bloß beträchtliche Verschiebungen im Landschaftsbild, wie wir schon bei der Betrachtung ihres Verhältnisses zu Berg und Boden gesehen haben, sondern sie ändern es vollständig um. Ich will nicht von seiner Nebelverhüllung sprechen, die ja nichts als ein Herabsinken der Wolken bis vor die Augen des Beobachters ist; aber was nur der Pflanzendecke des Bodens im Laufe des Jahres zwei- oder dreimal, beim Ergrünen, Welkwerden und Entblättern oder Vergehen und Verwehen, gelingt, das bewirkt die Wolkenwelt oft mehrmals an einem Tage: sie gestaltet den Charakter der Landschaft um, indem sie, so weit das Firmament reicht, ihr Licht und ihre Farben von Grund aus verändert. Der blaue Himmel ist einförmig zwischen Morgen- und Abendroth, wie hoch oder nieder die Sonne an ihm steht, so einförmig, daß eine Art Sonnen- und Blaumüdigkeit den Menschen befällt, der in trockenem, wolkenarmem Klima immer dieselbe erzene Himmelskuppel sich wölben sieht. Dagegen ist auch der einförmigste Wolkenhimmel bewegt. Auch die kleinen, weißen, beständigen Haufwolken des Passatklimas wachsen endlich oder vergehen, und auch in dem angeblich einförmig grauen Himmel eines feuchten, wolken- und nebelreichen oceanischen Klimas fehlt es nicht an Leben und Bewegung. Wenn man mir die Aufgabe stellte, den Begriff des Werdens zu verkörpern, so würde ich meine Zuflucht gerade zu dem „Meereshimmel" unseres gemäßigten, feuchten und stürmischen Klimas nehmen. Das ist im Einförmigen der Wechsel selbst. Derselbe Stoff, aber welche Fülle der Gestalten, der Entwicklungsstufen und buntesten Trümmerwerkes! Das ist ein Himmel, dessen Wölbung zerrissen scheint, so hängen die Wolken hernieder, so verschleiert dasselbe nasse Grau Himmel und Meer. Es ist ein Mittelding von Nebel und Wolken, eben entstehend oder schon wieder aufgelöst, das den Gesichtskreis erfüllt, vor dem die Sonderung von Meer und Luft fast verschwindet. Es gibt nicht wenige Gebiete, wo dieser Zustand dauernd ist. Dahin gehört vor Allem das ewig stürmische wolkige Klima der Südspitze von Südamerika mit seiner dunkeln Atmosphäre, die stets mit Regen- und Hagelschauern schwanger geht. Die Nordsee, der Kanal, der Atlantische Ocean, wo die großen Weltverkehrsstraßen nach Newyork und Kanada sich scheiden, haben einen ähnlichen Himmel. Ein stilleres Werden ist das in unserem grauen Herbstmorgenhimmel, aus dessen Einförmigkeit noch keine Wolke geboren ist.

Sie haben doch bereits eine Art von innerem Leben. Höchstens vor Sonnenaufgang war ihr lichtes Grau vollkommen gleich in allen Höhen und Richtungen. Im Tageslauf wird dieser Himmel ganz im Werden erst zeigen, was er hervorbringt. Das Gefühl, mit dem wir ihn betrachten, ist also das der Ungewißheit und Spannung. Den Eindruck der Ruhe erzeugt viel mehr als dieser einhüllende Himmel der leicht verschleierte mit milden runden Wolken, die sich zu Reihen ordnen, in dem weder Blau noch Grau, noch Weiß unverschleiert vorkommen, sondern Formen und Farben friedlich ausgeglichen sind, und das Silber und Gold der Alles durchglühenden Sonne einen heiter-feierlichen Zug hinzubringt. Aus jener grauen, weichen Masse dagegen kann sich im Laufe eines Tages die schöne ruhige Gliederung einer einförmigen Wolkendecke in polyedrische Wolkenhäufchen vollziehen, zwischen denen von den dunkeln Spalten aus ganz allmählich das Himmelsblau Raum gewinnt, oder auch eine Schichtung in schwere Bänke. Jene Wolkendecke, in der sich nur noch innere Bewegung regt, kündet Ruhe in den oberen Schichten an. Drängen sich dagegen die Dunstmassen zusammen, so zeigt das einseitig wirkende Kräfte an der Arbeit. Da erhellt es sich zwischen den tieferen Theilen, die wie Nebel dem Horizont aufruhen, und dem ebenfalls noch einförmigen Grau im Zenith. In diesen lichteren Theilen sondern sich dunkle Streifen aus und erscheinen ganz undeutliche verwaschene Flecken. Befinden wir uns in einem Thale oder an einem schmalen See, so werden wir nun wohl bald die Regenwolke wie ein Netz heranziehen sehen, das von Berg zu Berg ausgespannt ist, so daß keine Lücke zum Entkommen bleibt. In einem weiteren Gesichtskreis sehen wir sie an einer Stelle den Boden berühren, und daneben liegt unberegnetes Gefilde in der Sonne, oder wir sehen die Strähnen dichteren Regens, die bald gerade niederhängen, bald vom Winde schräg gerichtet oder gebogen sind. Beim Aufhören des Regens zerreißen sie; man glaubt zu sehen, wie die Wassertropfen kleiner werden und immer weniger der Schwere unterworfen sind, die sie zur Erde niederzog, graue Wolkenstreifen flattern hinaus und hinauf, und wenn der Abend kommt, sind sie vielleicht alle vor einem klärenden Nord am Südhimmel zu Bänken geschichtet. Den nächsten Morgen sehen wir die Auflösung von Norden her in weiße kleine Wolken, die davon segeln und sich zerstreuen, in der Weise vor sich gehen, daß die entfernteren grauen Wolken in die Lücke vorrücken, bis die ganze Dunstmasse aufgezehrt ist.

Das sind Verwandlungen von gründlicher Art, an deren Anfang und Ende die weichen Formen der Nebel und Dünste liegen, während ihren Höhepunkt die geballten oder die regnenden eigentlichen Wolken bilden. Unwillkürlich denkt man an organisches Wachsthum und Zerfall. Das ist auch nicht bloß zufälliges Erinnern. Wenn sich die Wolke in unserer Seele spiegelt, erscheint nicht nur ihr Abbild; Erinnerungsbilder anderer Herkunft umdrängen es. Da dämmert ein Waldsaum herauf, der so im Schatten steht, daß man nur die Umrisse seiner dicht getrennten Baumkronen erkennt, oder ein dunkel umbuschter Höhenzug vor einem Abendhimmel, beide sehr ähnlich herauf ziehenden Wolken, die dem Horizont entquellen. Hier knospt und treibt es wie in den weichen, empor drängenden und wachsenden organischen Bildungen. Sind nicht Wolke

und Pflanze Sonnenkinder? Drum stimmen auch zum lichten Baumschlag des Frühlings die dünnen Wolkenschleier und -Streifen so gut, ebenso wie die grauen und bräunlich-grünen Töne der Wiesen und Wälder im Frühling zum hellen Grau der Luft, und zum vollen Sommerlaubwerk die schwellende Haufwolke. Die Landschafter von Fontainebleau fanden ungesucht in dem zerrissenen grauen und fahlen Gewölk den Hintergrund für ihre knorrigen, zerzausten Eichen. Sind nicht auch diese beiden Kinder des Sturmes? Ich halte es sogar für möglich, daß schon niederländische Meister des 17. Jahrhunderts die tiefere Verwandtschaft zwischen windgeborenen Dünen und den Wolkenstreifen ahnten, die sie in den blassen Himmel darüber gesetzt haben.

Wohl sind auch auf den Steinen und Haiden, Wäldern und Feldern, den Häusern und Thürmen der Menschen die Farben des Morgens anders als die des Mittags und diese wieder verschieden von denen des Abends. Aber das eigentliche Leben des Tages liegt doch mehr am Himmel mit seinen Wolken, ohne die besonders jene Steigerung der Formen und der Farben nicht wäre, die uns mit dem Eindruck des Heranreifens des Tages bewegt und ergreift. Morgen und Abend wolkenloser Tage sind einander viel ähnlicher. In der Wüstenlandschaft ist der Tag vollends nur ein Wandel der Schatten von einer Dämmerung zur anderen: sie schwinden gegen den Mittag zusammen und wachsen wieder dem Abend entgegen: Morgen- und Abenddämmerung sind zum Verwechseln ähnlich. Aber die Wolken haben ihr Tagesleben. Man beobachte ihre Veränderungen, wie sie wachsen und abnehmen, Lage und Form verschieben. Das ist nicht ein inneres Umgestalten jeder einzelnen für sich, es waltet vielmehr darin ein Rhythmus, der uns ein höheres Gesetz verkündet. Die Wolken begleiten den Gang der Sonne. Morgen- und Abendhimmel zeigen nicht bloß die Wiederholung der Morgenröthe in der Abendröthe, sie sind auch durch ihre Wolkenformen verwandt. Den Regentag, der einem sonnigen Morgen gefolgt war, schließt oft ein abendlicher Sonnenstrahl ab, der durch eine Wolkenspalte bricht. Der Tag hatte in ruhiger Luft die leichte Wolken- und Dunsthülle aufgelöst, die am Morgen den Himmel überzog, der Abend sieht sie sich von Neuem bilden, wobei ohne alle Bewegung die Luft wie durch Verdichtung sich trübt. Und nun erscheint das Gebirg unter seinen Wolkenstreifen ebenso klar wie am Morgen, während es unter Tags duftig und einförmig in der Ferne gestanden hatte. Morgennebel hing in langen Streifen in den Wäldern, nun steigen sie bei steigender Sonne mit dem blauen Rauch der Hütten um die Wette zur Höhe, ungeformte Nebelstreifen, die rosig erglühen: die Rosenfinger der Eos. Es ist windstill, sie ziehen ein Netz über den Himmel, die Sonne scheint trüb aus einem Ringe kleiner Haufwölkchen hervor, und diese Wölkchen breiten sich, wie wenn eines das andere gebäre, über den ganzen Osthimmel aus. Aber die steigende Sonne löst sie auf, und schon am Mittag sehen wir nur am Horizont in dichtgedrängte Wolken hinein. Umgekehrt werden die am Mittag an die Berge gleichsam nur angewehten Wolken gegen Abend immer dichter und schärfer, am meisten oben, wo sie am hellsten sind, zunehmend trüber und dunkler nach unten. Doch ehe die goldenen und rothen Abendreflexe erscheinen, breitet sich weiß-

liches Licht über das Ganze aus. Dabei kann es auch vorkommen, daß Klärung oben einzieht, wenn unten noch Trübung herrscht. Wir schauen vom Nordende einer steiluferigen Bucht nach Süden, da füllt sich die Schale zwischen den Felsen mit röthlichem Duft, der eine zweite Flüssigkeit über dem silbernen Spiegel der Wasserfläche bildet und in halber Höhe die Berge abschneidet. Darüber wiederholt nun die geradlinige Unterseite schwerer Wolken die Horizontale des Wasserspiegels.

Das Gegentheil dieser langsamen Entwicklungen, die etwas Organisches in ihrem Wachsen, Verbinden und Entgliedern haben, zeigt ein Himmel voll Trümmern nach einem Gewitter- oder Sturmtag. Ein Gewitterhimmel, dessen Scharen dicht geballter Wolken wirr durch einander treiben, theils schon im Begriff, sich aufzulösen, wirkt direct wie eine gestörte Kristallisation. Aber an einem solchen Himmel mag man auch Wolken von gewaltiger Größe sehen, deren geschichtete Unterlage den halben Horizont umfaßt; sie machen den Eindruck von Riesenrümpfen; oft sind sie wie von einer titanischen Kraft schräg am Horizont hinauf gedrängt, während sie doch nach Gestalt und Schwere im Horizont liegen müßten. Wenn ein Nordost nach Westwind Aufklärung bringt, sieht man im Gebirge alles Wolkenwerk in Auflösung sich durch die Thäler winden. Schon lösen in den höheren Schichten Wolkenreste sich in Nebelstreifen auf, während in den Buchten der schwarzblauen Berge weiße Wolken zurückbleiben. Wer hat nicht nach langen Regentagen den Wolkenschleier vom tief verschneiten Gebirge weichen und in jeder Schlucht eine Wolke wie hingesunken liegen sehen? Solche Bilder der Zerstörung bietet am häufigsten der Abend nach einem Sturmtage: die Wolken ziehen sich allmählich nach dem Horizont zu, sie sammeln sich zur Ruhe. Es ist wie der Rückzug von einem Kampfplatz oder wie ein Einlaufen in stille Abendbuchten.

Die Wolken haben auch ein Jahresleben. Der Frühling hat duftigen Himmel, von dessen hellem, graulichem Blau sich die dünnen Wolken oft kaum unterscheiden; leichte Winde wehen den Dunst zu langen Streifenwolken auseinander. Im Sommer setzen sich bei starker Verdunstung und aufsteigenden Luftströmungen weißglänzende Haufwolken, die man oft gerade nur am Horizont herauf quellen sieht, vom blauen Himmel ab oder verschmelzen zu Schichtwolken, die sich rasch grau färben, indem sie sich uns regendrohend nähern. Den Herbst zeichnen Nebel aus, die oft als Schichtwolken aufsteigen, deren Reste man bei heiteren Tagen in gleicher Höhe lange schweben sieht, oder sie bilden ein Netzwerk von kleinen Hauf- und Schichtwolken, in denen besonders oft bräunliche Töne aufsteigender Nebel erscheinen. Der Winter ist die Zeit schweren, grauen Gewölks, das oft nur am Abend sich gerade so weit über der verschneiten Erde hebt, daß ein Stückchen blutrothen Himmels zwischen Grau und Weiß durchscheint. Wo feinere Beobachter Jahreszeitenbilder zeichnen, erkennt man leicht diese typischen Bewölkungen, wenn auch in mancherlei Abwandlungen, und es ist dann auch kein Zufall, wenn wie auf Calame's Jahreszeitenbildern im Musée Rath zu Genf, den Frühling der Morgen, den Sommer der Mittag, den Winter eine Mondnacht darstellt.

Ehe es Nacht ward.

Von

Elisabeth von Heyking.

[Nachdruck untersagt.]

Wieder war bald ein Jahr vorüber, seit sie in dem fernen Lande weilte. Sie hatte Alles unendlich verschieden von zu Hause gefunden und war sich fremd und verlassen vorgekommen. Es war eine neue, ihrem innersten Wesen und ihrer Rasse fern stehende Welt. Nicht nur die Erde und ihre Bewohner, nein, selbst die Sterngebilde am Himmel schienen hier anders als daheim, wo sie über dem märkischen See mit dem braunen Röhricht glänzten und zwischen den Aesten der alten knorrigen Weiden hindurch blinkten.

Sie hatte gehofft, daß sie sich einleben würde — aber sie gehörte zu jenen Menschen, denen die Fremde immer fremd bleibt. So seltsam wie am Tage ihrer Ankunft fand sie auch heute noch die kahlen Berge, die endlosen Agavenfelder und die Indianerhütten, die unter den wirr verschnörkelten Cactushecken vor der brennenden, stechenden Sonne Schatten zu suchen schienen. Die Sprache des Landes hatte sie gelernt, aber die Sprache der stummen Dinge um sie her verstand sie nicht. Die Eucalyptusbäume, die fernen blauen Berge, die in der Nähe alle kahl und sandig waren, die schneebedeckten Vulcane, die wie weiße Wolken am Himmel standen — sie alle hatten ihr nichts zu sagen. Ihr Herz und ihre Seele waren angefüllt von Dem, was die märkische Heimath ihr seit der Kindheit erzählt hatte — sie verstand Anderes nicht.

Ihre Gedanken kehrten immer wieder zurück zu dem alten Heimathshaus, in dem sie Kindheit und Jugend verbracht hatte, nicht ahnend, daß das Schicksal sie je von dort vertreiben und sie zwingen würde, jenseits der Meere ihr Brot zu suchen. Schlechte Ernten, niedrige Preise, zunehmende Schulden hatten nach des Vaters Tode die Brüder gezwungen, das Gut zu verkaufen; wie immer in solchen Fällen war es schlecht verkauft worden, und es blieb für jedes der vielen Geschwister nur eine ganz kleine Summe übrig. So waren sie denn Alle hinaus gezogen in die weite Welt, um in verschiedenen Orten ihr Leben zu verdienen, und sie hatte es als eine große Gunst ansehen müssen, als ihr hier, an der überseeischen deutschen Schule, eine Anstellung geboten wurde.

Immer wieder hielt sie sich das vor, aber was der Verstand als Glück erkennt, empfindet das Herz noch lange nicht als solches, und sie fühlte sich unendlich einsam und verlassen. Zu Denen zu gehören, für die in der Heimath kein Platz vorhanden, ist für eine Frau besonders hart und schwer. Es erschien ihr unbegreiflich, so allein und losgelöst zu sein in einem Lande, wo Niemand sie kannte, nachdem bis dahin ihr Leben zwischen lauter altgewohnten Gesichtern verlaufen war, zwischen Menschen, die sie seit ihrer Geburt gekannt hatten und ihre Eltern und Großeltern vor ihr. Und dort, wo ihr Alles als ihr eigenstes Kinderreich gehört hatte, dort wohnten jetzt fremde Leute, die es gar nicht so wie sie lieben konnten, denn die Liebe zur Scholle gleicht einer Pflanze, die still und beständig in langen Jahren wächst, dann aber auch so stark wird, daß sie oft alles Andere überwuchert. Sie kämpfte dagegen an, sie wollte das quälende Heimweh, das stete Sehnen nach Vergangenem überwinden. Das, was vergangen, war aber eben das Glück, und nach ihm schauen die Menschen immer, sei es zurück in die Vergangenheit, sei es hinaus in die weite Zukunft. Für Jeden trägt das Glück ein anderes Gesicht. Der armen Lehrerin erschien es als ein märkisches Haus, wie es deren viele gibt zwischen Berlin und Frankfurt an der Oder. Seine geschützte Sonnenseite war von Epheu überrankt, drin hausten zahllose Spatzen; Büsche standen davor mit rothen Beeren, und im Herbste kletterten die Dorfkinder hinauf, um sie zu pflücken, aber die höchsten konnten sie nie erreichen, auf denen lag dann Winters der Schnee wie dicke, weiße Kappen über frischen, rothen Kindergesichtern. Zu beiden Seiten des Hauses wuchsen mächtige Linden, die dufteten Sommers so stark, und im Herbst wurden ihre Blätter ganz golden, ehe sie zur feuchten Erde niedersanken. Am See im Garten hingen die Zweige alter Weiden weit über das Wasser. Jedes Jahr wuchs der Schilf etwas mehr in den See hinein, und die Wasserrosen lagen still und träumerisch auf ihren grünen, glatten Blättern. Wie oft hatte sie sie vom Boot aus gepflückt und gelacht, wenn die langen, glitschrigen Stengel ihren Händen entschlüpften. Wachend und träumend sah und erlebte sie es Alles wieder, aber besonders Abends, wenn sie die Hefte der Schulkinder corrigirt hatte und nun allein zwischen den kahlen Wänden ihres Zimmers saß und durch das offene Fenster, aus der schmutzigen Straße, Lärm und widerliche Dünste zu ihr herauf drangen. Da schwebten die Erinnerungen wie Nebel um sie, und die kleinen Geister der Vergangenheit schauten sie an aus den Seiten eines offenen Buches, aus den Falten ihres Kleides, aus den Bildern, die vor ihr auf dem Tische standen — überall waren sie, und es wurde ihr grau und flimmernd vor den Augen, die Buchstaben wirbelten in seltsamen Tänzen auf den Seiten hin und her und bildeten dabei immer wieder dieselben heimathlichen Namen, deren Klang hier Niemand außer ihr kannte. — Sie mußte das Buch schließen und, ermattet von der Arbeit in der überfüllten Schulstube, von dem heißen Tage in dem ewig staubig dürren, ewig von sengender Sonne durchglühten Lande, legte sie sich nieder. Aber der Schlaf wollte nicht kommen, und gegen das Moskitonetz schwirrten und summten die Mücken. Da drückte sie den Kopf in die Kissen und weinte bittere, brennende Thränen — und am nächsten Tage schmerzten sie dann die Augen.

Es war merkwürdig, wie ihr hier immer Kopf und Augen weh thaten. „Es ist die hohe, dünne Luft," hatte man ihr gesagt. Kinder der Mark sind nicht daran gewöhnt, siebentausend Fuß hoch zu leben. Herz, Lungen und Nerven müssen sich erst acclimatisiren. Sie hatte gehofft, daß sie sich einleben würde. Gleichen doch die armen, entwurzelten Menschenkinder den Bäumchen, die von chinesischen und japanischen Gärtnern zu den seltsamsten Formen gezogen und geschnitten werden und so, künstlich verkrüppelt, zwar nicht glücklich, aber doch weiter leben. Doch statt besser, war es schlimmer geworden. Sie scheute jetzt jeden Weg; das grelle Licht auf den glühend heißen-Mauern, der Staub, den der Wind in dicken Wolken durch die Straßen wirbelte, thaten den müden Augen weh. Die Arbeit in der Schule ward ihr unendlich schwer; oft mußte sie beim Lesen inne halten, weil die Schrift plötzlich verschwunden schien, und schon ein paarmal hatte sie das grausame Kichern der Kinder gehört, wenn sie ihnen an der Tafel Zahlen aufschrieb und diese bald ganz klein, bald ganz groß ausgefallen waren. Durch die fortwährenden Schmerzen ward jeder neue Tag eine Qual. Sie fürchtete sich Nachts vor dem Augenblick, wo die Sonne wieder scheinen würde, wo die große, feurige Kugel sie von Neuem verfolgte. Es war ihr oft, als könne sie in der flimmernden Luft die Hitze zittern sehen, und als schlügen die Hitzwellen wie flüssiges Feuer gegen die armen Augen, die so viel geweint hatten.

Da ging sie zum Augenarzt.

In der Straße standen alte, verwitterte Häuser mit dicken Mauern, vergitterten Fenstern und zinnengeschmückten Dächern; sie waren einst Paläste der Eroberer des Landes gewesen und ragten jetzt aus der Mitte der armseligen Hütten und schreiend buntbemalten Schenken wie Denkmäler vergangener Pracht hervor. Das verwahrloste Straßenpflaster bildete Berge und Abgründe; man dachte unwillkürlich an ein furchtbares Erdbeben, nur daß die Natur, auch wenn sie zerstört, nie so häßlich arbeitet wie des Menschen Hand. In einem der tiefen Löcher hatte gerade eine Droschke ein Rad verloren; obschon das ein tägliches Erlebniß war, hatte sich doch eine gaffende Menge angesammelt; die mageren Klepper wurden von dem Droschkenkutscher, der einen feuerrothen Shawl und großen, spitzen Strohhut trug, ausgespannt, und man versuchte den Wagen etwas bei Seite zu schieben, denn er stand quer über den Geleisen der Maulthierbahn. Verschiedene Wagen und buntangestrichene, zweirädrige Karren hatten sich gestaut, und eine ganze Reihe Straßenbahn-Waggons wartete, um weiter fahren zu können.

Als erster auf dem versperrten Geleise stand ein Waggon, der nach der Sitte dieses Landes, das auch die Todten per Trambahn befördert, als Arme-Leute-Leichenwagen diente. Voran auf offenem, schwarzem Wagen stand der Sarg, unter einem schwarzen Baldachin, geschmückt mit ein paar staubig gewordenen Kränzen; daran gekoppelt folgte ein grüner Waggon zweiter Klasse, in dem die ganze Trauergesellschaft saß — Männer in bunte, wollene Decken gehüllt, alle die hohen, spitzen Hüte auf dem Kopfe, Frauen in zerlumpten Kattunröcken, mit schwarzen Tüchern um Kopf und Schultern geschlungen. Die meisten hatten schöne, schwarze Augen, aber der untere Theil des Gesichts,

die schweren Kiefer und der thierische Mund verriethen die niedere Rasse. Sie alle schauten jetzt neugierig aus den Fenstern, und Jeder gab seine Meinung ab, wie der störende Wagen am besten aus dem Wege zu schaffen sei. Kleine, zerlumpte Jungen umgaben den Waggon und bestürmten die armen Insassen, ihnen Lotterielooſe abzukaufen, auf die sie sicher gewinnen müßten. Endlich waren die Geleise wieder frei. Der Kutscher des Trauerwaggons, der neben dem Sarg stand und eine Cigarre rauchte, hieb auf die abgetriebenen Maulthiere ein; geduldig zogen sie an, der Sarg schwankte zuerst ein wenig, die Kränze zitterten, dann drehten sich die Räder und im Galopp ging es auf den ausgefahrenen Schienen weiter. Die Menge verlief sich, zumeist die Schenken aufsuchend, in denen der übelriechende Agavenschnaps verkauft wurde.

Das Haus des Augenarztes war, wie so viele andere, früher ein altes Kloster gewesen. In der Zeit, da die geistlichen Güter eingezogen wurden, war das riesenhafte Gebäude für ein Spottgeld verkauft worden. Aus dem früheren Kloster hatte man eine Art Miethskaserne mit vielen kleinen Wohnungen gemacht, die in kaum nothdürftig bewohnbarem Zustand erhalten wurden. Mit ihrer geistlichen Bestimmung hatten die ehrwürdigen, einst von frommen Händen gepflegten Mauern auch an äußerer Schönheit eingebüßt. Das ganze Gebäude glich jenen Menschen, deren Lebenslooſ gewesen ist, stufenweise von einstmaliger Höhe herab zu sinken — es war, als trauere es um Würde und Schönheit der Vergangenheit. Kalk und Anstrich waren an vielen Stellen des Hauses abgebröckelt, und die großen Feldsteine, aus denen es errichtet worden war, sahen unbekleidet hervor. Die Fenster waren dicht vergittert wie an allen alten Häusern; „gegen Diebe und gegen Liebhaber“ sagten die Leute, die des Landes Sitten kannten. Das schwer geschnitzte, hohe Thor stand offen. Im unsaubern Hof waren Kisten aufgethürmt, aus denen eiserne Bettstellen und allerhand Hausgeräth ausgepackt wurden, denn das Erdgeschoß war Lagerraum eines Möbelgeschäftes. Aus diesem ersten Hof schaute man in einen kleineren, noch schmutzigeren, wo einige Frauen an einem runden Steinbrunnen Lumpen wuschen und sie dann an Stricken aufhängten. Dieser zweite Hof war früher mit großen Steinfliesen gepflastert gewesen, aber sie hatten sich stellenweise tief gesenkt, zum Theil fehlten sie auch ganz, und es waren Löcher entstanden, in denen man Wasser braun und grün stehen sah, von einer fettigen Haut überzogen, die wie Perlmutter schimmerte. Es war dies einer der niedrigsten Theile der Stadt; das Grundwasser stand einen Meter unter der Erdoberfläche, namenlose Dünste entstiegen ihm, und die heiße Sonne brütete dort im giftigen Schlamme, wie unheimliche Reptilien, Typhus und Malaria aus. Truthühner, Schweine und kleine, halbnackte Kinder wühlten und pickten friedfertig zusammen in einem Unrathhaufen; ein großes, üppiges Mädchen, das nur ein Hemd und einen bunten Kattunrock trug, war am Brunnen niedergekniet und wusch seine langen, schwarzen Haare, während die Frauen mit ihrem Lumpenwaschen ungestört fortfuhren und ein Kind daneben Wasser für die Küche schöpfte. Das Mädchen erhob sich, rang die langen Haare aus, daß ihm das Wasser in kleinen Bächen über die Finger lief und schüttelte dann die schwarze Mähne über den braunen Nacken, mit einer urwüchsigen Naturgebärde, wie

sie auch nassen Hunden eigen ist. Das ganze Bild war ein Gemisch von Schmutz und grellem Sonnenschein. Wo die Sonne nicht hindrang, herrschte eine seltsame Kelleratmosphäre, bei der man unwillkürlich fröstelte. Ueber Allem aber lag und durch Alles drang der saure, ekle Geruch des gegohrenen Agavensaftes.

Die Fremde fragte nach dem Augenarzt und ward in den zweiten Stock gewiesen. Sie ging die große Steintreppe hinauf, auf der allerhand Abfälle, Kohlstrünke und Cigarrenstummeln lagen; an einer Stelle war noch der Rest eines schönen, alten Eisengitters erhalten, im Uebrigen war es durch ein schmuckloses, gerades Holzgeländer ersetzt. Das ganze Treppenhaus war weiß gestrichen, aber auch hier bröckelte die Farbe ab, und an manchen Stellen sah man unter ihr Spuren alter Wandmalereien und blaue Kacheln, mit denen die Wände früher einmal ausgelegt waren. An jedem Stockwerk war eine innere Galerie, von der man auf den Hof hinab schaute. Schilder an den einzelnen Thüren des ersten Stockes verkündeten, daß hier ein Advocat, ein Geldleiher, eine Modistin wohnten; außerdem war in diesem Stockwerk eine Schule untergebracht, und es mußte gerade eine Ruhepause sein, denn eine Schar kleiner, brauner, schwarzhaariger Mädchen, mit einem seltsam erfahrenen Ausdruck in den kindlichen Gesichtern, stand in der Galerie; sie verzehrten Bananen und Cactusfrüchte und amüsirten sich damit, die Schalen in die Pfützen des Hofes hinunter zu werfen.

Nach langem Suchen fand die Fremde das Schild des Augenarztes. Sie klingelte. Ein indianisches Hausmädchen mit bloßen Füßen, schlampig schleifendem Kattunrock, unsauberer weißer Nachtjacke und fliegendem Haar ließ sie in das Wartezimmer eintreten.

Außer der Fremden war nur ein wartender alter Mann darin. Er trug enganliegende braune Beinkleider, an den Seiten von den Knöcheln bis zu den Hüften durch unzählige, kleine, silberne Knöpfe geschlossen, eine braune, kurze Jacke und darüber den rothwollenen, einer Bettdecke ähnelnden Shawl. Den großen, spitzen Hut mit Troddeln und silbergestickten Hufeisen auf dem breiten grauen Filzrand hielt er in den knöchernen, braunen Händen, die Augen waren von einem grünen Schirm beschattet.

Vom Treppensteigen außer Athem, setzte sich die Fremde an das Fenster und schaute hinaus. Von dieser Höhe aus sah man auf flache Dächer und Schornsteine, auf Stangen und Drähte. Das gegenüber liegende Haus war auch einst ein altes Kloster gewesen, und unter dem Dachgesims war eine verschnörkelte Nische angebracht, in der eine Madonnenfigur stand; sie war während mehrerer Jahrhunderte in Sonne und Regen verwittert, von ihren Augen liefen braune Furchen herab wie die Straßen vieler Thränen. Und vielleicht weinte die Madonna wirklich, wenn sie an die Nonnen alter Zeiten dachte und nun sah, daß tief unten, zu ihren Füßen, wo früher das Refectorium gewesen, heute eine grell gestrichene Agavenschnapsschenke stand, über deren Thür in großen rothen Lettern der Name „Paradies des Mohammed" prangte. Dort konnte sich das Volk für ein paar Kupfermünzen Vergessen seines Elends kaufen.

Dicht neben dem alten Kloster standen Lehmhütten, die so verbröckelt und verfallen aussahen, als müßte der nächste starke Regen sie hinwegspülen. Die Hütten hatten keine Fenster, jede nur eine offenstehende Thür, durch die man in die namenlose Armuth drinnen hinein blickte, in Stätten der Verkommenheit, der Krankheit, des Lasters. Greise Leute, grau und verschrumpft, in ihrer Verfallenheit wie Theile der zerbröckelnden Wände ausschauend, saßen auf den Schwellen, gebückt, wie idiotisch vor sich hin starrend; neben ihnen kleine, zerlumpte Kinder, deren tiefliegende, schwarze Augen nie Anderes gesehen hatten als all' diese Häßlichkeit.

Ueber den Häuserdächern erhob sich die Kuppel einer alten Kirche, zum Theil noch mit gelb und blauen Kacheln bedeckt; aber das Glänzen der Kacheln, das Flimmern des Himmels waren zu grell, zu heiß und strahlend; unwillkürlich schloß die Fremde die Augen: da war es ihr, als brannten zwei feurige Bälle gegen die gesenkten Lider, und stechende Schmerzen zuckten von ihnen aus wie sengende Blitze.

Zwei Damen waren aus dem Sprechzimmer heraus gekommen, und der alte Mann mit dem grünen Augenschirm ward von dem indianischen Hausmädchen hineingeführt. Die Nächste würde nun sie selbst sein, und mit einem Male fühlte sie eine herzbeklemmende Angst wie vor einem nahenden, furchtbaren Schicksal. — Sie wollte fort, lieber alle Schmerzen ertragen, aber nur nicht dort hinein müssen, wo etwas Namenloses, Schreckliches auf sie lauerte. Sie erinnerte sich, eine ähnliche Angst empfunden zu haben, wie sie einst als Kind von der Mutter zum Zahnarzt gebracht worden war; dort hatte sie auch gesagt: „Es thut gar nicht mehr weh, wir wollen weg," aber die Mutter hatte sie beruhigt und getröstet und ihr gesagt: „Wenn du dort drin ganz brav bist, bekommst du eine schöne Geschichte zu hören."

Würde sie heute wohl eine schöne Geschichte hören, wenn sie ganz brav wäre?

Da ging auch schon die Thüre wieder auf, nun war es zu spät, sie konnte nicht mehr fort, das indianische Mädchen winkte ihr schon — sie mußte hinein.

Und nach einer halben Stunde kam sie wieder heraus. War sie es selbst? war es Jemand anderes? — Und wie war die Geschichte doch gewesen, die sie gehört hatte? Oder ging sie die Geschichte gar nichts an? war sie jemand Anderem erzählt worden? — Richtig, so mußte es sein, sie war ja brav gewesen, und braven Kindern erzählte die Mutter immer nur schöne Geschichten, der Vater im Himmel konnte doch nicht weniger gut sein als eine arme, irdische Mutter. — Als wolle sie sich besinnen, schloß sie die Augen — aber da war ihr auch gleich wieder, als brannten zwei feurige Bälle gegen die gesenkten Lider, und stechende Schmerzen zuckten von ihnen aus wie sengende Blitze — und da wußte sie, daß die Geschichte wirklich ihr und wirklich für sie selbst erzählt worden war.

Blind werden! Todt sein und doch leben müssen! Und die einzige Möglichkeit einer Rettung lag vielleicht dort, wo es sie mit allem Sehnen des Herzens hinzog. Dort, wohin sie nicht konnte. — Sie würde die Orte und

Menschen nimmer wieder sehen, die sie geliebt, die Freuden nie mehr haben, die daheim der Aermste besitzt. — Und wann würde die entsetzliche nie endende Nacht beginnen? — Sie starrte hinaus, um sich zu vergewissern, ob sie noch sehen könnte, und dabei bemerkte sie erst, daß sie wieder unten in der Straße stand, sie wußte selbst nicht, wie sie die Treppen herunter gekommen war. — Sehen! Sehen! schrie eine Stimme in ihr, so viel sehen, daß sie sich einen Schatz erwarb an Bildern, die sie später in der unabwendbaren Nacht durch die Erinnerung doch noch sehen würde. Sie schaute um sich mit dem brennenden Wunsche, Schönes zu schauen, das später ihre Einsamkeit bevölkern sollte.

Und was sah sie? wo war sie? — Eine Straße lag vor ihr mit tief durchlöchertem Pflaster; auf Schienen fuhren Maulthierwaggons; der erste war wieder ein schwarzer Leichenwagen, und der Kutscher hielt eine Cigarre zwischen den Zähnen und hieb auf die abgetriebenen Maulthiere ein; ihm folgte ein grüner Wagen, der die Trauergesellschaft enthielt, Männer in spitzen Hüten und bunten, wollenen Decken, Frauen in verblichenen Kattunröcken und schwarzen Tüchern. Die ganze Straße war mit solchen Wesen angefüllt, bunt und zerlumpt und so unendlich fremd mit ihrer braunen Gesichtsfarbe, den langen, schwarzen Haaren und den rohen Gesichtszügen von Menschen, die nie Anderes gekannt als Armuth, Krankheit und Hunger, unterbrochen durch gelegentliches Vergessen im Branntweinrausche.

Namenlos traurig in ihrer armseligen Häßlichkeit war die Welt, die sie sah. Und über all' dem Elend, den verfallenen Klöstern und Palästen, den zerbröckelnden Hütten und grell gestrichenen Schenken, erhoben sich die bunten Kuppeln und hohen Thürme zahlloser Kirchen — auch Stätten, wo die Menschen Vergessen suchten.

Und dies sollten die letzten Eindrücke sein, die ihre erblindenden Augen empfingen; und dann würde die Nacht über sie hereinbrechen.

O die namenlose Sehnsucht nach Allem, was sie auf Erden geliebt! Nur noch ein einziges Mal, ein einziges Mal es Alles sehen können und jede kleine Einzelheit mit hinüber nehmen in die Finsterniß. — Wie in weiter Ferne, hinter Nebelschleiern stand das alte märkische Haus vor ihr — und sie würde es doch nie wieder sehen! Sie konnte ja nicht fort, sie war ja nur eine arme, einsame Frau, für die in der Heimath kein Platz mehr war, die in der Fremde ihr Brot suchen mußte, bis sie am Wege niedersank und der Staub über sie hinwehte.

Langsam liefen große Thränen über ihre Wangen. Wie Feuerbälle brannten die Augen gegen die gesenkten Lider, stechende Schmerzen zuckten von ihnen aus wie sengende Blitze.

Bald mußte es Nacht werden.

Das Burgtheater vor vierzig Jahren.

Erinnerungen
von
Hermann Schöne.

[Nachdruck untersagt.]

Unter den Schauspielern der Mainzer Bühne entstand eine absonderliche Bewegung, als sich im Decembermond des Jahres 1862, kurz vor Beginn der Vorstellung, die Nachricht zwischen den Coulissen verbreitete: der Theateragent Ferdinand Röder sitze im Parquet. Das Loch im Vorhang wurde von den Darstellern belagert, man zeigte einander den Gewaltigen, dessen weiße Bartcoteletten, wenn er sie rechts und links durch die Finger zog, die nachbarlichen Sperrsitznummern beschatteten. Er war vor Jahren selbst Schauspieler gewesen und hatte unter dem Beinamen „der schöne Ferdinand" starken Eindruck auf Frauenherzen gemacht, war aber klug genug, bevor er als Liebhaber verknöcherte, eine Theateragentur aufzuthun mit unerhörtem Erfolg, der ihn zum König aller Theateragenten machte. Wir spielten an diesem historischen Abend „Minna von Barnhelm", doch Ferdinand Röder, welcher fürchten mochte, daß es seinem Renommé schaden könne, wenn er sich mehr als einen Act von Lessing's Lustspiel anschaue, erschien im ersten Zwischenact auf der Bühne, geführt von dem Director Ernst. Zunächst steuerte er auf Hedwig Raabe los, die später so berühmt gewordene Niemann-Raabe, die an diesem Abend die Franciska spielte, und verwickelte sie in ein geschäftliches Gespräch. Wer seine Ohren spitzte, konnte hören, was er mit ihr verhandelte, denn leise Rede war ihm nicht gegeben. Die Tausende für Gage und Spielhonorar flatterten in der Luft herum, bis ihm einfiel, daß seine Zeit kostbar sei und er noch andere Geschäfte in Ordnung bringen müsse. Mit fliegendem Backenbart, der ihn wie Gischt umbrandete, den hellen Ueberrock weit zurückgeschlagen, den Daumen im Westenausschnitt rauschte er auf mich zu.

„Unser Just, Herr Schöne," stellte mich der Director vor. „Sie wissen ja, wer ich bin," sagte der Allmächtige, den ich nie gesehen; „wollen Sie mit mir in Geschäftsverbindung treten?" Ich hatte für kostspielige Theateragenten wenig Herz; bisher war es mir fast immer gelungen, ohne ihre Beihülfe meine

Engagements abzuschließen. Ich blieb ihm gegenüber in kühler Salamanderstimmung und sagte ruhig: „Warum nicht? — Wenn Sie mir eine gute Stellung verschaffen können." Meine Gelassenheit machte ihn aufbrausen. „Können! Können! Es handelt sich nur um mein Wollen! Und ich will! Sie werden von mir hören!" Damit drehte er sich kurz um, so daß ich glauben mußte, er gehe beleidigt fort, doch vor Ablauf einer Woche schickte er mir aus Wien einen überraschenden Brief:

„Es ist möglich, daß ich Sie ans Burgtheater bringen kann. Ich habe Director Laube von Ihnen erzählt, der sich für Sie zu interessiren scheint. Sie möchten sich bei ihm um ein Gastspiel auf Engagement bewerben, läßt er Ihnen sagen; das Andere würde sich finden. Kommt es zu einem Contractabschluß, haben Sie drei Jahre hindurch von allen Ihren Bezügen 5 Procent Provision an mich zu zahlen."

Ich nahm meine beste Feder und bot mich Laube an. Umgehend erhielt ich von ihm eine eigenhändige Antwort in seiner charakteristischen Lateinschrift, die sich Lewinsky ganz zu eigen gemacht hat. Laube schrieb auf einem ungeheuern Bogen: „Wien, 7. Januar 1863. Ich habe Ihren Brief vom 2. Januar erhalten, werther Herr, und bin ganz bereit, ein Gastspiel für Sie bei meiner Behörde in Antrag zu bringen. Ein Gastspiel auf Engagement; drei Rollen, so bald Sie Ihrer Verpflichtungen ledig sind in Mainz, und — wenn Sie keine neuen Verpflichtungen eingegangen sind, denn Sie müßten hier bleiben können, wenn Sie reüssiren. Die Wahl der Rollen wird mir aber schwer, so lange ich Sie nicht persönlich kenne. Das Beste wäre, wir bestimmten die erst, nachdem Sie hier eingetroffen wären und ich Sie ausführlich gesprochen hätte. Man ersieht dann leichter, was zur Persönlichkeit paßt. Didier (Grille), Peter (Gustel von Blasewitz), Mack (Königsleutnant) sind mir bis jetzt aus Ihrem Repertoire in die Augen gefallen. Nennen Sie mir selbst sechs Rollen, die Sie möchten, und sagen Sie etwas Ausführliches über sich selbst, namentlich aus welchem Theile Deutschlands Sie stammen, und welche specielle Richtung des heiteren Genres Ihnen am nächsten liegt und am besten steht. Ebenso auch, ob Sie sich anspruchslos genug fühlen, hier eine Carrière zu beginnen, bei welcher Sie doch immerhin noch eine Weile von Beckmann, Meixner, Baumeister aus erster Linie zurückgehalten würden. Ihrer Antwort entgegensehend grüße ich Sie als Ihr ergebener Laube."

Ich hatte das Schreiben eines Secretärs im Auftrage des Herrn Directors erwartet, in herkömmlichen Phrasen, und erhielt einen eigenhändigen Brief Laube's, einfach und sachlich, jeder Satz ein Hammerschlag, der den Nagel auf den Kopf traf. Den Brief zu beantworten war eine Lust; ich merkte, daß Laube etwas vom Individuum haben wollte, und gab mich, wie ich war, in einer kleinen biographischen Skizze. Natürlich vergaß ich nicht, das Bekenntniß abzulegen, daß meine Wiege in Dresden gestanden. Laube's umgehende Antwort, die jeder Anrede entbehrte, lautete: „Also aus Dräsen?! — Es bleibt abgemacht, daß Sie nach Schluß Ihres Mainzer Engagements hierher kommen und auf Engagement gastiren. Vergessen Sie nicht, mir etwa vierzehn Tage vorher anzuzeigen, daß Sie abreisen, damit ich mich darauf ein-

richte. Von Rollen denke ich an Didier, Mack und Tümpel (‚Ein Lustspiel') oder ‚Schöne Müllerin'. Sie bestens grüßend Ihr ergebener Laube." — Wären nicht die Briefe in meiner Hand gewesen mit dem Siegel der „k. k. artistischen Direction des Burgtheaters", ich hätte zu träumen geglaubt; Hedwig Raabe erhielt gleichzeitig von Laube einen Gastspielantrag, aber sie hatte schon einen Namen mit Werthprägung, ich dagegen, Hans im Glück, kam mir vor wie der verwunschene Prinz. Die Oesterreicher unserer Gesellschaft und Alle, die das Wiener Straßenpflaster kannten, wußten die Reize der Kaiserstadt so zu schildern, daß das „goldene" Mainz völlig seinen Glanz verlor. Besonders der Pflegevater der Gallmeyer pries mich glücklich, daß ich Wien und seine Pepi sehen dürfe, die sich dankbar und großmüthig gegen den früheren Pfleger erweise. Jeder aber wußte ein Stücklein von Laube zu erzählen, und die Legende wob ihre Fäden um ihn. Während der Probe sollte er verborgen auf der Bühne sitzen, in eine spanische Wand eingerollt, und bei dem geringsten Verstoß der Schauspieler wie ein bissiger Wachthund aus seiner Hütte heraus fahren. Beneidenswerth sei bei alledem das Loos der k. k. Hofschauspieler doch; sie würden vom Hof und Publicum über alle Maßen verhätschelt, so sehr, daß man sie zu den Proben und Vorstellungen von ihrer Wohnung in einer Equipage abhole. Freilich würden die Verbrecher, die man zur Hinrichtung nach der Spinnerin am Kreuz bringe, ebenfalls in den Wagen der Hofschauspieler nach dem Orte ihrer Bestimmung gebracht — und das war keine Fabel. — Endlich kam der ersehnte 16. April, mit ihm der Schluß der Mainzer Bühne und meine Abreise nach Wien, die ich verabredeter Maßen vierzehn Tage früher dem Director Laube gemeldet hatte. Dank den Mainzer Instructionen wußte ich genau, was ich bei meiner Ankunft im Wiener Westbahnhof zu thun hatte; ich warf mich in einen Comfortabel, und nach deutschen Fahrbegriffen raste mein Einspänner die Mariahilfer Straße hinunter und prellte in der inneren Stadt beim „Hôtel Wandl" vor. Im frühen Morgensonnenschein legte ich mich nach langer Fahrt zur Nervenberuhigung ins Bette und schlief über die Mittagsstunde hinaus, bis mich der Hunger weckte. „In Wien speist man nie im Hôtel!" hatte man mir eingeprägt, also machte ich mich auf den Weg, ein Speisehaus zu suchen. Auf dem Kohlmarkt las ich ein Schild: „Café Daum". Das wird das Richtige sein, dachte ich; in rheinischen Cafés speist man zu Mittag, nimmt dort alle möglichen Getränke, am seltensten Kaffee — warum nicht in Wien? Eine hoheitsvolle Persönlichkeit, faltenlos aufgebügelt, mit dem gepflegtesten Backenbart, neigte sich bei meinem Eintritt zu mir herab und fragte im vornehmen Flüsterton nach meinem Begehr. „Bringen Sie mir geschwind eine Suppe, und was sonst fertig ist, ich habe einen Bärenhunger." Ich hatte keine Ahnung, wie furchtbar ich mit dieser Bestellung den „Louis beim Daum" beleidigte, den großen Zahlkellner im ersten Café. Er trat einen Schritt zurück, maß mich mit dem Blick des Sonnenkönigs, brachte die Hand wie abwehrend zwischen uns und versicherte, daß ich hier am unrechten Orte sei, ich wolle vermuthlich in das Bierhaus „Zum Lothringer" gehen, das sich ein paar Häuser weiter hinauf befinde. Hoher Louis! Nimm heute meinen Dank für Deine Zurechtweisung, ja — ich gehörte

in den „Lothringer", denn es war ein Nest der Hofschauspieler. Hier verzehrte der alte Ludwig Löwe nach dem Theater sechs harte Eier, weil er einen „falschen Appetit" verspürte; hier qualmte Josef Wagner wortlos seine dicken Cigarren; hier saß Meister Laroche mit seinem tugendhaften Hunde, der Punkt 11 Uhr der Kneipe den Rücken kehrte, nach Hause ging und den Hausmeister wachbellte, damit er ihm das Thor aufsperre, wofür Laroche ein Sperrsechserl erlegen mußte. Hier verspeiste Meixner im höchsten Zorn einen Fasan, der ihm zu billig war, weil er auf dem Jagdplatz den Fasan mit Federn theurer bezahlen müsse als hier einen gebratenen mit Rothkraut. Im „Lothringer" speiste ich Jahre hindurch zu Mittag, im Verein mit Nachwuchs-Collegen und jungen Journalisten, die es später zu Hofräthen und bevollmächtigten Ministern brachten. Also nochmals Dank, Louis, für die vielen angenehmen Stunden, die mir Deine Zurechtweisung verschaffte! — Mein erstes Mittagessen in Wien hatte sich so spät hinaus gezogen, daß ich nicht mehr daran denken konnte, mich Director Laube vorzustellen; es trieb mich ins Burgtheater, das ich mit Gefühlen betrat, wie sie Einer haben mag, der mit einem überlegenen Gegner zum ersten Male zusammen trifft. „Hier werden fremde Schauspieler in Grund und Boden gespielt," war der Gedanke, den ich nicht los werden konnte. Es mußte so sein, denn Hedwig Raabe hatte vor einigen Wochen im Burgtheater gastirt; ihre reizvolle Persönlichkeit, ihr eigenartiges starkes Talent hatten Eindruck gemacht — aber ein Engagement war nicht zu Stande gekommen.

Mit den Linien des Mainzer Schauspielhauses stand die unschöne Form des Burgtheaters in argem Contrast, und doch lag über den Räumen eine Weihe, von der man sich ergriffen fühlte, vielleicht weil man sich bewußt wurde, daß der Kronleuchter mit seinen Oellampen eine hundertjährige große Theatervergangenheit bestrahle, daß man sich innerhalb der Mauern einer kaiserlichen Hofburg befinde.

Der Theaterzettel versprach ein Lustspiel in vier Aufzügen von Meilhac, „Ein Attaché", das gestern seine Erstaufführung erlebt und einen großen Erfolg errungen hatte. Die modernen französischen Lustspiele, die Laube meist selbst übersetzte, vielmehr bearbeitete, weil er dem Geschmacke des deutschen Publicums Concessionen machen, über Censurbedenken hinweg helfen mußte und seinen Schauspielern die Rollen nach dem Leibe zuschnitt, hatten nur nach und nach Boden gewinnen können. So wurden Sardou's „Gute Freunde" bei der Première sanft abgelehnt, ein Stück, das, nach einigen Jahren von Laube wieder aufgenommen, nicht oft genug gespielt werden konnte, nachdem das Publicum an modernen französischen Komödien Geschmack gewonnen hatte. Als das Orchester eine Ouvertüre aus den blauen Heften gespielt, die ihr vierzigjähriges Jubiläum hinter sich haben mochte, wurden durch das Aufziehen des Füger'schen Vorhanges dem Zuschauer die Wunder des Festsaales im *schen Gesandtschaftshôtel zu Paris enthüllt. Ein leises Mitleid regte sich in mir bei diesem Anblick — ich kam auf die Vermuthung, der arme Gesandte, Baron von Scharpf, sei gepfändet worden, und man habe ihm nur das Allernothwendigste für die Repräsentation gelassen: rechts einen vergoldeten

Tisch, ein kleines Sopha und zwei Stühle und links einen vergoldeten Tisch, ein kleines Sopha und zwei Stühle. Aber das waren Gedanken, die rasch verflogen, als die Schauspieler anfingen zu sprechen. Ich hörte eine Weile zu und stutzte — — die reden ja gar nicht wie Schauspieler — das sind Menschen im wirklichen Leben — das ist keine Kunst, das ist Natur! Nach und nach dämmerte es in mir auf: „Heute siehst Du zum ersten Male ein Lustspiel, wie es gespielt werden muß." Fast ebenso bewunderungswürdig wie die Darsteller wollte mir das Publicum erscheinen. Ungezwungen unterhielt man sich im Zuschauerraum vor Beginn des Stückes und während der Zwischenacte, das Orchester spielte offenbar nur zu dem Zwecke, die Conversation anzuregen; ein Diener des Hofzuckerbäckers Demel, der „Nummero", durchstreifte die Gänge des Parquets und rief eintönig: „Gefrorenes, Limonade, Mandelmilch" aus — aber bei dem Glockenzeichen, das den Beginn des Spieles ankündigte, wurde es mäuschenstill, und mit dem Aufziehen des Vorhanges prägte sich Aufmerksamkeit auf den Gesichtern aus. Man hing an den Lippen der Darsteller, nicht die feinste Pointe ging verloren, man lachte gern und lachte von Herzen. Applaus fiel nicht häufig, aber manchmal, nach einer besonders gelungenen Scene, ließ sich ein halb unterdrücktes, beistimmendes Gemurmel vernehmen, und die Köpfe der Zuschauer neigten sich zu einander, Worte der Bewunderung flüsternd. Ich dachte, jetzt brauchen sich nur zwei Hände zu regen, dann bricht der Jubel los; ich wollte den Anstoß geben, da hielt mein Nachbar meinen Arm: „Thun Sie's nicht, 's wär schad'! Das war der feinste Burgtheater-Applaus."

Sie kannten sich, Schauspieler und Publicum; ich glaube, es wäre für ganz natürlich befunden worden, wenn sich Jemand aus der Prosceniumsloge gebeugt und einem Darsteller, der ihm eben das Herz bewegt, kräftig die Hand geschüttelt hätte. Man muß Fichtner's Abschied beigewohnt haben, um einen Begriff zu bekommen, in welchem Rapport Künstler und Publicum mit einander standen; als der Liebling schied, war es, als ob ein zärtlich geliebter Sohn von seiner Familie herzbrechenden Abschied nähme. In den beiden Ausläufern der vierten Galerie, am Bühnenausschnitt, versammelte sich allabendlich eine feine Blüthe des Publicums; wenig Geld in der Tasche, aber Ideale im Herzen, mußten sie sich ihre Plätze durch frühzeitiges Anstellen an der Einlaßthüre theuer erkaufen. Nicht am wenigsten mag es Fichtner gefreut haben, als er ihren Lorbeerkranz aufnahm, dessen Schleife die Widmung trug: „Von den Stammgästen des vierten Stockes." So war es vor vierzig Jahren im Burgtheater.

Selig-betrübt verließ ich das ehrwürdige Haus; wohl hatte ich Herrliches gesehen, aber ich wußte auch, daß eine Krähe unter Adlern eine traurige Rolle spielen würde. Nach unguter Nacht, kam der entscheidende Tag, der mich mit Director Laube zusammen führen sollte. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß er gegen ein Uhr in seinem Bureau Besuche entgegennähme, also stieg ich vorzeitig, klopfenden Herzens, die Albrechtsrampe hinter der Augustinerkirche hinauf und erfragte bei einigen livreebekleideten Würdenträgern der Thore die bescheidene Stiege, die zu dem Bureau des artistischen

Directors vom Burgtheater führte. Auf mein Läuten öffnete ein blatternarbiger Riese die Thüre; sein überhängender Schnurrbart verrieth den ehemaligen Feldwebel. Es war, wie ich später erfuhr, der Herr Repertoire-Inspicient Rister, Erfinder der übersichtlichen Tabellen der Burgtheaterstücke mit allen dagewesenen Rollenbesetzungen, die noch heute angewandt und geschätzt werden. Rister tummelte auch sonst den alten Kanzleischimmel und verrichtete für Laube alle untergeordneten Schreiberarbeiten. Er hat manchen Brief an Laube aus dem Papierkorb gerettet, denn er war ein Sammler von Theatercuriositäten, zugleich ein lebendiges Nachschlagebuch der Geheimgeschichte des Burgtheaters.

Herr Rister fragte nach meinem Begehr, und als er erfahren, um was es sich handelte, sagte er: „Jessas, ja! Der Director erwartet Sie schon a paar Täg! Jetzt ist er auf der Prob', — es wird leicht noch a Weil' dauern, aber kommen thut er g'wieß. Nehmen S' einstweilen auf dem Sophaderl Platz." Er machte eine einladende Bewegung, zog seine Uhr, sagte zu sich: „Heut' wird's spat mit'm Mistgrüberl" und ging wieder in das Directionszimmer. Das Mistgrüberl war eine kleine Weinstube, wo sich der Herr Repertoire-Inspicient nach den Amtsstunden bei einigen Vierteln zu erholen pflegte. Ich stand allein im Vorzimmer, schaute aus dem einzigen Fenster nach dem sonnbeglänzten äußeren Burghof, wo die ersten jungen Kastanienblätter an braunwolligen Stengeln schlapp herunter hingen, ein Bild meines Selbstvertrauens. Dann ließ ich mich auf das zweisitzige Sopha nieder, hart wie der Rost des heiligen Laurentius, und wartete. Auf einmal riß es draußen an der Glocke, ich schnellte auf, Rister stürzte in das Wartezimmer herein: „Das is er!" und öffnete die Thüren. Gravitätisch trat ein untersetzter Mann, im bequemen, keiner Mode angehörenden Ueberrock, der von einer Spange in der Taille zusammengehalten wurde, in das Vorzimmer. Ein schwarzer, glanzloser Filzcylinder deckte den Kopf; die Beinkleider hatten unten an der Außenseite einen kleinen Einschnitt, der gestattete, daß sich der Vordertheil der Hose bequem über den Stiefel breiten konnte. Einen Stock hatte er unter den Arm geklemmt. Aus dunkler Cravatte starrten wehrhafte Vatermörder, in stetem Kampf begriffen mit einem struppigen, drahtartigen Bart, der die Oberlippe und das ganze Kinn breit bewuchs. Sein Blick richtete sich beim Eintritt gewohnheitsgemäß zuerst auf das kleine Ledersopha, vor dem ein junger Mann stand, der ihm eine tiefe Verbeugung machte. Laube erwiderte den Gruß, indem er lautlos die Hand an den Cylinder legte; dann suchte er nach seiner Stiellorgnette, besah sich den neuen Mann und entschwand, stumm wie die Ahnfrau, in das Directionszimmer. Das war Laube! —

Ich hatte erzählen hören, daß er in Wien bei dem ersten Schneider arbeiten lasse, aber zu dessen Verzweiflung nach einem Schnitt, wie er seiner Zeit in der Paulskirche zu Frankfurt üblich gewesen war.

Kaum daß mein erstarrtes Blut wieder zu kreisen begann, öffnete Rister die Thüre: „Der Herr Director laßt bitten." Wie ich ging und stand, folgte ich der Einladung; in der Verwirrung vergaß ich sogar, den Ueberzieher abzulegen, in den ich fest eingeknöpft war. „Also Sie sind Herr Schöne!"

klang es mir in scharf accentuirten Worten entgegen. Ich suchte die Augen an das Helldunkel zu gewöhnen (die Rouleaux waren zum Schutze gegen die Mittagssonne heruntergelassen), wurde auch alsbald sehend, denn der geschulte Rister zog einen Vorhang zur Hälfte auf. Laube saß, mit dem Rücken gegen den Schreibtisch, in einer Stellung, als ob er mich so recht mit aller Bequemlichkeit genießen wolle. „Habe Sie schon vor einigen Tagen erwartet. Konnten Sie denn nicht früher kommen?" Ich versicherte die Unmöglichkeit. „Das ist schlimm! Samstags muß ich das Repertoire für die Woche machen — Sie waren nicht da, — ich konnte nicht mit Ihnen rechnen. Wir verlieren acht Tage; ich kann Sie erst im nächsten Repertoire unterbringen. Und nun lassen Sie sich einmal ansehen. Treten Sie ein paar Schritte zurück und knöpfen Sie sich auf." Mein Ueberzieher flog herunter. Laube nahm seine Lorgnette längere Zeit in Anspruch, dann ließ er sie fallen; ein behagliches Lächeln glitt über seine Züge: „Sie haben alle Anlage zu einem Burgschauspieler" — ich muß ein höchst erstauntes Gesicht gemacht haben, denn seine Augen funkelten vergnüglich —, „ja! Ich glaube, Sie werden dick." Ach so! Mit einem Aufschnellen der geschlossenen Hand, einer Bewegung, die ihm eigen war, wies er mir einen Stuhl in seiner Nähe an. „An welche Auftrittsrollen haben Sie also gedacht?" — „Herr Director," sagte ich, einen Seufzer unterdrückend, „ich war gestern Abend im Burgtheater." — „Was haben wir denn gleich gespielt?" fragte er, mit der Hand über Augen und Bart fahrend. — „Ein Attachée," sagte ich, im weichen Dialekt des Elbflorenzlers, der mir manchmal über die Lippen kam. — „At—ta—sché—sché!" betonte Laube jede Silbe haarscharf. — „Wie beliebt?" fragte ich in aller Unschuld. — „Attachée! — alter Sachse. Nun, was haben Sie für einen Eindruck gehabt?" fragte der Director, noch stolzerfüllt von dem jüngsten Erfolg. — „Einen niederdrückenden." — Laube rückte mit dem Stuhle. „Was! Wieso?" — „Ich bin niedergedrückt worden, — ich habe alle Courage verloren und möchte Sie bitten, mich in möglichst wenig herausfordernden Rollen auftreten zu lassen; dem Publicum kann ich nicht imponiren, und Sie werden auch aus kleineren Aufgaben ersehen, ob Sie mich vielleicht doch brauchen können." Laube wendete mir ein wenig den Kopf zu, mehr die Augen, und es war mir, als ob ein warmer Strahl daraus mich träfe, der mich wohlig überrieselte. Er pausirte und sagte dann: „Mja! Sie können Recht haben. Kommen Sie, wir wollen Ihr Rollenverzeichniß durchsehen." Wir einigten uns bald über die drei Auftrittsrollen: Didier (Grille), Tümpel (Ein Lustspiel), und Henning (Störenfried). „Die Rollen schicke ich Ihnen gleich zu; Sie wohnen im Hôtel Wandl? theures Pflaster im Hôtel, — Samstag erhalten Sie das Repertoire, auf dem Proben und Vorstellungen für die Woche ersichtlich sind. Gehen Sie fleißig ins Burgtheater, daß Sie kugelfest werden. Ihre Billets werde ich für Sie an der Kasse deponiren lassen. Apropos! Für alle drei Gastrollen habe ich Ihnen ein Honorar von 200 fl. ausgewirkt. Ein schönes Stück Geld. Ich hoffe, Sie werden damit zufrieden sein." Ich erklärte mein vollkommenes Einverständniß; er reichte mir die Hand, und ich konnte gehen. Vor der Thüre merkte ich, daß mein Herzklopfen wie weggeblasen war, — Laube

hatte es weggeredet. Wie man vor ihm Beängstigungen haben konnte, war mir jetzt unerklärlich; man sprach mit ihm wie mit einem alten Bekannten, ich glaubte früher schon mit ihm verkehrt zu haben — — halt! da hatte ich's! Seine Briefe! — er sprach, wie er schrieb. Seine Briefe waren er selbst. Laube's Augen sah ich noch vor mir; da hinein hatte die Natur alle Schönheiten gelegt, die sie ihm mitgeben wollte. Sie hatten zwar äußerliche Mängel, aber die Sterne waren von klarer Tiefe und Ausdrucksfähigkeit; sie strahlten alle Vorgänge der Seele wider; und wie lustig konnten die Augen sein! — sie lachten für sich ganz allein. Seine Stimme war herb, aber volltönig, ihre Klangfarbe dunkel und etwas gedrückt; die Worte wurden herrlich accentuirt, jede Silbe kam zu ihrem Recht, er war ein Meister der Rede. Ernst, Gemüth und sonnigen Humor konnte er mit seiner Stimme zum Ausdruck bringen, und es war für uns ein Fest, wenn er in der Leseprobe eine Rolle übernehmen mußte. Der Director hatte einen starken Eindruck auf mich gemacht, mir unbändig gefallen; hätte ich nur gewußt, was ihm seine Lorgnette von mir erzählt, und was er sonst von mir dachte! —

Jeden Abend sah mich das Burgtheater, das ein reiches Repertoire vor mir entrollte: „Krisen", „Minna von Barnhelm", „Was Ihr wollt", „Kabale und Liebe." Jeden Abend wurde ich enthusiasmirt, um nachher in einen tiefen moralischen Abgrund zu versinken. So kam der Vormittag heran, an dem auf dem Repertoire um 11 Uhr eine Probe zur „Grille" angesetzt war, Scenen des Didier. Das war auf mich gemünzt. Diese Scenenprobe hatte mich lange vorher beunruhigt; ich nahm die oftgespielte Rolle zur Hand und suchte meine Auffassung mit dem Burgtheaterstil in Einklang zu bringen, — aber wo war er? Ich langte danach, aber er ließ sich nicht fassen. Es war $^3/_4$ 11 Uhr, ich erwartete jeden Augenblick den Kellner mit der Meldung, daß die Hofequipage da sei, die mich zur Probe abholen solle. Die Meldung kam nicht. Ich lief unruhig im Zimmer hin und her, endlich hinunter zur Einfahrt, um, wenn der Wagen käme, gleich einzusteigen. Er kam nicht. Zwei Minuten vor 11 Uhr stieg mir der entsetzliche Verdacht auf, daß er überhaupt nicht kommen würde, daß er nur ein Spiel der Phantasie meiner Mainzer Collegen sei. Ich fange sofort zu laufen an, denke einen kürzeren Weg als über den Kohlmarkt einzuschlagen, wähle eine Seitengasse und verlaufe mich. Ich war wie gekocht, als ich endlich den Eingang zum Bühnenraum des Burgtheaters finde, vor dem ein Theaterdiener mit einem verflixten Lächeln steht und mich mit den Worten empfängt: „I bitt', Herr von Schöne, die Herrschaften warten schon, — i werd' vorausgehn." Ich passire verschiedene Dunkelheiten, fühle mich von einer leitenden Hand ergriffen, stolpere über kleine Stufen, selbstschließende Thüren schlagen mir an den Kopf, dann werde ich durch eine Coulissengasse geschoben und stehe auf der Bühne des Burgtheaters, mit dem feuchten Taschentuch in der einen, mit dem Hut in der anderen Hand, mich ehrfurchtsvoll vor der Versammlung verbeugend. Ich fühle, daß ich in eine eisige Atmosphäre gerathen bin. Schauspieler und Schauspielerinnen stehen in Gruppen bei einander, — Einige sehen nach der Taschenuhr und lassen sie hörbar zuknipsen. „Das kommt gleich zur ersten Probe

zu spät," glaube ich auf allen Gesichtern zu lesen. Laube saß am Regietisch, nahe am Souffleurkasten, auf drei Seiten von einer spanischen Wand gegen den Zug geschützt, die Füße auf einem Angorafell ruhend, die Beine in eine Decke gehüllt; sein Stock lag auf dem Tisch. Nachdem er sich überzeugt, daß der Verbrecher gegen die Burgtheater-Pünktlichkeit endlich da ist, wickelt er sich langsam aus der Decke und geht einige Schritte auf mich zu. Ich vermag kaum die Bitte um Entschuldigung zu stammeln und denke gar nicht daran, die Ursachen meines Zuspätkommens humoristisch darzulegen, was vielleicht versöhnend gewirkt hätte; Laube mochte etwas dergleichen erwarten; da es ausblieb, stellte er mich mit vier Worten dem Künstlerpersonal vor. „Nun wollen wir aber endlich anfangen." — Der Himmel möge Schauspieler vor Scenenproben behüten, denen er ohnehin nie seinen Segen gibt; sie scheinen nur erfunden zu sein, um die Disciplin zu lockern. Ein Stück „steht," d. h. es ist zwanzig, vierzigmal gespielt worden. Nun kommt ein Gast, kein reisender Virtuos, der in diesem Stück auftreten will. „Wir brauchen natürlich nur Ihre Scenen zu probiren," sagt man ihm; „das Stück steht. Wünschen Sie nur eine — oder vielleicht zwei Scenenproben?" Diese Frage ist geeignet, den Gast in gelinde Verzweiflung zu bringen; er möchte doch seine Partner und deren Spielweise gründlich kennen lernen, und nun eine solche Frage, in der die gewünschte Antwort schon angedeutet wird! Der ansässige Schauspieler, dem das abgespielte Stück höchst zuwider ist, markirt nur, deutet nur an. Lange Sätze werden heruntergerasselt, wenn nicht gar der größte Theil der Reden weggelassen und gleich zur Schlußperiode übergegangen wird. Danach soll nun der Gast sein Gegenspiel einrichten! Auch die Decorationen können häufig nur markirt werden. „Requisiteur!" ruft dann der Regisseur, „stellen Sie doch die Rasenbank hierher, — nicht so nahe an die Wand, — so! Sehen Sie Herr, das ist Ihr Sopha, und — Theaterleute! Bohrt hier mal eine Thüre fest — da geht es in Ihr Schlafzimmer." In dieser Wohnung, die er nie vorher gesehen, soll sich der Gastspieler in der Vorstellung heimisch fühlen!" So schlimm war es im Burgtheater freilich nicht, aber eine entfernte Aehnlichkeit mit der angedeuteten Scenenprobe war immerhin vorhanden. Die „Grille" wies eine erstaunliche Reihe von Wiederholungen auf; man hatte sich an der Fanchon der Goßmann nicht satt sehen können, — da durfte man sich nicht wundern, daß sämmtliche Nuancen bei der Scenenprobe unter den Tisch fielen. Ich mußte mich auf Ueberraschungen bei der Vorstellung gefaßt machen, die auch nicht ausblieben. Am frischesten zeigte sich Laube. Nachdem seine Verstimmung über mein Zuspätkommen gewichen, erwachte seine Theilnahme, er fing an zu lächeln, lachte sogar ein paar Male auf, corrigirte, wünschte einige „Drucker" und wickelte sich schließlich aus der Decke heraus, um mir einen wirksamen Abgang vorzuspielen, der sich freilich nicht zur sklavischen Nachahmung empfahl — Laube war zu grotesk, — aber ich erfuhr deutlich, was er meinte. Später hatte ich Gelegenheit, ihn am Regietisch zu beobachten, ein lehrreiches und vergnügliches Studium. Er war wie ein fein empfindliches Wetterglas, dessen Quecksilbersäule merkwürdige Sprünge machte. Wurde sein Regisseurherz in einer humoristischen Scene erfreut, so strahlte

sein Gesicht; erst lachten die Augen, und kam es noch besser, ließ er sich durch ein helles Lachen von innen heraus erschüttern. Lastete aber ein Druck auf ihm, machte sich Talentlosigkeit breit, verstanden ihn die Schauspieler nicht, oder wollten sie ihn nicht verstehen, da ließ seine Spannkraft nach, er lehnte sich in den Stuhl, neigte den Kopf zur Seite, machte sich von der Decke frei, legte einen Fuß über den anderen und klopfte mit dem Stock vernehmlich an die Stiefelsohle. Es war das Armesünderglöckchen, das er läutete. Dem Darsteller, besonders im heiteren Genre, überließ er mehr schauspielerische Freiheit, als man heute anzunehmen scheint; er ließ ihm die Zügel locker und half wirksame Einwürfe und verstärkte Actschlüsse zu erfinden. Das Tempo suchte er zu beschleunigen, Rede und Gegenrede mußten im nervösen Dialog wie Blitz und Schlag einander folgen. „Da darf kein Sonnenstrahl dazwischen," war sein Lieblingswort. War er mit einer Auffassung nicht einverstanden, unterbrach er plötzlich: „Warum machen Sie das so?" Saß man fest im Sattel und konnte stichhaltige Gründe vorbringen, sänftigte sich sein Gesicht, und er sagte: „Ja, — es geht so auch, — ich hätte es anders gemacht, — aber bleiben Sie bei Ihrer Auffassung und führen Sie sie consequent durch." In Streitsachen war Laube ein Richter kurzer Hand. Während des Decorationswechsels auf der Scenenprobe kam der alte Wagendiener Schendel, vorsichtig auf den Fußspitzen gehend und seinen Hut wie einen Rosenkranz zwischen den Fingern kreisen lassend, auf den Regietisch zu. „Jetzt — Herr Director — da muß i mich schon beklagen," fing er an; „der Theatermeister Weber is gar so viel ein grober Ding. Wissen S', was er mir antragen hat? I sollt' ihn —" „Genug!" schnitt ihm Laube das Wort ab, „ich kann mir's denken." — „Ja, Herr Director, dös hat er mir antragen." „Nun, Schendel," fragte Laube mit unbeugsamem Ernst, „haben Sie es gethan?" — „Aber na! Herr Director, na!" — „Das war gescheit, das haben Sie nicht nöthig. Adieu." Vollständig befriedigt balancirte der alte Wagendiener auf den Zehen den Weg zurück, den er gekommen war. So legte Laube im Handumdrehen mit Humor einen Conflict bei, wozu ein Nachfahre von ihm den grünen Conferenztisch, einen Protokollführer und das ganze Regiecollegium benöthigt hätte.

Der letzte Act der „Grille" hielt nur noch die Familie Barbeaud und Fanchon zusammen, die anderen Darsteller waren längst in die Frühlingsluft gegangen, es wurde immer stiller im alten Hause, bis endlich der Souffleur das Buch zuklappte und unter dem Podium verschwand. Laube schälte sich aus seiner Umhüllung, sah nach der Uhr, grüßte und wandte sich zum Gehen. Ich hing an seinem Blick, — „vielleicht gibt er Dir einen Wink, ihm zu folgen," dachte ich, — „vielleicht will er Dir etwas sagen," — ich verbeugte mich, er legte, militärisch grüßend, die Hand an den Hut und ging wirklich fort, ohne meine Begleitung zu verlangen.

Am 27. April kündeten die Zettel des Burgtheaters das Gastspiel eines Schauspielers vom Mainzer Stadttheater an, der als Didier in der „Grille" auftreten würde; und als meine Stunde geschlagen hatte, machte ich mich auf den Weg, der an dem berühmten „Burgtheaterbankerl" vorüber führte. In der kurzen Zeit meines Hierseins war mir dessen Bedeutung klar geworden. Es

stand unter dem Vordache, das den Eingang zum Burgtheater schirmte, da, wo es sich an die kaiserliche Reitschule anlehnte, gegenüber der Michaelerkirche. Hier, unter diesem Vorbau, wurden Decorationen abgeladen und nicht ohne Schwierigkeiten auf die Bühne befördert; hier wurden die großen Garderobenkörbe der Hofschauspielerinnen von den Wagen gehoben und durch eine kleine rechtsseitige Thüre nach den Ankleidezimmern geschleift, während durch den unscheinbaren Mitteleingang die Reiter sich nach der Reitschule und ein Theil des Publicums nach den Sperrsitzen begaben; dieser Vorbau war in guter Jahreszeit der Salon der k. k. Hofschauspieler, wo sie Besuche empfingen und den Burgtheaterfreunden die Honneurs machten. Das berühmte Bankerl, dessen Rückenlehne die Mauer der Reitschule bildete, war der Gesellschaftsdivan, der acht bis zehn Personen Platz gewährte. Der treueste Stammgast war Kanzleidirector Hofrath von Raymond, der Mittelsmann zwischen dem obersten Director, Graf Lanckoronsky, und dem artistischen Director Laube. Logeninhaber, Dichter und andere auf der Menschheit Höhen stehende Persönlichkeiten ließen sich gerne auf einige Augenblicke unter ihren Lieblingen nieder; selbst die am Abend beschäftigten Künstlerinnen, die mit den Theaterwagen angefahren kamen, konnten dem Anreiz kaum widerstehen, sich wenigstens für ein Minütchen mit einzuklemmen. Es war aber auch verlockend: hier erfuhr man den neuesten Stadt- und Theaterklatsch, die Börsenwitze und die aus dem Opernorchester; zugleich gelangte man zur Pathenschaft aller Scherze, die auf dem Bankerl das Licht der Welt erblickten. Eigentlich war es eine rechte Lästerbank, das wußte Jeder aus Erfahrung; Alle, die sich dem Bankerl von Weitem näherten oder es verlassen mußten, wurden von den Sitzenbleibenden durch die Hechel gezogen. Der Schauspieler Herzfeld, Träger einer köstlichen Perrücke, die offenbar viel zu kurz gerathen war, da sie den ganzen Nacken und einen großen Theil des kahlen Hinterkopfes unbedeckt ließ, stand einmal unvorsichtig vom Bankerl auf und ging über die Straße nach der Michaelerkirche. „Ein merkwürdiger Kerl, der Herzfeld," sagte Baumeister, ihm nachsehend; „man weiß nie, ob er kommt oder geht." Nur ungern stand man allein auf; man betheiligte sich am liebsten an einem Massenaufbruch. Damit zerstreute sich auch die Corona der allerjüngsten Enthusiasten von der letzten Galerie, die in angemessener Entfernung sich aufgestellt hatten, um die Bühnenhelden als Menschen in der Nähe bewundern zu können.

An dieser Lästerbank führte mich am ersten Gastspielabend mein Schicksalsweg vorüber. „Jetzt haben sie Dich!" dachte ich bei einer Entfernung von zwanzig Schritten, grüßte sehr verbindlich, als ich vorüber ging, — und: „macht's gnädig!" stieg ein Stoßgebetlein in mir auf. Ein Theaterdiener, „Ansager", wie der officielle Titel lautete, war mir Wegweiser bis zu den Garderoben. Erst schritten wir die steinernen Stufen der Reitschule hinauf, bis wir zu einem hölzernen Treppchen kamen, das nach dem Ankleideraum der Hofschauspieler abzweigte. Als mir die Thüre geöffnet wurde, vernahm ich ein Blasinstrument. „Der Garderobe-Herrichter blast wieder Tschakan," sagte mein Führer; „wissen S', das is so a böhmisches Clarinetterl; er is a Deutschböhm', aber doch a Böhm', und da muß er halt Musik machen; z' Haus

leid'ts sei Frau net, da blast er denn hier bis gegen sechsen hin, wann d' Herren kommen." Heute mußte er früher als sonst seine Uebungen einstellen, denn ich hatte mich zeitig auf den Weg gemacht. Trotzdem empfing er mich sehr freundlich. „I bitt', Herr von Schöne" — er adelte mich, wie es alle Theaterbediensteten thaten, — „Sie kommen ins Löwe-Kammerl." Ich sah ihn fragend an. — „In die Garderobe des Herrn von Löwe, mein' ich. Wissen S', mir sein neunundzwanzig Hofschauspieler und haben bloß dreiundzwanzig Kammerln, da muß mer sich behelfen, so gut's geht. Die Herren Gäst' bekommen immer die besten Kammerln, von die Reschischör, die grad nix zu thun ham. Wann d' Gäst engagirt werden, ham's zuerscht ka eigne Garderob', sie müssen sich heut' in dem Kammerl anziehen und morgen in dem, bis amal ans frei wird; dann erben sie sich in immer bessere hinauf, wann's was können, bis s' z'letzt als Reschischör in a Kammerl mit an Fenster kommen — wann sie's mögen. Schaun S', da hint am End vom Gang, wo das Tischerl unter der Oellampen steht, ziagt sich der Herr Bedientenspieler an, der kriegt in sein Leben ka Kammerl." In keinem Schiffsraum hatte ich ein so enges Wirrniß von Cabinen gesehen wie in diesem Ankleideraum der Hofschauspieler. Es war ein Corridor, der mit den Logen der dritten Galerie parallel lief, von diesen durch eine Mauer getrennt. Seine Breite betrug gewiß nicht mehr als sechs Meter, und doch waren rechts und links kleine Garderoben angebracht. Mit welchem Raffinement hatte der damalige Theatertischler seines Werkes gewaltet, daß er die engen Schachtelungen mit einem Tisch, manche auch mit einem Waschtisch, ein bis zwei Stühlen, vielleicht gar mit einem künstlich angebrachten Schrank herzustellen vermochte. Die abschließenden Bretterwände der Kammerln waren nicht ganz bis zum niederen Plafond hinauf geführt, um durch den Spalt den Zutritt der sogenannten Luft zu gestatten. Die Garderoben zur Linken boten den überflüssigen Luxus von drei oder vier Fenstern, die nur in den Vormittagstunden mit Vorsicht geöffnet werden durften. Die Luft war erfüllt von dem Wohlgeruch der Ritterstiefel und Ledergurte, dem Magazinstaub der Kleidungsstücke, die bereits für den nächsten Abend an den Außenwänden der Kammerln hingen. Dazu noch die vielen Kerzen an den Toilettenspiegeln, mehrere Oellampen und die Spiritusmaschinen für die Brenneisen der Friseure. Eine Heizvorrichtung ist mir nie aufgefallen. Oder sollte ein kleiner eiserner Ofen der Wärmespender gewesen sein, der in einem Einschnitte zwischen den rechtsseitigen Kammerln für die drei Friseure stand? Dieser merkwürdige Winkel war mit Lithographien, Schauspielerporträts, historischen Persönlichkeiten, Couplets und Zeitungsausschnitten tapezirt. Dazwischen klebten abgelegte Schnurrbärte der Herren Hofschauspieler zum weiteren Gebrauch für die Statisten. Glockenapparate, durch welche die Friseure zu den sich costümirenden Schauspielern citirt werden konnten, waren nicht vorhanden. „Fortmülleeer!" schmetterte es aus einem Kammerl, und „komm' schon, Herr von Fichtner!" scholl es aus der Friseurecke zurück. „Ignaz!" „Scheibenhofer!" Jeder Friseur erkannte an der Stimme und Art des Rufens seinen Mann. Wenn das Spiel auf der Bühne begonnen hatte, kamen hier die Herren „Garderober" zusammen, um zu klatschen, unfehlbare Spielmethoden, durch die

man Unsummen in der kleinen Lotterie gewinnen mußte, zu erörtern und auf Tod und Leben zu curiren, denn sie waren fast alle Heilkünstler, und Jeder schwor auf sein Recept; aber Jeder von ihnen schwor auch auf seinen „Herrn". Manch rührendes Vasallenverhältniß hatte sich zwischen einem alten Schauspieler und seinem alten Garderobier entwickelt, die sich um keinen Preis mehr von einander getrennt hätten.

Ein Durchbruch in der rechtsseitigen Mauer führte über einige Stufen hinunter zu den Künstlerlogen im dritten Stockwerk, die von dem Zuschauerraum völlig abgeschlossen waren, zwei Herrenlogen, direct am Proscenium, und zwei daneben für die Damen. Die erste Loge, zunächst dem Vorhang, wurde zumeist vom Nachwuchs bevölkert; auf einer erhöhten Bank saßen im Schatten, den Blicken des Publicums entzogen, manche der im Stück beschäftigten Schauspieler im vollen Costüm. In dieser Loge entwickelte sich starker Enthusiasmus, und obwohl ein strenges Applausverbot existirte, schlugen doch manchmal, versteckt unter der Logenbrüstung, die Hände heftig auf einander. Die zweite Loge nahmen die Regisseure ein und die Schauspieler, „die was konnten". Gewöhnlich kamen die Regisseure nur zu Erstaufführungen und Gastspielen, Laroche auch nach Beendigung eines jeden großen Diners, das er mitgemacht. Es war ihm Ehrensache, seine gute Tafellaune in die Loge zu führen. „Guten Abend, Kinder, wie geht's Euch?" Dann stützte er die Hände auf die Logenbrüstung, legte die Rechte schattend über die Augen, winkte grüßend einigen Bekannten im Publicum zu, und mit einem „gute Nacht, Kinder, unterhaltet Euch!" ging er wieder, nachdem er sich dem versammelten Volke gezeigt. In den Zwischenacten leerten sich die Logen; man traf sich im Vorraum, um eine andere Luft zu schöpfen, wenn auch keine bessere, und sich von der schweigenden Aufmerksamkeit während des Actes im heitern Geplauder zu erholen. Im alten, engen Burgtheater war Gelegenheit, daß sich die Collegen intim kennen lernten, was im neuen Hause, mit seinen Weitläufigkeiten, kaum der Fall sein dürfte. — Von den Garderobenräumen führte ein schmaler, hölzerner Treppengang, ein förmlicher Schlauch, hinunter nach der Bühne. Halbwegs machte er einen Absatz, wo wieder drei Garderoben angebracht waren, die Baumeister's, der Ankleidesalon des Laroche und zwischen beiden eine kleine Cabine, die 1866 durch Erbschaft an mich fiel, als das große Sterben über die Burgschauspieler gekommen war. Von hier führte, o Wunder! ein eisernes, etwas gewundenes Treppchen vollends auf die Bühne. Zunächst der obersten Stufe dieser Treppe hing, künstlich an der Wand befestigt, eine Art Polichinellkasten, mit rothem Ledertuch überzogen. Er bot dem Erfinder dieses Observatoriums, Laroche, einen Sitz, von dem er durch die erste Coulissengasse die Vorgänge auf der Bühne beobachten wollte, wozu es selten genug kam. Ein anderes Curiosum war eine eiserne Wasserkiste in den oberen Garderoberäumen, die, mit einem Holzdeckel versehen, auf kleinen Scheibenrädern ruhte, um sie bei Ausbruch eines Feuers schnell an die gefährdete Stelle zu bringen, so nahe die verschiedenen Stufen im Gange es gestatteten. „Die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand —." Das alte Burgtheater, das sich unter ihrem Schutze ausleben durfte, muß ihre stille Liebe gewesen sein. Ueber hundert Jahre

haben sie es gnädig vor dem zündenden Funken bewahrt, der das alte, ausgedörrte Gebäude, mit den hölzernen Winkelwerken, in wenigen Minuten in ein Flammenmeer verwandelt hätte, — trotz der eisernen Wasserkiste.

Jetzt merkte ich, daß es hohe Zeit wurde, an mich zu denken; denn die Ankleider erwarteten bereits ihre Herren, und ich hörte auch schon Einige plaudernd die Stiege herauf kommen, die sich gemächlich im Gange mehrfache Haltestellen zum Gespräch gönnten, bevor sie mit der Seelenruhe lebenslänglich engagirter Hofschauspieler ihre Cabinen bezogen. Meine provisorische Garderobe war ihres angestammten Herrn würdig: sie erschien in der Umgebung der anderen beinahe fürstlich, sie hatte ein Fenster, einen großen Schrank, eingesessene Lederstühle und zwei Tische. Der unantastbare Besitz des Raumes war documentirt durch einen an der Wand hängenden Garderobenrock Löwe's und einige discrete Kleidungsstücke, die ihm näher waren als der Rock. Draußen auf dem Gange summte es durch einander wie in einem Bienenkorb, aus einem Kammerl erscholl lieblicher Gesang, Friseure wurden gerufen, ihre Brenneisen klapperten, und der Geruch von überhitzten Haaren strich über die Garderoben hin. Dazwischen erklangen die mahnenden Glockenzeichen, die mir Herzweh machten, weil sie mich dem gefürchteten Augenblick immer näher brachten — eine halbe Stunde — fünfzehn Minuten — fünf Minuten — —! Plötzlich schrillte das Zeichen zum Anfang von der Bühne herauf, und die „Grillen"-Ouvertüre hub an. Da half kein Herzklopfen, ich mußte hinunter auf die Bretter. Die Bühne lag im milden, röthlich-warmen Lichte einer mäßigen Anzahl wohlgeputzter, selten qualmender Oellampen. Glückliche Darsteller, die im Schutze dieser Beleuchtung sich einer ewigen Jugend erfreuten! Das mollige Licht wollte keine häßlichen Entdeckungen bloslegen, es umhüllte mehr mit seinem Schein, als es zeigte. Wer innerliche Jugend besaß, brauchte die äußeren Schäden der Zeit wenig zu fürchten; echte und gerechte Burgschauspieler blieben immer jung. Aber das Publicum, verwöhnt durch Beleuchtungszauber anderer öffentlicher Locale, fing an, über die Dunkelheit auf der Bühne zu klagen, und so bohrte sich die Neuzeit mit Gasröhren auch durch das alte Gemäuer der Burg und drückte das unerbittliche Licht zuerst in die Fußlampen der Bühne, später auch in die Lampen der Coulissenwände. Die Temperatur, die im Sommer wahrhaft tropisch auf den Burgschauspielern lastete, wurde dadurch noch mehr gesteigert; es gab Abende, wo man zwischen den Coulissen 26° R. vom Thermometer ablesen konnte. Dabei durfte in den Theaterstunden keinerlei Luftzufuhr stattfinden; Thüren, die nach der Straße führten, waren ungangbar gemacht, mit Werg austapezirt und alle Ritzen sorgfältig verstopft worden. Wenn in einem Zwischenacte Decorationen aus einem Gang auf die Bühne hereingebracht werden mußten, erscholl vorher der Warnungsruf: „Aufgemacht wird!" und im Nu waren von der Bühne die geschminkten Gesichter wie weggefegt, so empfindlich waren die Schauspieler gegen Luftwechsel. — War es heute heiß oder kalt? Ich wußte es nicht, mir brannte der Kopf im Lampenfieber, bei dem Aufziehen des Vorhanges drängte das Blut zum Herzen zurück, und so ging es im Wechsel hin und her, bis zu meinem Auftreten. Das Podium wogte, und die Lampen brannten schwarz

— einen Augenblick — dann ward es wieder hell, und ich fühlte festen Boden unter den Füßen. Jetzt lernte ich meine Mitspieler erst kennen, — Mama Haizinger, Papa Laroche! Ein solches Elternpaar hatte ich freilich in der „Grille" noch nicht gehabt, — wie kam ich in diese Familie? Mehr noch verblüffte mich mein Zwillingsbruder. An ihm konnte ich ermessen, was der Landry auf den Bühnen, wo ich bisher den Didier gespielt, für ein „böser Bruder" gewesen war. Sein Auftreten hatte immer dem Publicum begreiflich machen wollen, daß er der erste Liebhaber des Stückes, nicht daß er ein verliebter Bauer sei; er sprach ein geschraubtes Deutsch und stelzte auf der Bühne herum, wie er es für sein „Fach" angemessen hielt. Aus dieser Gespreiztheit waren mir Vortheile erwachsen, denn ich versuchte, im Gegensatz zu Landry, durch Natürlichkeit zu wirken. Nun aber kam ich an Baumeister-Landry, der mich mit seiner breiten Naturwahrheit gänzlich an die Wand drückte. Er erzielte so reiche humoristische Wirkungen, die ich für die alleinige Domäne des Didier gehalten, daß ich aus dem Staunen nicht heraus kam. Im letzten Act freute ich mich auf eine kleine Standrede, die ich den Eltern zu halten hatte, und von der ich mir eine Wirkung versprechen konnte, denn sie hatte eine gute Schlußpointe. Mama Haizinger und Laroche hörten dem frech gewordenen Didier staunend zu, bis zu der Stelle seiner Rede: „Glaubt nur nicht, daß Landry je eine Andere nimmt als Fanchette! Eher geht er lieber zu den Capuzinern —" da stießen beide einen komischen Entsetzensschrei aus und verklammerten sich in einander, daß das Haus in hellen Jubel ausbrach. Es war ein Extempore, das auf der Scenenprobe nicht einmal angedeutet wurde und mich etwas außer Fassung brachte. Meine Rede war durchschnitten, und die Schlußpointe verpuffte. Wäre nicht nach der Scene des Didier mit der Grille ein freundlicher Applaus des Wohlwollens gefallen, der Gast wäre sang- und klanglos abgezogen. Gespannt war ich gewesen, was mir Laube sagen würde; er kam in jedem Zwischenact aus seiner Loge herunter auf die Bühne, aber er sagte mir nichts. Ich erhielt seinen militärischen, stummen Gruß, aber kein Wort. Ich versuchte in seinem Gesichte zu lesen — eine Sphinx war leichter zu enträthseln. Mit gemischten Gefühlen suchte ich mein Lager und den Schlaf, der nicht kommen wollte, obwohl ihn keine Lorbeeren scheuchten. Die Gedanken gaben keine Ruhe, besonders einer drängte sich immer wieder auf: „im Burgtheater werden fremde Schauspieler in Grund und Boden gespielt!" Merkwürdige Künstler und ein merkwürdiger Director! — Das Gastspiel nahm seinen weiteren Verlauf; meine zweite Rolle war der Tümpel in „Ein Lustspiel". Laube lächelte auf dieser Probe wieder wie auf der ersten, lachte sogar einmal hell auf, sonst blieb er stumm für mich. Während der Vorstellung erschien er in den Zwischenacten auf der Bühne, regelmäßig, wie der Geist im „Hamlet", aber wie dieser eingehüllt im geheimnißvollen Schleier, den ich nicht zu lüften wagte. Recht glücklich fühlte ich mich in der Rolle des Tümpel nicht; sie wurde sonst von Meixner gespielt, und ich merkte, daß ich in seinem Schatten stand. Die Wahl der letzten Rolle war günstig für mich; der gute, dumme Henning in „Der Störenfried" hatte in keines hervorragenden Schauspielers Händen gelegen, und ich hätte vielleicht

zufrieden sein können, — wenn Laube nur gesprochen. Mit Sicherheit rechnete ich darauf, es war ja der letzte Gastspielabend, ich hoffte wenigstens auf die Einladung zu einer Besprechung im Directionsbureau, — sie blieb aus. Am nächsten Morgen, zeitig für Wiener Begriffe, erschien der Theaterdiener mit dem Auftrag, die drei Rollen wieder abzuholen. Zugleich legte er zwei Hundertguldenscheine als Gastspielhonorar auf den Tisch und bat um meine Unterschrift auf der Empfangsbestätigung. Ich spritzte langsam die Feder aus und fragte obenhin, ob der Herr Director mir sonst gar nichts weiter sagen lasse? Mit dem freundlichsten Gesicht verneinte der Theaterdiener und empfahl sich, nicht ahnend, daß er mir die letzten Hoffnungen grausam zertreten hatte. Also es war aus! Laube wollte nichts von mir wissen. Was nun thun? Die Koffer packen und abreisen, ohne mich von Laube zu verabschieden; ich wollte ihm einen unangenehmen Anblick ersparen. Eine halbe Stunde ließ ich meinen Unmuth raisonniren, packte die Koffer aber nicht. Andere Gedanken kamen unter dem Sonntagsgeläute von St. Peter: „Ich gehe doch zu Laube, — nur um zu erfahren, weshalb er mich gar so schrecklich finde." Wieder stieg ich die Albrechtsrampe hinauf, nach des Löwen Höhle. Rister ließ mich sofort in das Directionszimmer ein. „Herr Director," sagte ich mit beengtem Athem, „ich komme, mich von Ihnen zu verabschieden, und bedaure nur, daß ich Ihren Erwartungen nicht entsprochen habe." — Der Director hatte mich Platz nehmen lassen und warf einen langen Blick auf mich. „Woraus schließen Sie das?" — „Das war doch zu merken," sagte ich mit einem verunglückten Lächeln; „Sie haben über meine Darstellungen auch nicht ein Wort verloren." — „Während eines Gastspieles äußere ich mich nicht gerne; das kann verwirren. Sie haben mir so weit ganz gut gefallen, Sie haben wenig zu verlernen, ich engagire Sie, wenn Sie wollen." Ein Glück, daß ich schon saß, ich wäre in den Stuhl gefallen. „Ja, ich engagire Sie für ein Jahr, auf meine Faust, so weit reicht meine Machtvollkommenheit. Aber wir setzen in den Contract, daß Sie sich unter den gleichen Bedingungen für zwei weitere Jahre binden, wenn Sie nach Ablauf des ersten Jahres den Anforderungen der obersten Behörde entsprechen. Wollen Sie das?" — „Das will ich." — „Was haben Sie denn in Mainz gehabt?" — Ich bezifferte mein dortiges Einkommen. „Das ist viel Holz. Aber es war nur für sieben, acht Monate, hier sitzen Sie ein ganzes Jahr und haben obenein Ferien. Ich will Ihnen, Alles in Allem, jährlich zweitausend Gulden geben; sind Sie damit einverstanden?" — Mir war Alles recht. — „Sie bekommen damit dieselbe Gage, die Arnsburg hat, der schon fünfzehn Jahre da ist. Den nehmen Sie sich überhaupt zum Muster, — ein gewissenhafter Schauspieler und ein tüchtiger Mensch. Mit Rollen kann ich Sie nicht gleich überfüttern; Sie werden nicht engagirt, um ein Loch auszufüllen; ich muß Sie einschieben nach und nach, da heißt es für Sie: nehmen, was kommt. Bei Novitäten werde ich Sie möglichst berücksichtigen. Vielleicht kann ich Sie in der heißen Zeit eine große Rolle spielen lassen. Mit dem Wiener Frühjahr und Sommer vermag unser Theater nicht zu concurriren. Wenn aber die Logen-Abonnenten auf dem Lande sind und die Sperrsitze leer werden, kann ich einige Experimente

riskiren; ich will an Sie denken. Heute haben wir den dritten Mai, Ihr Contract soll schon vom ersten beginnen, so verdienen Sie wieder ein paar Tage. Die Gage wird Ihnen pränumerando ausgezahlt, sobald die Contracte unterschrieben sind. Machen Sie nur, daß Sie aus dem theuren Hôtel heraus kommen; versuchen Sie, sich billig einzurichten; man kann das in Wien. Gehen Sie auch fleißig in die Loge und lernen Sie zusehen." Er reichte mir die Hand und sah mich mit guten Augen an. „Halten Sie zu mir, — Sachsen waren mir immer treue Mitglieder. Adieu!"

War denn der Himmel blauer geworden? Schien die Sonne heller als vordem? Einen so herrlichen Maiensonntag hatte ich noch nie gesehen, ich mußte mein volles Herz in den jung-grünen Wiener Wald führen, wo ich jeden Maikäfer hätte streicheln mögen. — Laube hielt Wort: mit dem Contract kam eine kleine Rolle für die nächste Novität, eine französische Unbedeutendheit, die schon nach zehn Tagen aufgeführt wurde, und für die heiße Zeit erhielt ich eine dicke Rolle in „Die erste Liebschaft". Es war ein einactiges, absterbendes Lustspiel, das seiner letzten Aufführung entgegensah. So kam es, daß ich im ersten Monat fünf Abende in einer Novität spielen und Vormittags meinen Rollenhunger in der „Ersten Liebschaft" befriedigen konnte.

Auf meinen Nachmittagsspaziergängen im Prater traf ich mit Laube zusammen, der sich mit seinen beiden Jagdhunden frische Luft vergönnte; er lud mich ein, der Vierte im Bunde zu sein, und zeigte sich begierig, zu vernehmen, wie ich mein Leben eingerichtet habe. „Wo wohnen Sie nun?" — „Auf dem Opernring." — Laube blieb erschrocken stehen und stieß den Stock auf den Boden. „In einem Palais! Das können Sie nicht erschwingen!" — Ich beruhigte ihn damit, daß mein Palais auf einer Seite noch kein Nachbarhaus habe, vermuthlich erst trocken zu wohnen sei und daß ich für mein Zimmer im fünften Stockwerk eine Monatsmiethe von 13 fl. zahle. Er dachte gewiß an seine Studentenzeit und wollte Vergleiche ziehen zwischen jetzt und damals, denn ich mußte ihm, vom Morgencaffee bis zum Abendbier, alle Mahlzeiten und Preise aufzählen, die er gewissenhaft summirte. Einmal gereizt, verlangte er meinen ganzen Geldverbrauch zu wissen, wie er sich in Wien herausstellen würde; er addirte und war erstaunt über die hohe Summe, die ein einfacher, junger Mann zu seinem Leben brauchte. Er versank darüber in Nachdenken. Ich vermuthete, daß er über die Höhe der Gehaltszulage nachsinne, die er mir aufnöthigen wolle, aber er brauchte drei Jahre dazu, um sie auszusprechen. Seine Gedanken waren in Breslau gewesen und blieben da haften. Er erzählte von seiner Studentenzeit, und wie es an einem Haare gehangen, daß er nicht Theaterdirector, sondern akademischer Fechtlehrer geworden sei; seine große Begabung dafür habe die Commilitonen veranlaßt, ihm diese Stellung anzubieten. Dann folgte eine muntere Geschichte von dem ersten Hasen, den er auf den Gütern des Fürsten Pückler-Muskau geschossen; von dem Hasen kamen wir auf Laube's Hunde, diese führten auf die Spur von Gabillon's Jagdhund, und da waren wir auf einmal im Burgtheater und blieben da. Jetzt traf mich die Reihe des Erzählens. Laube verstand es, mich auszuholen, mein Urtheil, meine Bewunderung, sogar kleine Bedenken heraus zu locken. An dem

Juft („Minna von Barnhelm") des Meisters Laroche war mir Einiges nicht recht; natürlich, ich hatte ja diese Rolle in Mainz gespielt. Meine Anerkennung konnte ich ihm nicht versagen, aber — ich hatte doch manches „Aber"; seine Kleidung erschien mir zu fein, sein Gesicht zu gutmüthig, er hätte den Trainknecht, die Bestie mehr herauskehren sollen. Laube wandte mir den Blick zu: „Ein Körnchen Wahrheit liegt in dem, was Sie sagen, aber hörten Sie die Erzählung von dem Pudel? Merkten Sie auf ihn in der Scene mit Franzisca?" Meine Ausstellungen versanken bei dieser Erinnerung. „Lernen Sie zusehen," mahnte Laube, und das klang sehr ernsthaft. Was für eine große Kunst das sei, ist mir erst nach und nach aufgegangen.

Artigkeit und Herkommen verlangten, daß ich meine berühmten Collegen durch Antrittsvisiten störend überraschen oder langweilen müsse. Die holde Weiblichkeit sollte den Vorzug haben, und ich beschloß, die schönste unter den ältesten Damen des Burgtheaters zuerst mit meinem Besuche zu beglücken, Frau Amalie Haizinger. In einem altersgrauen Hause der Wipplingerstraße, hoch oben, hatte sie ihr Heim aufgeschlagen, blitzblank und freundlich, wie die Inhaberin der Wohnung selbst. Die rundliche Resi, ihre alte Dienerin, zugleich wirthschaftliche Rechnungsräthin — denn Mama Haizinger war ohne Zahlensinn zur Welt gekommen —, führte mich lächelnd, wie einen alten Bekannten, in das Zimmer der Herrin. Ein kleiner Freudenschrei, der gewöhnliche Empfangsschrei der Künstlerin, hieß mich willkommen. „Ha! do isch er ja, moin Bub, moin Didier! Grüß' Sie der Himmel!" Im Augenblick war ich „derhoim". Bei solchem Empfang konnte man bei den stärksten Respectsgefühlen nicht fremd bleiben, ich küßte und drückte lebhaft die mir entgegen gestreckte Hand und fühlte ihren Gegendruck mit dem nervös zuckenden Daumen. „O du blaues Herrgöttle," schwäbelte es in mir, als ich ihr recht ins Gesicht sah. „Isch des a schöne, alte Dame, muß die emol hübsch gewese soin, Himmelsapperment!" Es war kein Kunststück, im Alter so schön zu bleiben, wenn man derartige Profillinien mitbekommen. Die fein geschnittene, leicht gebogene Nase mit den Nassenüstern und solche Augen! Was mochten die, als sie noch nicht zu viel gesehen, für Glück geweckt, was für Herzensunheil angerichtet haben! Ein hellblauer Wasserspiegel, mit dunkler, scharfer Umrandung; aber darin untertauchen konnte man nicht, die dünne Eisscheibe des ersten Frostes lag darüber. Mama Haizinger kämpfte nicht gegen das Alter, Runzeln hatte sie nicht zu glätten, ihre Haut war so straff gespannt und glänzte wie die eines jungen Dienstmädchens am Sonntagmorgen, wenn sie sich mit warmem Wasser und Seife gewaschen hat; bei den Ohren wagten sich zwei dunkelblonde Flechten hervor, deren Ursprung man nicht nachgehen konnte, weil ein zierliches Häubchen ihren Kopf umrahmte, das von großen Schleifen unter dem Kinn zusammengehalten wurde. Jung wollte sie nicht scheinen, aber erobern wollte sie immer noch, und da war ihr Niemand zu gering. So klingt es ganz glaubwürdig, daß sie einem ölglänzenden Lampisten auf die Schulter geklopft und mit nachdrücklicher Betonung gesagt haben soll: „Des muß wahr sein, so wie du doine Lampe putze thuscht, so putzt se koiner meh!" Sie saß vor mir, so angezogen, als wäre sie eben aus einem Schächtelchen genommen,

dem jüngsten Fräulein zum Muster. Ein aufgeschlagenes Buch lag vor ihr, und in den Händen hatte sie eine Häkel- oder Strickarbeit. Den kleinen Tisch zierte ein silbernes Döschen, dem sie manchmal ein Prischen entnahm und seiner Bestimmung zuführte, mit einer Grazie, wie wenn sich ein Kätzchen das Näschen putzt. Der Engel, der einst auf seinen Gastspielreisen die ganze kunst- und schönheitsliebende Männerwelt Deutschlands zu seinen Füßen gesehen, der sogar dem alten Großmeister in Weimar Bewunderung eingeflößt, — der Engel schnupfte! — Den Ton der ersten Begrüßung behielt sie bei, und ich verwickelte mich unentrinnbar in den Netzen ihrer Liebenswürdigkeit. Im lustigsten Gespräch vernahm ich ein Wort, das ich hier nicht erwartet hätte zu hören. Aus dem Nebenzimmer, dessen Thüre geöffnet stand, schimpfte eine gedämpfte Stimme herein: „Du Sau!" Ich war sprachlos, und Mama Haizinger, die über besonders dumme Gesichter in Entzückung gerathen konnte, brach bei meinem Anblick in fröhliches Gelächter aus. „'s isch moi Papegai, — dös müsse sich all' meine Besucher gefalle lasse. D' Resi isch dran schuld, die hat em immer schrecklich geschimpft, wann er 's Wasser verplanscht oder sei Futter verstreut hatte. Da hab i g'sagt: ‚Resi, des Thierle isch a feine Behandlung gewöhnt, Du muscht zart mit em umgehe.' Nu hat se em immer ganz leise zugerufe: Du Sau! Das Wort hat dem Papegai g'falle, und drum hat er sich's einstudirt, wie er's von der Resi g'hört." Dabei lachte sie Thränen, wie sie sich bei ihr von selbst einstellten; die herben ließen sich nicht locken, und wenn sie auch ein Niobe-Gesicht zu machen versuchte, es gab doch nur ein trockenes Weinen. Ihre heitere Natur wehrte sich gegen Schmerzäußerungen, und dunkle Wolken, die ihr die Sonne decken wollten, suchte sie zu scheuchen. Immer ist ihr das nicht gelungen; sie mußte das grausame Schicksal erleben, daß sie aus ihren Lieblingsplätzen und Lebensgewohnheiten hinaus demolirt wurde. Erst fiel das „Paradeisgartel", wo sie gerne ihre Getreuen sah, wenn sie ihren Nachmittagscaffee nahm; dann wurde ihr Haus in der Wipplingerstraße abgebrochen, und sie mußte ihr Heim nach der Volksgartenstraße verlegen. Von ihren Fenstern sah sie das neue Burgtheater sich erheben, daß sich gewaltig reckte, um zu schauen, ob denn das alte bei seinem Anblick nicht in sich zusammenfallen werde. Ich folgte ihr auch in diese Wohnung, und zur Neujahrscour brachte ich noch Einen mit, den sie ebenfalls gefangen hatte. „Ha!" rief sie bei unserem Eintritt mit ihrem freudigen Empfangsschrei, „da kommen meine beiden Liebschten vom ganze Theater. Des da" — sagte sie zu einer Dame, auf mich deutend — „des da isch der Schöne, und des — des" — der Name des Anderen war ihr entfallen, und halblaut, aber dringlich fragte sie mich: „Wie heißt der Kerle?" Ich nannte leise den Namen, und frisch einsetzend stellte sie vor: „Und des isch der Thimig! kommt emal her, Ihr. Da hab' ich was für Euch, ein kleines Ahndenke an Mama Haizinger, nette Cigarrespitzle mit moin Namenszug; das dritte möget Ihr dem Arnsburg mitnehme," — und alle drei waren wir Nichtraucher. Sind echte Theatermänner nicht so häufig, als man annimmt, die Theaterweiber, im guten Sinne, sind noch seltener. Mama Haizinger aber war ein Vollblut reinster Rasse, von allen Collegen als solches anerkannt. Unter ihnen lief eine

Prophezeiung um, die gute, alte Dame werde eines Abends, von Coulissen umgeben, unter der Fahne die letzte Luft athmen. Wie die meisten Prophezeiungen ist auch diese nicht in Erfüllung gegangen: sie mußte Abschied nehmen während der Ferien, in der Zeit, die ihr die unangenehmste war im ganzen Jahre.

Unter den Schauspielern der Burg war mir bei dem Besuch der Vorstellungen als mächtigste Erscheinung Heinrich Anschütz entgegengetreten. Ich sah ihn zuerst in „Kabale und Liebe"; er spielte den Musicus Miller, — er war der alte Miller. Nie hatte ich bisher auf der Bühne einen Darsteller von ähnlicher Gewalt gesehen, er machte mit mir, was er wollte. Ich jauchzte ihm zu, als er im auflodernden, prasselnden Zorn, den er immer wieder devotest zu ersticken suchte, dem Herrn Präsidenten die Wahrheit geigte, und mein Herz war zerrissen, wie das Vaterherz, das sich vor unsern Augen verblutete. Die Wirkung, die er auf mich ausgeübt, war so mächtig, daß ich nach dem Spiel durch die Straßen laufen mußte, um wieder Herr meiner selbst zu werden. Den Wundermann wollte ich in der Berggasse aufsuchen, mich ihm vorstellen, ihm von der Bewunderung sprechen, mit der mich sein Musicus Miller erfüllt hatte; dazu legte ich mir unterwegs einige Worte zurecht. Es klopfte wieder arg unter der Weste, als ich, vor seiner Wohnung angekommen, die Glocke zog, eingelassen und in ein Zimmer geführt wurde. „Herr Anschütz wird gleich kommen." Was ich von dem Gelaß mit einem Blick erfassen konnte, war einfache Solidität, ich athmete die Luft eines Bürgerhauses, — da trat er schon herein, mich zu begrüßen, im einfachen Schlafrock, der Patriarch einer bürgerlichen Familie. Obwohl beinahe achtzig Jahre alt, deckte sein Haupt noch eigenes Haar, nur wenig gebleicht; die Stirne war hoch und kräftig, die Augenbrauen wichtig hinaufgezogen, die Augen mehr hervortretend als tiefliegend, groß, rund und manchmal starrblickend. Von der Nase zogen Furchen nach abwärts; auch die Mundwinkel hatten sich gesenkt, und der Unterkiefer kam zeitweise in kauende Bewegung. Der eiserne Ernst, der auf seinem Gesicht lagerte, ließ mich die vorher wohlgestellten Worte durch einander werfen, so daß kaum ein Stammeln der Bewunderung zu Stande kam. Vielleicht erschien dem großen Rhetoriker dieser Umstand schmeichelhafter als eine fließende Rede, denn sein Ernst wich einer freundlichen Miene. Als ich mich schließlich so weit ermuthigt hatte, ihm die Bitte vorzutragen, daß er mir die Erlaubniß schenken möge, ihm dann und wann einen Besuch abzustatten, sagte er langsam, in melodiöser Weise: „Lieber junger Freund! Ich bin ein alter Mann und stehe schon mit einem Fuß im Grabe; ich kann Ihnen wenig nützlich sein, und wenn Director Laube, der Sie ja wohl an das Burgtheater gebracht hat, erfährt, daß Sie den alten Anschütz besuchen, so dürfte Ihnen das kaum zum Vortheil gereichen." Da sah ich den tiefen Spalt klaffen, der sich zwischen den alten Größen des Burgtheaters und seinem Director aufgethan. Mehr hatte mir der Altmeister wohl nicht zu sagen; ich fühlte, daß die Audienz zu Ende sei, und nahm einen leidlichen Rückzug. Seine Stimme klang mir im Ohre nach, ich suchte ihre Melodie festzuhalten, und heute noch kann ich sie in mir ertönen lassen. Man erzählte sich von Anschütz,

daß er seine Theaterreden förmlich in Noten gesetzt dem Gedächtniß einpräge, und daß er nie für den einmal gewählten Ton einen andern bringe. Des Wortes war er Meister wie kein Zweiter, nie hat ihm eines gefehlt, und classische Stücke waren ganz und gar Eigenthum seines Gedächtnisses. Saß er am Regietisch, oder stand er als Darsteller auf der Bühne, so konnte man seinen Lippen ansehen, daß er alle Reden leise mitsprach. Immer war er mit Ernst bei der Sache, ein Muster treuester Pflichterfüllung. Der Kaiser hatte ihn durch die Verleihung des Franz-Joseph-Ordens ausgezeichnet, — eine Ehre, die zuvor noch keinem Schauspieler geworden. Um den Pflichten genügen zu können, die das Ordensstatut vorschreibt, mußte sich Anschütz ein Hofkleid anfertigen lassen, und im großen Frohnleichnamszug sah ich ihn mit Degen und Dreispitz unter den übrigen Ordensrittern einherschreiten; weil er aber den entblößten Kopf den Sonnenstrahlen aussetzen mußte, hatte er eine Perrücke übergezogen, die seinen eigenen Haaren nachgebildet war und ihm Schutz gewährte. Im ganzen Frohnleichnamszug sah ich Keinen, der einen so heiligen Ernst zur Schau trug wie dieser Protestant.

Weiter, eine andere Antrittsvisite abstatten, — zu Karl Laroche. Er wurde durch mein unvermuthetes Eindringen in sein Zimmer bei einer Beschäftigung augenscheinlich sehr unangenehm überrascht, während mich wieder seine Beschäftigung überraschte: er schnitt Coupons ab. Ich hatte noch nie einen Coupon in der Hand gehabt und sah nun einen Schauspieler, der mit einer großen Papierschere in die Couponbogen nur so hinein säbelte! Kleine Stöße von Actien oder Staatsschuldenverschreibungen, die neben ihm auf dem Boden standen, bildeten eine Scheidemauer zwischen uns. In dem stark geheizten Zimmer hatte er noch eine Decke über die Knie gebreitet, und während er schnitt, pfiff hinter ihm im Vogelbauer ein einsamer Spatz melancholische Weisen. Die Haare des Herrn Laroche waren schon von dem Friseur mit heißem Eisen umgebogen worden, lagerten in mehreren Etagen über einander und harrten des Kammes, der sie theile und in zierliche Locken schichte. Ein großer Backenbart beschattete seine Wangen; die Partie unter dem rasirten Kinn zeigte eine gewisse Aehnlichkeit mit Goethe, die er gerne zur Schau trug. Der Backenbart galt unter der Collegenschaft als Oppositionsbart; Laroche spielte damit alle Rollen, zum Aerger Laube's, auch den Octavio Piccolomini, und das war kein Heldenstück. Er klebte sich zwar einen Schnurr- und Kinnbart dazu, glich aber damit weniger einer Figur aus dem Dreißigjährigen Kriege, als vielmehr dem damaligen Hoftheaterintendanten Dingelstedt in Weimar. Dieser Octavio lieferte den Oppositionsbart ans Messer; er fiel einem Decret zum Opfer, das Graf Lanckoronsky, als oberste Theaterbehörde, dieserhalb erließ. — Ich möchte nicht behaupten, daß Laroche von meinem Eindringen entzückt war; wir tauschten über die Actienstöße einige belanglose Worte, dann griff Laroche wieder in die Schere und machte damit einige klappernde Luftschnitte, was für mich nicht mißzuverstehen war. Als ich mich an der Thüre noch einmal verbeugte, hatte er die unterbrochene Beschäftigung wieder aufgenommen. Das war der Laroche nicht zu seiner guten Stunde; ich habe ihn später in besseren kennen gelernt, als jovialen Lebemann, als liebens-

würdigen Wirth, als heiteren Couliſſenbuffo und unvergleichlichen Darſteller in humoriſtiſchen und fein komiſchen Rollen. Wenn man ihn auf der Straße daher kommen ſah, gab er ein volles Bild des alten Grafen von Klingsberg, modern in der Kleidung, eine Blume im Knopfloch und immer bereit, den Damen unter den Hut zu ſchauen. Die Frauen hatten ihn zeitlebens verwöhnt, er liebte ihre verhätſchelnden Hände und konnte ohne ſie nicht ſein. Seine dritte, ſehr begabte Frau, ehemalige Sängerin, und ſeine Tochter Amalie hielten nur weibliche Dienerſchaft, und Alle vereinigt lebten nur für ihn und ſeine Launen. Splendide Gaſtfreundſchaft üben war ſeine Leidenſchaft; nach den Mühen, die den Frauen ſeines Haushalts damit erwuchſen, fragte er nicht. Hielt er Villeggiatur in Gmunden, gab es bei ihm den ganzen Sommer offenes Haus und offene Tafel, ſo daß Frau und Tochter erſt in Wien einige Erholung fanden.

Als ich Laroche's Garderobennachbar wurde, lernte ich ſeine Art erſt recht kennen. Wie er zu der bevorzugten Garderobe gekommen war, auf die Anſchütz ältere Anrechte beſaß, weiß ich nicht, aber ſie eignete ſich für ihren Herrn. Dreimal ſo groß wie jede andere, mit einigem Comfort, ſogar mit einem Sopha ausgeſtattet, konnte ſie im Nothfall als Empfangsſalon gelten, und Laroche empfing. Es ſteckte in ihm eine ſtarke Doſis von einem Duodezfürſten des 18. Jahrhunderts; wenn er Gnaden auszutheilen im Stande war, nahm er Haltung und Ton an, als trüge er eine Puderperrücke auf dem Kopfe. Alle Diejenigen, welche Dienſtleiſtungen für ihn zu verrichten hatten, nannte er „Du", die ihn dafür „Euer Gnaden" titulirten; Souffleure und techniſche Beamte ſprach er mit „Er" an, ältere Collegen mit „Ihr"; die jüngeren erhielten das „Sie" von ihm, aber das geſammte Femininum der Burg wurde von dem Herrn der Schöpfung geduzt, die Bevorzugten mit der Anrede: „mein' Tochter". Vor Beginn der Vorſtellung hielt er Hof in ſeiner Garderobe. Alle, die eine gute Anekdote in Commiſſion oder ein Anliegen auf dem Herzen hatten, ſprachen bei ihm vor, befreundete Damen, die noch keine Schauſpielergarderobe in der Burg geſehen, oder ſeine Banquiers, die für ihn unfehlbare Börſenſpeculationen eingeleitet hatten, denn von Fehlſchlägen wollte er nichts wiſſen. War Laroche in einer Première beſchäftigt, ſo kam er gewöhnlich in Begleitung der Frau oder Tochter, die ſeine Toilette überwachten. Wie alle Schauſpieler war auch er an ſolchen Novitäten-Abenden in reizbarer Stimmung. „Male!" hörte ich ihn einmal ſeine Tochter anſchreien, in dem hohlen Ton, den er ſich für tragiſche Rollen angeeignet, „Male! Hier fehlt ein Knopf am Hemde! Ich enterbe Dich!" Nicht etwa im Spaß, — im zornigſten Ernſt wurde das geſagt, bis er endlich über ſich ſelbſt lachen mußte. So lange Laube am Ruder ſtand, fühlte er ſich gedrückt und zeigte oft eine gallige, faſt menſchenfeindliche Stimmung; nach Laube's Sturz gewann er, bei wieder wachſendem Anſehen, neue Lebenskraft, die ihn bis in die Neunzig führte; die Laune jüngerer Jahre kehrte zurück, und ſeine außerordentliche Darſtellungskunſt blieb in humoriſtiſchen Rollen auf der Höhe bis zu ſeiner letzten Aufgabe. —

Den ewig jungen Liebhaber des alten Burgtheaters, Karl Fichtner, habe ich in seiner Behausung nicht angetroffen, und doch glaube ich mir ein Bild davon machen zu können; sie muß das Gepräge seiner Art getragen haben. Kann man aber seine Art schildern? Kann man einen Sonnenstrahl zerlegen und beschreiben? Er ist da, und sein Dasein beglückt uns. Fichtner war ein Sonnenstrahl, der uns wärmte, der uns das Dasein für Stunden erhellte und beglückte, die verkörperte Liebenswürdigkeit, die vollkommenste Harmonie. Er war kein fascinirend schöner Mann, kein himmelstürmendes Genie, kein blendender Geist, aber er vereinigte in sich so bestrickende Eigenschaften, daß ein unbeschreiblicher Zauber von ihm ausging, den alle Welt mit Wonne in sich sog. Er war so geliebt, daß man die Gedächtnißstockungen, die sich in den letzten Jahren bei ihm zeigten, scheinbar gar nicht bemerkte, daß man dabei nie unruhig wurde oder gar lachte, daß sich nur der eine Gedanke regte: ihm helfen können! Er mußte sich selbst helfen, ihm konnte Niemand helfen, auch kein Souffleur, — sein Ohr war hart geworden, aber nach kürzerem oder längerem Ringen mit dem Wort faßte er es und hatte damit den Faden wieder gewonnen. Das Publicum war immer nahe daran, dem Sieger zu applaudiren. Wie hat der Mann zu Hause gearbeitet, um das Gedächtniß stark und geschmeidig zu machen! Jeden Tag, ob er am Abend beschäftigt war oder nicht, saß er Stunden lang bei einer oft gespielten Rolle und suchte sie sich von Neuem einzuprägen. Dieser sich immer wiederholende Kampf brachte ihn zu dem Entschluß, der Bühne zu entsagen, und Niemand vermochte ihn davon abzubringen. Ueber ihn sind wenig Anekdoten im Umlauf, aber was ihm einmal auf der Bühne passirt war, konnte man so leicht nicht vergessen. Es war an dem wichtigen Abend, als man im Burgtheater zum ersten Male die „Karlsschüler" von Laube gab, die Diesem die Stellung als Director erobern helfen sollten. Fichtner spielte den Schiller, und in der Scene mit Herzog Karl, als er ihm die Worte zu sagen hat: „Mußten da nicht die ‚Räuber' entstehen?" versprach er sich: „Mußten da nicht die ‚Karlsschüler' entstehen, die man jetzt so entsetzlich findet?" — Aber es war Fichtner, der sich versprochen hatte.

Als stärkstes Temperament im Regiequartett der Großen ragte Ludwig Löwe hervor, einer geheizten Locomotive vergleichbar, innerlich rumorend, stets bereit loszugehen und mit Geräusch überschüssigen Dampf ausstoßend. Das mußte ein Liebhaber gewesen sein wie ein Vulcan. Man erzählte sich, daß sein Mortimer in der Scene mit Maria Stuart, wo der Liebeswahnsinn zum Durchbruch kommt, geradezu beängstigend gewesen sei. Von kleiner Statur, suchte er durch ausgiebige Schritte und Bewegungen größer zu erscheinen, als er war. Auf seinen breiten Schultern saß ein starker Kopf, wie mit dem Hammer getrieben, voll kleiner, leichter Narben, die die Blattern zurückgelassen hatten. Diesen Kopf deckte eine Perrücke, die in die Welt hinaus schrie: „Herrschaften! ich will nicht täuschen, ich will kein natürlicher Haarwuchs sein, nur eine ehrliche, aufrichtige Perrücke!" Um dieses Kunstwerk in Ordnung zu halten, führte er einen großen, gelben Hornkamm in der Brusttasche bei sich, und wenn er damit die auf den Tüll genähten Haarsträhne glättete, klang es, als ob eine Egge über den Sturzacker gezogen würde. Von seinem früher so metallreichen Organ waren nur Reste übrig geblieben, und weil er immer

noch in alter Kraft sprechen wollte, hatte er es in eine höhere Lage geschraubt, wodurch es eine hohle, etwas heisere Klangfarbe angenommen. Das wußte er in Rollen alter Männer trefflich auszubeuten; sein hustender Müller Reinhold war ein Meisterwerk der Schauspielkunst. Hinreißend wirkte er aber auch als junger Spiegelberg, den er trotz seiner hohen Jahre noch immer spielte; man mußte ihn gesehen haben, um zu begreifen, was er aus dieser Rolle schuf. Nach seiner Erzählung von dem wüthend gemachten Hund, der ihn verfolgt, und vor dessen Zähnen er sich nur durch einen kühnen Sprung über einen breiten Graben rettet — „drüben war ich!" — prasselte der Applaus wie anhaltender Hagelschauer nieder. Ein Gast aus Hamburg, der den Karl Moor spielte und damit durchfiel, sagte melancholisch, als er diesen Triumph Löwe's gehört und gesehen: „Meine Räuber sind Esel, daß sie nicht den Spiegelberg zum Hauptmann wählen." — Seiner Kleidung gab Löwe mit Vorliebe einen künstlerischen Anstrich: er trug ein braunes Sammetjaquet, in dem er die Hände vergrub, dazu kräftig gemusterte Pluderhosen und Stiefel, welche laut und vernehmlich knarren mußten. — Als ich ihm meinen Besuch abstattete, empfing er mich mit einem mächtigen Tschibuk in der Hand, und durch die Rauchwolken rief er mir zu: „Haha! das ist ja wohl die neueste Entdeckung des Herrn Laube!" Er reichte mir die Schwurfinger seiner Rechten; die beiden anderen lagen steif in der Innenfläche der Hand, die er in seiner Jugend durch einen Pistolenschuß auf der Bühne verletzt hatte. Löwe's Begrüßung wunderte mich nicht, — ich hatte ja genug von ihm gehört und fand Gefallen an seiner zwanglosen Art. Die Unterhaltung floß ganz munter, und als er merkte, daß ich zuhören konnte und Interesse für sein Steckenpferd, die Theatergeschichte zeigte, ließ er seiner Laune die Zügel schießen. Ich erfuhr, daß Löwe's Vater ein Schmied gewesen, der vom Ambos zur Bühne gelaufen; er selbst rühmte sich, ein echtes Theaterkind zu sein, denn seine Mutter, die wenige Stunden vor seiner Geburt noch die Maria Stuart gespielt, sei zu Hause durch seine Ankunft überrascht worden, und weil dafür nichts vorbereitet gewesen, habe man ihn in den Garderobenkorb gelegt, darin sich die Kleider der unglücklichen Königin befanden. Von seiner Prager Zeit erfuhr ich Manches, und von Sophie Schröder und Brockmann wußte er interessant zu erzählen. Beim Abschied zeigte er mir ein Gelaß, in dem alle jungen Liebhaber der Burg gewohnt hatten, lauter „Entdeckungen" Laube's: Baumeister, Landvogt, Sonnenthal, und das von Hartmann ein Jahr später bezogen wurde. Es war ein einfenstriges, schmales, tiefes, einer Kegelbahn nicht unähnliches Zimmer, in dem der greise Meister mit seinen jungen Collegen manchen fidelen Strauß ausgefochten haben soll. Neue Rollen wurden ihm nur selten zugetheilt; so blieb ihm viele freie Zeit, die er gleichwohl dem Theater widmete; er machte scharfe Epigramme auf Laube und unterschiedliche Schauspieler, schimpfte auf die Führung, auf neue Einrichtungen, neue Engagements und neue Stücke, überhaupt auf alles Neue. So kam ich nach einer Neuscenirung des „Wilhelm Tell" mit dem Darsteller des Rudenz zu Löwe, ihm einen Besuch zu machen und von ihm etwas über die gestrige Vorstellung zu hören, die beim Publicum Anklang gefunden hatte. Er war

im Zustand der höchsten Empörung, hielt über die Schauspieler der Reihe nach peinliches Gericht, und Tell, Attinghausen, Melchthal, Alle fielen tödtlich getroffen von seinen Streichen. Mit großen Schritten war er im Gemache hin und her gegangen; plötzlich blieb er vor dem Rudenz von gestern Abend breitbeinig stehen, bohrte die Fäuste in die Hosentaschen und rief: „Und wenn Sie mich fragen sollten, wie Sie als Rudenz waren" — Dieser hütete sich, die leiseste Aufforderung an ihn zu richten —, „so muß ich Ihnen antworten," fuhr Löwe fort und holte tief Athem, „Sie waren scheu—eußlich!" — Bei allen seinen Schrullen war er eine warmherzige Künstlernatur, und wer seinen Kern erkannt hatte, hielt zu ihm. Seine alte Dienerin, die seelengute Nettl, stand vierzig Jahre bei ihm in Diensten, während ihm die jüngere, „das Kind", erst seit einem Vierteljahrhundert diente. —

Die Abdankung Laube's als Burgtheaterdirector versöhnte die Antipoden Löwe und Laroche; sie ließen sich sogar gemeinsam auf einem Bilde photographiren, Weingläser in der Hand und mit einander anstoßend. Löwe war nun von einem lastenden Drucke befreit, aber er raisonnirte weiter bis an sein seliges Ende. Als der deutsch-französische Frieden geschlossen wurde, machte auch er dauernden Frieden mit der Welt. Dingelstedt's Rede an seinem Grabe begann mit den Worten: „Wieder Einer — nur Einer, — aber ein Löwe!" —

Meine Beschäftigung im ersten Jahre des Engagements konnte ein Komikerherz nicht erfreuen. In dem Blindenstück „Gabriele", das für die Wolter aus veraltetem Repertoire ausgegraben worden war, damit sie darin einen ihrer berühmtesten „Schreie" ausstoßen könne, mußte ich einen eifersüchtigen Liebhaber spielen und erregte damit auf der Probe die Heiterkeit der blinden Gabriele, die an meine Befähigung zum Liebhaber nicht glauben wollte. In „Hamlet" wurde mir die Rolle des Horatio zugetheilt, eine sehr ehrenvolle Aufgabe, höchst ehrenvoll, — aber, offen gestanden, einer der Todtengräber wäre mir lieber gewesen. Immermann's „Andreas Hofer" vertraute mir einen sehr edlen französischen Officier an, dessen Kleidung schon Bedenken in mir erregte: ein Uniformfrack mit kurzer Taille, der sehr viel von einer weißen Lederhose sehen ließ, Reiterstiefel und hoher Zweispitz mit Federbusch! Das konnte gefährlich werden, — aber ich landete den schönen Officier, ohne belächelt zu werden. So ging es weiter, mehrere derartige Rollen kamen an mich, und ich nahm, was kam, — wäre nur *eine* humoristische Rolle dabei gewesen! Lange vor Ablauf meines Contractes kündigte mir Laube an, daß ich für weitere zwei Jahre engagirt sei. „Ich habe Sie nur schwer bei meiner obersten Behörde durchsetzen können. Glauben Sie noch" — fragte er vertraulich — „daß Ihr eigentliches Fach humoristische Rollen sind?" — „Ja, das glaube ich, Herr Director; weil ich aber keine bekommen habe, konnte ich mich nicht darin zeigen." Laube stutzte und dachte nach. „Das ist logisch; aber warten Sie nur, es wird schon werden." Er behielt Recht; Laube's Zerwürfniß mit Meixner, der frühe Tod Beckmann's[1]) und einige dankbare Rollen, die mir in Novitäten zufielen, brachten mein Schiff in günstiges Fahrwasser.

[1]) Eine Charakteristik Fritz Beckmann's, die man vielleicht hier vermißt, habe ich in der „Neuen Freien Presse" (Nr. 12848 und 12850) erscheinen lassen. H. Sch.

Ernestine von Wildenbruch.

Mittheilungen aus ihrem Leben und ihren Briefen.

Von

A. von Boguslawski.

[Nachdruck untersagt.]

Ernestine von Wildenbruch, geborene von Langen, ist schon in meiner Veröffentlichung „Aus der preußischen Hofgesellschaft 1822—1826", Deutsche Rundschau, Juli- und Augustheft 1898, erwähnt worden. Dennoch erscheint bei dieser Gelegenheit die Angabe einiger Daten über ihren Lebenslauf und ihre Persönlichkeit erforderlich. Sie war geboren am 31. October 1805 zu Neumarkt in Schlesien als Tochter des Capitäns im Füsilierbataillon Nr. 22 von Langen, welches gerade zu jener Zeit unter dem Befehl meines Großvaters, des damaligen Oberst von Boguslawski, nach Sachsen ausgerückt war. Da ihre Mutter gleich nach der Geburt dieser Tochter starb, so war nichts natürlicher, als daß meine Großmutter während der Kriegszeiten von 1806 bis 1815 an Stelle der ihr befreundet gewesenen Verstorbenen trat und sodann mit Zustimmung des Herrn von Langen[1]) auch fernerhin ihre Pflegemutter blieb, mit welcher Ernestine durch die innigste Zuneigung bis zu deren 1839 erfolgtem Ende verbunden war[2]).

Im Jahre 1827 wurde Fräulein von Langen Hofdame der Fürstin Radziwill, geborenen Prinzeß Louise von Preußen, Tochter des Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruders des großen Friedrich. Im Hause der Fürstin lernte sie den damaligen Premierleutnant im Garde-Kürassierregiment Louis von Wildenbruch kennen, der, geboren am 28. März 1803, ein Sohn des 1806 bei Saalfeld ruhmvoll gefallenen Prinzen Louis Ferdinand war, und verlobte sich mit ihm. Am 9. August 1837 erfolgte ihre Verbindung.

Louis von Wildenbruch trat später in den diplomatischen Dienst über und wurde 1842 zum preußischen Consul in Beirut ernannt.

---

[1]) von Langen ist als Generalmajor und Commandant von Saarlouis am 13. Februar 1820 gestorben.

[2]) Ueber die Persönlichkeit meiner Großmutter siehe die oben erwähnten Hefte der „Deutschen Rundschau", S. 30, 261 ff.

Der Orient stand damals allen Ansprüchen europäischen Lebens ferner, als man jetzt denken mag; schon die Reise war zu jener Zeit, als Dampfschiffe und Eisenbahnen noch in den Anfängen standen, mit vielen Unbequemlichkeiten verknüpft. Wildenbruch war bereits auf Reisen vorher in der Türkei gewesen, aber seine Gemahlin trat in Verhältnisse ein, die ihr gänzlich fremd waren. Ihre Eigenschaften des Herzens, des Charakters und die Sicherheit, welche der Umgang mit geistig und äußerlich hochstehenden Personen der besten Gesellschaft unzweifelhaft verleiht, sowie ein großes Anpassungsvermögen befähigten sie, in dieser und jeder anderen Stellung ihrem Gemahl im Verkehr mit den Vertretern fremder Mächte, den türkischen Würdenträgern, den dort angesessenen Europäern und der einheimischen Bevölkerung würdig zur Seite zu stehen.

Ihr Aufenthalt in Beirut war eine Kette der mannigfachsten Erfahrungen und Erlebnisse. In ihrem Familienleben wohnten Glück und Unglück nahe bei einander. Ihre drei Söhne wurden hier geboren, Emin[1]) am 21. October 1842, Ernst am 3. Februar 1845, Ludwig[2]) am 8. April 1846.

Zwei Töchter hatten Wildenbruch's nach Beirut mitgebracht: Louise[3]) und Bertha, welche Letztere sie zu ihrem großen Schmerz 1843 verloren.

In ihren Briefen aus Beirut, sowie später aus Athen und Constantinopel gibt die Verfasserin eine lebendige Schilderung des damaligen Lebens in Kleinasien und in den beiden Hauptstädten, und zwar sowohl der diplomatischen Kreise als auch der Sitten und Eigenthümlichkeiten von Land und Leuten. Außerdem aber erkennt man den weitreichenden Geist dieser Frau in der Erzählung der während ihres Aufenthaltes in jenen Ländern stattfindenden Ereignisse, von denen die Kämpfe der vierziger Jahre zwischen Drusen und Christen in Syrien, und der orientalische Krieg von 1853—1856 die hervorragendsten waren.

Sämmtliche Briefe sind an meine Eltern gerichtet, zumeist an Wassiliſſa von Boguslawska, geboren am 4. December 1809, gestorben am 13. März 1895. Sie war eine Tochter des 1807 aus dem österreichischen in den preußischen Dienst übernommenen Generals Roedlich[4]) und heirathete 1831 den damaligen Assessor Wilhelm von Boguslawski[5]), Pflegebruder Ernestinen's von Wildenbruch. Die Briefe, die hier zum Theil auszugsweise, zum Theil im Wortlaut gegeben werden sollen, dürften schon deshalb in weiteren Kreisen Interesse erwecken, weil die Verfasserin die Mutter Ernst von Wildenbruch's ist und die Welt gern aus der ersten Jugend solcher Männer und über die Persönlichkeit ihrer Eltern etwas Näheres erfährt. Ihrer Richtung nach ist Frau von Wildenbruch streng conservativ und religiös, aber bei jeder Gelegenheit offenbart sie den glühendsten Patriotismus. Aus den oft von

---

[1]) Starb als Oberst im Generalstabe 1893.

[2]) Lebt als Generalleutnant z. D. in Berlin.

[3]) Geboren 28. April 1838. Heirathete 1860 den Grafen Paul York von Wartenburg, einen Enkel des Feldmarschalls. Lebt nach dessen Tode in Berlin.

[4]) „Leben des Generals Roedlich". Von E. Roedlich, Oberstleutnant, einem Sohne des Generals. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1880.

[5]) Erwähnt in den oben genannten Heften der „Deutschen Rundschau". Gestorben 1874.

bitterem Zorn getränkten Stellen über die Mißachtung Preußens und ſeiner Vertreter Seitens der anderen Mächte — wie das mit ſo großen Hoffnungen begonnene Regiment Friedrich Wilhelm's IV. es leider mit ſich brachte — möge die Jugend von heute den Unterſchied unſerer Lage zwiſchen damals und jetzt erkennen.

Einige Stellen aus den Beiruter Briefen mögen zeigen, wie fein Frau von Wildenbruch zu beobachten, wie lebhaft ſie darzuſtellen weiß. Nachdem ſie den Umgang mit den Conſuln der anderen Mächte geſchildert, unter denen ſie dem engliſchen Generalconſul Roſe und der Gattin des franzöſiſchen den Vorzug gibt — „obſchon Dieſe in vielen Stücken ſo unbegreiflich franzöſiſch iſt, daß einer pedantiſchen deutſchen Frau manchmal der Verſtand ſtill ſteht, wie man bei ſo guten, gediegenen Eigenſchaften ſo frivol ſein kann" — ſagt ſie von den Eingeborenen:

Die Frauen leben, wie mohammedaniſche Weiber eben leben; ſie verſchleiern ſich dicht, aus Angſt, einem Muſelman zu begegnen. Dabei wachſen ſie in gänzlicher Unwiſſenheit auf; auch die reichſten unter ihnen lernen weder leſen noch ſchreiben. Dies beſchränkt nun natürlich ihren Ideenkreis und hat auch Einfluß auf ihre Schönheit, welche doch eine der Hauptfragen ihres ganzen Lebens iſt. Die meiſt wunderſchönen Augen haben einen ſo ſtarren Ausdruck, such a want of intelligence im Blick, dabei ſolche Leblosigkeit in den Zügen, daß ſie mit ihren gemalten Augenwimpern und Brauen mehr ſchlechten Bildern als ſchönen Frauen gleichen. So iſt auch ihr Anzug geſchmacklos, unharmoniſch, kurz, ohne den Zauber, den nur ein innerlich gebildeter Geſchmack und nicht unbegrenzte Eitelkeit zu geben weiß . . . Einige dieſer Damen beſuchen mich wohl manchmal, aber nachdem ſie ſich voll Zuckerwerk geſtopft haben, laufen ſie wie die neugierigen Kinder im Hauſe herum, begaffen Alles, reißen die Schränke auf, kurz, man möchte ſie auf die Finger ſchlagen. Mein Schlafzimmer macht ihnen das größte Gaudium; jede Büchſe auf meiner Toilette wird berochen, womöglich gekoſtet, meine Hauben und Hüte aufprobirt u. ſ. w. Dabei können ſie Gabeln und Meſſer nicht regieren und geniren ſich doch, mit den Fingern zu eſſen. Gehſt Du zu ihnen, ſollſt Du Tabak rauchen, ſchmutziges Zuckerwaſſer trinken und bringſt verſchiedene Andenken mit nach Hauſe.

Die amerikaniſchen Miſſionare würden ein recht angenehmer Umgang ſein, namentlich die Männer, welche alle gebildet ſind, wenn ihre ſtreng presbyterianiſchen Grundſätze ſie nicht etwas ungenießbar machten. Man ſtößt alle Augenblicke gegen ihre Sitten und Gewohnheiten an.

Ueber die Zuſtände in den Klöſtern der Umgegend von Beirut ſchreibt ſie bei Gelegenheit eines Rittes nach dem im Libanon gelegenen Kloſter Deyr el Kata:

Wir hatten unſer Frühſtück mitgenommen, welches wir auf der alten römiſchen Mauer[1]) verzehrten, umſtanden von zehn ſchmutzigen, zerlumpten maroniſchen Mönchen, welche mir Grauen einflößten vor der hieſigen Geiſtlichkeit, die denn wirklich, glaube ich, die ſchrecklichſte aller Nationen iſt. Die Unſittlichkeit dieſer Mönche iſt grenzenlos, und ſie weihen daher alle Heirathen im Volk unter gewiſſen beſonderen Bedingungen ein, welcher ſich denn beide Theile bon gré mal gré unterziehen, um dagegen Vergebung der Sünden zu erlangen. Jetzt war hier eine große Geſchichte. Bei der Pacification des Libanon[2]) verſchaffte England den Chriſten die Freiheit von Abgaben. Emir Haidar, der proviſoriſche Gouverneur,

[1]) Dies Kloſter iſt auf den Reſten römiſcher Bauwerke errichtet.

[2]) Nach einem der gewöhnlichen Kämpfe zwiſchen Chriſten und Druſen.

erhob diese Abgabe dennoch und theilte das Geld mit den Patriarchen. Die Bauern beklagten sich bei der Schutzmacht. Emir Haidar und die Patriarchen versprachen, das Geld heraus zu geben. Statt es zu thun, muß jeder Ortsgeistliche seine Gemeindeglieder vor Zeugen auf das Evangelium schwören lassen, sie hätten Alles zurück erhalten, und wenn sie nicht schwören wollten, so gab man ihnen keine Absolution. Wie gefällt Dir das? Und solcher Geschichten gibt es hier zu Hunderten.

Nachdem sie die Bedrückungen, welche die dortigen Christen von den Mohammedanern erleiden mußten, geschildert hat, fährt sie fort:

Alles das läßt der Pascha ruhig geschehen, und auf die Vorstellungen seitens der Consuln antwortet er Folgendes: „Cela ne peut pas être, car j'ai donné des ordres que cela ne doit pas être; si mes ordres sont arrivés trop tard, cela n'est pas ma faute." Als man ihm die herrschende Hungersnoth vorhielt: „Cela ne peut pas être, car j'ai envoyé un colonel et 60 hommes." Als ob man seine Soldaten und Obersten essen könnte!

Ueber das Ansehen, welches die Kriegsflotte einer Nation verleiht, schreibt sie:

Die Consuln der Nationen, welche Seemächte sind, haben doch ein ganz anderes Ansehen als wir armen Landratten, die wir kein Schiff unserer Flagge zu sehen kriegen. In den Augen der Eingeborenen ist dieses Relief besonders groß, wenn solche Fregatte sich vor der Stadt vor Anker legt. Rose (der englische Consul) hat nun alle diese Genüsse im vollen Maße, denn keine Macht kann sich mit England messen. Dabei raisonniren die Franzosen stets wie unklug über die Engländer und wollen immer beweisen, daß sie ihnen vollkommen zur See gewachsen sind. Die Engländer thun das nie und sagen höchstens: „Im Falle eines Krieges zur See wird es sich ausweisen, wer der Geschickteste ist."

Von Beirut aus machte das Ehepaar eine längere Reise durch Kleinasien, wobei die heiligen Stätten und alle historisch denkwürdigen Orte besucht wurden. In jedem Sommer brachten sie einige Monate in dem mächtigen Gebirgsstock des Libanon in verschiedenen, als Sommerfrischen mühsam eingerichteten alten Gebäuden zu.

Aus Schumlan schreibt sie am 25. September 1843:

Auf allen Höhen des Libanon, auf den unzähligen Vorbergen, die gleich Wachen ins Thal gestellt scheinen, durch die ganze Ebene bis zum Meeresufer hin funkeln unzählige Feuer. Die griechischen Christen und die griechisch-katholischen feiern morgen das Fest des heiligen Kreuzes, und diesem Versöhnungssymbol zu Ehren glühen heute die Feuer aller Orten und bilden eine gar herrliche Beleuchtung des großen Panoramas zu unseren Füßen von den kahlen Bergwänden bis zu der glühenden weißen Sandfläche, welche das Meeresufer bildet.

Die Familie kehrte im Juli 1847 mit einem sechsmonatlichen Urlaub nach Berlin zurück, wo sie im Palais Radziwill Wohnung nahm. Die Absicht des Ministers des Auswärtigen, von Canitz, Herrn von Wildenbruch nach Ablauf des Urlaubs als Gesandten in Athen zu verwenden, kam damals nicht zur Ausführung, da eine erwartete Vacanz nicht eintrat. Somit sollte Wildenbruch im März 1848 nach Beirut zurückkehren, als die damals durch halb Europa schreitende Revolution auch Berlin erreichte und ihm andere diplomatische Aufgaben gestellt wurden.

Frau von Wildenbruch erlebte die Märztage des Jahres 1848 in Berlin. Aufgewachſen in conſervativen Anſchauungen und in der Liebe zum preußiſchen Königthum, von perſönlicher Verehrung für den „alten König" — wie Friedrich Wilhelm III. damals genannt wurde — und ſeinen geiſtreichen Sohn erfüllt, ſah ſie das, was ihr als heilig und ehrwürdig galt, durch den Märzaufſtand in den Staub geworfen, den König ſogar perſönlich beſchimpft, und ſo ſpricht ſich denn die volle Leidenſchaftlichkeit und Energie ihrer Natur in ihren damaligen Briefen in der Zeit von 1848—1850 aus.

Von Wittenberg, wo die Radziwill'ſchen Damen und Kinder, ſowie ihre eignen eine Zufluchtſtätte gefunden hatten, kehrte Frau von Wildenbruch zu ihrem Gatten nach Berlin zurück. Ungeachtet der Schärfe ihrer Urtheile bewahrte ſie ſich einen klaren politiſchen Blick, ſo z. B., wenn ſie über die Führer der demokratiſchen Bewegung in Berlin ſpricht, von denen, außer Waldeck, auch nicht einer ſich ſpäter auf der politiſchen Bühne zu behaupten vermochte.

In das Jahr 1848 fällt die damals viel beſprochene Miſſion ihres Gemahls ins däniſche Hauptquartier nach Alſen. Schleswig-Holſtein hatte ſich gegen Dänemark erhoben. Preußiſche und andere deutſche Truppen waren in Holſtein eingerückt, und es handelte ſich um eine letzte Unterhandlung vor Ausbruch des Krieges gegen Dänemark. Dieſe Unterhandlung mißlang, wie es, nachdem die Verhältniſſe ſich derart zugeſpitzt hatten, kaum anders ſein konnte. Gleich darauf griffen die Dänen an, ſchlugen die Schleswig-Holſteiner bei Bau und beſetzten Schleswig, worauf auch die preußiſchen Truppen die Eider überſchritten und der Krieg ausbrach, in dem Wildenbruch das ſiegreiche Gefecht bei Schleswig im Stabe von Wrangel (23. April 1848) mitmachte. Man beſchuldigte nun Wildenbruch, ſeine Inſtructionen zu Ungunſten der deutſchen Sache durch eine Note an das däniſche Miniſterium während ſeiner Miſſion überſchritten zu haben, und er wurde in Folge deſſen als äußerſter Reactionär und Feind der ſchleswig-holſteiniſchen Erhebung, „Mitglied der Camarilla" u. ſ. w. verdächtigt[1]). Vergleicht man aber ſeine Inſtruction mit der von ihm überreichten Note, ſo wird man nicht finden können, daß er ſie überſchritten hätte. In jener Inſtruction ſpiegelten ſich die damalige ſchwächliche Politik Preußens, welche energiſchen Schritten durchaus abhold war, und die perſönlichen Wünſche des Königs, der nie ganz eine Partei ergreifen konnte, deutlich ab. — Anfang Auguſt wurde Wildenbruch nach Malmö geſchickt als Begleiter des Generals von Below, der beauftragt war, über einen Waffenſtillſtand zu unterhandeln, welcher denn auch ſehr übereilt unter nicht günſtigen Bedingungen unterzeichnet wurde[2]). Allerdings würde die Fortführung des Krieges, angeſichts der gänzlich zerfahrenen Verhältniſſe in Deutſchland, der Beherrſchung der See durch die Dänen und der Haltung Englands und Rußlands, ſchwierig geweſen ſein[3]).

---

[1]) Siehe darüber Sybel, Die Begründung des Deutſchen Reiches. Bd. I, S. 218—221.

[2]) Vergl. hierzu: „Aus der Zeit Friedrich Wilhelm's IV.". Von G. von Below. Deutſche Rundſchau, 1901, Bd. CIX, S. 105.

[3]) Auch die Centralgewalt in Frankfurt a. M., damals ausgeübt durch den Erzherzog Johann von Oeſterreich, ratificirte den Waffenſtillſtand, den die republikaniſche Partei zum Vor-

Wildenbruch war ein gerader, selbständiger Charakter, was sich auch auf seine Söhne vererbt hat, fern von jeder Liebedienerei und von vorurtheilslosem Blick für politische Verhältnisse. Dies bewies er in seiner Mission zum Zweck des Berichtes über die italienischen Zustände nach den Umwälzungen von 1859 und 1860 durchaus. Er erklärte, im Widerspruch mit den Auffassungen unserer damaligen Conservativen, eine Wiedereinsetzung der dort gestürzten Fürsten (Neapel, Toscana, Modena, Parma) für unmöglich. Im Jahre 1849 wurde Wildenbruch in Vertretung unseres Gesandten in der Schweiz auf längere Zeit nach Bern geschickt, wo ihm die Ordnung einiger zwischen Preußen und der Eidgenossenschaft schwebenden Fragen glücklich gelang.

Ende 1850 wurde Wildenbruch's Ernennung zum Gesandten in Athen endgültig entschieden, und am 11. December reiste die Familie über Breslau und Triest dorthin ab. Frau von Wildenbruch war von Athen, wie es sich damals präsentirte, nicht sehr entzückt.

„Diese Hellenen-Stadt," schrieb sie bald nach ihrer Ankunft (Januar 1851), „besteht aus einer Anzahl miserabler Hütten, einigen niedlichen, aber sehr kleinen Häusern, einem schönen Marmorschloß und einer Universität, Alles gebettet in eine Einfassung von Schmutz und Unordnung, wie Du sie Dir gar nicht schlimm genug vorstellen kannst. Wir leben noch in einem schmählich theuren Hôtel und werden erst in acht Tagen ein gemiethetes Haus beziehen, welches neu und recht hübsch, aber sehr eng ist und den angenehmen Preis von 11000 Thalern Miethe kostet. Auf dieser Stufenleiter der Preise steht hier Alles, und bis jetzt habe ich noch keinen Begriff, wie wir auskommen werden. Noch verliere ich zwar den Muth nicht, denn ich weiß, daß aller Anfang schwer ist."

Aber auch am Ende des Jahres lauten ihre Berichte nicht besser[1]).

„Meine Befürchtungen über Athen," schreibt sie (December 1851), „haben mich nicht getäuscht, und jetzt, nach einem Jahre, kann ich ungefähr versichern, daß es fast der unangenehmste Aufenthalt der Welt ist. Abgesehen von den Privat-Unannehmlichkeiten, welche uns betroffen haben, ist es ein Ort, der alle Nachtheile einer großen Stadt hat, ohne einen ihrer Vortheile zu haben. Das Schlimmste bleibt das abscheuliche, ungesunde Klima. Denke Dir, daß die Fieber gefährlichster Art ununterbrochen fortdauern, und daß die Sterbefälle die Geburten beständig um 25 Procent übersteigen[2]). In dieser Woche lagen wieder meine drei Knaben am Fieber . . .

---

wand eines Aufstandes nahm, in welchem Fürst Lychnowski und General von Auerswald ermordet wurden (18. September 1848).

[1]) In den anziehend geschriebenen „Briefen aus Rom und Athen" (1850/51) vom Freiherrn Richard von Dalwigk (herausgegeben von seiner Tochter Hedwig v. D. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung) wird, S. 80 eines Besuches „beim preußischen Gesandten, von Wildenbruch, einem artigen Manne, der lange im Orient gewesen und sehr interessant erzählte", Erwähnung gethan. „Auch seine Frau ist angenehm," heißt es weiter. „Es war uns eine förmliche Erleichterung, einmal wieder eine Stunde ordentlich Deutsch sprechen zu können." Herr von Dalwigk, nachmals (1868—1893) Intendant des oldenburgischen Hoftheaters, war Reisebegleiter des damaligen Erbgroßherzogs und jüngst verstorbenen Großherzogs Peter von Oldenburg, dessen Schwester Amalie die Gemahlin des Königs Otto von Griechenland war. Auch Herr von Dalwigk, gewiß ein milder Beurtheiler, findet in den griechischen Zuständen jener Zeit „die Gegensätze künstlicher Cultur und Barbarei" sehr nahe liegend und er vermißt an den Damen der Gesellschaft „jede geistige Bildung" (S. 85).

[2]) Diese Verhältnisse wie auch das eben geschilderte Aeußere von Athen haben sich im letzten Halbjahrhundert natürlich gebessert.

Vor drei Wochen war ein Hofball (der zweite ſeit unſerem Hierſein), auf welchem ich endlich dem König vorgeſtellt wurde. Hieraus kannſt Du erſehen, wie ſehr höflich man für Fremde hier iſt. Der König iſt ſechsunddreißig Jahre alt, ſieht aus wie fünfzig, weil er ſeit Jahren vom Fieber heimgeſucht iſt und der ewige Gebrauch des Chinin den Menſchen herunter bringt. Er hat aber etwas ſehr Sanftes und Einnehmendes in ſeinem Weſen. Mich jammert er in tiefſter Seele. König zu ſein heutzutage iſt ſchlimm! Conſtitutioneller iſt ſchlimmer! Und nun gar König eines ſolchen Volkes! Als ein halbes, willenloſes Kind in dieſes Exil geſchickt, getrennt von ſeiner ganzen Familie[1]), ein Spielball der diverſen Intrigants, welche die drei gütigen Schutzmächte ihm als Rathgeber zur Seite ſtellten; ohne Geld, mit der Staatsſchuld auf dem Halſe, und nun Alles das ohne Kinder! Was für ein ſüßes Ding muß die Macht (oder das Phantom derſelben) ſein! Mir ſcheint, ich wäre längſt davon gerannt. — Ich führe hier eine ſolche beſchäftigte Exiſtenz mit Stundengeben, Flicken und Viſitenmachen, daß ich kaum zum Leſen der Zeitungen komme. Du kannſt denken, mit welchem brennenden Intereſſe wir den Nachrichten aus Frankreich entgegen ſehen. Wir haben nur telegraphiſche Depeſchen bis zum 3.[2]). Louis ſtudirt eben das „Journal des Débats“ bis zum 29. November, in welchem ſich die Kriſe deutlich präparirt. Wie wird ſie enden? Iſt Louis Napoleon der Mann, um eine zweite Auflage des 18. Brumaire zu geben? Eigentlich kann ich nur mit tiefem Schmerz an Frankreich denken. Es liegt viel Gutes in dem Volke, warum muß es immer wieder in dieſelben Irrwege verfallen? Und ſähe man ein Ende aller dieſer Wirren! Ich frage mich immer wieder, ob Gottes Barmherzigkeit denn kein Mittel und keinen Weg angeben wird, um die Quelle all' dieſer Kämpfe zu verſtopfen. Wenn ich ſehe, wie hart der Winter ſich anläßt im übrigen Europa, wie ſchlecht die Ernten waren, wenn ich an die Krankheiten denke, welche das nothwendige Gefolge dieſer Kälte und dieſes Hungers werden, dann kann mir Angſt werden. Weiß Gott, ich verſchließe mein Herz nicht gegen die Klage, aber ich weiß keine Abhülfe für die Maſſe des Elends, und das macht mich ſo traurig. Ich möchte die Kinder ſo gern ganz einfach halten, ihnen möglichſt wenig Bedürfniſſe geben, weil ich überzeugt bin, daß ſie auf ihre Hände angewieſen ſein werden. Mir ſcheint der Sieg unſerer Gegner wenigſtens für eine Zeit unvermeidlich. Und wer wird übrig bleiben? Hier ſind alle dieſe Fragen weniger brennend. Hier fehlen die Hände, um das Land zu bebauen. Dagegen ergeht man ſich in einer Maſſe von kleinen Intriguen, die dem Königthum ebenſo gefährlich werden als das Proletariat. So hat Gott alſo gleiches Leiden über die ganze Welt vertheilt und vielleicht ſelbſt auf jedes einzelne Herz. Aber freilich finden nicht alle Herzen den einzigen Troſt und die rechte Kraft, um das Kreuz zu tragen. Wäre das der Fall, dann würde die Sünde und mit ihr viel des ſelbſtgeſchaffenen Elends verſchwinden.“

Athen, 22. Juni 1852.

Unſer Leben iſt ziemlich einförmig. Vormittags bin ich mit den Kindern beſchäftigt, dann nähe ich bis gegen fünf Uhr, ziehe mich an, und dann gehen wir ſpazieren, eine ſchreckliche Arbeit hier, weil man durchaus nichts als den Schloßgarten hat. Allerdings iſt auch gerade jetzt dieſer Schloßgarten himmliſch durch die Maſſe ſchöner blühender Gewächſe. Der Oleander erſetzt die Roſen ſchon ſeit Wochen, und dazwiſchen drängen ſich Granaten, Myrthen, Grenadinen u. ſ. w. in reichſter Fülle hervor. Nach dem Spaziergange eſſen wir, und Abends ſind

[1]) König Otto war ein Wittelsbacher. Durch einen Vertrag zwiſchen England, Frankreich, Rußland und Bayern unter ſpäterer Zuſtimmung einer griechiſchen Nationalverſammlung wurde er, noch minderjährig, 1832 zur Herrſchaft in Griechenland berufen.

[2]) Louis Napoleon hatte am 2. December 1851 ſeinen Staatsſtreich gemacht.

wir selten allein. Einige Herren haben die Gewohnheit angenommen, fast täglich zu uns zu kommen. Der Hof thut gar nichts für die Geselligkeit, am wenigsten für das diplomatische Corps; hierin sind also die Reize des Aufenthaltes nicht allzu groß. Sehr zerstreut wird man wenigstens nicht. Aber das Leben ist mühsam, man muß Alles bedenken, Alles selbst machen.

Soeben hat uns der neue französische Gesandte Visite gemacht. Herr Forth-Rouen — so heißt er — war früher in China, hat eine hübsche Portugiesin zur Frau, die Wunderdinge von der Hitze und den Qualen des dortigen Klimas erzählt. Dagegen ist Athen ein Eldorado. — Der politische Himmel ist hier ziemlich schwarz. Alles hatte mit Ungeduld die Rückkehr des Königs erwartet und gehofft, er werde große Aenderungen vornehmen. Statt dessen geht er ganz in den Fußtapfen der kleinen, sehr eigensinnigen „Regentin“ [1]) weiter, welche in jeder Aenderung einen Tadel für sich zu erblicken glaubt.

Das Hauptübel dieses Landes sind dessen Beamte. Jeder Ministerwechsel zieht die Entlassung und Neuernennung fast sämtlicher Angestellten nach sich. So will denn Jeder seine Stellung ausnutzen, solange er sie besitzt. Darüber bleiben beständig Zahlungen rückständig, indeß sich die Ausgaben und die Staatsschuld von Jahr zu Jahr vergrößern [2]). Somme totale sieht man, daß es bei uns daheim noch nicht am schlechtesten ist. — Was aber hier hübsch, ist, daß bei der dünnen Bevölkerung des Landes Niemand nothleidet. Das ist ein wohlthuendes Gefühl.

Athen, 22. September 1851.

— — — — Unser enges Haus hindert uns, tanzen zu lassen, was allein der hiesigen Gesellschaft gefällt, und so beschränken wir unsere Höflichkeit auf Diners und auf ganz kleine Soireen, in denen die Herren spielen, die wenigen Damen schwatzen. Alle Welt ißt hier spät zu Mittag, und so gibt man zuerst ein Gliquo (griechisches Eingemachtes), welches mit Wasser präsentirt wird, und dann Thee mit sehr wenig Kuchen.

Am 9. August, unserem Hochzeitstage, hatte ich für die Kinder einen kleinen Scherz in Versen geschrieben, den sie sehr niedlich aufführten. Munne (das Wasser) und Emin (der Wein) treffen zusammen im Gasthause zur Einigkeit; beide suchen unser Haus, um Louis zu gratulieren und gerathen in Streit, wer ihn beherrscht. (Louis trinkt nämlich, seit es heiß ist, schrecklich viel Wasser.) Als der Streit eine Weile gedauert hat, erscheint Erne [3]) als Gastwirth, in weißer Zipfelmütze und grüner Schürze köstlich, und fragt, warum sie so toben, ermahnt sie zur Vernunft, macht ihnen begreiflich, daß keins ohne das andere bestehen kann, daß er den Wein immer mit Wasser mische, weil er sonst nur Unfug anrichte. Endlich erklärt das Wasser, es wolle nicht weiter streiten, aber der Wein solle bedenken, daß er ohne Wasser längst von der Sonne verbrannt wäre. Der Wein erklärt sich für überwunden, und der Gastwirth ruft seinen Burschen, um ihnen den Weg zu uns zu zeigen. Dieser Bursche war Ludchen, der, als Liebe gekleidet, mit Rosen im Haar und rosa Flügelchen allerliebst war und sein couplet de circonstance ebenso sagte. Die anwesenden Deutschen begehrten dringend eine Wiederholung vor einem einzuladenden größeren deutschen Publicum. Bis jetzt war es unmöglich, denn man muß doch ein paar Tage Seelenruhe und Sorgenfreiheit haben.

[1]) Königin Amalie vertrat den Gemahl während einer Reise desselben.

[2]) Griechenland war kurz zuvor wegen seiner finanziellen Zerrüttung und daraus entsprungener Benachtheiligung englischer Unterthanen in Streitigkeiten mit England verwickelt gewesen (1850). Palmerston hatte die griechischen Häfen kurzer Hand so lange blockiren lassen, bis Griechenland nachgab.

[3] Dies also scheint Ernst von Wildenbruch's erstes dramatisches Debüt gewesen zu sein.

Der Aufenthalt in Athen war von kurzer Dauer, denn ſchon Anfang 1852 wurde Wildenbruch zum Geſandten bei der Hohen Pforte ernannt, — ein Beweis, welches Vertrauen man in ſeine Fähigkeiten und ſeine Kenntniß der orientaliſchen Dinge ſetzte. Er reiſte ſogleich ſelbſt dahin ab. Seine Familie folgte ihm im März nach.

„Eine ſtürmiſche Reiſe, die uns mehr oder minder krank machte," ſchrieb Frau von Wildenbruch aus Kurutſchesme am Bosporus (1. Juli 1852). „Am dritten Tage Morgens lagen wir im Bosporus vor Anker. Dicker Schnee fiel vom Himmel, der zuweilen von ſtrömendem Regen unterbrochen wurde, alſo vom gerühmten Anblick der Weltſtadt — nichts. Louis kam an Bord, um uns abzuholen, in den bis über die Knie gehenden Péraeer Stiefeln, ohne welche man hier nicht gehen kann. Wir beſtiegen den großen Geſandtſchaftskaik mit preußiſcher Flagge, und zehn kräftige Ruderer führten uns zur zweiten Brücke, welche über das Goldene Horn von Galata nach Conſtantinopel hinüber führt. Dort nahm mich eine portechaise auf; eine ſchöne Miethskarre die Kinder, und Louis und Pichon[1]) beſtiegen noch ſchönere Miethsgäule. So ging es denn mit Hi und Ho die halsbrechende Straße von Péra hin bis in das Palais de Prusse. Es iſt herrlich, dies Palais de Prusse! Ein dunkler Haufen mit fünf bis ſechs Zimmern und zwanzig Löchern, wofür die Regierung die freilich für Péra nicht hohe Miethe von 2800 Thalern zahlt. Das Haus iſt in einem Zuſtand, daß man ſich ſchämt, hineinzutreten. So ſchmutzig und abſcheulich. Die Tapeten hängen in Fetzen, kein Fenſter ſchließt, und das alles ſollen wir nun von 2000 Thalern Einrichtungsgeldern zurecht machen laſſen, damit es nach zwei Wintern, wo der Contract nämlich endigt, den ſehr unausſtehlichen Beſitzern zurückfällt, die nichts thun als die Geſandtſchaft chicaniren. Doch hiervon ein ander Mal. In dieſer Spelunke ohne Meubles, nur mit dem Allernothdürftigſten verſehen, lebten wir während mehrerer Wochen. Ganz gegen meine Erwartung war das Wetter ſchmählich. Immer Schnee, Regen und Sturm, und das bis über den 20. April hinaus. In ſolchen Zeiten iſt Péra ein abſcheulicher Aufenthalt. Es iſt auf einem ſchmalen Bergrücken erbaut, und die Hauptſtraße ſo eng, die Häuſer ſo hoch, daß die Sonne kaum hinein ſcheint. Der Schmutz ſo unergründlich, daß Frauen nur in den unglaublichſten Coſtümen, Männer mit hohen Stiefeln, die ſie überziehen, ausgehen. Die Preiſe dieſer Häuſer ſind ſo fabelhaft, daß ich ſie Dir nicht herſetze, weil man die Localitäten ſehen muß, um zu erſtaunen. Hiernach gehen nun die Preiſe der Handwerker und Lebensmittel in gleichem Grade.

„Zu dem Vergnügen unſeres Stadthauſes gehört auch die baare Unmöglichkeit, einen Sommer darin zuzubringen. Es iſt ſo eng und verbaut, daß es gar keine Luft mehr zuläßt, und hat nicht einmal einen Hofraum. Nun iſt es aber faſt ebenſo ſchwer, eine Sommer- als eine Stadtwohnung zu finden. Alles Anſtändige gehört den Türken, welche unter keiner Bedingung an Fremde vermiethen, oder reichen Armeniern, welche es nicht brauchen. Frankreich, Rußland, Oeſterreich, ſelbſt Spanien haben Palais draußen und drinnen, Schweden und Holland doch wenigſtens Häuſer in der Stadt mit großen Gärten. Wir, die fünfte Großmacht, beſitzen dagegen nichts als das unbewohnbare Stadthaus, und ſo haben wir denn nach langem Suchen ein kleines Haus am Bosporus gefunden, ſehr ſchön gelegen, mit kleinem, leider verwildertem Garten, für welchen wir einen Gärtner gemiethet haben. Es iſt nicht brillant, aber anſtändig und nahe genug an der Stadt gelegen, um den Geſchäftsgang nicht zu ſtören; denn zu den Annehmlichkeiten der Miſſion gehört noch, daß ſie 5 (unleſerlich) hat, indeſſen Sardinien z. B. deren 10 hat. — Aber wir haben dafür die moraliſche Beruhigung, eine Großmacht zu

[1]) Hauslehrer bei Wildenbruchs, ſpäter Geſandtſchaftsprediger in Conſtantinopel.

sein! Wir zahlen für unser Sommerhaus 800 Thaler und haben ungefähr ebenso viel ausgegeben für die nöthigsten Ausbesserungen und Einrichtungen in Küche und Stall. Dafür haben wir nun aber auch bis Ende November, so lang gehen hier die Sommercontracte, einen angenehmen Aufenthalt. Ich überwinde leichter die ewigen Kränkungen des Ehrgeizes, die Einem hier täglich geschehen, wenn man den Unterschied in all' diesen Aeußerlichkeiten betrachtet, und bin sehr dankbar, wenn keine ernsteren Sorgen mich drücken. — — — Die Lage unseres Hauses ist dadurch sehr begünstigt, daß wir die hübschesten Spaziergänge zu Lande und zu Wasser in der Nähe haben und nur heraus zu schauen brauchen, um wirklich Wunderschönes zu sehen. Diese große Stadt, welche sich eigentlich von den Dardanellen bis zum Schwarzen Meere hinzieht, ist wirklich so einzig in der Welt, daß sie auch dadurch fast unbeschreibbar wird. Beide Ufer des Bosporus sind bis Bujekdore, welches fast am Eingang des Schwarzen Meeres liegt, mit Palästen bedeckt. Die Mehrzahl freilich von Holz, aber dadurch so leicht und poetisch und zugleich so groß, daß das Material weniger störend wirkt. Dazu und dazwischen die köstlichsten Gärten, fast bis zur Peinlichkeit zierlich und gepflegt, namentlich wo sie am Meeresufer dem Beschauer offen liegen, indessen die hinter den Häusern liegenden größeren mehr parkartig angelegt sind. Die innere Eintheilung der Häuser ist ungemein hübsch und apart; nur verschwinden leider die colossalen Divans je mehr und mehr, um den europäischen Möbeln Platz zu machen, die sich zu der Bauart nicht schicken, und es ist zu fürchten, daß auch diese nach und nach der egalisirenden Cultur weichen wird.

„In diesem Augenblick ist nun Constantinopel in seinem Glanzpunkt. Die Türken halten ihren Ramadan. Es ist dies die Zeit, wo sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang weder etwas genießen noch rauchen dürfen. Um Sonnenuntergang oder etwas vorher wäscht jeder Gläubige Gesicht, Hände und Füße und beginnt zu beten, damit er fertig sei, die Fasten in dem Augenblick zu brechen, wo ein Kanonenschuß das ersehnte Signal gibt. Sobald dieser gefallen, ergeht sich die Bevölkerung im Genuß der sehr bescheidenen Abendmahlzeit. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang begibt sich Alles in die festlich erleuchtete Moschee, und nachher jubiliren sie bis gegen Sonnenaufgang, wo ein letztes Mahl sie auf den langen Tag vorbereitet und stärkt. Wohlhabende und Frauen pflegen den Tag zu verschlafen, und erst um drei oder vier Uhr Nachmittags aufzustehen. Dann läßt sich's ertragen; aber für den Arbeiter und Handwerker ist es eine schwere Zeit, wenn sie, wie gerade jetzt, in die längsten und wärmsten Tage fällt. Dies bringt nun natürlich eine Art von Carneval mit sich, den das Volk in den Straßen, die Vornehmen in ihren Häusern durch große Gastereien feiern. So ist denn von einbrechender Dunkelheit an jede Bude doppelt erhellt, und namentlich die, in welchen fertige Speisen, Zuckerwerk oder Getränke feil gehalten werden, und deren es unzählige gibt. Außerdem sind die Paläste am Meeresufer meist alle festlich erleuchtet, aber schöner als Alles die Moscheen mit ihren Kuppeln und Minarets. Je einsamer die Moschee liegt, je entfernter von allen erleuchteten Häusern, desto schöner nimmt sich der in der Luft schwebende Kranz brennender Lampen aus, förmlich feenhaft, wie von unsichtbarer Hand getragen in den dunkeln, stillen Nachthimmel. Der bei Tage wehende starke Wind legt sich gegen Abend, und keine Bewegung stört die spiegelglatte Meeresfläche. Wenn nun über dies alles die glänzende Mondessichel empor steigt, so gehört der Anblick wohl zu den schönsten, die man genießen kann. Wir hatten gestern in der Stadt gegessen und kamen ziemlich spät durch eines der belebtesten Viertel zurück. Da war Alles gedrängt voll von Menschen, die schweigsam oder leise sprechend neben einander saßen und rauchten; als besondere Delicatesse und mit dem größten Spectakel wird Eiswasser ausgeboten. Das würden unsere lieben Landsleute etwas nüchtern finden. Neulich gingen wir den Quai hier entlang und sahen in einem der Palais, welches vom Flottenadmiral (einem Schwager des Sultans) bewohnt ist, die Thore des einen

Hofes weit geöffnet, und auf demselben wohl vierzig Menschen sitzen, an orientalischen niedrigen Tischen, welche mit Brod, Scherbeth und einer Menge von verdeckten Schüsseln besetzt waren. Es ist Gebrauch, daß während des Ramadan jeder Arme, der an eine Thür klopft, eingelassen und gespeist wird, und so warteten hier nun schon eine große Zahl Krüppel und Arme auf den Kanonenschuß, welcher erst die Deckel von den Schüsseln nehmen konnte. Es ist dies eine hübsche Sitte, und die Diener des Hauses nehmen es für ein gutes Zeichen, wenn Viele einsprechen. Im Ganzen kommt das Volk hier sehr herunter; auch physisch ist mein Mann sehr frappirt, um wie Vieles sich die Nation verhäßlicht hat seit den zweiundzwanzig Jahren, in denen er nicht hier war. Unter den vornehmen Frauen, die den überfeinen Schleier nur der Sitte wegen tragen, sieht man viel schöne Gesichter. Die steigende Macht hier sind die Armenier. Sie besitzen das Geld und machen auch geistig wirkliche Fortschritte.

„Der Winter hat hier gegen meine Erwartung bis weit in den April gedauert, und die Bäume belaubten sich erst im Mai, aber dann auch wie durch Zauberschlag. Jetzt ist das Wetter herrlich, mir fast zu kühl, wenn die häufig heftigen Nordwinde wehen. Schön ist es aber auch, wenn der Wind dann die Schiffe zu Hunderten herumbläst, daß sie wie geflügelt erscheinen."

Arnaut-kjöi, den 10. März (1853).

Mein lieber Wilhelm!

Du wirst aus den Zeitungen den Erfolg der Leining'schen Mission[1]) erfahren haben. Freilich war sie umfang- und erfolgreicher, als es den Anschein haben soll. Dieser Bombe ist dann eine zweite auf dem Fuße nachgefolgt. Fürst Menczikoff[2]), Kaiserlich russischer Admiral und Marineminister, langte am 28. Februar auf dem Kriegsdampfer Foudroyant (ein bezeichnender Name) hier ein. Sein Gefolge bilden zwölf Personen: seine zwei ersten Adjutanten, ein Generalleutnant und ein Viceadmiral, der Sohn des Grafen Nesselrode als sein Legationssecretär. Diese ganze Gesellschaft wohnt im russischen Palais, außer der eigentlichen Gesandtschaft. Dies Palais ist auf kaiserliche Kosten geheizt und beleuchtet, so wie der größte Theil der Dienerschaft kaiserlich ist. Es ist eingerichtet bis auf die letzte Casserolle. Fürst Menczikoff hat außer dem Genuß dieser Wohnung sein bisheriges Gehalt und hier eine Zulage von 4000 Ducaten monatlich. Wenn man hierzu die Disposition über zwei Dampfschiffe und eine illimitirte Freiheit dienstlicher Ausgaben rechnet, so wird es Dich nicht verwundern, daß sein Auftreten hier fast kaiserlich sein kann. Die Aufregung in der griechischen Bevölkerung ist ungeheuer. Sie sehen diese Mission an als zur Rache für die Angelegenheit der heiligen Stätten, in welcher die lateinischen Christen wahrhaftig keinen allzu großen Sieg erfochten. Allerdings ist sie wohl auch für diesen Zweck bestimmt, und man versäumt kein Mittel, die Aufregung selbst in dem slavischen Theil der Bevölkerung zu erregen. Wenn der alte Menczikoff auf der Straße erscheint, so machen alle griechisch Glaubenden das Zeichen des Kreuzes und begrüßen ihn mit den Worten, womit man zu Ostern bei der Auferstehung das heilige Feuer begrüßt: „Heil mir, ich habe das Licht, welches Gott ist, gesehen!" Er fing damit an, den Sultan zu insultiren in der Person seines Reis Effendi, indem er verweigerte, ihm den gebräuchlichen Besuch zu machen. Es ist hierauf Fuad Effendi um seine Entlassung eingekommen; der arme geplagte Sultan, der immer das Richtige will, hat vier Tage gezögert, ehe

[1]) Oesterreich hatte in einer Streitsache mit der Pforte ein von Truppenaufstellungen unterstütztes Ultimatum durch den Grafen Leiningen stellen lassen. Die Pforte gab nach.

[2]) Fürst Menczikoff erschien mit den kategorischsten Forderungen Rußlands hinsichtlich der heiligen Stätten.

er dieselbe annahm; endlich siegten die Rathschläge seines schwachen Großveziers und seines noch schwächeren Ministerii. An Fuad's Stelle trat Risaat Pascha, eine russische Creatur, ein ganz unbedeutender Mensch, seit Jahren der erste Minister des Aeußeren, der des Französischen nicht mächtig ist. Jetzt ist Menczikoff über vierzehn Tage hier, und noch verlautete keine seiner Forderungen. Wohlunterrichtete behaupten, daß dieses Rückhalten nur darum stattfände, um den Großvezier und auch den sehr vortrefflichen Kriegsminister zu entfernen und dann desto ungestörter wirken zu können. Indessen soll man auch mit Bestechungen und Demonstrationen aller Art selbst im Serail arbeiten. Wollen die europäischen Großmächte mit der alten Türkei ein Ende machen, so habe ich nichts dagegen, falls Preußen ein gutes Aequivalent für die Vergrößerung der mächtigen Nachbarn erhält, — aber das arme Land so sachte zu Tode hetzen, das finde ich schmachvoll. Doch was wäre überhaupt in der Politik nicht schmachvoll? — Indessen haben wir eine kleine Satisfaction erhalten. Alle europäischen Christen, katholische wie protestantische, haben hier zusammen einen Kirchhof. Dieser liegt zwischen zwei Kasernen und dient nicht allein zum Durchgang der Truppen, sondern zu allen möglichen Abscheulichkeiten, die sich gar nicht einmal erzählen lassen. Nun ist es den Bemühungen meines Mannes gelungen, einen neuen Begräbnißplatz zu erlangen, viel größer und anständig gelegen, und der gewissermaßen dem Könige als besonderes Zeichen der Freundschaft von Seiten des Sultans gegeben wird. Das ärgert die Anderen etwas; schon darum ist es gut, weil man seit 1848 gewohnt ist, auch hier auf Preußen herum zu spazieren. — Der jetzige Augenblick ist voll Interesses, wie Du Dir denken kannst. Alles ist aufs Höchste gespannt. Die Botschaften Englands und Frankreichs sind unterwegs, und daher scheint es, daß man die Sache nicht zu weit kommen lassen wird. — Die Nachrichten vom Kaiser von Oesterreich[1]) sind, wie mir scheint, noch nicht beruhigend. Dieser Anfall und das Mailänder Attentat[2]) werden uns wohl aus dem Schlaf rütteln.

Arnaut-köi, 8. Juni 1853.

Bei Eurem Interesse an Politik werdet Ihr den hiesigen wichtigen Fragen wohl genug gefolgt sein, um zu begreifen, wie groß die Spannung hier, im eigentlichen Brennpunkt sein muß. Das russische Cabinet hatte wiederholte allseitige Versicherungen gegeben; die Mission des Fürsten Menczikoff habe nichts zum Zweck, als den weiteren Uebergriffen der Lateiner auf die lieux saints in Jerusalem vorzubeugen. Nach zweimonatlichem Hiersein erschien nun auch eine Note, in welcher Rußland Alles zugestanden wurde, weil Frankreich, des Kampfes müde, stillschwieg und die Türken machen ließ. Unmittelbar hierauf begehrte nun aber Fürst Menczikoff für den Kaiser das Schutzrecht über sämmtliche Griechisch-Gläubigen im türkischen Reich (ca. 3 000 000) sous prétexte, die Kirche bedürfe dieses Schutzes. Nun sind aber die Rechte der christlichen Gemeinden unter sich so unbeschränkt, daß mit diesem Protectorat dem Kaiser die Hälfte der Regierungsgewalt im türkischen Reich zugefallen wäre. Dieses war selbst dem schwachen Sultan etwas zu starker Tabak. Der Conseil sagte nein. Menczikoff drohte mit Abreisen. Der Conseil blieb standhaft. Menczikoff ging, wozu er als Ambassadeur das Recht hat, direct zum Sultan und bewirkt eine Aenderung des Ministeriums. Auch dieses sagt nein. Der Sultan sagt: „Wohl, so laßt es aufs Aeußerste ankommen, und ich selbst will an der Spitze meiner Treuen fallen." Um aber Rußland die Pille zu vergolden, sagt man: „Du willst Sicherheiten für die griechische Kirche? Gut, wir geben sie nicht allein Dir für diese, sondern auch allen europäischen Regierungen für alle unsere Rajahs." Hiermit nun hofft man die europäischen Re-

[1]) Attentat auf den Kaiser Franz Josef.

[2]) Marzini hatte einen Putsch in Mailand in Scene gesetzt, um die Einheits- und revolutionären Tendenzen nach dem Siege Oesterreichs 1849 nicht einschlafen zu lassen.

gierungen zu gewinnen. Fürſt Menczikoff ſagt: „Das genügt mir nicht;“ zieht ab, hinter ihm ſeine ganze Geſandtſchaft, — et nous voilà. Die Ruſſen ſtehen, 110 000 Mann ſtark, an der Grenze der Donau-Fürſtenthümer und haben ihre Flotte im Schwarzen Meer für ſechs Monate verproviantirt. Die Türken rüſten, rüſten, und Lord Stratford de Redcliffe ſchnaubt Rache für ſie. So ſtehen die Sachen, und jeder Tag kann uns die Nachricht von einer ruſſiſchen Invaſion bringen. Indeſſen arbeiten die Türken an dieſen verſprochenen Freiheiten und Sicherheiten für die Chriſten, denen man mit größeſter Spannung entgegen ſieht. Ob für die Türken, nach den vom Sultan Mahmud gegebenen Verordnungen, welche eigentlich die bürgerliche Exiſtenz der Chriſten (die geiſtige iſt nie angefochten) ganz ſicherſtellen, noch viel zu thun bleibt, fragt ſich. Viele Wohlunterrichtete meinen, ſie könnten nicht weiter, ohne ſich ſelbſt zu vernichten. So viel von der Politik, die Einen doch nicht unberührt laſſen kann, wenn man ſo mitten innen ſitzt. Das Schlimmſte iſt immer ſeit 1848, daß Keiner mehr nach Preußen fragt, als nur, ihm gelegentlich einen Fußtritt zu geben, und daß keine Veränderung in Europa für Preußen weſentliche Vortheile bringen wird.

Arnaut-kjöi, den 7. Auguſt 1853.

Mein lieber Wilhelm!

. . . Es freut mich, daß unſere politiſchen Anſichten in der ruſſiſch-türkiſchen Angelegenheit übereinſtimmen. Vermöge Englands und Frankreichs Entſchlußloſigkeit wird wahrſcheinlich die Sache hier friedlich ablaufen. Vielleicht iſt eine ſolche Löſung in dieſem Augenblick ein großes Glück für Europa, aber der neue moraliſche Sieg, den Rußland erlangt, iſt auch nicht zu überſehen. Uebrigens hegt man hier ernſtliche Beſorgniſſe für das Leben des Sultans, falls es nicht zum Kriege käme, weil der einmal angefachte muſelmänniſche Stolz ſich vielleicht nicht gutwillig wird dämpfen laſſen. Wir haben einen ſehr heißen, dürren Sommer, und man ſieht mit Angſt dem Waſſermangel entgegen.

Gott befohlen Alle! Erneſtine.

20. October 1853.

Wir haben dies Jahr der politiſchen Wirrniſſe, welche die Herren über die Gebühr beſchäftigen (freilich nicht, falls ſie dadurch den Frieden erhielten), ſelber an gar keine Excurſion denken können. Mir war es angeſichts unſerer Finanzen ſehr recht, denn Louis hätte wohl ſonſt ſchwerlich einer Excurſion nach dem nahe gelegenen himmliſchen Bruſa widerſtanden. Ich habe, trotz vieler unvermeidlicher und unberechenbarer Zwiſchenfälle, mit großem Fleiß und Umſicht gearbeitet und bin allerdings in mancher Beziehung vorwärts gekommen, ſo daß ich das Jahr 1854 etwas ruhiger erwarten kann; aber freilich müßte es uns geſtattet ſein, noch eine Weile hier bleiben zu können, ſonſt würde es uns immer noch ſchlecht genug bekommen. Unter die unvorhergeſehenen Ausgaben muß ich beſonders einen thé dansant rechnen, den man meinem Mann abgequält hat, und der, obgleich nur für fünfzig bis ſechzig Perſonen, doch nahe an 200 Thaler (ohne Wein) betragen hat. Freilich mußt Du die hieſigen Preiſe bedenken, wo ein Clavierſpieler und zwei Muſiker 25 Thaler koſteten. Wenigſtens aber gelang Alles über Erwarten, und man tanzte ſehr munter bis vier Uhr. Der Ballſaal war unſer mit Marmor gepflaſterter Flur, den ich mit lauter improviſierten Kronleuchtern von Epheu und Tonnenbändern erleuchtet hatte. Die außerordentlich hübſche, erleuchtete und mit Blumen decorirte Treppe diente zur Verbindung mit den Zimmern, in denen geſpielt wurde, und wo ein Buffet die hungrigen Gemüther erfreute. — Den himmliſchen Herbſt genießen wir, ſoviel ſich's thun läßt, mit Waſſerfahrten und Spazierritten, — hier die einzigen Arten der Vergnügung, denn Gehen iſt bei den ungeheuren Entfernungen faſt außer Frage.

— — Das Hauptinteresse des hiesigen Lebens ist, wie Du denken kannst, die Politik, und die Herren haben kaum Sinn für Anderes. Die Türken, vom Hause aus im Recht, haben sich würdig und vortrefflich benommen, und namentlich ist die Haltung des Volkes zu bewundern, welches sich auch nicht eine Ungebührlichkeit zu Schulden kommen ließ, trotzdem es an Aufreizung griechischerseits nicht gefehlt hat. Die Regierung überschätzt ihre eignen Kräfte nicht und zweifelt keineswegs, daß sie in einem längeren Kriege mit Rußland unterliegen muß. Sie ist aber zum Entschluß gekommen, daß es sich entscheiden müsse, ob die Türkei fortbestehen könne, oder ob die Zeit ihres Unterganges gekommen sei. Sie will sich mit einem Wort ihrer Haut wehren. Ob sie hierin Unrecht hat, weiß ich nicht, weiß auch nicht, ob Europa ein Recht hat, ihr das zu verwehren, aus Angst, das Feuer könne auch bei ihnen ausbrechen, da doch eben dies Europa nicht den Muth hat, für die Türken aufzutreten. Sicher sind zwei Dinge in meiner Ansicht: Bei den Finanzen und der Verwaltung hier ist das Land in zehn Jahren nicht mehr fähig, einen Krieg auch nur anzudrohen und zweitens wird die Verachtung gegen den Giaur nicht vermindert durch diese Ereignisse. Nun aber die Kehrseite der Sache. — In der letzten Zeit haben die Türken Fehler auf Fehler gehäuft. Mit kindischer Eile habe sie ihr Kriegsmanifest ausgegeben und dadurch die Brücke hinter sich abgebrochen, — und nun kommen die schönsten Pläne und Garantien von allen Seiten, und die guten Türken haben sich selbst die Hände gebunden. Auf alle Fälle muß der Winter ziemlich still vergehen, und bis zum Frühjahr wird man wohl wissen, wie und wo man sich stellen will, wenn's wirklich zum Schlagen kommen sollte[1]). — Ich schreibe Dir, während man hier im Zimmer die wichtigsten Conversationen führt, auf- und abgegangen wird u. s. w. Verzeihe also, wenn der Brief das Gepräge dieser Unruhe trägt. — Noch muß ich ein Wort sagen von der schönen Dampfsegatte, welche der König zum Schutz der Preußen hergeschickt hat für den Nothfall. Am Fünfzehnten war an Bord derselben Gottesdienst bei wundervollem Wetter, was sehr feierlich ausfiel, und nachher bei uns Empfang türkischer Visiten und großes Diner von Preußen bei uns.

4. December 1853.

Zilly[2]), durch die ich zuletzt von Euch hörte, ist durch die Berichte der „Allgemeinen Zeitung" so eingeschüchtert, daß sie uns in fortwährender Lebensgefahr glaubt, indeß wir ganz unangefochten hier weiter leben. Unsere größte Gefahr ist der Hungertod, denn seit Ankunft der Flotten[3]) sind die Preise der Lebensmittel hier zu solcher Höhe gestiegen, daß ich noch nicht weiß, wie man das wird bestreiten können. Uebrigens theilen wir dies Loos mit den Freunden in Deutschland, denn auch bei Euch scheint große Theuerung zu herrschen wie hier, und bei uns ist das Ding mehr künstlich, glaube ich, als daß wirklicher Mangel da wäre. Zilly betet für den Sieg des Kreuzes, was auch jedem Christenmenschen nicht zu verdenken ist, aber mir gefällt die Hand, die das Kreuz erhoben, nicht, und noch weniger die Ursache, um derentwillen sie sich erhoben. Indeß hat der Krieg mit seinen Schrecknissen begonnen, und ich will hoffen, daß die erfochtenen Vortheile die Türken nicht übermüthig machen werden, was wohl geschehen könnte. Vortheile haben sie erfochten, trotz dem Leugnen der „Kreuzzeitung", und in Asien und der Wallachei siegten sie jedesmal. Erst heute ist die erste ungünstige Nachricht

[1]) Die Russen waren inzwischen in die Moldau und Wallachei, um sie als Pfand zu besetzen, einmarschirt. Die Türken setzten über die Donau und errangen zu Anfang einige Vortheile bei Kalafat.

[2]) Schwester meiner Mutter.

[3]) Der englischen und französischen.

eingelaufen von einer im Hafen von Sinope verbrannten kleinen Escadre[1]). Es iſt ſehr ſonderbar, daß die erſte Avantage der Ruſſen mit ihrer unbedingt ſchwächſten Waffe erfochten worden iſt. — Seit ungefähr vier Wochen liegen nun die fremden Flotten hier, und der Anblick, den ſie bei der herrlichen Scenerie der Natur gewähren, iſt großartig. Es ſind dreizehn Linienſchiffe[2]) und mindeſtens ſechzehn Dampfſchiffe hier und der Verkehr auf dem Bosporus ſehr lebhaft. Seit geſtern Abend iſt die Nachricht von der Affaire bei Sinope hier (doch noch ohne Details), und man iſt ſehr geſpannt auf die Entſchließung der Ambaſſadeurs, die, glaube ich, unbeſchränkte Vollmacht über die Flotten haben. Der neue franzöſiſche Botſchafter, der kaum vierzehn Tage hier iſt, ſoll ziemlich kriegeriſch ſein. Wir ſitzen nun bis auf Weiteres hier. Der Sultan hat angekündigt, daß er im Frühjahr nach Adrianopel gehen würde, um dem Heere näher zu ſein, in dieſem Falle würde das corps diplomatique ihn begleiten. — Wie iſt denn die Stimmung bei uns? Schwärmt man für oder gegen die ruſſiſche Allianz? Wenn England (von Frankreich will ich es gar nicht einmal erwarten) ehrlich gegen uns wäre, ſo wäre jetzt der Augenblick, für Preußen etwas zu thun! Aber wer denkt an uns, als wenn es ſich darum handelt, uns unter die Füße zu treten!

Arnaut-köi, den 10. Juni 1854.

Wüßteſt Du, mit welchen Sorgen ich hier zu kämpfen habe trotz der ſchönen Einnahme, Du würdeſt Dich verwundern. Natürlich ſind die Sorgen nur relativ, denn vor dem, was wirkliche Sorgen ſind, hat Gottes Gnade mich ſehr gnädig bewahrt, aber die Anforderungen hier ſind thatſächlich über unſere Kräfte. Die Preiſe der Lebensmittel und ſomit jede Arbeit ſind in fortwährendem Steigen, ſo daß wir uns entſchließen mußten, unſere ſtehenden Diners aufzugeben und uns auf nothwendige Einladungen zu beſchränken. Bei meinem geſelligen Sinn war mir dies ein Opfer. Die ſchmachvolle Stellung, die wir einnehmen, macht jedes Zurückziehen begreiflich, aber nach dem Laufe der Welt iſt auch Der, der ſich zurückzieht, nur zu leicht vergeſſen. Die große Diplomatie behandelt uns ſchon nach Verdienſt. Die Engländer treten auf uns, die Franzoſen mit mehr Manier verſpotten uns, der Oeſterreicher protegirt, behandelt uns wie Deſſau oder Waldeck. Ich wollte eigentlich ganz vermeiden, von dieſen Dingen zu ſprechen, weil Einem das Herz immer blutet, wenn man ſo etwas ſieht, wie Bonin's Entfernung[3]) — aber was ſoll man machen, wenn man mehr Ehre und Nationalgefühl hat, als die Leute oben, ſo verſchluckt ſich nicht Alles. Da ich nun einmal in dieſe Bahn getreten, ſo will ich das Capitel beendigen. Trotz aller Zeitungsnachrichten hält ſich Siliſtria und vertheidigt ſich glänzend. Leider iſt bei einer Attacke der Ruſſen der Gouverneur Muſſa-Paſcha[4]), ein ganz zuverläſſiger Mann, geblieben. Der Angriff auf das Fort Arabjia hat den Ruſſen 2000 Mann gekoſtet. Man glaubt, ſie werden die Belagerung aufgeben. Heute iſt eine franzöſiſche Diviſion, welche zum Hierbleiben beſtimmt iſt, eingetroffen, desgleichen Prinz Napoleon mit der ſeinigen, zum Weitergehen beſtimmten. Morgen geht der Herzog von Cambridge mit 8000 Engländern nach Varna. Man wünſcht die Ruſſen zum Schlagen zu bringen. Ich fürchte, ſie weichen aus. Und wenn ſie geſchlagen? Was dann?

[1]) In der Schlacht bei Sinope wurde die vor Anker liegende türkiſche Flotte von der ruſſiſchen überraſcht und total vernichtet.

[2]) Damals noch ſämmtlich Segelſchiffe.

[3]) Entlaſſung des Kriegsminiſters von Bonin, eines ausgezeichneten Officiers, der mit dem Prinzen von Preußen, nachmaligen Kaiſer Wilhelm I., befreundet, ſeinen Gegnern am preußiſchen Hofe zum Opfer fiel.

[4]) War früher preußiſcher Artilleriſt.

Welch merkwürdiger Krieg! Mir kommt er fast vor wie der Dreißigjährige[1]). Man begreift nicht, wo und wie er endigen wird. Gottes Wege sind freilich unerwartete und förderlicher als menschliche Anschläge. Hier wird allerdings das natürliche Gefolge des Krieges früher fühlbar werden, und das Erste: die Noth, hat bereits begonnen. In Griechenland ist das Stück nun auch aus und der Vorhang ist über das tragikomische Drama beim Wirbel französischer und englischer Trommeln gefallen. Der König sagte: „nicht wieder thun," und ergab sich demüthig[2]). Die Königin, die den König zu Allem gebracht hat, gab wenigstens die Schlacht nicht sogleich verloren — sie wollte sich unter die treuen Insurgenten werfen und mit ihnen womöglich Byzanz erobern. Weil man's aber nicht erlaubte, bekam sie Nervenzufälle. Was mich am meisten amüsirt, ist die Verbannung der Frau von . . .[3]), dieser Oberhofmeisterin, wie sie in Kotzebue's Komödie paßt, dieses Ideals von comérage. Sie war meines Mannes Feindin, weil dieser einen Hofball versäumte wegen einer Excursion unserer Jugend. Dies wird Dir ein Maßstab für sie sein.

Arnaut-kjöi, den 31. Juli 1854.

. . . Wir leben hier sehr still. Unsere Position und die große Theuerung sind Veranlassung dazu. Der Sommer ist heiß, und die durch französische Truppen importirte Cholera fängt an, sich auch in der Stadt zu zeigen. Welches Gefolge von Noth und Jammer solch ein Krieg noch vor seinem Beginnen schon schafft! Die alliirten Armeen stehen noch bei Varna und schossen noch nicht los, und bis jetzt thaten die verachteten Türken Alles allein. — Die Friedenshoffnungen schwanden von Neuem, seit die Russen mit verdoppelten Kräften in die schon geräumte Wallachei zurückgekehrt sind.

Constantinopel, 31. August 1854.

. . . Ich habe Dir wenig Positives zu berichten. Das Politische weißt Du aus den Zeitungen. Wir sind los von Oesterreich, dessen gehorsamer Diener wir geworden; möchten wir darum nicht der Rußlands werden! Unsere Stellung ist hier nicht mehr auszuhalten. Alles schimpft auf Preußen und versichert mir, Preußen sei an der Inaction der Verbündeten hier schuld. Dies Raisonnement verstehe ich nicht. In der verbündeten Armee herrscht die größeste Entmuthigung und, wie man behauptet, bei den jüngeren Officieren die größte Abneigung gegen diesen Krieg: eine gute Vorbereitung zu der Expedition gegen die Krim, welche endlich am 5. vor sich gehen soll! Oesterreich ist nun in den vollen Krieg verwickelt[4]); ob es die deutschen Interessen sind (ich glaube es nicht), die es dazu treiben, sein Herzblut daran zu setzen? Ich glaube, es fühlt, trotz aller Armeen, daß es in Italien den Boden unter den Füßen verloren hat und denkt an eine andere Niederlassung, auf türkischem Grund und Boden. Es vergißt aber, daß die

[1]) Es war dies die Periode, in welcher die Verbündeten nicht darüber schlüssig werden konnten, welches Operationsziel sie nehmen wollten.

[2]) Griechenland hatte 1854 Miene gemacht, sich den Russen anzuschließen. Eine Demonstration der vorbei fahrenden Engländer und Franzosen genügte, um es zum Umfall zu bringen.

[3]) Oberhofmeisterin bei der Königin Amalie.

[4]) Oesterreich war 1854 mit einer Armee in die Donau-Fürstenthümer eingerückt und hatte dadurch die Russen, ohne den Krieg zu erklären, zum Rückzuge aus Bulgarien gezwungen. Preußen hielt sich weiter neutral und verhinderte dadurch einen directen Angriff auf Rußland vom Westen her. Am 14. September waren 60000 Franzosen, Engländer und Türken in der Krim gelandet, schlugen die Russen unter Menczikoff an der Alma und rückten dann gegen Sebastopol vor, um es von der Südseite aus anzugreifen. Die Nordseite der Festung blieb frei.

der griechischen Kirche angehörigen Wallachen, Serben und Bulgaren eher ein russisches als katholisches Joch ertragen werden. Mir graut vor der Fluth der Invectiven, die über uns kommen wird, und ich glaube, daß es am besten wäre, in Hinterpommern zu sitzen und nichts zu hören noch zu sehen . . . Die Cholera ist mäßig, aber doch vorhanden.

Arnaut-köi, den 23. November 1854.

. . . Ich schreibe Dir während eines fürchterlichen Gewitters mit strömendem Regen . . . Der Winter begann diesmal schon im October, und seit Menschengedenken erinnert man sich kaum solcher Stürme als derjenigen, welche in diesem Monat geweht haben. In der Nacht vom 13. bis 14. wurden die vor Balaklawa liegenden Flotten furchtbar heimgesucht. Der „Henri IV", ein wundervolles französisches Linienschiff, ging verloren, ebenso die englische Fregatte „Retribution". Ein ägyptisches und türkisches Linienschiff und unzählige, mit den nöthigsten Dingen versehene Transportschiffe gleichfalls. — Der Hochmuth Derer, die die Einnahme von Sebastopol für ein Kinderspiel hielten, wird bitter gestraft, denn noch ist von Einnahme nicht die Rede. Uebrigens theilte keiner der höheren Militärs diese Ansicht, und Alle gingen mit Ernst an das Unternehmen. Die Siege[1]), welche erfochten wurden, sind so blutig gewesen, daß man sie kaum noch als solche bezeichnen kann. Die hiesigen Hospitäler sind überfüllt mit Verwundeten und Kranken. Die französischen waren von Hause aus, unter Leitung guter Aerzte und der Pflege der barmherzigen Schwestern, vortrefflich, dagegen die englischen aufs Entsetzlichste vernachlässigt, und erst nach und nach kamen sie in einen besseren Zustand. Du kannst denken, daß wir genugsam die Wirkungen dieses Jammers empfinden, und daß er noch fühlbarer wird, je mehr sich die Sache in die Länge zieht . . . Erzieht Theodor Becker[2]) seinen Thronfolger in solchem Preußenhaß, wie er in Darmstadt üblich ist? Du weißt, daß schon seit längerer Zeit die diplomatischen Verbindungen zwischen Darmstadt und Berlin aufgehört haben. Wie beunruhigend! Wenn nur Darmstadt nicht am Ende den Ausschlag gibt beim Bundestage! Es wäre zum Lachen, wenn's nicht zum Weinen wäre. Geht die Prinzeß Elisabeth nach Fischbach zugleich mit Frau von Barnim, der Operntänzerin?[3]) Ich hoffe nicht . . . Freue Dich, meine geliebte Lisa, an Deinem Sohn![4]). Was man in dieser zu Anfang so beschränkten Carrière leisten kann, darin hat ihm sein Onkel Eduard[5]) ein schönes Beispiel gegeben. Es ist möglich, daß er früh berufen wird, auch den anderen Theil dieses Berufes, den kämpfenden, zu erfüllen, und da wird ihm das Beispiel seines Großvaters vorleuchten, welcher an den verhängnißvollen Tagen von Jena zu den Wenigen gehörte, deren ehrend gedacht wird. — Das ist ein ernster Schluß, meine liebste Lisa! Aber ernst ist die Zeit, in der wir leben, ich betrachte oft mit Wehmuth die sich frisch entfaltende Jugend meines Töchterchens. Ernst ist der gewaltige Kampf, welcher, in der Wallachei begonnen, jetzt vor Sebastopol fortgesetzt wird — und mit welchen Opfern! Und ernster wird er werden, wenn dieser Brand noch um sich greift. Welch' ein Glück, daß nach den Kämpfen dieser Zeit eine Ewigkeit und eine Zeit der Ruhe uns lächelt — welche zu erkämpfen, zu erbitten unsere Bestimmung ist.

---

[1]) Schlacht an der Alma 20. September, bei Balaklawa 25. October, bei Inkerman 5. November 1854.

[2]) Sohn des Sprachgelehrten Dr. Becker in Offenbach.

[3]) Frau von Barnim ist die Tänzerin Fanny Elsner, welche Prinz Adalbert von Preußen ehelichte. Prinzeß Elisabeth, Schwester des Prinzen Adalbert, vermählt mit dem Prinzen Carl von Hessen und bei Rhein. Vergl. „Deutsche Rundschau" 1898, Juliheft.

[4]) Ich war vor Kurzem Officier geworden.

[5]) Bruder meiner Mutter, damals Oberstleutnant im Generalstabe.

Arnaut-köi, den 22. Februar 1855.

Mein lieber Wilhelm!

... Als im September die Alliirten nach der Krim gingen, berechneten die Kühnen die Zeit der Belagerung nach Tagen, die Bedächtigsten nach Wochen. Jetzt sind Monate verflossen, und was ist gewonnen? Tausende liegen begraben bei Inkerman und Balaklawa, und Abertausende füllen die Felder um Péra und Skutari. Die Sterblichkeit ist ungeheuer, und vor wenig Wochen rechnete man die Engländer vor Sebastopol noch 8000 Mann stark. Seitdem kamen bedeutende Verstärkungen. Die Franzosen litten zwar verhältnißmäßig weniger, doch auch genug. Dennoch haben sie jetzt 70 000 Mann in der Krim. Sie sind den Engländern unendlich überlegen in Allem, was die Verpflegung ihrer Leute anbelangt, und benutzen ihre Zeit wohl, um recht gemüthlich hier festen Fuß zu fassen. Drei Viertel der großherrlichen Gebäude, Kasernen, Schulen und Depôthäuser sind in ihren Händen, und jetzt fängt man an, leer stehende größere Privathäuser durch die Türken zu kaufen und sich geben zu lassen. Selbst im alten Serail, den kaum ein Franke ohne großherrlichen Firman betreten durfte, hausen sie. Dennoch sprechen die Franzosen noch vom Angriff auf Sebastopol. Vor etwa drei Wochen schrieb General Canrobert[1]) an einen Freund hier: „Nous prendrons Sébastopol avec ou sans les Anglais.“ Aber worauf warten sie? Die bessere Jahreszeit kann ihnen nicht viel bringen, aber den Russen um so mehr. Indeß leiden diese auch genug sowohl in der Festung als auch in Simferopol, wo ein furchtbares Fieber sogar schon die Bewohner des Landes ergreift. Man kann nicht umhin, seine Blicke auf Wien und seine Conferenzen zu richten, ob dort vielleicht der Grund aller Schwankungen und Zögerungen läge. — „O falsches Oesterreich, das du Frieden schließest, wo Krieg ist, und Krieg erklärst, wo du Frieden meinst,“ sagt Shakespeare schon in „König Johann“ zum Herzog von Oesterreich. Das paßt noch heute, und die Occupation der Fürstenthümer wird Rußland weniger als der Pforte schaden. Arme Pforte, du wirst bald den stolzen Namen der Hohen Pforte nicht mehr verdienen. Sonderbar bleibt die Art dieser Occupation und das Factum, daß die österreichischen Officiere von Jassy aus häufige Excursionen ins russische Lager machen und, wie man behauptet, genau unterrichtet waren von dem letzten Einfall der Russen in die Dobrudscha. Ebenso sonderbar war es, daß Oesterreich, während es Verträge schloß mit der Pforte und mit den kriegführenden Mächten gegen uns zu Felde zieht[2]), die Sprache der ganzen hiesigen Gesandtschaft vollständig russisch blieb. Der Internuntius selbst, Herr von Bruck[3]), der liebenswürdigste Mann, der mir seit Langem vorgekommen, beklagte und tadelte laut Oesterreichs Verfahren gegen Preußen. Wahr ist, daß die Türken ihm nicht trauten. Er ward Knall und Fall abberufen zum Leidwesen von Péra[4]), da er die deliciösesten Bälle gab, die ich noch je gesehen habe. — Péra sollte erst der Verhältnisse wegen diesen Carneval über in Sack und Asche bleiben. Da meinte denn Herr von Bruck, ein wenig Musik dürfe man schon machen, man sei ja noch nicht mit im Kriege drin. So wurden denn von einem guten Wiener Tanzorchester einige Ouvertüren gespielt. Die Mitglieder der Internationalen sind fast alle musikalisch. Jeder that sein Bestes, und so kamen ganz hübsche Dilettanten-Concerte zu Stande, deren Ende dann immer ein Chor von hiesigen Deutschen machte, die sehr hübsch eingesungen sind. Nach dem Concert ergötzte man sich an einem wohlbesetzten Buffet, und da man

---

[1]) Canrobert, später Marschall, hatte nach dem Tode des Marschalls St. Arnaud den Befehl über die französische Armee vor Sebastopol übernommen. 1859 nahm er Theil am Feldzuge in Italien, 1870/71 am Kriege in Frankreich. In Metz mit Bazaine gefangen.

[2]) Das heißt diplomatisch.

[3]) Der österreichische Gesandte in Constantinopel führte diesen Titel.

[4]) Bekanntlich das Gesandtenviertel von Constantinopel.

eben noch nicht im Kriege war[1]), benutzte man das anweſende Orcheſter und tanzte ganz munter bis zum Morgen. Lady Stratford wollte nur Diners geben und Abends empfangen. Sie begann mit einem Diner monstre, Corps diplomatique und türkiſches Miniſterium. Bei der Nachläſſigkeit der der Botſchaft angehörigen jungen Leute geſchahen lauter Confuſionen, und die Frau des ſardiniſchen Miniſterreſidenten zerfloß den ganzen Mittag über in Thränen, parce qu'elle se croyait lésée dans ses droits. Ich hatte ſie gerade vis-à-vis und ergötzte mich ſehr an ihrer immer röther werdenden Naſe. Neben mir ſaß ein alter Türke, der nichts als Türkiſch ſprach und gar nicht aß. Endlich ſtellt man ihm ein Glas punch à la romaine vor. Dies ſcheint ihm ungefährlich, er ergreift den Löffel, aber kaum koſtete er ſeinen Inhalt, ſo wirft er ihn entſetzt von ſich. Das war ſein ganzes Diner. Zum anderen Nachbar hatte ich den alten Stratford ſelbſt. Ein bedeutender, fascinating Mann; Gottlob, daß ich nicht die Verantwortung auf mir habe, welche auf ihm laſtet! Ohne ihn wäre England nicht, wo es ſteht. — Das Schlimmſte iſt, daß es perſönliche Feindſchaft gegen den Kaiſer Nicolaus iſt, welche ihn leitete.

Arnaut-kjöi, den 25. Februar 1855.

Bei wahrem Frühlingswehen beginne ich heute mein Schreiben an Dich. Die Mandelbäume in voller Blüthe ſchüttelten zwei Tage lang den dicken Schnee von ſich, und trotz einiger Nachtfröſte blühten ſie luſtig weiter und erfreuen ſich nun heute der mildeſten Lüfte. Auch die Veilchen blühen friſch und duftig, und ſo ſcheint es, daß Gottes Milde durch ein frühes Frühjahr und (möge er es geben) durch geſegnete Ernte einen Theil der Wunden heilt, der Entbehrungen lindert, welche der Krieg mit ſeinem Gefolge von Hunger und Noth ſchlägt. Der Winter war theilweiſe ſtreng, aber eher kurz, eine Wohlthat bei der Theuerung des Brennmaterials.

Arnaut-kjöi, den 24. Juni 1855.

. . . Ich weiß, daß ich ſelbſt für meine und Munnchens[2]) äußere Erſcheinung viel weniger ausgeben könnte, aber wenn Du den hieſigen Luxus ſäheſt, ſo würdeſt Du ob unſrer Einfachheit erſtaunen. In Berlin würden wir elegant ſein, aber hier, wo man viel die reiche Kaufmannswelt ſieht, iſt man geradezu ſchofel. Ebenſo mit der Einrichtung. Wir haben einen einzigen Salon in Seide, alles Andere ganz ordinär, aber ich kann es nicht erzwingen. — Wir haben auch ſonſt Noth und Kummer genug hier. Die Metzelei in der Krim (anders kann man dieſes erfolgloſe Kämpfen nicht nennen) dauert fort, und jeder Tag faſt bringt Verwundete und Kranke. Die Cholera wüthet unter den armen, unſchuldigen Sardiniern, die gar nicht wiſſen, wie ſie zur Theilnahme an dieſem Kampfe kommen[3]). Auch hier ſpukt ſie wieder ſtark herum. Das Gefecht vom 18.[4]) ſcheint furchtbar geweſen zu ſein. Im engliſchen Marinehoſpital liegt Capitän Lyons (Sohn des Admirals), einer der beſten Seeofficiere, ſterbend. Eine Kanonenkugel riß ihm die Wade fort. Die engliſchen Spitäler ſind jetzt faſt luxuriös geworden. Beſſer wäre es, ſie wären früher in leidlichem Zuſtand geweſen. Unſer Duodez-Hoſpitälchen hat mit viel Ungemach zu kämpfen gehabt; von drei Diakoniſſinnen war die eine neun Wochen am Typhus und unmittelbar nachher an der Cholera todkrank, die

[1]) D. h. Oeſterreich und Preußen waren nicht im Kriege.

[2]) Ihre Tochter Louiſe wurde in der Familie Munne genannt.

[3]) Die Theilnahme Piemonts baſirte auf der Ausſicht der ſpäteren Unterſtützung Frankreichs im Kampfe gegen Oeſterreich (1859).

[4]) Vergeblicher Angriff auf den Malakoff.

andere am Typhus und Unterleibsentzündung. Dazu ewig betrunkene Krankenwärter. Man bekommt wirklich eine Verachtung für den Deutschen im Ausland, wenn man dagegen die Mäßigkeit anderer Nationen sieht. Wir haben einen deutschen Kammerdiener, ein guter, anständiger Mensch, aber sobald er ausgeht, kommt er betrunken nach Haus. Wir haben außerdem drei Leute in der Küche, zwei im Stall, vier Kawassen, drei Bediente, zwei Hausknechte, drei Caiktschi[1]). Von diesen vielen Leuten ist ein Reitknecht und ein Hausknecht wegen Trunksucht entfernt worden. Wenn wir lauter Deutsche hätten, wie würde es uns da ergehen! Und bedenke dazu die Fasten der türkischen Leute. Zweihundert Fasttage im Jahr, davon alle ohne Fisch, Eier, Butter und Milch; beinahe die Hälfte sogar ohne Oel und Früchte. Freilich leistet daher der Arbeiter weniger als bei uns. — Indem ich Deinen Brief noch einmal überblicke, fallen meine Augen auf das Unglück der Stadt Brussa[2]). Das ist ein wirklich namenloses Elend, und dabei der Verlust so vieler Prachtwerke der Baukunst. Denke Dir, daß von 365 Minarets drei stehen geblieben; dies wird Dir den Maßstab der Zerstörung geben. Man gibt uns leider aber ein so trauriges Bild von der Noth und der Verarmung in Deutschland, daß es Einen mit den ernstesten Befürchtungen erfüllt, besonders wenn man bedenkt, daß Deutschland auch gewiß noch in den großen Kampf hinein gezogen werden wird. Das Ende dieser Trübsal ist aber gar nicht abzusehen, und wir müssen Gott nur bitten, daß die Alliirten ihr letztes Mittel nicht gebrauchen möchten, denn das, fürchte ich, möchte für Deutschland die schlimmsten Folgen haben ... Oesterreich wird immer obenauf bleiben, indeß man auf uns mit Füßen tritt, und mit Recht, denn wir spielen doch nur noch russische Provinz. Was ist denn das für eine neue Mode mit den Condolenzadressen an die Kaiserin?[3]) So was habe ich noch nie gesehen. Des Kaisers Tod war der eines klaren, ruhigen, bedeutenden Mannes, der weiß, daß der Tod kommen muß, und der ihm nicht wie ein Schwächling, sondern wie ein Mann ins Auge sieht ... Ich habe ihm weder meine Bewunderung noch mein inniges Gebet für sein ewiges Heil versagt. Aber dazu braucht es nicht so viel Affection. — Ich finde, je älter man wird, und je näher man Denen kommt, welche die Geschicke der Völker leiten sollen, desto strenger beurtheilt man sie, weil man die große Verantwortlichkeit fühlt, die Gott ihnen gegeben.

Arnaut-kjöi, den 10. October 1855.

Politisch gibt es nicht viel, und ich höre noch weniger, seit Louis fort ist. Französische und englische Intriguen, beim Volke vollständige Apathie. Die Einnahme der Südseite von Sebastopol[4]) hat fast gar keinen Eindruck gemacht. Das Volk leidet durch Theurung und Hunger; der Gebildetere sieht die Occupation auf Jahre hinaus vor Augen, — Alle bedauern, daß man sich nicht mit Rußland arrangiren konnte. Die Bevölkerung Griechenlands ist bedeutend kleinlaut geworden seit den letzten Ereignissen. Sie hielt es für unmöglich, daß die Alliirten irgend einen Vortheil über die geheiligten Waffen des Kreuzes erringen könnten. Ueberdies gehen die Geschäfte im Königreich schlechter und schlechter, und ich sehe mit Nächstem König Otto abziehen[5]). Seit Louis' Abreise bin ich ohne Caik und

[1]) Sänftenträger.

[2]) Sie war eben damals durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört worden.

[3]) Kaiserin von Rußland. Die ältere, reactionäre Partei in Preußen sah in Kaiser Nicolaus I. den Beschützer der monarchischen Sache. Er war am 2. März 1855 gestorben.

[4]) Der Malakoff war von den Franzosen unter Mac Mahon (j'y suis, j'y reste) erstürmt worden (8. September), während die Angriffe der Engländer auf das große Redan scheiterten. Die Russen räumten sodann die Südseite von Sebastopol und steckten ihre Flotte in Brand.

[5]) Dies geschah wirklich durch die Revolution von 1865.

ohne Pferde, und da Alles jetzt unerschwinglich ist, so bleibt man zu Hause. Ich beschränke unsre Fahrten auf die Kirche und auf die nöthigsten Visiten. Die Dampfschiffe sind ihrer Ueberfüllung wegen fast lebensgefährlich und auch wirklich nicht ganz anständig für unsereins, denn da es nur einen Preis gibt, so fährt Krethi und Plethi mit Einem. — Ernst der Dicke hat außerordentlich viel Anlagen zu Sprachen, und wir denken öfters daran, ihn vielleicht für das Dragomanat zu bestimmen. Es ist keine glänzende Carrière, aber er kann von da doch Consul werden. Bis er groß wird, kann freilich Constantinopel und seine Regierung eine sehr andere Gestalt gewinnen.

Arnaut-köi, den 18. November 1855.

Mein lieber Wilhelm!

In der Krim ist für den Augenblick Alles ruhig. Pélissier war es unmöglich, auf einen Rath des General Simpson[1]) einzugehen, sonst hätten die Russen wohl die Krim schon räumen müssen. Sie werden es doch wahrscheinlich noch im Laufe des Winters thun, und dann sind die Heldenthaten dieses Krieges wohl vollendet. Asien wird man den armen Türken allein zu vertheidigen überlassen. Indessen zeigt l'homme mourant noch immer einige Lebenskraft, und nach dem neulichen Siege von Kars ist ein zweiter zu vermelden bei Batoum durch Omar Pascha, bei welchem er fünf Geschütze erbeutete. Mich freut's immer am meisten, wenn's die Türken allein machen. Die Alliirten freuen sich desto weniger. Ich glaube wie Du, daß die Franzosen eher zum Frieden geneigt sein werden als die Engländer. Und doch versäumen die englischen Officiere keine Gelegenheit, zu erklären, wie müde sie dieses Krieges wären. Aber wie zum Frieden gelangen? Der Geldmangel wird vielleicht ein Hauptbeweggrund werden, denn in Frankreich scheint die Noth bereits fühlbar. So lange die Regierungen nichts thun können, um die Brodpreise zu mäßigen, so lange zeigen sie, daß ihr Wissen Stückwerk ist. Hier ist die Theuerung der Lebensmittel, des Brennmaterials und des Leutelohns ungeheuer. Wir haben mehrere Bedienstete abgeschafft und zahlen doch 60 Thaler monatlich Lohn mehr als früher. Que faire? Louis hat sich ein Ziel gesetzt, welches er einzuhalten gedenkt.

Arnaut-köi, den 13. Februar 1856.

. . . Der Carneval war sehr kurz, aber ziemlich brillant; namentlich ließ Lady Stratford alle Hunde los. Sie gab außer Diners und Bällen einen maskirten Kinderball und einen costümirten Ball für Große. Letzterer ein sehr saurer Apfel, weil sie auch costümirte Mütter verlangte. Auf dem Kinderball figurirten unsere Jungen als Altenburger Bauern. Ein Schneider hatte die Gnade, mir ihre Jacken zuzuschneiden und zu heften, wofür ich mehr zahlte, als für ganze Jacken bei uns, aber genäht wurden sie zu Haus, ebenso wie die sehr schwierig zu machenden weiten, kurzen Hosen, Westen u. s. w. Das hat mir viel Mühe und Arbeit gekostet, aber wenigstens sahen sie allerliebst aus. Es paßte auch so gut zu ihren Gesichtern und kurz geschorenen Köpfen. Ernsthafter wurde der zweite Ball; dieser fand mit Recht die größte Opposition in dieser theuren Zeit, aber Lady Stratford bestand darauf. — Als ich am Nachmittag zur Stadt gefahren komme, Louis war wegen der Post schon von früh an drin, werde ich mit der Nachricht empfangen: der Sultan kommt zu Lady Stratford; so hatte man denn wieder etwas Unerhörtes

[1]) Die Engländer wurden zuerst vom Lord Raglan, der bei Waterloo einen Arm verloren hatte, befehligt, nach dessen Tode durch Krankheit von dem General Simpson. Worin der Rath dieses Generals bestand, ist mir nicht bekannt.

von ihm verlangt, was ihn noch tiefer herabsetzt in der allgemeinen Meinung, und das in einem Augenblick, wo man ihm Concessionen abdringt, die sein ganzes Reich umzuwälzen drohen. Der nächste Erfolg dieses Schrittes war, daß in der folgenden Nacht einer der schönsten Sommerpaläste des Sultans abbrannte, der zweite, daß er sich vier Tage später beim französischen Botschafter zum Ball ansagen ließ. Das Ceremoniell bei beiden Bällen war dasselbe, aber im französischen Palais war Alles viel ordentlicher, und da alle Menschen in ihrem natürlichen Costüm waren, so schien die Sache dem Sultan besser zu behagen, wenigstens blieb er viel länger, sah viel freundlicher aus und sprach viel mehr. Auf dem ersten Balle wurden ihm zuerst die Frauen der Missionschefs vorgestellt und dann auch die Töchter. Somit gelangte auch Munnchen zu dieser Ehre. Er sprach nicht mit den Frauen, die ihm vorgestellt wurden, sondern grüßte nur sehr verbindlich. Auf dem zweiten Balle fragte er mich durch den Minister, der ihm dolmetschte, ob ich gute Nachricht von Emin habe, er höre mit Vergnügen, daß er sehr fleißig sei. Es war Redensart, aber doch gut gemeint. Mit Louis unterhielt er sich längere Zeit türkisch, was eine ganz besondere Ehre ist, weil gegen die Etikette. — Sichtlich waren ihm die Costüme unheimlich. Es waren auch recht unschickliche, unter Anderen ein bettelnder Derwisch (eine Art geheiligte Person), der sich immerwährend vor dem Thron herumdrehte, höchst schofele Matrosen und dergleichen mehr. Unter den anwesenden Fremden ist auch ein junger Rothschild in finanziellen Geschäften hier. Er hat die Schlauheit ausgeübt, die Curse herabzudrücken, so daß wir in diesem Monat für unseren Wechsel 3000 Piaster (circa 150 Thaler) weniger bekommen haben, und dagegen steigen die Lebensmittel fortwährend: zweieinhalb Pfund Rindfleisch in diesem Augenblick einen Thaler.

Arnaut-kjöi, den 10. August 1856[1]).

. . . Dabei fällt mir ein, daß ich kürzlich die Bekanntschaft der berühmten Miß Nightingale[2]) machte. Welch' edle Erscheinung! Hübsch, anmuthig, durch und durch vornehm, reich und, trotz aller äußerer Vorzüge, barmherzige Schwester im wahren Sinne des Wortes. Man möchte die Geschichte eines solchen Herzens kennen, ob ihm dieser Segen als Gnadengeschenk gekommen, ob er durch innere Prüfungen erkämpft worden ist! Auf dem Spiegel des Angesichts ist nichts von Kampf zu lesen; da ist nur tiefe Ruhe und seliger Friede. Die Vorsteherin unseres kleinen Krankenhauses sagte mir einmal: „Ach, wenn ich so töchterreiche Familien sehe, so denke ich oft: wüßtet Ihr nur, wie selig es ist, das Leben welches wir erwählt haben, ihr kämet gewiß Alle, oder doch recht Viele." Und doch ist das Leben wirklich Mühe und Arbeit. — Aber dazu läßt sich nichts thun; Gott muß es geben; und wer es ohne inneren Beruf unternimmt, der hält es nicht aus. Von uns kann ich Dir sonst wenig melden. Wir leben still, sehen wenig Leute, denn wir wollen durchaus die Kriegsunordnung wieder überwinden. Bis jetzt sind die Preise wenig hinab gegangen und sogar die des Getreides in den letzten Wochen wieder gestiegen, weil die Ernteaussichten in der Moldau und Wallachei gestört worden sind. Der Handel mit Rußland ist noch gar nicht hergestellt. — Ich selbst nehme keine Einladungen an, weil ich nicht nach Sonnenuntergang auf dem

[1]) Die Friedensunterhandlungen waren inzwischen durch eine Conferenz in Paris, zu der ganz zuletzt, nach vollständiger Regelung, auch Preußen zugelassen worden war, zum Abschluß gelangt.

[2]) Miß Florence Nightingale, geboren 1820, aus reichem Hause, verwandte den größten Theil ihres Vermögens und ein ihr von der Nation geschenktes Capital von 1 Million Mark für Zwecke der Krankenpflege und war während des Krimkrieges Vorsteherin der englischen Hospitäler in Skutari und Balaklawa.

Meere ſein darf. Das iſt ſehr bequem, ſo zu Haus zu bleiben. Uebrigens wird man auch nicht viel mit Einladungen moleſtirt, namentlich Preußen nicht, welches jetzt mehr denn je fünftes Rad am Wagen iſt. — Mein armer Mann hat eine Menge unangenehmer Geſchäfte, in denen man es recht deutlich fühlt, wie man uns unſere „Lauheit“ nachträgt. Dagegen geht Oeſterreich mit vollen Segeln, und die Familie Prokeſch läßt es an coups de pattes nicht fehlen. All' dergleichen Dinge mögen heilſam ſein, aber zum Mindeſten erheitern ſie das tägliche Leben nicht. Bis jetzt war unſer Vernehmen mit allen öſterreichiſchen Miſſionen, ſowohl in Athen als hier, das allerbeſte, freundſchaftlichſte, und es iſt mir leid, daß man jetzt, ohne alle beſondere Veranlaſſung, in eine an Unhöflichkeit grenzende Kälte gekommen. Jetzt ſammeln ſich hier die Bevollmächtigten für die Regelung der Verhältniſſe der Donau-Fürſtenthümer. Aber das gottvergeſſene Franzöſiſch, das die lieben Landsleute reden, verdirbt die beſten Leute. Auch in dieſer Angelegenheit ſucht Oeſterreich uns ein Bein zu ſtellen [1]).

Später: Ich hatte Beſuch bekommen, war unterbrochen worden und muß nun in ſpäter Abendſtunde dieſe Zeilen ſchließen. Sie werden Dir nicht viel Neues ſagen. In kurzer Zeit erwartet man die ruſſiſche Geſandtſchaft. Die Kanzlei iſt ſchon ſeit einigen Wochen hier, doch hört und ſieht man wenig von all' dieſen Leuten. Sie ſind noch nicht wieder à leur aise. Mahmed Kyprisly Paſcha bereitet ſich, in wenigen Tagen nach Moskau abzugehn, um der Krönung [2]) beizuwohnen —; der erſte türkiſche Geſandte, dem dieſe Ehre zu Theil wird. Sie conſtatiren dadurch leur entrée dans le concert européen. Die Türkinnen beweiſen dies dadurch, daß die Schleier immer durchſichtiger werden, und daß ſie Carraccos nach franzöſiſchem Schnitt und weiße Unterärmel tragen; übrigens aber bleiben ſie ebenſo ſtupide wie früher.

Arnaut-köi, den 20. Januar 1857.

. . . Wenn ich hier Lady Stratford ſehe, die in Gold und Luxus ſchwimmt, und welch ein geplagtes Leben, voll Rückſichten nach allen Seiten, von unerfülltem Ehrgeiz, von ewigen Kränkungen ſie führt, ſo möchte man lieber in einer Bauernhütte Kartoffeln und Salz eſſen, aber Frieden haben. Wenn ich an uns denke, wie lange Jahre Louis dieſe Stelle gewünſcht hat! Unter wie ungünſtigen Umſtänden trat er ſie an! Ein unzureichendes, verſtimmtes Dienſtperſonal und unzählige beaux restes der Jahre 48 und 49 der aufſäſſigen Unterthanen [3]). Nach mehrjähriger Bemühung glich ſich Manches aus. Da kam der Krieg und in ſeinem Gefolge eine ſolche Theuerung, daß das Leben hier wirklich eine wahre Laſt geworden iſt. Schlechte, betrügeriſche Leute — Unannehmlichkeit aller Art. Das Ende des Jahres war beſonders reich daran, und auch das neue iſt nicht beſſer geworden. — Ich fühle mein Alter, weil mir auch das Schreiben ſchwer wird. Auch mein Gedächtniß nimmt ſchmählich ab. Es iſt ſchon gut, ſolche Mahnungen zu erhalten, die Einem zeigen, daß das Ende nicht mehr weit ſein mag [4]). — —

---

[1]) Man wird in dem Wechſel der Geſinnungen gegen Oeſterreich an den Bismarck's als Geſandter im Bundestage erinnert. Ich entſinne mich ſehr wohl, daß ich Frau von Wildenbruch im September 1850 in Berlin ſehr lebhaft gegen den Krieg mit Oeſterreich habe ſprechen hören, weil ſie damals eine Stärkung des revolutionären Geiſtes davon befürchtete und auch unſeren Sieg für ſehr zweifelhaft hielt.

[2]) Alexander's II.

[3]) Dies ſcheint ſich auf in der Türkei anſäſſige Preußen zu beziehen.

[4]) Dieſe Todesahnung iſt um ſo merkwürdiger, als Frau von Wildenbruch damals erſt zweiundfünfzig Jahre zählte.

Ich weiß gar nicht, ob unsere freisinnige Kirche eine Lehre darüber festgestellt hat, inwiefern Gott uns gutgetragenes oder unverschuldetes Leiden dereinst anrechnen wird. Die katholische Kirche hat darin ihre nach menschlichem Gefühle sehr trostreiche Lehre, wie sie denn überhaupt mehr Rücksicht auf die Schwäche des Menschen nimmt als unsre, die den Menschen vollkommen haben will und ihm doch jeden Anspruch zugleich nimmt. Zuweilen will mir's vorkommen, als gelangten wir dadurch zu dem Thun der Pharisäer: „Ihr ladet den Menschen unerträgliche Lasten auf und rühret sie nicht mit einem Finger." Der menschlichen Eitelkeit mag es recht heilsam sein, wenn man ihr täglich vorhält: „und wenn Ihr Alles gethan habt, so seid Ihr unnütze Knechte gewesen." Da man aber niemals Alles gethan hat, so frage ich mich oft, auf welche Stufe man dann hingehört, wenn man nicht einmal ein unnützer Knecht geworden. Nun, Gottes Gnade wird's wohl machen.

Arnaut-kjöi, den 26. Februar 1857.

. . . Mit meiner Gesundheit geht es täglich schlechter. Ich leide entsetzlich, der Arzt gesteht, das Uebel, welches in verhärteten Drüsen besteht, sei unheilbar, aber er behauptet, die Schmerzen die ich jetzt litte, wären ganz vorübergehend.

Ich weiß nur, daß sie seit mehr als zwei Monaten in steter Zunahme sind, und daß ich nicht weiß, ob zwanzig Jahre (die er mir prognosticirt) eines solchen Zustandes ein Glück wären.

Wir hoffen, im Frühjahr nach Haus zu reisen. Bis jetzt erhielt Louis seinen Urlaub noch nicht, aber ich hoffe, man wird ihn ihm nicht verweigern.

Zuweilen frage ich mich, ob ich werde reisen können, aber vielleicht bringt die mildere Jahreszeit mir eine Linderung . . . Die Regierung hat kein Geld, die Stelle anders zu dotiren, aber wir haben auch keines, um zuzuschießen und doch plundrig zu leben. —

Lord Stratford hat 77 000 Thaler Gehalt und zwei Palais mit bezahlten Gärtnern und Portiers u. s. w. Freilich macht er ein brillantes Haus — aber Lady Stratford versicherte mir ganz kürzlich, sie setzten zu. Dies kann Dir zum Maßstab der hiesigen Verhältnisse dienen.

Wir haben noch immer einen Theil der englischen Flotte hier; der alte Lyons[1]) blieb gewiß bis zum letzten Tage. Das ist ein einziger alter Herr. Lauter Witze und Späße und dabei wie Stahl und Eisen. Seine Officiere beleben die Bälle noch sehr und sind Munnchens Haupttänzer. Zu Haus sieht es ja nicht sehr erfreulich aus. Die Neuenburger Angelegenheit ist auch nicht gerade brillant abgelaufen[2]), und die Steuerangelegenheiten sind ebenso wenig erheiternd. Zuweilen fürchte ich mich vor dem Nachhausekommen, denn es wird gewiß recht geschimpft, und das ist immer so traurig. Nebenbei hat man auch seinen allgemeinen Kummer für Deutschland, das doch in seiner Zerfahrenheit immer jämmerlicher wird — hätte man nicht Kinder zu erziehen, so möchte man zuweilen sagen: „Ich wollte, es wäre Schlafenszeit, und Alles wäre vorüber."

---

[1]) Englischer Admiral.

[2]) 1848 wurde Neuenburg durch eine Revolution republikanisirt. Preußen ließ es stillschweigend zu. Aber 1856 erhoben die Royalisten das preußische Panier, wurden jedoch überwältigt und ins Gefängniß geworfen. Durch Frankreichs Vermittlung erfolgte ein Vergleich, nach welchem die Schweiz die gefangenen Chefs der Erhebung entließ, Preußen aber allen Ansprüchen auf Neuenburg entsagte.

Arnaut-kjöi, den 20. April 1857.

. . . Ich hätte Dir, Liebſte, gern noch länger die Kenntniß meines Zuſtandes erſpart, weil ich wußte, wie tief er Dich betrüben würde, aber endlich mußte es doch geſchehn. Wir wollen uns nicht Illuſionen machen, Liebſte, daß, weil manches ähnliche Leiden geheilt worden iſt, das meinige auch geheilt werden müſſe, ſondern wollen das von Gottes Willen abhängig machen, indem wir zugleich thun, was vernünftige ärztliche Hülfe gewähren kann. — Als ich an Wilhelm's Geburtstag ſchrieb, glaubte ich noch Wochen lang nachher nicht mehr an die Möglichkeit der Rückreiſe. Seit drei Wochen haben fortwährende Umſchläge von Eiswaſſer die Schmerzen zeitweiſe ſehr gemindert. Auch ſind in der äußeren Erſcheinung des Uebels einige Symptome eingetreten, welche man für günſtig hält, und ſo bin ich zu dem Entſchluß gekommen, unſere Abreiſe zu beſchleunigen. Wir hoffen ſie demnach den 6. Mai über die Donau anzutreten. Ich leugne nicht, daß ich mir wünſche, nach Haus zu kommen. Einmal möchte ich Emin [1]) wieder ſehn, und dann, glaube ich, iſt es beſſer für die Anderen, namentlich bei einem ſchlimmen Ausgang, wenn ihn Gott beſchloſſen haben ſollte.

Wir haben bereits die Vorbereitungen zur Abreiſe begonnen, ſo daß ſchon ziemlich viel Getriebe um mich her iſt, und ich mitunter wünſche, erſt eingeſchifft zu ſein. Bis dahin gibt es noch manche Stunde des Schmerzes zu ertragen, dann auch wird mir der Abſchied von manchen Dingen und Menſchen ſchwer werden. Auch den ſchönen Himmel und die herrliche Ausſicht werde ich vermiſſen, aber es überſteht ſich und vergißt ſich ja Alles. Alſo Muth und Geduld; dieſe beiden Dinge thun mir oft noth, aber das Beſte iſt, daß Gott ſie nie verſagt, wenn wir darum bitten. Behalte auch Du Muth, meine liebſte Liſa! und ängſtige Dich nicht zu viel, ſondern halte immer den Gedanken feſt, daß Alles, was an uns geſchieht, nur Gottes Wille iſt. Wüßteſt Du, mit welcher Liebe ich umgeben und gepflegt bin, Du würdeſt gar nicht für mich ſorgen. Verzeih meine ſchlechte Schrift, aber mein linker, unbrauchbarer und ſehr ſchmerzhafter Arm hindert mich ſehr. Ich umarme Euch Alle in Gedanken. Auf Wiederſehen.

Leider ſollte ſich der Wunſch des Wiederſehens nicht erfüllen. Nach einem Aufenthalt in Berlin ging die Familie Anfang Juni 1857 nach Bad Rehme (Oeynhauſen), wo Frau von Wildenbruch, auf bewährten ärztlichen Rath, Heilung von dem zerſtörenden Uebel zu finden hoffte. Zuerſt ſchien der Gebrauch der Bäder Heilung zu verſprechen, dann aber verſchlimmerte ſich die von unerträglichen Schmerzen begleitete Krankheit wieder.

Wenn die Kranke zeitweiſe Linderung empfand und von lieben, ſie verehrenden Freunden umgeben war — darunter auch der Geheimrath Abeken [2]) — entfaltete ſie den alten Reiz ihrer Unterhaltung und die Geiſtesfriſche, die ſie ſtets auszeichneten. Ihre letzten Briefe beſchäftigen ſich in rührender Weiſe mit der Zukunft ihres Gatten, ihrer Kinder, ihrer Freunde und geben Zeugniß, daß ſie die gläubige Ergebung in den Willen des Höchſten, die ſie im Leben ſtets gezeigt, auch Angeſichts des Todes bewährte. Zurückgekehrt nach Berlin, ſchloß ſie die treuen Augen am 2. Januar 1858. Auf dem alten Garniſonkirchhofe in Berlin fand ſie ihre Grabſtätte neben ihren Pflegeeltern. Ganz in der Nähe wurde 1893 ihr Sohn Emin beſtattet.

[1]) Befand ſich in einem Penſionat in Halle.

[2]) Vergl. Heinrich Abeken, Ein ſchlichtes Leben in bewegter Zeit. S. 245. Berlin, Mittler & Sohn. 1898.

Robert Lindet und der Wohlfahrtsausschuß.

[Nachdruck untersagt.]

Nahezu ebenso merkwürdig wie die Geschichte der französischen Revolution ist diejenige ihrer Beurtheilung im französischen Schriftthum. Auf eine kurze Periode unterschiedsloser Verurtheilung alles Dessen, was mit dieser größesten aller neueren Staatsumwälzungen irgend im Zusammenhange stand, folgte ein ungleich längerer Zeitabschnitt ebenso unterschiedsloser Verherrlichung des Dramas der Jahre 1789—1794. In der Richtung einer solchen bewegt sich die Mehrzahl aller populär gewordenen Geschichtsbücher neuerer Zeit. An das Herz des französischen Volkes sind die Taine und Sorel niemals gedrungen, indessen die halben und ganzen Parteischriften der Thiers, Michelet, Louis Blanc u. s. w. bis zur Stunde ein zahlreiches und dankbares Publicum um sich versammeln. In der Gefolgschaft dieser Männer bewegt sich eine beständig zunehmende Schar von Schriftstellern zweiter Ordnung, die den vor hundert Jahren angestellten Versuch, die tausendjährige Vergangenheit eines großen Volkes auszustreichen, als Erzeugniß tiefsinnigster politischer Weisheit anpreisen und dem Leser zumuthen, die sogenannte große Revolution nicht nur „en bloc", sondern auch in allen Einzelheiten zu „acceptiren". Nicht nur, daß die Schreckenszeit der Jahre 1793 und 1794 in diese Apologien mit einbegriffen wird — diese entsetzliche Periode soll den Höhepunkt des gesammten Zeitabschnitts der Revolution bedeuten! Die Herrschaft des jacobinischen Wohlfahrtsausschusses soll Frankreich gerettet, ihr gewaltsamer Zusammenbruch aber den Anfang des Endes einer Zeit republikanischer Herrlichkeit gebildet haben, wie der Welt sie nur einmal beschieden gewesen. Die Verbrechen der Jahre I und II werden dabei als Naturereignisse behandelt, an denen „eigentlich" Niemand und am wenigsten die damaligen Träger der Gewalt schuldig gewesen. Den einen oder den anderen Helfershelfer der Schreckenszeit gibt man allenfalls preis, ihre Heroen aber sollen der Vertheidigung überhaupt nicht bedürfen. Jeder dieser „großen Männer" hat seinen Specialverherrlicher gefunden, der mit mehr oder minder reichlicher Aufwendung von Scharfsinn, Gelehrsamkeit und „Philosophie" zu beweisen gewußt hat, daß sein Held an den 2700 Todesurtheilen, die das Pariser Revolutionstribunal binnen fünfzehn Monaten aussprach, ebenso unschuldig

gewesen sei, wie an den gleichzeitigen Greueln in den Departements. Daß diese Tugendhaften vielfach gegen einander gewüthet haben, daß Danton und Desmoulins an der Abschlachtung der Girondisten mit schuldig gewesen, daß Robespierre und St. Just den vortrefflichen Danton, daß Billaud und Collot den tugendhaften Maximilian auf das Schaffot gesendet und die Carnot, Lindet und Cambon dazu Ja und Amen gesagt haben — das wird auf Rechnung des Fatums gesetzt, desselben Fatums, das für die „eigentlich" von Niemandem gewollten Septembermorde, für die Hinrichtung nach Hunderten zählender unschuldiger Weiber und Kinder u. s. w. verantwortlich zu machen ist. Daß die Unterzeichner der Decrete des Wohlfahrtsausschusses den Inhalt derselben in der Mehrzahl der Fälle gar nicht gekannt haben, beziehungsweise gar nicht kennen konnten, gilt den Lobrednern der Schreckenszeit für eine Thatsache, an welcher nur vollendete Ignoranten zweifeln können. Wie der große Carnot die Unverantwortlichkeit der einzelnen Mitglieder des Ausschusses für dessen Waltungen bereits im September 1794 bestritt, so hat Ernest Hamel den Nachweis geliefert, daß unter den schändlichsten dieser Decrete die Unterschrift Robespierre's fehlt, und Michelet constatirt, daß die Gegner dieses Trefflichen ihre gegen denselben erhobenen Anklagen in der Folge bitter bereut haben! Ehrenmänner sind die Mitglieder des berühmten Ausschusses allesammt gewesen, denn jedem von ihnen steht mindestens ein Ehrenmann zur Seite, der für seine Unsträflichkeit volle Bürgschaft übernimmt. Trifft den Einzelnen überhaupt ein Vorwurf, so ist es der eines zu weit gehenden Vertrauens zu den Collegen. Wer unter ihnen schließlich der Schuldige gewesen, bleibt am besten unerörtert; das Schicksal hat es so gewollt, und daß Revolutionen nicht mit Rosenwasser gemacht werden können, wissen wir Alle.

Die Zahl der Schriftsteller, die sich an diesem Rettungswerk betheiligt haben, hat neuerdings einen Zuwachs erhalten. Nachdem Herr Hamel uns bewiesen hatte, „daß Robespierre einer der größten Wohlthäter der Menschheit" — nachdem wir durch Michelet erfahren haben, „daß St. Just eine Hoffnung Frankreichs gewesen, über deren Verlust sein Vaterland sich noch heute nicht tröstet" — nachdem Louis Blanc für das gefühlvolle Herz Couthon's und Dr. Robinet für die Unsträflichkeit Danton's gut gesagt, ist in der Person eines Herrn Armand Montier[1]) ein Verherrlicher des Wohlfahrtsausschuß-Mitgliedes Robert Lindet auf den Plan getreten. Neben seinem Collegen Carnot (dem Manne, dessen Unterschrift unter den blutigsten der Blutdecrete des Jahres 1794 gefunden wird und der dennoch ein Feind des Schreckenssystems gewesen sein soll) ist Lindet auch bei den Historikern der gemäßigten Richtung durchschnittlich am besten gefahren; immer wieder ist von ihm behauptet worden, daß er zu den fleißigsten und achtungswürdigsten Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses gehört habe. Dazu kommt, daß über den Menschen Lindet nur wenig gesagt wird und nur wenig gesagt

[1]) Robert Lindet, député à l'assemblée legislative et à la convention, membre du comité de salut public, ancien ministre des finances. Par Armand Montier, avec une préface de M. Etienne Chavray. Paris, chez Felix Alcan. 1900.

werden kann: läßt doch bereits das dem Werke Montier's beigegebene Bildniß des Mannes mit dem faltenreichen Gesicht, der großen Nase und dem grämlich zusammengekniffenen, breiten Munde auf einen Actenreiter schließen, der aus seinen Papieren nur selten heraus sah und als vollendeter Doctrinär mit dem, was des Lebens holden Schmuck und Ueberfluß ausmacht, höchstens gelegentliche Berührungen gehabt hat. — Sehen wir diesen besten und reinsten Typus des Jacobinerthums näher an, um von der Art und Beschaffenheit der gesammten Gattung eine Vorstellung zu gewinnen!

Ungleich der Mehrzahl seiner Zeit- und Gesinnungsgenossen trat der im Jahre 1746 zu Bernay in der Normandie geborene zweite Sohn des Kaufmanns Thomas Lindet erst als reifer Mann auf den politischen Schauplatz. Er hatte das fünfundvierzigste Lebensjahr erreicht und eine ganze Anzahl communaler und departementaler Ehrenämter erfolgreich bekleidet, als das Vertrauen seiner Mitbürger ihn in die gesetzgebende Versammlung sendete (30. August 1791). Sein älterer Bruder und späterer College im Convent, der nachmalige constitutionelle Bischof des Departements de l'Eure, Thomas Lindet, hatte der constituirenden Versammlung angehört und als Vorkämpfer des äußersten Radicalismus eine Popularität gewonnen, die der gesammten Familie zu Gute kam. Zu Republikanern wurden beide Brüder erst in der Folge und nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß die von ihnen angestrebte Herrschaft der reinen Demokratie mit der monarchischen Staatsform nicht in Einklang zu bringen sei.

In einer Körperschaft, die ebenso reich an oratorischen Talenten wie arm an staatsmännischen und administrativen Praktikern war und die sich wesentlich aus jungen, jeder Erfahrung entbehrenden Juristen und Literaten zusammensetzte, konnte nicht fehlen, daß ein Vierziger, der Departementalrath, Maire und Procureur-Syndic eines größeren Districts gewesen war, und sich in diesen Stellungen als tüchtiger Arbeiter bewährt hatte, rascher als Andere zu einer gewissen Geltung gelangte. Zum Prunkredner besaß Robert Lindet weder die Neigung noch das Organ; in den Ausschüssen und Commissionen, die die vorbereitende Arbeit zu besorgen hatten, that er sich dafür durch radicale Gesinnungstüchtigkeit und geschäftliches Geschick hervor. Hatte die Entschiedenheit, mit welcher er sich als Mitglied der Liquidationscommission der Uebernahme gewisser militärischer Pensionen auf das Staatsbudget widersetzte, bereits einen günstigen Eindruck gemacht, so konnte Lindet zunehmenden Einflusses und Ansehens gewiß sein, als die Gesetze gegen die Auswanderer und gegen die eidverweigernden Priester, sowie die Anklagen gegen die Brüder des Königs zur Berathung gelangten. Lindet, dem Mißtrauen gegen Hof und Regierung für unentbehrliche Qualitäten des Demokraten, starre, logische Consequenz und unerbittliche Consequenzmacherei für oberste staatsmännische Tugenden galten, nahm jede Gelegenheit zur Schwächung der königlichen Gewalt und zur Discreditirung des Ministeriums wahr, das die schwere Aufgabe der Vermittelung zwischen der alten und der neuen Staatsordnung auf sich genommen hatte. In dem politischen Katechismus Lindet's war für keine Art von „Vermittelung" Platz übrig. Für ihn, der sich doch rühmte,

Praktiker zu sein und die Wirklichkeit des Staats- und Verwaltungslebens zu kennen, spielte die Politik des „Entweder — Oder" die nämliche Rolle wie für die Doctrinäre der Girondepartei, mit denen er damals noch Hand in Hand ging. Zeigte der König sich außer Stande, mit allen Ueberlieferungen tausendjähriger Vergangenheit zu brechen, die Consequenzen des demokratischen Princips bedingungslos über sich ergehen zu lassen, das ihm bewiesene Mißtrauen mit Vertrauen zu erwidern und grundsätzlichen Feinden seine ältesten Freunde zu opfern, so war er Verräther und mußte als solcher behandelt werden. Von seinem Bruder, dem constitutionellen Bischof, an radicaler Heftigkeit noch überboten, hatte Lindet die Sache des Königthums bereits vor dem 10. August 1792 aufgegeben und (wie sein Biograph rühmend hervorhebt) „den Weg der Logik befolgt, der zur Republik führte." So rasch waren die Fortschritte gewesen, die er auf dieser Bahn machte, daß der neue Republikaner bereits zu Anfang des September 1792 dabei angelangt war, zum Vertheidiger der scheußlichen Gefängnißmorde vom 2. und 3. September zu werden. In einem erhalten gebliebenen Schreiben an seine Wähler bezeichnet er dieses Verbrechen (das Danton als „schmutzige Nachgeburt der Revolution" gebrandmarkt hat und das die Verzweiflung aller anständigen Republikaner bildete) als „ein durch das Wohl des Vaterlandes gefordertes Strafgericht, das sich als unparteiische Anwendung des Naturrechts darstelle" und bei welchem das Volk „von einer wunderbaren Bewegung ergriffen gewesen sei!"

Danach verstehen die folgenden Etappen der politischen Laufbahn Lindet's sich gleichsam von selbst. In den Convent getreten, schließt er sich der Bergpartei an und zählt unter die entschiedensten Gegner der Girondisten. Daß diese Männer den Convent vor der Tyrannisirung durch die hauptstädtischen Massen schützen wollen, gilt ihm als Ausdruck sträflichen Mißtrauens gegen Paris. Ein Typus der bekannten Gattung von Popularpolitikern, die Führer zu sein glauben, wenn sie der jedesmaligen Tagesströmung Nachfolge leisten, wird dieser Mann, der seiner Natur nach Vergewaltigungen abgeneigt ist und dem die eigentlich terroristische Ader vollständig fehlt, zum Vertheidiger und Mitschuldigen der Verbrechen, welche die „logische Consequenz" der Schandthaten vom 10. August und 2. September 1792 bilden. Als Biedermann, bei dem die kleine Moral die große verdorben hat, fühlt er sich nach Entdeckung des eisernen Schrankes und der in diesem versteckten königlichen Geheimcorrespondenz von so tiefer sittlicher Entrüstung ergriffen, daß er zu den Ersten gehört, die offen verkünden, „Capet" habe das Leben verwirkt, und es werde um „die Sicherheit der Republik geschehen sein, wenn die Missethaten des Tyrannen ungestraft blieben". Seinem Bericht über die Geheimnisse des eisernen Schrankes läßt er eine Denkschrift folgen, in welcher nach Aufzählung der Verbrechen „des letzten Königs der Franzosen" gegen diesen die Todesstrafe beantragt wird. Dem entsprechend votirt Lindet mit der heroischen Phrase, „Republikaner können Diejenigen nicht sein, die damit zögern, einen Tyrannen zu treffen", für den Tod des unglücklichen Königs, gegen die Appellation an das Volk und Buzot's Antrag, die Ausführung des Todesurtheils zu verschieben.

An den Parteikämpfen, welche der Hinrichtung des Königs folgten, hat Lindet ebenso wenig sichtbaren Antheil genommen, wie an denjenigen, die dem 21. Januar 1793 vorhergegangen waren. Wesentlich diesem Umstande hat er zu danken gehabt, daß er für einen der uneigennützigsten und selbstlosesten Männer seiner Partei galt, für einen Musterpatrioten, der der Republik dienen wollte, ohne auf ihre Beherrschung Anspruch zu erheben. Rühmend wird von ihm berichtet, daß persönlicher Ehrgeiz ihm gefehlt habe, daß er der Betheiligung an Gewaltthätigkeiten ebenso aus dem Wege gegangen, wie den allzu nahen Berührungen mit den Massen, und daß er aus diesem Grunde niemals Mitglied des Jacobinerclubs gewesen sei. Als ob es einen Sinn hätte, ein Schreckenssystem befolgt, die im Wesen derselben liegenden Gewaltthätigkeiten indessen nicht gewollt zu haben! An dem verbrecherischen Unternehmen, dem französischen Volke gewaltsam eine Regierungsform aufgezwungen zu haben, die die Mehrheit der Nation notorisch *nicht* wollte, hat Lindet so vollen Antheil gehabt, daß es absurd erscheint, wenn er später die Verantwortlichkeit für die äußersten Consequenzen desselben mit sittlicher Entrüstung ablehnen zu können geglaubt hat. Zu der Aufrichtung des schändlichsten Ausnahmegerichts aller Zeiten, des Revolutionstribunals, hat er die Hand geboten, hinterher aber erklärt, daß die Verbrechen desselben ihn nichts angingen, weil er die Zustimmung des Convents zu jeder Anklage postulirt, *neun* und nicht fünf Richter habe einsetzen und von den, aller Proceßformalitäten entbundenen Richtern motivirte Voten habe verlangen und neben der Todesstrafe die Deportation habe zulassen wollen. Auch an dem entsetzlichen, den Girondisten bereiteten Loose will Lindet unschuldig gewesen sein. Für die Ausstoßung dieser Männer aus dem Convent und für ihre Verhaftung habe er allerdings stimmen zu müssen geglaubt, auch keinen Anstand genommen, die damit zusammenhängenden Verfassungs-Verletzungen gut zu heißen und öffentlich zu vertheidigen: seine Meinung sei indessen gewesen, nach Wiederherstellung der Ruhe eine Aussöhnung herbeizuführen, bezw. über die sogen. Verbrechen der Gironde nicht das Revolutionstribunal, sondern den Convent zu Gericht sitzen zu lassen! Dieselbe Methode hat er in der Folge auf seine Zugehörigkeit zum Wohlfahrtsausschuß anwenden und allein für die patriotischen „Verdienste", nicht aber für die Verbrechen dieser fürchterlichen Körperschaft die Mitverantwortlichkeit übernehmen wollen. Doch davon wird zweckmäßiger Weise erst die Rede sein, wenn wir Lindet's Stellung und Thätigkeit innerhalb dieses Ausschusses näher kennen gelernt haben.

In der Geschichte des Wohlfahrtsausschusses (dem Lindet vom Tage seiner Einsetzung bis zum Sturze der Bergpartei angehörte) sind verschiedene Phasen zu unterscheiden. Ursprünglich war dieser Ausschuß eine Instanz neben anderen; erst nachdem beschlossen worden war, die neu ausgearbeitete Verfassung bis zur Wiederherstellung des Friedens zu suspendiren, trat er in die Stellung einer provisorischen Regierung mit nahezu uneingeschränkter Gewalt (10. October 1793). Diese Stellung hat er bis zum Sturze Robespierre's (27. Juli 1794) behauptet und während der letzten zwölf Monate seines Bestandes unverändert aus den nämlichen Conventsmitgliedern bestanden. In der ersten Zeit nach

Einsetzung des Ausschusses (6. April 1793) hatten Danton und dessen Freunde den bestimmenden Einfluß geübt, der darauf abzielte, den durch die Ausstoßung der Girondisten hervorgerufenen Zwiespalt des Landes durch versöhnliches Entgegenkommen und glimpfliche Behandlung der gestürzten Partei auszugleichen. Danton wollte dadurch der drohenden Gefahr eines Bürgerkrieges zuvorkommen, der Herrschsucht des Pariser Gemeinderaths und des hauptstädtischen Pöbels Grenzen ziehen und freie Hand für die Bekämpfung der auswärtigen Feinde der Republik gewinnen. Nebenher verfolgte er die Absicht, die europäische Coalition zu theilen und eine Verständigung mit Preußen und Schweden herbeizuführen. Obgleich Lindet zu Danton's Freunden niemals gezählt, sondern der um Robespierre gruppirten radicalen Fraction des Berges angehört hatte, nahm er keinen Anstand, der von dem damals einflußreichsten Manne Frankreichs eingeschlagenen Richtung zu folgen. Mit dem ihm eigenthümlichen Arbeitseifer ließ er sich ebenso die Protocollführung des Ausschusses, wie die ihm und seinem Freunde Cambon speciell übertragene Bearbeitung der Lebensmittelbeschaffung und der Finanzfragen angelegen sein. Zugleich besorgte er einen großen Theil der inneren Correspondenz und die Redaction der Instructionen für die in die Departements und zur Armee entsendeten Convents-Commission. Eine Unterbrechung dieser Thätigkeit trat indessen schon im Juni 1793 ein, als die Kunde von den Anzeichen eines girondistischen Aufstandes zu Lyon nach Paris gelangt war. Entsprechend den Friedens- und Versöhnungstendenzen des damaligen Ausschusses und den Bitten eines um die Zukunft seiner Vaterstadt besorgten Lyoner Deputirten, übernahm es Lindet, sich in die zweite Stadt Frankreichs zu begeben, die aufsässigen Elemente derselben zu beschwichtigen und zum Gehorsam gegen die Centralregierung zurück zu führen. Nach elftägigem Aufenthalt in die Hauptstadt zurückgekehrt, brachte Lindet kein bestimmtes Resultat mit. Es war ihm gelungen, einer förmlichen Auflehnung der girondistisch gesinnten Lyoner Stadtbehörden vorzubeugen und die Möglichkeit einer Verständigung mit denselben offen zu halten; eine vollständige Unterwerfung Lyons unter den Willen der Pariser Regierung hatte er nicht durchsetzen können. Ob das an den Verhältnissen oder an unzureichendem Geschick des Unterhändlers gelegen, läßt sich trotz — oder wegen — der Ausführlichkeit des darüber erstatteten Berichts nicht deutlich ersehen. Daß Lindet im schriftlichen Ausdruck gewandter und glücklicher war als im mündlichen und daß seine Umgangsformen nicht danach angethan waren, ihm Freunde zu erwerben, wird nach Allem, was wir über ihn wissen, als feststehend angesehen werden dürfen. Der Tribüne mußte er schon wegen der Schwäche seines Organs fern bleiben, im persönlichen Verkehr aber scheint er den Eindruck eines finsteren, harten Mannes gemacht zu haben. Wesentlich daraus ist zu erklären, daß er, der sich niemals blut- oder rachsüchtig gezeigt hat, von den Girondisten als „Hyäne" bezeichnet worden ist und daß Michelet über ihn die für Zeiten und Menschen bezeichnende Bemerkung gemacht hat, Lindet habe eher als Andere Milde und Versöhnlichkeit walten lassen dürfen, weil er im Rufe gegentheiliger Gesinnung gestanden und die Sprache des echten Jacobiners zu führen gewohnt gewesen sei.

Wie bereits erwähnt, war auch der damalige Wohlfahrtsausschuß extremen Maßregeln abgeneigt und von dem Wunsche erfüllt, die durch die Ausstoßung der Girondisten hervorgerufene heftige Erregung zu beschwichtigen. Nicht nur, daß man sich mit Lindet's Erklärung beruhigte, „in Lyon sei für die Freiheit noch nichts zu fürchten, es werde aber aufmerksamer Beobachtung der dortigen Verhältnisse bedürfen": der Ausschuß ließ sich, abermals durch Lindet's Einfluß, bestimmen, auch in der zum zweiten Mittelpunkte der girondistischen Bewegung gewordenen Normandie eine Verständigung zu versuchen. Thatsächlich befand sich ein Theil der normannischen Departements seit dem 6. Juni 1793 im Zustande offener und directer Auflehnung gegen den Convent. Das Directorium des Departements de l'Eure hatte den nach Erreux geflüchteten Girondisten Buzot in seinen Schutz genommen, eine nach Caën berufene Versammlung normannischer Delegirter dem Convente den Gehorsam aufgekündigt, der Militärverein der „Carabots" die Conventscommissare Romme und Prieur verhaftet und den „neuen Tyrannen", d. h. den Machthabern von Paris, offen Fehde angesagt. Die vom Convente decretirten Gegenmaßregeln (Verhaftung der Aufrührerischen, Suspension der ungehorsamen Departements- und Gemeindebeamten, Einsetzung von revolutionären Comités in Caën und Erreux) blieben zunächst wirkungslos; ebenso verfehlten die von Lindet verfaßten und in die aufständischen Bezirke versendeten Publicationen über die Unvermeidlichkeit des gegen die Girondisten geübten gewaltsamen Verfahrens ihren Zweck. Obgleich ein Theil der meuterischen Declaranten alsbald einlenkte und Lindet sein Möglichstes that, um diesen Vorgang als Anzeichen eines allgemeinen Stimmungsumschlages zu verwerthen, wuchs die Erbitterung auf beiden Seiten so rasch und so unaufhaltsam, daß der Wohlfahrtsausschuß sich durch den Convent zur Absendung einer bewaffneten Macht bestimmen ließ, die auf Erreux marschiren und das Departement de l'Eure mit Feuer und Schwert zum Gehorsam zurück führen sollte.

Ein günstiger Umstand wollte, daß die auf diese Expedition bezüglichen Maßregeln zwei Tage vor der Neubesetzung des Wohlfahrtsausschusses und vor Auslieferung desselben an die St. Just und Robespierre (der Erstere trat am 10., der Letztere am 27. Juli 1793 in den Ausschuß) beschlossen worden waren. Lindet blieb dadurch in der Lage, seine Politik der Versöhnung fortzusetzen und seiner Heimath die Greuel einer Invasion durch Pariser Pöbelhorden ersparen zu können. Ohne Rücksicht auf die damit verbundenen Gefahren, begaben er und sein specieller Landsmann Du Roy sich auf den Schauplatz des drohenden Bürgerkrieges. Da etwa 3000 Aufständische die Waffen ergriffen und unter dem Oberbefehl des Generals Felix v. Wimpffen einige Scharmützel geliefert hatten, war die Anwendung von Gewalt unvermeidlich geworden und mußten die beiden Commissare sich von Truppenabtheilungen begleiten lassen. Sie hatten indessen dafür zu sorgen gewußt, daß leidlich disciplinirte, aus besseren Elementen bestehende Mannschaften ausgewählt und die ihnen ertheilten Vollmachten weit genug gefaßt worden waren, um die militärische Action und die sonstigen Mittel der Gewalt auf das Maß des Unvermeidlichen zu beschränken.

Lindet's viermonatlichem Aufenthalt im Departement de l'Eure und im Calvados sind drei der ausführlichsten Capitel des Montier'schen Buches gewidmet. Und das mit gutem Grunde. Nicht nur, daß die Geschichte der dortigen Ereignisse an der Hand bisher unveröffentlichter Documente eingehend erzählt wird, Lindet's Thätigkeit in der Normandie bildet auch den rühmlichsten, ja den einzigen wahrhaft ruhmwürdigen Abschnitt in dem öffentlichen Leben des sonst vielfach überschätzten Mannes. Mit den Eigenthümlichkeiten seiner speciellen Landsleute genau bekannt und von dem Wunsche erfüllt, seiner Heimath die Geschicke der Vendée und des unglücklichen Lyon zu ersparen, wußte er so geschickt zu operiren, daß es bei einem einzigen und dazu wenig blutigen Treffen (dem Gefecht bei Vernon) blieb, daß Wimpffen das Vertrauen der bei allem Abscheu gegen die Pariser Pöbel- und Gewaltherrschaft republikanisch gesinnten Normannen verlor, daß die aufständischen Massen aus einander liefen und die Bevölkerung sich zur Anerkennung dessen bestimmen ließ, was damals gesetzliche Ordnung und bestehende Autorität hieß. Schaffote und Bluturtheile wußten Lindet und dessen Collegen Du Roy und Bonnet durch den Erlaß beschwichtigender Proclamationen, durch versöhnliche Unterhandlungen mit den localen Stimmführern und die Einsetzung geachteter Autoritäten überflüssig zu machen — dem Wohlfahrtsausschusse aber stellte er die Sachlage im günstigsten Lichte dar, indem er Mittheilungen über das Einzelne einem persönlich zu erstattenden Berichte vorbehielt. An Verdächtigungen seines „Moderantismus" und an drohenden Mahnungen zur Entfaltung „republikanischer" Strenge und „patriotischer" Rücksichtslosigkeit ließen es die Blutmenschen der Pariser Commune, an giftigen Denunciationen die beutegierigen Pöbelhelden der normanischen Städte nicht fehlen. Lindet aber beharrte auf dem eingeschlagenen Wege, verschanzte sich hinter den Ruf jacobinischer Grausamkeit, den seine girondistischen Gegner ihm angehängt hatten, und vertröstete im Uebrigen auf seine bevorstehende Rückkehr nach Paris.

Was er dabei aufs Spiel gesetzt hatte, sollte der viel angefochtene Convents-Commissar erst erfahren, als er nach Wiederherstellung eines leidlich geordneten Zustands seiner Heimathsprovinz in die Hauptstadt zurückkehrte (25. October 1793). Unmittelbar nach seiner Abreise waren Robespierre und St. Just in den Wohlfahrtsausschuß getreten, der dadurch zum Organ der Schreckensmänner strengster Observanz wurde. Wenig später war Toulon bombardirt, über das besiegte Lyon die Zerstörung verhängt, in Marseille und Bordeaux maßlos gewüthet und von der Pariser Communepartei gegen Alles, was der Vergangenheit angehörte, mit einem Wahnwitz gefrevelt worden, der in der Geschichte der Menschheit beispiellos dasteht. Dann hatte man eine Fülle terroristischer Gesetze über das unglückliche Land ausgegossen und eine Gewaltherrschaft des hauptstädtischen Pöbels aufkommen lassen, die selbst den zum Aeußersten entschlossenen Schreckensmännern des Wohlfahrtsausschusses über den Kopf zu wachsen drohte, und die — wenn sie fortgesetzt wurde — zur Auflösung des letzten Restes staatlicher Ordnung führen mußte. Auf den ersten Blick erkannte Lindet, daß auf fortgesetzte Schonung der Normandie unter den gegebenen Umständen nur zu rechnen sei, wenn das Geschick dieses

Landestheils in suspenso blieb, d. h. wenn er seinen Bericht über die dortigen Vorgänge und die von ihm ergriffenen Maßnahmen hinausschob. Jeder Versuch, die Stimme der Vernunft zur Geltung zu bringen, wäre vergeblich gewesen, so lange Paris von den Hébert und Chaumette regiert und der entmündigte Convent unter das Joch der hauptstädtischen Demagogen gebeugt wurde. Konnten doch selbst Robespierre und Danton auf eine Geltendmachung ihrer immerhin geläuterten Ansichten erst rechnen, nachdem der über Paris ausgebreitete fieberische Wahnwitz sich erschöpft hatte und die Wortführer des Tages in die Fallen gelaufen waren, welche die Leiter des Wohlfahrtsausschusses ihnen stellten. So blieb nichts als die Zauderpolitik übrig, die Lindet Monate lang mit Gefahr seines Kopfes fortsetzte. Die Erstattung des von ihm verlangten Berichts wußte er unter immer neuen Vorwänden hinauszuschieben, Fouquier Tinville's Veranstaltungen zur Processirung der „föderalistischen Verräther des Westens" durch energische Verbote an den ebenso feigen wie blutgierigen öffentlichen Ankläger rückgängig zu machen und durch Berufung auf seine Ueberhäufung mit dringlicheren und wichtigeren Geschäften Zeit zu gewinnen. Daß ihm das gelang, und daß er in diesen Tagen allgemeinen Verlangens nach neuen Opfern der Guillotine wagen durfte, den gegen seine Heimath erhobenen Arm der revolutionären Pöbeljustiz aufzuhalten, hatte er wesentlich der Arbeitskraft zu danken, durch welche er sich dem Wohlfahrtsausschusse unentbehrlich zu machen wußte.

Als wohl verdient ist das hierdurch erworbene Ansehen indessen nur in einer Rücksicht anzusehen. Die Quantität der von Lindet geleisteten Arbeit stellt sich als eine riesenhafte, die auf dieselbe verwendete Sorgfalt als eine musterhafte dar. Neben Carnot waren Lindet und dessen specieller College Prieur die fleißigsten und zumeist in Anspruch genommenen Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses. Es hatte darum guten Grund, wenn man diese Männer als „travailleurs" und „gens d'examen" bezeichnete. Anders aber steht es um die Beschaffenheit der Aufgaben, zu deren Ausführung er sich herbeiließ und auf deren Bewältigung sich sein Ruf gründete. Vor wie nach dem 4. December 1793 (14. Frimaire II), dem Tage, an welchem der Wohlfahrtsausschuß als „revolutionäre Regierung" eingesetzt wurde, war die Masse der laufenden Geschäfte unter die einzelnen Mitglieder des Ausschusses vertheilt und dem Plenum desselben allein die Entscheidung hochpolitischer Fragen vorbehalten worden. Es darf gleich hier bemerkt werden, daß zu diesen letzteren die dem Revolutionstribunal zu übergebenden Anklagen zählten, daß die bezüglichen Listen in der Regel ohne Discussion von Robespierre, bezw. dessen Vertrauten entworfen und von je sechs Ausschußmitgliedern unterzeichnet wurden. Zu diesen Unterschriften zog man die gerade im Amtslocal anwesenden Ausschußmitglieder heran, die „aus collegialer Gefälligkeit" und in collegialem Vertrauen ihre Namen unter Decrete und Anklagelisten setzten, die sie nur in Ausnahmefällen geprüft hatten. Bedenken gegen die Ertheilung derartiger „Gefälligkeits-Accepte" scheinen Lindet ebenso wenig aufgestiegen zu sein wie seinen übrigen Collegen, und wenn die Zahl der von ihm gezeichneten Mordlisten geringer gewesen ist als diejenige der von Carnot

mitunterschriebenen Decrete dieser Art, so hat das an einem äußeren Umstande, der räumlichen Entfernung seines Bureaus von dem Berathungszimmer des Ausschusses, gelegen. Einwendungen, die Lindet gegen das von Robespierre, St. Just und Genossen verfolgte System erhoben hätte, sind nirgend nachweisbar. Ja noch mehr, die von dem Ausschuß verübten Gewaltthaten und Greuel stehen mit den von Lindet geleiteten administrativen Maßnahmen in so engem Zusammenhang, daß die einen ohne die anderen kaum denkbar erscheinen! Lindet und Prieur (von der Côte d'Or) hatten die Leitung der Lebensmittelbeschaffung (subsistances), der Truppenbeförderung und der damit zusammenhängenden Landwirthschafts- und Handelsangelegenheiten übernommen; die Grundlagen dieser Verwaltungszweige aber bildeten drei der berufensten Erzeugnisse der Schreckensperiode, die Gesetze über das Maximum (4. Mai 1793), über die Zwangsanleihe von einer Milliarde Francs (20. Mai 1793) und über das Requisitionsrecht (17. September 1793). Diesen Erlassen folgten am 29. September 1793 das Gesetz über das erweiterte Maximum, das Decret vom 18. December desselben Jahres (Verbot aller nicht der Armee gewidmeten Schuhmacherarbeit) und ein drittes Gesetz über das Maximum (22. Februar 1794). Der Inhalt dieser drakonischen Bestimmungen erräth sich aus den Ueberschriften. Für Getreide und Brot, später für eine ganze Anzahl anderer unentbehrlicher Lebensbedürfnisse, wurden Maximalpreise vorgeschrieben, bei denen (wie sich alsbald zeigte) kein Landmann und kein Händler bestehen konnte; dem Requisitionsgesetze aber lag ein Decret zu Grunde, das unter Anderem die folgenden Bestimmungen enthielt:

VII. Ein Verzeichniß der Getreidevorräthe jedes Departements wird von dem Wohlfahrtsausschuß angefertigt, gedruckt und an die Conventsmitglieder vertheilt, um sofort in Wirksamkeit zu treten.

VIII. Das Bedürfniß jedes Departements wird durch Schätzung festgestellt und gewährleistet. Der Ueberschuß unterliegt der Requisition.

IX. Eine Uebersicht über die Gesammtproduction der Republik wird den Volksvertretern, den Ministern (nach Aufhebung der Ministerien den unter dem Wohlfahrtsausschuß stehenden Commissionen) und den Lebensmittelverwaltern vorgelegt. Die Letzteren nehmen die Requisitionen in den ihnen bezeichneten Bezirken vor. Paris bildet einen besonderen Bezirk.

X. Die zum Besten der unfruchtbaren Departements erhobenen Requisitionen werden durch den provisorischen Executivrath geregelt.

XI. Paris ist a dato des 1. März (1794) auf ein volles Jahr zu verproviantiren.

Bei dieser Brandschatzung eines Theiles des Staatsgebietes zu Gunsten des anderen behielt es indessen nicht sein Bewenden. Die Zwangsanleihe (rectius Zwangsabgabe) zu Gunsten der Bestreitung der riesenhaft anwachsenden Staats- und Armeebedürfnisse und der Besoldung der sog. „revolutionären Ausschüsse", d. h. des großstädtischen Pöbels, sollte ausschließlich von den Reichen erhoben werden, — als Reiche aber wurden alle Verheiratheten mit 6000 Francs und alle Unverheiratheten mit 3000 Francs Jahreseinkommen angesehen, und das in Tagen einer trotz des Zwangscurses unaufhaltsam zunehmenden Entwerthung der Assignaten. Geldhandel, sowie Vertheuerung und Verheimlichung von Lebensmitteln waren mit Todesstrafe belegt, Transactionen mit dem Auslande nur auf Grund ad hoc eingeholter Licenzen erlaubt.

Die Wirkungen, welche dieses Raubsystem auf Handel und Wandel übte, sind zu häufig und zu eingehend geschildert worden, als daß es weiterer Ausführungen darüber bedürfte. Verödung der Märkte, Mangel an Lebensmitteln in den zahlreichen größeren Städten des Landes (die sich trotz aller zu ihren Gunsten erhobenen Requisitionen mit pro Kopf ausgerechneten Rationen behelfen mußten) und unaufhaltsamer Niedergang der Arbeitslöhne und Arbeitsgelegenheiten führten einen Zustand herbei, von dem Lindet selber nach dem Sturz Robespierre's gesagt hat, „er drohe zu vollständigem Stillstande des Landbaues und der gewerblichen Thätigkeit zu führen". Sein Verdienst hat wesentlich darin bestanden, die Ausführung dieses widersinnigsten und tyrannischesten Systems aller Zeiten praktisch in die Wege geleitet und die Ausführung desselben mit ebenso viel Fleiß wie Geschicklichkeit bewirkt zu haben. In das Chaos von Gewaltsamkeit, Verschleuderung und Unredlichkeit, das die natürliche Folge der Zwangsrequisition bildete, wußte er wenigstens soweit Ordnung zu bringen, daß Paris täglich 75, später 110 Ochsen, 400 Quintal gesalzenes Schweinefleisch, 400 Quintal Butter u. s. w. geliefert bekam und daß die bezüglichen Transporte im Interesse größerer Geschwindigkeit und einer gewissen Billigkeit gegen die belasteten Gemeinden auf Staatskosten besorgt, bezw. vom Staate vergütet wurden. Der gleiche Grundsatz wurde auf die Zwangslieferungen für die Armee und für gewisse nothleidende Landestheile angewendet und dadurch ermöglicht, daß mit diesen Plünderungen der Einen zu Gunsten der Anderen mindestens der nächste Zweck erreicht wurde. Zu den damit verbundenen Gewaltsamkeiten verstand sich Lindet gerade so scrupellos wie die schlimmsten seiner Collegen. Gemeinde- und Departementalbeamte, die seinen Requisitionsdecreten passiven Widerstand leisteten, ließ er absetzen und einstecken, Zugthiere, die nicht zu den von der Regierung vorgeschriebenen Preisen hergegeben wurden, ohne Weiteres wegnehmen. Methodisch wurde dabei wenigstens in so weit verfahren, daß man den leistungspflichtigen Departements „nur" das fünfundzwanzigste Pferd und „nur" das zwölfte Maulthier entführte!

Da die innerhalb des Landes für die Armee und die großen Städte requirirten Getreidemassen zur Deckung des Bedarfs nicht ausreichten, griff derselbe Administrator, der nach dem Sturz der Schreckensherrschaft emphatisch den „Ruin des französischen Handels" beklagt hat, mit geradezu barbarischer Faust in die Transactionen mit dem Auslande ein. Ein von Lindet verfaßtes Decret (vom 18. November 1793) verbot Privaten wie Communen den Ankauf von Lebensmitteln aus dem Auslande: allein der Regierung sollte das Recht zum Abschluß derartiger Geschäfte zustehen, und das öffentliche Interesse erfordern, daß den Regierungsaufkäufern jede private Concurrenz fern gehalten werde! Mit einer gewissen Methode wurde freilich auch hier verfahren und das äußerste Maß wirthschaftlicher Unvernunft vermieden. Um überhaupt wieder mit dem Auslande in Handelsbeziehungen treten zu können, setzte Lindet durch, daß das auf sämmtliche nordamerikanische Schiffe gelegte Embargo aufgehoben und Fahrzeuge der Union in die Häfen Frankreichs zugelassen wurden. In der nämlichen Absicht bewirkte er die Anerkennung der Neutralität

der für die Einfuhr nach Frankreich unentbehrlichen deutschen Hansestädte — ja er besaß den Muth, den Einkauf und die Herbeischaffung amerikanischen Getreides nicht ausschließlich räuberischen Regierungsagenten zu überlassen, sondern sich der Mitwirkung einzelner nordfranzösischer Handelsstädte zu bedienen, — ein in den Tagen jacobinischer Aechtung des Kaufmannsstandes unerhörtes Vorgehen! Noch weiter wagte Lindet sich im März 1793 vor, indem er durchsetzte, daß die bisher streng verpönte Ausfuhr nicht zu den „articles de première necessité" gehöriger französischer Erzeugnisse unter gewissen Cautelen freigegeben wurde. Obgleich diese Erlaubniß von peinlichen Beschränkungen umgeben und in enge Grenzen gezwängt war[1]), und obgleich es vorkam, daß den zur Ausfuhr zugelassenen Handelshäusern Vorschriften darüber gemacht wurden, welchen Theil ihres Gewinns sie in Getreide-Einkäufen anzulegen hätten, erschienen die in Rede stehenden Maßregeln als ungeheuerer Fortschritt gegen den bisherigen Zustand.

Zu dem herrschenden System in Gegensatz zu treten, hat Lindet während seiner Zugehörigkeit zum Wohlfahrtsausschuß niemals Miene gemacht, das Recht zu selbständiger Waltung in seinem Ressort vielmehr mit stricter Unterordnung unter den Willen der hommes de la haute main (Robespierre, St. Just und Couthon) und mit gelegentlichen Zugeständnissen an die wildesten der Terroristen, an Collot d'Herbois, Billaud und den elenden Schönredner Barrère bezahlt. Wenn Lobredner es ihm als besonderes Verdienst anrechnen, den zwischen diesen Collegen geführten Kämpfen und Zettelungen fern geblieben zu sein und sich auf seine nächsten Pflichten beschränkt zu haben, so heißt das nicht mehr, als daß der angebliche Staatsmann politisch keinen bestimmten Willen gehabt habe. Aus der gesammten Zeit seiner Amtsführung liegt nur ein Fall vor, in welchem er sich offen von der Gemeinschaft mit seinen Collegen getrennt hat. Unter dem in der Nacht vom 30. auf den 31. März 1794 von den vereinigten Ausschüssen der öffentlichen Wohlfahrt, der Sicherheit und der Gesetzgebung erlassenen Decret über die Anklage gegen Danton, Desmoulins, Lacroix u. s. w. fehlen die Unterschriften Lindet's und Rühl's (vom Sicherheitsausschuß). Davon, daß die beiden Genannten directen Widerspruch gegen diese Anstiftung zum Justizmorde erhoben hätten, verlautet nicht das Geringste; die ihnen zugeschriebene Gegnerschaft gegen die Sache wird allein aus dem Nichtvorhandensein ihrer Unterschriften gefolgert. Selbst über diesen Punkt scheinen Zweifel nicht ausgeschlossen zu sein. Michelet, der keine Gelegenheit zur Verherrlichung, bezw. Ehrenrettung der „Travailleurs" des Wohlfahrtsausschusses unbenutzt läßt, schließt seinen Bericht über die Mordnacht vom 30./31. März 1794 mit einer Aufzählung der Namen, die unter das berufene Decret gesetzt worden und fährt dann fort: „Haben Lindet und Rühl auch unterzeichnet? Ich sehe das nicht (je ne le vois pas), wie aber haben sie es vermeiden können?"

[1]) Ces marchandises jouiront d'une libre exportation à la condition de l'acquit à caution et de l'obligation de fournir dans les huit mois les deux tiers de la valeur exportée en traites sur l'étranger. Les traites ainsi remiser étaient acquittées: sur Gênes en 40 jours après l'échéance, sur Amsterdam 20 jours après, sur Hambourg 15 jours après, sur Londres 30 jours après. (a. a. O. S. 228.)

Dieselbe Zurückhaltung hat Lindet gegenüber den Kämpfen beobachtet, die zum Sturz Robespierre's und zu der großen Wendung vom 9. Thermidor des Jahres III (27. Juli 1794) führten. Daß er mit seinen Sympathien auf der Seite der Gegner des Triumvirats gestanden, ist ebenso unzweifelhaft wie daß er auch in diesem Falle den Muth seiner Meinung nicht gehabt hat. Von seiner Hand liegt eine Notiz über die Thermidortage vor, in welcher es u. A. wie folgt heißt: „Dieser St. Just war einer der despotischsten Köpfe des Convents, ein kaltblütiger, schrecklicher und blutdürstiger Mensch (un homme froidement atroce et sanguinaire). Von Robespierre hat Lindet bei einer späteren Gelegenheit gesagt: „Ich weiß, daß er Frankreich niemals Gutes gethan hat, und daß er unfähig war, es zu thun, — ich weiß, daß er der Urheber (artisan) unserer Uebel gewesen ist — er war dabei aber weder der Einzige noch der Wichtigste. Sein galliges Temperament machte ihn furchtbar, er besaß aber keine Fähigkeiten (moyens)“[1]).

Neun Monate lang der unterwürfige College dieser Männer gewesen zu sein und bei dem Sturz derselben Neutralität beobachtet zu haben, ist kaum mit der Würde eines Staatsmannes oder auch nur mit der Ehre eines rechtschaffenen, im höheren Sinne des Wortes moralischen Menschen vereinbar.

An der Haltungslosigkeit Lindet's sind Unsicherheit und Beschränktheit des politischen Urtheils allerdings ebenso stark, wenn nicht stärker betheiligt gewesen, als Mangel an sittlichem Pathos. Auch nachdem der Bann der Schreckensherrschaft gebrochen und ihre zerstörende Wirkung dem ganzen Umfange nach bloß gelegt worden war, vermochte Lindet so wenig wie sein College Carnot zu einem abschließenden Urtheil über das System zu gelangen, dem sie gedient hatten. Mochten sie sich auch noch so nachdrücklich über das ruchlose Treiben des Revolutionstribunals und die Verfolgungswuth ihrer ehemaligen Collegen aussprechen, gegen die von dem Wohlfahrtsausschusse geübte Gewaltherrschaft als solche haben sie nicht mehr einzuwenden gehabt, als daß dieselbe unnütze Opfer gefordert habe, und daß sie selbst (die Männer der Kriegs- und Lebensmittelverwaltung) in ihrer administrativen Thätigkeit vielfach gehemmt und bedroht gewesen seien. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Thätigkeit, welche Lindet während der ersten Wochen nach dem Sturz Robespierre's entwickelte. Er nahm keinen Anstand, die Freilassung der auf Grund allgemein gehaltener Beschuldigungen oder wegen ihrer adligen Geburt und ihrer geistlichen Aemter im Kerker schmachtenden Gefangenen zu verlangen und die Revision der auf Verbot des Auslandshandels bezüglichen Decrete wie andere versöhnende Maßregeln zu beantragen; nebenher aber warnte er mit allem Nachdruck vor einer Rückkehr zu dem „Abgrunde“, in welchem Frankreich sich vor dem 31. Mai 1793, d. h. vor der Ausstoßung der Girondisten befunden habe. In einer am 20. September 1794 gehaltenen Rede beschwor er den Convent, „der drohenden

[1]) Diese Ausführungen über Robespierre decken sich mit den nahezu gleich lautenden Urtheilen Danton's und Barrère's. Der Erstere hat von Robespierre gesagt: „Dieser Mensch war so unfähig, daß er nicht einmal ein Ei abzukochen verstand;“ — der Andere redet von Robespierre's geschäftlicher Unbrauchbarkeit (son peu d'aptitude aux affaires), über welche unter der Collegenschaft eine Verschiedenheit der Meinungen niemals bestanden habe.

Contrerevolution zuvor zu kommen und dem Lande anzukündigen, daß die Regierung in voller Kraft aufrecht erhalten werden solle und den Charakter der Macht und Strenge wahren werde, um alle Feinde zu erdrücken und das Wiedererstehen des Fractionsgeistes zu verhindern." In demselben Sinne sprach er sich einige Tage später für die Aufrechterhaltung der Zwangsrequisitionen und des Maximums aus. Der Betrag der für die unentbehrlichsten Lebensmittel vorgeschriebenen Preise müsse erhöht, an dem Princip indessen festgehalten und nicht außer Augen gelassen werden, „daß die freie Circulation zur Deckung des Bedürfnisses nicht ausreicht". Die Zeit, wo dergleichen Declamationen dauernden Eindruck machten, war indessen vorüber; bereits wenige Wochen nach der von Lindet bevorworteten Erhöhung der Maximaltaxe wurde dieser widersinnige Versuch, den Gesetzen des Wirthschaftslebens Gewalt anzuthun, vollständig beseitigt (24. December 1794). Ihre Stellungen im Wohlfahrtsausschuß hatten Lindet's am schwersten comprimittirte Collegen Collot d'Herbois, Billaud und Barrère bereits am 1. September niederlegen müssen; an ihn selbst und seinen Freund Prieur kam fünf Wochen später (6. October 1794) die Reihe. Dabei sollte es aber nicht bleiben. Bereits am 27. Dezember (1794) wurde die Anklage gegen die drei erstgenannten früheren Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses erhoben. Alle Welt wußte, daß diese Unholde (Collot als Henker von Lyon, Billaud als Anstifter der Gefängnißmorde vom 2. September 1792 und als Ankläger Danton's) schlimmer gehaust und erbarmungsloser gewüthet hatten, als die von ihnen gestürzten „Triumvirn", und daß ihre Bestrafung von der ungeheueren Mehrheit der Bevölkerung mit Ungestüm gefordert werde!

Wurde die Anklage gegen die Genannten aufrecht erhalten, so lag in der Consequenz der Dinge, daß das gesammte, zwölf Monate lang von dem Wohlfahrtsausschusse geführte Regiment vor den Richterstuhl der Nation gezogen werden mußte. So laut die Lindet, Carnot und Prieur sich auch gerühmt hatten, an den Greueln des fürchterlichen Collegiums keinen Antheil genommen zu haben — diese Gefahr schien ihnen so drohend zu sein, daß sie sich berufen fühlten, ihre mit dem gerechten Fluch des Landes beladenen, von ihnen selbst verachteten und vielfach verleugneten ehemaligen Genossen in Schutz zu nehmen. Weil er der Ehrlichere und Kurzsichtigere war, ging Lindet bei dieser Vertheidigung noch sehr viel weiter als Carnot. Während dieser besonderes Gewicht darauf legte, daß die einzelnen Mitglieder des Ausschusses allein für die Handlungen ihres Specialressorts verantwortlich gemacht werden dürften, und daß die Mitunterschrift unter Decrete, die von Anderen erlassen worden, bloße Förmlichkeit gewesen sei, begnügte er sich rücksichtlich des eigentlich entscheidenden Punktes mit einer allgemeiner gehaltenen Hinweisung darauf, „daß Frankreich in den letzten Zügen gelegen, als die drei Angeklagten in den Ausschuß traten, und daß das Land gerettet war, als diese Männer austraten". Lindet ließ es dabei nicht bewenden; er proclamirte in aller Form die Solidarität der Mitglieder des Ausschusses und die gemeinsame Verantwortung derselben für die Thaten, durch welche das Vaterland gerettet worden. Ausdrücklich behauptete er dabei die politische Nothwendigkeit und innere Berechtigung der

Ereignisse, welche auf den 31. Mai 1793 (die von ihm immer wieder vertheidigte Ausstoßung der Girondisten) gefolgt waren. Unterscheidungen dürften zwischen den ehemaligen Mitgliedern des Ausschusses nicht gemacht werden. „Die gesammte (ehemalige) Regierung," sagte er, „wird jetzt angeklagt, all' ihre Mitglieder werden als erste der nationalen Rache zu bringende Opfer bezeichnet werden. Ausnahmen können mit keinem derselben gemacht werden. Es wird von jetzt ab genügen, wenn von einem von uns gesagt wird, ‚er ist Mitglied der früheren Regierung gewesen'."

Mindestens für Lindet sollte sich das bewahrheiten. Waren er und Carnot bisher in gleichem Schritt gegangen und als Gesinnungsgenossen angesehen worden, so sollte mit dem Tage, an welchem die obige Vorhersagung ausgesprochen wurde, eine Scheidung ihrer Wege eintreten. Ohne mit seiner Vergangenheit förmlich zu brechen, rückte der „Organisator der Siege Frankreichs" mehr und mehr von der Partei ab, die im Wohlfahrtsausschusse verkörpert gewesen war, indessen Lindet nicht nur auf dem früher eingenommenen Standpunkte verharrte, sondern zugleich an der widersinnigen, von allen Urtheilsfähigen aufgegebenen und niemals in Wirksamkeit getretenen Verfassung des Jahres I festhielt. Nähere persönliche Beziehungen hatten zwischen den beiden Männern nicht bestanden, die sich innerhalb des Wohlfahrtsausschusses in die Hände arbeiten und die nämlichen, ihnen von Robespierre und St. Just bereiteten Schwierigkeiten erdulden gemußt. Von jetzt ab geriethen sie in eine Entfremdung, die sich schließlich zu erklärtem Gegensatz steigerte. Neben den sachlichen scheinen dazu persönliche Momente mitgewirkt zu haben. Beide waren von starkem, erheblich mit Eitelkeit versetztem Selbstgefühl erfüllt, beide des Glaubens, um die kriegerischen Erfolge der Republik das Hauptverdienst erworben zu haben. Die außerordentlich zahlreichen schriftlichen und ebenso die rednerischen Kundgebungen Lindet's strömen von Selbstlob und Anpreisung des eigenen Verdienstes über. Immer wieder versichert der ehemalige Leiter der Lebensmittel- und Ausrüstungsverwaltung, dieser Zweig der Administration sei der schwierigste, wichtigste und undankbarste gewesen. Sein Fleiß (so rühmt er sich) sei allein von seiner Selbst- und Anspruchslosigkeit übertroffen worden. In der That hatten die Dinge so gelegen, daß Lindet eine complicirtere und weniger lohnende Arbeit gethan hatte als Carnot, der sich im Glanze der nach seinen Anweisungen erfochtenen Siege sonnen gedurft, der immerdar im Vordergrunde der öffentlichen Aufmerksamkeit gestanden hatte und offenbar keine Neigung verspürte, diese begünstigte Stellung mit seinem Collegen von den „Subsistances" zu theilen. Dazu kam, daß dieser College das volle Odium des Requisitionssystems zu tragen und eine Verwaltungsmethode zu verantworten hatte, deren Durchführung allein durch Gewaltmittel hatte aufrecht erhalten werden können. Indessen Carnot auch nach dem Sturze Robespierre's Leiter der Kriegsangelegenheiten und Theilnehmer an den Erfolgen der Armee blieb, mußte Lindet den inneren Bankerott des wirthschaftlichen Systems, dessen vornehmlichstes Werkzeug er gewesen war, sozusagen am eigenen Leibe erleben. Als die Assignaten täglich im Curse sanken und die Gesetze über das Maximum an sich selbst zu Grunde gingen, als der Handel mit allen noth-

wendigen Lebensbedürfnissen und allen nicht ausdrücklich verbotenen Artikeln wieder freigegeben und als vollends der Nachweis geliefert wurde, daß die vom Wohlfahrtsausschuß mit ungeheuren Opfern aus dem Auslande eingeführten Getreidemassen binnen neunzehn Monaten nicht mehr als $2^1/_2$ Millionen Centner — das Dreifache des Monatsbedarfs der Nation — betragen hatten, war es um Lindet's Autorität geschehen. Carnot brachte es unter der Herrschaft der am 25. September 1795 eingeführten neuen Verfassung zum Director, indessen Lindet von einer Position in die andere zurückgedrängt und schließlich von jeder sichtbaren Theilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossen wurde.

Dank dem leidenschaftlichen Hasse, mit welchem die am 3. December 1794 wieder hergestellten Girondisten den Lobredner des 31. Mai 1793 verfolgten, sollten die Dinge sich mit unerwarteter Geschwindigkeit vollziehen. An dem verunglückten Pöbelaufstande vom 2. Prairial (20. Mai 1795) wurde von den Gegnern und den Renegaten der früheren Regierung Veranlassung genommen, nicht nur gegen eine Anzahl an der Emeute direct betheiligter Conventsdeputirter, sondern gegen sämmtliche ehemalige Mitglieder des Wohlfahrts- und des Sicherheitsausschusses mit Verhaftungen und Anklagen vorzugehen. Die bezüglichen, im Convente gestellten Anträge fanden so beifällige Aufnahme, daß Carnot der ihm drohenden Festnahme lediglich „als Organisator unserer Siege" entging, und daß außer ihm nur ein Mitglied des Sicherheitsausschusses (Louis vom Nieder-Rhein) und Lindet's specieller College Prieur unbehelligt blieben, Lindet selbst aber am 31. Mai (1795) in das Gefängniß „Quatre nations" abgeführt wurde. Daß diese Haft von nur zweimonatlicher Dauer war und Lindet am 30. Juli „vorläufig" wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, hatte er weder seiner notorischen Nichttheilnahme an der Prairial-Erhebung noch der Berufung auf seine administrative Thätigkeit, und noch weniger seinen Vertheidigungsschriften, sondern lediglich der Intervention der Gemeinden von Erraux und Bernay und der Kaufleute von Nantes zu danken. Diese Körperschaften beschworen den Convent, dem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dem sie die Rettung vor den Henkern der Schreckenszeit und vor den Greueln des Bürgerkrieges zu danken gehabt.

Die in dieser Rücksicht erworbenen Verdienste Lindet's waren, wie wir wissen, so große und unzweifelhafte gewesen, daß der Convent nur eine Anstandspflicht erfüllte, als er den im Kerker erkrankten Mann „bis zur Erstattung eines definitiven Berichtes des Justiz- und Gesetzgebungsausschusses" aus der Haft entließ. Vollständig ließen die antijacobinischen Parteien ihr Opfer indessen nicht fahren. Obgleich Lindet immer wieder darauf drang, entweder vor den Richter gestellt oder vom Convent für unschuldig erklärt zu werden, und trotzdem für sein humanes Verhalten im Jahre 1793 Zeugniß über Zeugniß einging, wurde die gesammte Angelegenheit so tendenziös verschleppt, daß beim Schlusse des Convents (26. October 1796) Lindet weder verurtheilt noch freigesprochen worden war. Wie sich in der Folge herausstellte, hatte man dabei die Absicht verfolgt, die auf ihn gefallene Wahl in den Rath der Fünfhundert für ungültig zu erklären und ihm die Wählbarkeit abzuerkennen.

Auf Lindet's zahlreiche und ausführliche Vertheidigungsschriften kann hier nicht eingegangen werden. Bei einem Punkte muß indessen verweilt werden. Unwidersprechlich wußte der Mann, durch dessen Hände Millionen über Millionen gegangen waren, nachzuweisen, daß er als Mitglied des Convents und des Wohlfahrtsausschusses nicht nur keinen materiellen Gewinn erzielt, sondern einen erheblichen Theil seines bescheidenen Vermögens zugesetzt hatte. Von den 43000 Francs, die er bei Ausbruch der Revolution besessen, waren ihm in Folge der stattgehabten wirthschaftlichen Umwälzungen kaum 22000 Francs übrig geblieben. Unter Anderem schuldete die Staatskasse ihm einen Betrag von 2550 Francs, den er verauslagt hatte, ohne die Wiedererstattung erlangen zu können.

Daß die Zahl bureaukratisch brauchbarer Männer, die Gleiches von sich rühmen konnten, keine allzu große gewesen, erhellt aus den wiederholten Versuchen, die das am 28. October (1795) ins Amt getretene Directorium anstellte, um sich die Dienste des ehemaligen Convents- und Ausschußmitgliedes zu sichern. Obgleich Lindet unter den Mitgliedern der neuen Regierung keinen speciellen Parteigenossen, geschweige denn einen Freund zählte und sein Verhältniß zu Carnot bereits damals ein durchaus kühles war, wurde ihm, der nicht einmal im Besitze der parlamentarischen Wählbarkeit war, die Stellung eines diplomatischen Agenten in Basel, und als er diese ausschlug, diejenige eines Commissars bei der Executive des Departements de l'Eure wiederholt, aber vergeblich angetragen. An diesen Ablehnungen scheint Lindet's Hoffnung auf eine Wendung im Sinne des Jacobinerthums noch stärkeren Antheil gehabt zu haben, als sein Selbstgefühl. So unbelehrbar hielt der hartköpfige Doctrinär an dem bankerott gewordenen „System" der Jahre 1793 und 1794 fest, daß er nicht nur zu dessen Gunsten Schutzschrift über Schutzschrift veröffentlichte, sondern vom Standpunkte desselben die Finanz- und Wirthschaftspolitik des Directoriums kritisirte und in geharnischten Zeitungsartikeln gegen die Anträge auf Verbot fernerer Assignatenverfertigung und auf Einstellung der Pariser Brodvertheilungen, vor Allem aber gegen das von Laffont-Ladebat entworfene Project einer Nationalbank eiferte. Wie Dubois-Crancé, der Urheber des Schlagwortes „Die Assignation oder der Tod", sah auch er in diesen Vorschlägen einen Abfall von den „bewährten" Grundsätzen wahrhaft revolutionärer Finanzpolitik und eine Rückkehr zur Privatwirthschaft, die von keinem wahrhaften Republikaner geduldet werden dürfe. Daß Lindet damit einigen Erfolg hatte, sollte ihm indessen nicht zum Heil gereichen.

Obgleich sein Antheil an dem Scheitern der Regierungsvorschläge keineswegs so bedeutend war, wie Herr Montier uns glauben machen will[1]), fühlte Lindet sich durch das augenblickliche Zurückweichen des Directoriums so ermuthigt, daß er alsbald mit seinen letzten Absichten und Wünschen hervortrat. Dieselben zielten auf nichts Geringeres ab, als auf die Einführung der von allen halbwegs verständigen Politikern als todtgeborenes Kind behandelten

[1]) In den ausführlichen Darstellungen Sybel's, Wachsmuth's u. s. w. geschieht der Polemik Lindet's gegen die in Rede stehenden Projecte des Directoriums gar keine Erwähnung.

und im vollsten Sinne des Wortes unmöglichen Verfassung vom Jahre 1793. Für die Beurtheilung von Lindet's „staatsmännischer" Zurechnungsfähigkeit ist dieser Punkt aus doppelten Gründen von Interesse: sowohl wegen der Sache selbst als wegen der Mittel, die zu ihrer Ausführung angewendet werden sollten.

Die nach kaum zwölftägiger Discussion angenommene Constitution des Jahres 1793 war wesentlich das Werk des Girondisten Condorcet gewesen, von der Bergpartei indessen erheblich modificirt worden. Zu ihrer Charakteristik werden einige kurze Anführungen genügen. Entsprechend dem Grundsatze, daß dem Volke der alleinige Besitz der Staatsgewalt gebühre, war das Gesetzgebungsrecht der aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Volksvertretung auf die Befugniß zum Erlaß von Gesetzesvorschlägen beschränkt worden. Diese Vorschläge sollten, einerlei ob sie die Staatseinrichtung, den Staatshaushalt, Steuerausschreibungen, Verfügungen über das Staatsgut, Kriegserklärungen, Nationalbelohnungen, Gegenstände des öffentlichen Unterrichtes oder des Wirthschaftslebens betrafen, an alle 38000 Gemeinden des Landes versendet und den „Urversammlungen" derselben, d. h. den Vereinigungen aller 22 Jahre alt gewordenen Männer, vorgelegt werden. Erst wenn binnen vierzig Tagen weder von der absoluten Mehrheit der Departements noch von mehr als dem zehnten Theile der Urversammlungen Verwahrung eingelegt worden, treten diese Vorschläge der gesetzgebenden Versammlung in Kraft. — Alle Verwaltungsbeamten und sämmtliche Richter werden vom Volke, die höchsten Magistrate von den Volksvertretern gewählt, die gesammte Rechtsprechung geschieht unentgeltlich. Jedermann kann zu jedem Amte gewählt werden. Die Centralregierung wird von einem aus 24 Mitgliedern bestehenden obersten Rathe geführt. Jede departementale Wahlversammlung schlägt einen Candidaten vor; die Auswahl wird von der Volksvertretung getroffen. Jeder Franzose ist Soldat; militärische Gradunterschiede gelten nur in Dienstangelegenheiten und für die Dauer des Dienstes. Allen Staatsbürgern sind Gleichheit, Freiheit, Sicherheit, Eigenthum, freie Religionsübung, Innehaltung der Staatsverbindlichkeiten, gemeinsamer Unterricht, öffentliche Unterstützung, unbeschränkte Preß-, Vereins-, Versammlungs- und Petitionsfreiheit, sowie der ungeschmälerte Genuß der Menschenrechte gewährleistet. „Unglücklichen Bürgern leistet die Gesellschaft ihre Hülfe, indem sie ihnen entweder Arbeit oder — wenn sie arbeitsunfähig sind — Existenzmittel zuweist."

Anlangend die Beziehungen zum Auslande war festgesetzt, daß Frankreich der Freund aller freien Völker sei und daß allen Flüchtlingen, „Tyrannen allein ausgenommen", Asylfreiheit zugesichert werde. In die inneren Angelegenheiten anderer Staaten werde Frankreich sich nicht einmischen, aber auch keine Einmischungen dulden — mit Feinden, so lange dieselben auf französischem Boden weilen, niemals verhandeln. — Nimmt man zu dem Allen das der Nation ausdrücklich vorbehaltene „Insurrectionsrecht" für Fälle der Antastung der nationalen Rechte und Freiheiten, sowie die zur Ergänzung der Verfassung bestimmte „Tafel der Menschenrechte" noch hinzu, so begreift sich, daß weder die Männer des Wohlfahrtsausschusses noch deren Erben Neigung verspürt

hatten, das Experiment einer Ausführung dieser Verfassung auf sich zu nehmen. Noch bevor sie in Kraft getreten war, hatte man sie bis zur Wiederherstellung des Friedens suspendirt und sodann in aller Form abgeschafft, bezw. durch die Constitution des Jahres III (Directorium, Rath der Alten und Rath der Fünfhundert) ersetzt.

Lindet und denjenigen seiner Gesinnungsgenossen, die mit ihm auf dem Standpunkte der Jahre 1793 und 1794 verharrten, war es vorbehalten, die Verwirklichung dieser widersinnigsten aller möglichen Constitutionen auf ihren Schild zu schreiben und Namens derselben gegen die Directorialregierung zu wühlen. Aber nicht ihnen allein. Auf die Verfassung von 1793 schworen auch die Bürger „des unbekannten Landes, das jenseits Marat's anfängt", d. h. die Anhänger der um Gracchus Babeuf und Buonarotti gescharten Communistenpartei. Zu den Zeiten Marat's und Desmoulins' (von dem letzteren rührt die Bezeichnung „unbekanntes Land" her) hatte diese Partei aus einer Handvoll verzweifelter Gesellen bestanden, die man als „enragés" bezeichnete und die Robespierre mit der Beseitigung ihres Führers Jacques Roux mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu haben glaubte. Nach seinem Sturz war aus diesem „unbekannten Lande" ein bekanntes, eine wirkliche Partei geworden, welche „vollständige Gleichheit" anstrebte, die Bereitschaft aussprach, „zur Erreichung dieses Zieles tabula rasa zu machen" und auf die Gefahr hin, daß „alle Künste dabei untergingen, die Gemeinschaft aller Güter herzustellen." Aushängeschild und Vorwand für eine auf diesen Punkt gerichtete Revolution sollte den Kampf für die Einführung der Verfassung von 1793 bilden und dadurch die Möglichkeit eines Zusammenwirkens der Communisten mit den Ueberresten der extremen Jacobinerfraction hergestellt werden. Eine Verständigung zwischen den Häuptern beider Parteien war bereits erzielt worden. Die Sache hatte dabei so gelegen, daß jede Partei die andere zur Erreichung ihrer Zwecke ausnutzen und nach gemeinschaftlich erfochtenem Siege an die Wand drücken zu können geglaubt hatte. Auf welcher Seite dabei richtiger gerechnet worden war, braucht kaum gesagt zu werden. Allein die doctrinäre Bornirtheit der auf die „Menschenrechte" eingeschworenen Männer der „crête de la Montagne" (so nannten sich die radicalen Jacobiner) konnte dem Wahne huldigen, einer auf das verlockende Ziel der Gütergemeinschaft gerichteten, aus den gefährlichsten Elementen des Pariser Proletariats recrutirten Verschwörung an einem beliebigen Punkte Halt zu gebieten und den auf die greifbaren Güter dieser Erde gerichteten Hunger der Anhänger des Satzes „les fruits sont à tout le monde" mit Verfassungsparagraphen stillen zu können.

Daß zu diesen Gläubigen auch Lindet und dessen Freunde gehört haben, steht außer Zweifel. Ist Lindet's Theilnahme an den dieses Compagniegeschäft betreffenden Berathungen gleich niemals förmlich bewiesen worden, so sprechen doch entscheidende Gründe dafür, daß er um dieselben gewußt hat und mit der Sache selbst einverstanden gewesen ist. Abgesehen davon, daß der ehemalige College Carnot's mit notorischen Genossen der Verschwörung, wie Amar, Vadier und dem berüchtigten Drouet in naher Beziehung stand und sich von jeher als eifrigen Anhänger der Verfassung von 1793 bekannt hatte,

spricht der Umstand gegen ihn, daß er nach Entdeckung der Verschwörung die Flucht ergriff und bis zur Beendigung des gegen die Häupter derselben angestrengten Processes versteckt blieb! Montier's Versuch, diese Thatsachen umzudeuten und dem Leser zu beweisen, daß Lindet als Anhänger einer das Privateigenthum gewährleistenden Verfassung mit Babeuf und den Communisten nichts gemein gehabt haben könne, gehört zu den schwächsten Partien seines mit unverfälscht jacobinischer Parteilichkeit geschriebenen Buches.

Daß Lindet und dessen Freunde ebensowenig Communisten gewesen sind, wie Robespierre und die übrigen Männer der alten Bergpartei, braucht Niemandem bewiesen zu werden. Nicht darauf kam es im vorliegenden Falle an, sondern auf den Beweis dafür, daß diese Vorkämpfer des Systems von 1793 nicht den Versuch angestellt haben, sich der Communisten zu ihren Zwecken zu bedienen. Außer Stande, in dieser Beziehung Durchschlagendes beizubringen, ignorirt Herr Montier, daß die Sache für seinen Helden nicht anders gelegen hat, als für die Amar und Drouet, die erwiesener Maßen mit Babeuf und den übrigen Communisten im Einverständniß gewesen waren. Montier ignorirt weiter, daß die jacobinischen Helfershelfer des Babeuf'schen Complotts ihre communistischen Mitverschworenen über das Ohr hauen zu können geglaubt hatten, und er läßt endlich außer Betracht, daß Lindet's Flucht sein gutes Gewissen durchaus zweifelhaft erscheinen läßt.

Nicht nur, daß Carnot von der Mitschuld des ehemaligen Collegen überzeugt war, das zweite Haupt der Verschwörung, der Communist Buonarotti, hat in seinen posthumen Denkwürdigkeiten ausdrücklich berichtet, daß die früheren Conventsmitglieder Drouet, Amar, Ricord und Robert Lindet Mitglieder eines jacobinischen Geheimcomités gewesen seien, das mit Babeuf über die Ausführung des von diesem entworfenen Plans verhandelt habe. Man sei darüber einig geworden, „die zur Vervollständigung des Werks der Revolution erforderlichen socialen Reformen" mit vereinten Kräften durchzusetzen. Wenn Lindet nichtsdestoweniger von dem Gerichtshofe von Vendôme freigesprochen worden ist, so hat das daran gelegen, daß Babeuf jede Aussage über sein Unternehmen verweigerte und der Denunciant Grisel sich bei seinen Angaben in Widersprüche verwickelte, die Lindet's Vertheidiger auszunutzen wußte. Einigen Antheil an dieser Freisprechung dürfte auch der Umstand gehabt haben, daß der erste Director, Barras, der Sache Lindet's günstig war und mit dem Mitankläger desselben, seinem Collegen Carnot, auf gespanntem Fuße stand.

Während der gesammten Dauer der Untersuchung und des Processes (28. August 1796 bis 26. Mai 1797) hatte sich Lindet zu Caën, im Hause seines Freundes Mesnil, verborgen gehalten. Gleich den übrigen höheren Beamten der Niedernormandie war dieser ehemalige Administrator des Departementes Calvados im Jahre 1793 wegen Begünstigung des Girondisten-Aufstandes verfolgt und durch Lindet's Dazwischentreten gerettet worden. Daß er dem ehemaligen Beschützer die Schuld der Dankbarkeit ungefährdet abtragen konnte, hatte Herr Mesnil der außerordentlichen Beliebtheit zu ver-

danken, deren sein Schützling sich in Caën erfreute: zählten die Kaufleute und Beamten, denen Lindet im Jahre 1793 Leben und Eigenthum gerettet hatte, doch nach Dutzenden! Für den Flüchtling war diese Zeit der Verborgenheit von besonderer Wichtigkeit. Der fünfzigjährige Hagestolz hatte für die jugendliche Tochter seines Gastfreundes eine Neigung gefaßt, die zur Verlobung und ein Jahr später (7. Mai 1798) zur Heirath führte.

Bei Abschluß dieses Ehebündnisses hatte sich in den Geschicken Frankreichs abermals ein folgenreicher Umschwung vollzogen. Wenige Wochen nachdem Lindet sein Versteck verlassen und sich nach Paris zurückbegeben hatte, war der feindliche Gegensatz, der zwischen den, der Hinneigung zu den Royalisten beschuldigten Directoren Carnot und Barthélemy und ihren Collegen Barras, Rewbell und Réveillière-Lépeaux bestand, durch einen Staatsstreich militärischer Natur zum Austrag gebracht worden. Am 4. September 1797 (18. Fructidor des Jahres V) hatten Barras und die genannten beiden anderen Directoren mit Hülfe des damals streng republikanisch gesinnten militärischen Befehlshabers von Paris, Generals Augereau, ihre Collegen Carnot und Barthélemy, sowie zahlreiche oppositionelle Mitglieder der beiden parlamentarischen Körperschaften überfallen und absetzen, die ihnen mißliebigen Wahlen cassiren und nicht weniger als 203 Unzufriedene nach Cayenne deportiren lassen; Carnot selbst war diesem Loose durch die Flucht entgangen. Für einen Augenblick durften die Ueberreste der Jacobinerpartei sich als Quasiverbündete Barras' und der übrigen Sieger des 18. Fructidor ansehen und in den Vordergrund der Scene dringen, von welcher sie seit dem Sturze Robespierre's vertrieben worden waren. Das schien auch Lindet zu Gute kommen zu sollen, dem die am 9. April 1798 vorgenommenen Ersatzwahlen zu einem Sitz im Rathe der Fünfhundert verhalfen. Barras, der haltungslos zwischen den Parteien hin- und herschwankte, war indessen nicht gewillt, die Jacobiner zu einer selbstständigen Macht werden zu lassen. Er cassirte die im radicalen Sinne ausgefallenen Wahlen, ließ Herrn Lindet indessen durch seinen Collegen Merlin ein Amt, die Stellung als Regierungscommissar bei den Gerichten des Departement Calvados, anbieten. Wohl bekannt mit der Unsicherheit der Lage und der Bestimmbarkeit der Directoren schlug Lindet diese Anerbietungen aus, um eine abermalige Veränderung der öffentlichen Stimmung und der durch diese bedingten Machtverhältnisse abzuwarten. Diese Veränderung sollte nicht lange auf sich warten lassen. Militärische Mißerfolge und Entdeckungen über stattgehabte Unterschleife nöthigten die Directoren Treilhard, Merlin und Réveillière-Lépeaux zur Niederlegung ihrer Aemter, die an den Abgeordneten Gohier und an General Moulins übergingen (Juni 1799); Sieyès war bereits einige Tage zuvor in das Directorium getreten. Diesen Veränderungen der obersten Regierung folgte eine Umgestaltung des Ministeriums. Gohier, der sich die Unterstützung der Radicalen sichern wollte, trug Lindet die Leitung des Finanzministeriums an; neben dem zum Kriegsminister ernannten General Bernadotte (dem späteren Könige von Schweden) sollte der Veteran von 1793 innerhalb des neuen Cabinets das streng republikanische Element und die revolutionären Ueberlieferungen repräsentiren. Daß Lindet annahm (20. Juli

1799), mochte damit zusammenhängen, daß die Jacobiner kurz zuvor die Wiederherstellung ihrer Clubs durchgesetzt hatten und Gohier sich mit einem Finanzplan beschäftigte, der nach Rückkehr zu den Ideen von 1793 schmeckte. Dem dringenden Geldbedürfniß des Staatsschatzes sollte abermals durch eine auf die „Reichen" gelegte, progressive Zwangsanleihe abgeholfen und auf diese Weise ein Betrag von 200 Millionen Francs aufgebracht werden. Da die Zeiten vorüber waren, in denen derartige Operationen durch die Guillotine unterstützt wurden, stieß die Sache indessen auf so erhebliche Schwierigkeiten, daß man die Beihülfe der hohen Finanz suchen und mit einer Anzahl von Pariser Bankhäusern ins Vernehmen treten mußte. Dreißig Millionen vermochte man glücklich zusammen zu bringen; inmitten der auf die Beschaffung des Restes gerichteten Maßnahmen Lindet's aber nahm es mit seiner Ministerschaft ein ebenso jähes Ende, wie mit der gesammten republikanisch-directorialen Herrlichkeit.

Kaum drei Wochen nach seiner Rückkehr aus Aegypten holte Bonaparte zu dem Staatsstreich vom 18. Brumaire aus: Bernadotte war bereits im September aus dem Kriegsministerium entfernt, der gefügige Fouché zum Polizeiminister ernannt, der alte Ränkespinner Sieyès aber in das Interesse des kühnen Soldaten gezogen worden, der als „erster Consul" die Zügel der Regierung ergriff. Lindet, der sich an dem Entscheidungstage (9. November 1799) nur widerwillig nach St. Cloud begeben und von den kommenden Dingen nicht die entfernteste Ahnung gehabt hatte, wurde bereits zwei Tage nach dem Staatsstreich entlassen und mit der Versicherung abgefunden, daß man „in Ansehung der von ihm unter schwierigen Umständen geleisteten Dienste" auf eine seinen Wünschen entsprechende spätere Verwendung Bedacht nehmen werde. Wie Napoleon über diese Dienste und über die Leistungsfähigkeit des ehemaligen Mitgliedes des Wohlfahrtsausschusses in Wahrheit dachte, hat er in der Folge so deutlich wie immer möglich gesagt: „Zur Zeit des Brumaire wurde das Finanzministerium von Robert Lindet verwaltet, der in den Tagen Robespierre's Mitglied des Wohlfahrtsausschusses gewesen. Er war ein ehrlicher Mann, entbehrte aber der Kenntnisse, die für die Verwaltung der Finanzen eines großen Staates erforderlich sind. Unter der revolutionären Regierung hatte er nichtsdestoweniger den Ruf eines großen Finanzmannes erworben — der wahre Finanzminister dieser Regierung aber war der Aufseher über die Platten gewesen, mit denen die Assignaten gedruckt wurden."

Lindet kam diese Entlassung durchaus unerwartet. Wie aus seinen an den Schwiegervater Mesnil gerichteten Briefen hervorgeht, hatte er „für Pflicht gehalten", im Amte zu bleiben, und nicht daran gezweifelt, daß der neue, von ihm durchaus günstig beurtheilte Beherrscher der Geschicke Frankreichs sich bereitwillig seiner Beihülfe bedienen werde. An dieser Hoffnung hielt der gutgläubige Mann auch nach der Entlassung fest, indem er die ihm gemachte Versprechung für baare Münze nahm. Erst nachdem Monat über Monat vergangen war, ohne daß man ihm irgend welche Anerbietungen gemacht hätte, besann er sich auf die Rolle des grollenden, der alten Fahne treu gebliebenen strengen Republikaners. Der ehemalige Finanzminister zog

sich in das Privatleben zurück, miethete eine bescheidene Wohnung in der Rue Helvetius und widmete sich der Advocatur, die ihn, nachdem der schwere Anfang glücklich überwunden worden war, leidlich ernährte. An der Politik nahm er weder unter dem Kaiserthum noch während der Restauration und auch nicht während der Episode der hundert Tage irgend welchen Antheil, und wesentlich diesem letzteren Umstande hatte der ehemalige régicide zu danken, daß er auch nach Erlaß des bekannten Decrets über die Verbannung der Königsmörder unbehelligt blieb und seine Tage im Vaterlande beschließen durfte. Nahezu achtzigjährig, starb er am 16. Februar 1825 zu Paris.

Lindet's Biograph hat sich die Mühe genommen, einen großen Theil der Briefe abzudrucken, in denen der Held seines Buches seine Auffassung der politischen Ereignisse niederlegte, die während der letzten siebenundzwanzig Jahre seines Lebens über Frankreich hinweg gingen. Diese Schriftstücke bieten nicht das geringste Interesse, sie bewegen sich auf der Heerstraße des Gewöhnlichen, um nicht zu sagen des Gewöhnlichsten. Vollends entbehrlich stellen sich die diesen Briefschaften entnommenen Belege dafür dar, daß der einstige Genosse des Wohlfahrtsausschusses sich selbst und den „Principien" treu geblieben sei, auf welche das Regierungssystem der Jahre 1793 und 1794 aufgebaut worden war. Daß Robert Lindet zu den Männern gehörte, die nichts gelernt und nichts vergessen hatten, brauchte aufmerksamen Lesern des Montier'schen Buches nicht erst nachgewiesen zu werden.

Lesenswerth bleibt dieses Buch aber nichtsdestoweniger. Abgesehen von den zahlreichen Beiträgen, die zu der Detailgeschichte des Revolutionszeitalters beigebracht werden, belehrt es uns abermals darüber, was es mit dem geistigen und sittlichen Gehalt der Männer auf sich gehabt hat, welche die revolutionäre französische Geschichtschreibung uns als die „Größen einer großen Zeit" anpreist. Kein Zweifel, daß unter den Heroen der Schreckensperiode Robert Lindet einer der Besseren und Achtungswürdigeren gewesen ist — kein Zweifel, daß er zu dem ihm zugeschriebenen (übrigens nirgend nachgewiesenen) Ausspruch, „er habe in der Ernährung und nicht in der Erwürgung der Bürger seine Aufgabe gesehen", ein gewisses Recht gehabt hat. Ungeschehen wird dadurch aber nicht gemacht, daß dieser Mann Mitschuldiger eines Regierungssystems gewesen ist, dessen Unmenschlichkeit durch seine vollendete Widersinnigkeit weit übertroffen worden. Wer eine diesem System gewidmete Thätigkeit als den Stolz seines Lebens ansehen und sich der dabei bewiesenen Redlichkeit besonders rühmen gekonnt, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn man auf ihn das Wort Lessing's anwendet: „Man ist verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts ist als ehrlich!"

Sören und Maria.

Erzählung aus Dänemark

von

Otto Hauser.

[Nachdruck untersagt.]

Sören war kein Sonderling, kein Weiberfeind, aber er war ein kluger Kopf und wollte mit Bedacht wählen, wie er selbst sagte, und darüber war er fünfzig Jahre alt geworden.

Da kam Frau Holsten, eine ältliche Dame mit verwelkten Zügen, mit ihrer Tochter Maria, einem Mädchen schon in der Nachblüthe, auf „Sommerfrische" in das Dorf. Sie wohnten bei Morten, dem Schneider, auf dessen Schild unter seinem Namen „Taljör" stand, denn Morten war ein Mann von Bildung. Sie hatten die kleine Stube mit dem einen Fenster auf die Gasse gemiethet und lebten sehr bescheiden. „Wie es nur wirklich noble Leute thun," pflegte der Schneider zu sagen.

Maria saß am Fenster und sah auf die meist einsame Straße hinaus mit ihren großen, blauen Augen, die sich immer über etwas zu wundern schienen, als sähen sie zum ersten Mal in diese Welt.

Sören fühlte im Vorübergehen den Blick dieser Augen auf sich ruhen und sah hinüber. Er grüßte, ohne das Mädchen zu kennen, denn er war plötzlich überzeugt, daß sie es war, nach der er sein Leben lang gesucht hatte.

Während er dann weiter ging, überdachte er seine Verhältnisse und mußte sich sagen, daß er der reichste Bauer in einer Meile Umkreis war, daß er auch Bildung hatte, denn in der Schule war er immer der Erste gewesen und las auch später Zeitschriften und Bücher; er war zwar nicht mehr ganz jung, doch immerhin noch nicht grau und nicht gebückt. Und seine Hünengestalt streckte sich unwillkürlich in die Höhe, und er athmete in volleren Zügen die scharfe Seeluft, die vom Meere her über die niederen Häuser strich.

Was Sören sich vornahm, mußte geschehen. Er verlangte neue Wassergräben: nach jahrelangem Weigern wurden sie angelegt; er verlangte eine Aufbesserung der Besoldung des Lehrers und des Pastors: auch sie wurde nach vielem Hin- und Widerreden gewährt. Es war, als habe er Gewalt selbst

über die Natur, denn stets, wenn er das Getreide einfuhr, war das schönste Wetter, und wenn seine Wiesen Regen brauchten, regnete es gewiß.

Wäre es da möglich gewesen, daß Maria Holsten nicht sein Weib wurde, da er sich vorgenommen hatte, sie heimzuführen? Laßt mich daher kurz sein: er heirathete sie.

An einem regnerischen Herbsttage wurden sie getraut. Maria trug ein schwarzes Kleid, und auch ihre Mutter ging in Schwarz. Der Zug glich weit mehr einem Leichenzuge denn einer Hochzeit, aber Morten, der Schneider, sagte, das sei nobel.

Die Mutter weinte, aber Maria sah mit ihren großen, blauen Augen so verwundert umher, als habe sie noch nie eine Fischerkirche mit den kahlen Wänden und dem künstlich gearbeiteten Schiff, das von der Decke herab hängt, gesehen.

Sören's Blick aber war strahlend, und wie ein Sieger schritt er aus der Kirche. Er konnte kaum den Augenblick erwarten, da Maria in sein Haus treten würde, denn er hatte die Wände frisch tünchen und die noch von seinem Vater ererbten Möbel aufpoliren lassen; auch die besten Gardinen waren aufgesteckt, und auf dem Tische stand ein Blumenstrauß in einer langhalsigen Wasserflasche zwischen zwei neusilbernen Leuchtern.

An der Thüre blieb er stehen und ließ den Pastor mit Frau Holsten voran gehen, dann trat er mit Maria ein. Erwartungsvoll blickte er auf sie nieder, sie aber sah zu Boden und schien gar nicht zu bemerken, daß Alles für sie so festlich hergerichtet war.

Noch am selben Abend fuhr Frau Holsten zurück in die Stadt. Beim Abschied weinte sie wieder und flüsterte: „Mein Kind, tröste Dich!" Sie hätte gern etwas Anderes gesagt, aber Sören war dabei.

„Il nous faut endurer!" sagte Maria ruhig und gab ihrer Mutter die Hand. Sie sah dem Wagen noch lange nach, dann wandte sie sich zu Sören, der noch neben ihr stand, und fragte leise:

„Was nun?"

Sie fragte aber nicht ihn, sondern sich.

Ihr Abschied von dem Klavier, das verkauft werden mußte, um ihre Ausstattung zu vervollständigen, war fast herzlicher gewesen als der von ihrer Mutter; aber sie grollte ihrer Mutter nicht, denn es war wirklich das Vernünftigste, Sören zu heirathen, um versorgt zu sein. Aber eben dieser Gedanke quälte sie stets, wenn sie Sören sah. Sie wollte sich zwingen, ihm freundlich entgegen zu kommen, aber ihren Mund umspielte nun ein herber Zug, der ihren inneren Zwiespalt verrieth.

An einem der lauen Herbstabende saßen sie beide vor dem Haus. Es ward immer dunkler, aber Maria wollte draußen bleiben. Es that ihr wohl, die niederen Hütten im hereinbrechenden Dunkel immer mehr verschwimmen zu sehen, bis es ganz finster war, und am Himmel schon einzelne Sterne aufblitzten.

Da stand Sören auf und wies mit seiner großen Hand zu den Sternen empor und fragte Maria, ob das dort oben nicht der Polarstern sei.

Und darüber kamen sie ins Gespräch, und Sören fragte vielerlei, denn Astronomie war sein Lieblingsthema, und Maria schien plötzlich zu vergessen, daß sie „verkauft" war, wie sie sich oft und oft sagte. Sie sprach mit ihm wie ein Lehrer mit einem aufmerksamen Schüler und fühlte sich wohl neben ihm.

Aber als er ihr dann die Hand reichte, die große, abgearbeitete, schwielige Bauernhand, da schauderte sie zusammen, und drinnen in der Stube sah Sören bei dem matten Lichte der alten Stehlampe wieder denselben herben Zug um ihren Mund.

Er fragte sie, ob ihr etwas fehle, ob sie etwas wünsche.

Sie antwortete: „Nichts."

Als sie später einmal beim Pastor zu Besuch waren, entnahm Sören dem Gespräch, daß Maria Klavier spielen könne, und er beschloß, ihr eine Freude zu bereiten.

Gerade am Weihnachtstage kam die große Kiste an, und Sören fragte seine Frau, ob sie wohl ahne, was in der Kiste sei.

„Ein Klavier!" sagte sie ruhiger, als er erwartet hatte, und ohne sich zu besinnen, denn die Form der Kiste verrieth ihr den Inhalt. Dann aber half sie selbst beim Auspacken und gab an, wo das Klavier aufgestellt werden solle.

Erst am Abend setzte sie sich an den Flügel und spielte eine der unendlich traurigen „Elegischen Melodien" von Grieg. Die gedämpften Accorde klangen in der niedrigen Stube noch trüber, und es war ihr, als schritten Gestalten aus dem Reiche der Schatten, in Nebel gehüllt, um sie.

Auch Sören mußte ein ähnliches Gefühl haben, denn er bat, sie möge ihm nun ein heiteres Stück spielen.

Und Maria begann einen Tanz, aber nach einigen Tacten schon stockte sie und fing einen anderen an. Sie ward immer erregter. Endlich stand sie auf und sagte, sie müsse erst ihre Noten, die bei der Mutter geblieben waren, kommen lassen, denn sie könne keinen Tanz auswendig spielen. Sie sagte das entschuldigend wie zu einem Fremden.

Sören trat zu ihr. „Freust Du Dich denn nicht?" fragte er.

„Ich freue mich," sagte sie mit ihrer umflorten Stimme, wieder ganz ruhig.

Sören aber hätte lieber Hohn und Spott ertragen als diese ruhige Antwort, denn es that ihm weh, Maria so gleichgültig zu sehen. Die Schuld lag ja wohl nur an ihm, — er mußte suchen, ihr das Leben behaglicher zu machen. Und so fest, wie er sich damals vorgenommen hatte, sie zu heirathen, so fest nahm er sich jetzt vor, ihr ein freundliches Lächeln abzugewinnen.

Er ließ ihr das große Zimmer malen und ganz neu einrichten, so daß das Klavier nicht mehr von den anderen Möbeln abstach und sie nicht immer fühlen mußte, sie habe es einst besser gehabt; später wurden alle Zimmer gemalt und neu eingerichtet, und er wendete gern das viele Geld daran, um ihr das Haus behaglich zu machen.

Nun fühlte sich freilich er selbst unbehaglich in seiner Wohnung, und er wagte sich kaum auf die grünen Sammetstühle zu setzen. Sein Nachmittagsschläfchen hielt er jetzt in der kleinen Kammer, in der noch seine alten, wurm-

stichigen Möbel aus der Väterzeit standen und die Schwarzwälder Kuckucksuhr an der getünchten Wand hing.

Kann es unter diesen Umständen verwundern, daß Sören nicht mehr mit der gleichen Freudigkeit in Hof und Feld thätig war? Er pflügte nicht mehr mit, nicht etwa, weil er, wie heute so Manche, das Pflügen für eine Arbeit hielt, die sich nur für Knechte schickt, sondern eben, weil er die Freude an dieser Arbeit verloren hatte; er, der früher stets sagte, nur selbstgesätes Getreide könne gedeihen, schaffte sich theure Sämaschinen an und sah von ferne zu.

Ich weiß nicht, ob die verminderte Freude an der Arbeit allein Schuld daran war, daß er weniger Getreide erntete, daß die Wiesen schlechtes Futter gaben. Es mag sein, daß auch andere Bauern Ursache hatten, sich zu beklagen. Sicher ist, daß Sören gezwungen war, Geld aufzunehmen, als Frau Holsten, Maria's Mutter, starb und nicht einmal so viel hinterließ, daß sie standesgemäß hätte begraben werden können. Das nächste Jahr war wieder ein karges, und dazu mußte ein baufällig gewordener Stall restaurirt werden, und das kostete wieder Geld; so konnte Sören nicht nur das Geliehene nicht zurückgeben, sondern mußte neue Schulden machen.

Doch ich will nicht aufzählen, wie oft Sören sich Geld auslieh, und wieviel. Wer weiß nicht, daß man dabei stets aus der Scylla in die Charybdis kommt? Man hat das Geld mit einem Vampyr verglichen, der uns, wenn er nicht mehr in unserer Macht ist, das Blut aussaugt; es ist ein Vergleich so schlecht wie die meisten, aber die Wirkung ist eine gleiche.

Wer sah, wie Sören, dieser Hüne, so stark und stolz wie ein Bonde der Vorzeit, zusammenknickte, einschrumpfte, mußte das erkennen. Sein Haar ward grau, und als einige Jahre hingegangen waren, ohne daß eine Besserung in seinen Verhältnissen eintrat, begann es auch auszufallen, und an seinem Rock hingen immer ausgefallene Haare, — „so wie im Winter todte Fliegen an der Wand," sagte er selbst mit einem bitteren Lächeln zu den wenigen Freunden, die ihm noch geblieben waren.

Es ist aber nicht denkbar, daß er sich nur auf diese Weise in Schulden steckte; er wird sich auch an jenen „Gründeractien" betheiligt haben, die kurze Zeit rapid im Werthe stiegen und dann ebenso rasch fielen. Die Volksmeinung machte damals ein Kopenhagener Bankhaus, das ungenannt bleiben möge, dafür verantwortlich; es sollen thatsächlich Drohbriefe bei dem Chef der Firma eingelaufen sein. Das Geld aber war und blieb verloren.

Sören war in dieser Zeit aufgeregter als je, aber er beklagte sich Keinem gegenüber; auch sein Weib erfuhr nichts von Allem.

Maria wußte überhaupt nicht, daß Sören Schulden hatte. Sie war der Meinung, daß er noch immer in guten Verhältnissen sei, da er sie nichts entbehren ließ.

Es war ganz zufällig, daß sie einmal einen an ihn gerichteten Brief aufmachte, da sie die Schrift der Adresse als die einer Freundin in der Stadt zu erkennen glaubte, und ihr Auge auf das alleinstehende unterstrichene

1000 Kronen

fiel. Sie wußte nun freilich, der Brief gelte ihrem Manne, aber sie las ihn durch. Nachher steckte sie ihn wieder in das Couvert und legte ihn auf den Schreibtisch ihres Mannes.

Sören sah, daß Maria den Brief gelesen hatte, sah es an dem aufgerissenen Umschlag und an ihren Augen. Wie matt waren diese großen, blauen Augen geworden, mit einem Male! Er sagte kein Wort, als er den Brief zu sich steckte; er ging gleich nach dem Essen hinaus aufs Feld und setzte sich da auf einen Grenzstein und barg sein Gesicht in den Händen.

Von nun an fürchtete er Maria.

Um die Zeit, wenn der Postbote zu kommen pflegte, ward er unruhig und ging ihm wohl auch entgegen. So erhielt Maria nie wieder einen Brief, der ihr verrathen hätte, wie es um sie stand. Sie hätte auch keinen wieder geöffnet; bei jedem an sie gerichteten Briefe sogar suchte sie erst den Absender zu erkennen, bevor sie ihn aufmachte, und sie hatte dieselbe Angst wie Sören. Sie las in seinen Zügen mehr, als ihr die Briefe hätten verrathen können.

Dabei wurden sie einander noch fremder, als sie es bisher gewesen. Sören hätte sie gern aus seinem Gedächtniß gelöscht, wie ein Kind eine mißlungene Zeichnung, an der es erst viele Freude hatte, ärgerlich von der Tafel wischt, aber das ging nicht an. Wenn er einen Brief bekam und ihn dann in seiner altmodischen Kammer las, mochte er sie auch verriegelt haben und ganz sicher sein, Maria könne ihn nicht beobachten, er fühlte doch zugleich mit seinen Augen die ihren auf dem Schriftstück ruhen. Er wagte sein Weib kaum mehr anzusehen, er wich ihr aus. Und in dieser Zeit fiel ihm zum ersten Male auf, daß ihn Maria noch nie bei seinem Namen genannt habe. Und wie ihm dieser Gedanke kam, versank sie vor seinen Augen wie ein Schauspieler in der Bühnenversenkung.

Es kamen aber Stunden, wo er sie wieder gern empor gerufen hätte, aber nun war es zu spät. Er blickte hinter die Coulissen: da sah er die ärmlichen Verhältnisse der Frau Holsten, die doch so nobel thun konnte, da sah er, wie sie die Fangarme nach ihm ausstreckte, gerade wie ein Polyp im Meere nach einem großen Hummer, dessen neue Schale noch weich ist. Da sah er sich selbst. Nicht wie im Spiegel, nein, wie ein Fremder ihn gesehen haben mochte. Diese große, ungebeugte Gestalt, dieser freie Blick, das dichte Haar, die starken Arme ... Er versuchte sich wieder aufzurichten, aber es that ihm weh, wenn er sich streckte. Er war gebrochen.

Und wer war schuld? Wer? —

Was hatte er nicht Alles für sie gethan, wie viel Geld ausgegeben! Er rechnete jede Krone nach und legte in Gedanken alle die Rechnungen neben einander, und dann war es ihm, als sähe er ihren gleichgültigen Blick, damals so gleichgültig wie jetzt. Er hätte weinen mögen über das viele Geld. War er nicht im Recht, wenn er sie als seinen Feind betrachtete, wenn er sie haßte? O! — —

Und Maria?

Zehn Jahre waren dahin gegangen, und sie sagte sich noch immer: „Il nous faut endurer!“ Zwar, ihr Französisch hatte sie fast vergessen, gerade so wie

ihre Finger steif geworden waren, und die Tasten nur mehr hart und hölzern anschlugen. Denkt Euch die „Elegischen Melodien“ von Grieg, die sie noch immer manchmal spielte, wenn sie Abends allein war, denkt sie Euch gespielt von diesen steifen Fingern, und Ihr habt Maria's Seelenstimmung.

Es war dabei, als fühle sie, daß Sören sie anklage, und wenn sie ihn kommen hörte, schauderte sie. Sein Schritt war schleppend, und die Hand legte sich schwer auf die Thürklinke. Und wenn er eintrat! O diese hohlen Augen! Wie alt war er geworden! Sie wartete immer, daß er ihr jetzt und jetzt die Anklage ins Gesicht schleudern werde, aber Sören schwieg, und seine Augen sahen an ihr vorbei. Da empfand sie Mitleid mit ihm und nahm sich vor, anders gegen ihn zu sein als bisher. Sie wollte sich zwingen, ihn bei seinem Namen zu nennen, aber sie konnte ihn nicht über die Lippen bringen.

An einem Spätsommerabend jedoch, da sie ihn besonders niedergeschlagen sah, bat sie ihn, er möge doch mit ihr wieder einmal in der Dunkelstunde vor dem Hause sitzen, und Sören folgte ihr, als sie hinaus ging. Die ersten Sterne begannen aufzublicken, und Maria dachte an jenen Abend, da sie mit ihm über die Sterne gesprochen hatte, und nun stand *sie* auf und wies mit der Hand zum Himmel:

„Sieh, das ist der Polarstern!“

Sören merkte ihre Absicht und lachte, kurz, abgerissen, als sei er selbst erschreckt über den heiseren Ton seines Lachens. Dann sagte er langsam:

„Aber im nächsten Monat kommt unser Gut unter den Hammer.“

Maria schrie auf und sank zusammen. Sören trug die Ohnmächtige ins Haus.

Wenige Tage nachher brannten die Scheuern und Ställe sammt dem eingeführten Getreide auf dem Hofe Sören's nieder, und in der Schenke sprach der Schneider über dieses Geschehniß. Er sagte: Sören könne Gott danken, daß ihm das Getreide verbrannt sei sammt den Stallungen und Scheuern. Es sei nur zum Erbarmen gewesen, wie das Vieh gebrüllt habe, als plötzlich Alles in Flammen stand. Und der eine Knecht, der den Bullen retten wollte, aber von dem Thier niedergestoßen ward, werde wohl sterben. Aber es sei doch ein Glück für Sören, denn er war hoch versichert; und nun bekäme er bald so viel Geld, daß er alle seine Schulden begleichen könne. Man wisse ja, daß sein Gut unter den Hammer kommen sollte.

„Aber der Schrecken!“ warf einer der Zuhörer ein.

„Nun,“ fuhr der Schneider fort, „es ist wahr, daß Sören die Hände gerungen und laut geweint hat, aber ein Glück war es doch für ihn. Seine Frau hat das auch gleich eingesehen, denn sie zeigte nicht die geringste Aufregung. Sie ist aber auch aus noblem Hause.“

„O dieses Nobelthun!“ fiel ihm ein Anderer in die Rede; „wir waren ja für die Beiden viel zu minder, und auch Sören sprach kaum ein Wort mehr mit unsereinem.“

Bald darauf kamen die Herren von der Versicherungsgesellschaft, um den Brandschaden anzusehen. Es waren einige ältere Herren und ein junger, der sich besonders geschäftig zeigte und das rechte Strebergesicht hatte. Der ging

unter irgend einem Vorwand ins Dorf und spionirte. Er wußte die Fragen so klug zu stellen, daß ihm fast jeder der Bauern und Fischer antwortete: Sören könne den Brand möglicher Weise selbst angelegt haben, da er ja ein Interesse daran habe, wie der Schneider ihnen gesagt habe. Der Schneider freilich, zu dem der Versicherungsbeamte ebenfalls ging, stellte in Abrede, daß er der Urheber des Gerüchtes sei, das der Beamte als bestehend constatiren zu können glaubte. Doch das war leicht zu erklären: der Schneider war ein gebildeter Mann und wollte daher auf jeden Fall nicht in die Affäre, wenn auch nur als Zeuge, gezogen werden, und darin hatte er recht, denn es waren manche Unannehmlichkeiten damit verbunden, was die Anderen zum Glück nicht wußten.

Die Folge war, daß Sören verhaftet wurde unter dem Verdachte, selbst den Brand gelegt oder ihn wenigstens veranlaßt zu haben, obwohl er stets seine Unschuld betheuerte.

Die Untersuchung, die auf Betreiben der Versicherungsgesellschaft sofort geführt wurde, ergab mit Sicherheit, daß der Brand gelegt worden war, und da schlechthin Niemand gefunden werden konnte, der Interesse an dem Brande haben mochte als Sören, zweifelte bald Keiner mehr, daß er trotz seines Leugnens verurtheilt werden würde.

Da erschien eines Tags Maria vor dem Richter und bat, ihren Mann unter vier Augen sprechen zu dürfen, was ihr gewährt wurde.

Sie trat in das kleine Zimmer, das ihm vorläufig angewiesen war, und sah Sören auf dem Bette liegen und schlafen, denn es war die Zeit seines Mittagsschläfchens. Die eingefallenen Züge waren die eines Todten; nur die dünnen Nasenflügel bewegten sich regelmäßig. Sören hatte nicht gehört, daß die Thüre aufgesperrt und, nachdem Jemand eingetreten, wieder geschlossen worden war. Er schreckte daher auf, als Maria seine magere, schwielige Hand mit ihrer noch immer weichen und zarten erfaßte.

„Maria?“ fragte er erstaunt.

„Ich hab' es gethan!“ flüsterte sie.

„Du? — O Gott, warum?“

„Um uns zu retten!“ Sie sah ihm in die Augen, ruhig und klar.

Sören aber blickte nicht weg; das war ja derselbe Blick, der ihn jenes erste Mal getroffen hatte, und er that ihm so wohl. Doch, was sollte er ihr sagen? Nein, nichts sagen, nur sie ansehen, lange, lange!

Da er schwieg, ließ sie seine Hand los und wollte gehen.

„Fürchte Dich nicht!“ flüsterte er ihr zu. —

Am nächsten Tage gab Sören an, daß er den Brand selbst gelegt habe und nicht länger leugnen wolle, um nicht seine Lage zu verschlimmern.

Er ward zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt.

Nun aber nahm Maria die Ordnung der Geldangelegenheiten in die Hand. Sie wußte durch ihre Umsicht Manches zu regeln und nöthigte durch ihre vornehme Ruhe auch den drängendsten Gläubigern Höflichkeit ab, so daß nur das Klavier und die Einrichtung verkauft werden mußten. Sie nahm sich auch fortan selbst der Wirthschaft an und scheute keine Arbeit. Ihre Hände wurden rauh und schwielig, ihr Gesicht sonnverbrannt.

Aber nach zwei Jahren, als Sören heim kommen sollte, war schon ein Theil der Schulden abgezahlt und das Gut in besserem Zustande als Jahre vorher. Der Knecht, der damals von dem Bullen verletzt worden war, fuhr in die Stadt, um Sören abzuholen.

Spät Abends kam er ins Dorf.

Er bat den Knecht, langsamer zu fahren, denn sein Herz war so bewegt, daß er sich fast fürchtete, vor Maria zu treten. Sie war es ja doch, die er so lange gesucht hatte, nur sie.

Endlich trat er ein. Er glaubte, Maria werde ihm entgegen kommen, aber es blieb still, so festlich still im Haus. Er ging durch die Zimmer, in denen nun wieder die alten Möbel standen, und fand sie nicht. Dann ging er in die Kammer, in der er sich immer verschlossen hatte, wenn er vor ihr sicher sein wollte.

Da saß Maria in der Ecke des alten Lederdivans, zusammengekrochen, die Hände vor den Augen, in dem matten Zwielicht. Sören trat zu ihr, und da sie sich nicht rührte, setzte er sich neben sie. Leise legten sich zwei rauhe Hände auf die seinen, und eine umflorte Stimme flüsterte:

„Sören! Mein Sören!“

Robert von Mohl.

[Nachdruck untersagt.]

Lebenserinnerungen von Robert von Mohl. (1799—1875.) Mit dreizehn Bildnissen. Zwei Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1902.

I.

Die etwas eingehenderen Anzeigen von Memoirenwerken (wie sie nun auch in deutschen Landen immer häufiger erscheinen) pflegen uns die enttäuschende Empfindung zu bereiten, daß wir den besten Gehalt schon vorweg empfangen haben, daß der Rest nicht der Mühe werth gewesen. Die kürzlich erschienenen Lebenserinnerungen von Robert von Mohl, welche vor uns liegen, dürften zu denjenigen Büchern gehören, bei welchen wir vor einer solchen Enttäuschung sicher sind. Und das hat seinen einfachen Grund. Mohl war ein grundgescheidter Mann, der in einem langen Leben mit Gedanken und Thaten früh begonnen und spät geendet, der in einem großen Theile desselben die Wirksamkeit des Universitätslehrers und des Staatsmanns abwechselnd oder gleichzeitig ausgeübt, der einerseits ein rechter Büchermensch — so sehr, daß er am Ende seiner Laufbahn meinen konnte, er sei von der Natur zum Oberbibliothekar eigentlich bestimmt gewesen — und andererseits ein rechter Weltmann war; der in jungen und in alten Jahren vieler Menschen Städte gesehen und Sinn erkannt, der zumal von früher her mit Paris und Frankreich enge Beziehungen unterhalten, die eine bedeutsame Ergänzung wurden zu der weltentrückten Existenz eines Tübinger Professors. Jahrzehnte lang der Neugestalter der schwäbischen Universität und Bibliothek aus unsäglicher Verkommenheit heraus, dann bei der Stuttgarter Regierung in Ungnade gefallen durch ein lächerliches Ereigniß; sehr bald an die Universität Heidelberg berufen, aber gleich darauf in das Reichsparlament der Paulskirche und zum Reichs-Justizminister gewählt. Dann zurück auf den Heidelberger Lehrstuhl des Staatsrechts bis zum Jahre 1861; dann durch mancherlei Beziehungen des Faches, der ständischen Bethätigung in der Ersten Kammer des Großherzogthums Baden, der persönlichen Zusammenhänge, unter dem Ministerium Roggenbach Bundestagsgesandter in Frankfurt bis zur Auflösung des Bundes; weiterhin badischer Gesandter in München bis zur Herstellung des Reiches und endlich seit dem Jahre 1871 auf dem Ruheposten des Präsidenten der Ober-Rechnungskammer in Karlsruhe, nachdem seine Versetzung in die badische Gesandtschaft von Berlin an Bismarck's Abneigung gescheitert war. Dazwischen einige Jahre Mitglied des neuen deutschen Reichstages, allerhand Berührungen mit hohen und höchsten Kreisen, zuvor und zumal in jüngeren Jahren Studienreisen in England, Belgien, Deutschland, — alles das abgeschlossen durch das zweibändige Werk seiner Lebenserinnerungen, das ein Vierteljahrhundert gewartet hat, bis es füglich die Oeffentlichkeit nicht mehr zu scheuen brauchte mit all' seinen kräftigen, treffenden, öfters recht derben Worten und Urtheilen. Kaum lebt wohl heute Einer noch von Jenen, welche davon persönlich betroffen werden,

es sei denn im Guten, wie z. B. aus dem Munde dieses strengen Richters das rühmende Zeugniß über das großherzogliche Paar von Baden und seinen Hof bemerkenswerth ist.

Mohl gehörte zu den gescheidten Männern, die immer etwas Gescheidtes zu sagen haben, die aber gerade jene Gabe entbehren müssen, welche es möglich macht, daß man Vieles redet, ohne etwas zu sagen zu haben, — die Beredsamkeit. Er war auf dem Lehrstuhl wie im Parlament (das hat er selber am besten gewußt) kein Redner; er hat seine Professur mit dem Gefühl einer lange getragenen Bürde abgeworfen, und die akademischen Zuhörer wußten, daß sie in ihm einen hervorragenden Gelehrten, aber keinen hervorragenden Lehrer verloren. Desto kerniger, ja erquickender war das, was dieser Mann in zwangloser Form zu sagen verstand. Und darin liegt der eigenthümliche Reiz des gegenwärtigen Buches.

II.

Es waren vier Brüder Mohl, alle vier über das Mittelmaß durchaus emporragend. Außer demjenigen, der uns beschäftigt, der Botaniker Hugo Mohl, der als Tübinger Professor gestorben ist; dann der Orientalist, der Uebersetzer des Firdusi, Julius Mohl, der in Paris seit den Studienjahren geblieben ist, dort Fuß faßte und Wurzel schlug, welcher der Gatte jener Engländerin wurde, der Freundin der Madame Récamier, deren Salon ein oft genannter Mittelpunkt der Gesellschaft war. Endlich Moritz Mohl, der Wirthschaftspolitiker und Parlamentarier, der schwäbische Particularist und Preußenfeind — ein Sonderling, dessen Charakter in dem vorliegenden Werke von der Hand des Bruders eine interessante und eingehende, keineswegs geschmeichelte Würdigung findet.

Diese Fruchtbarkeit an ungewöhnlicher Begabung scheint in dieser Familie, wie sonst öfters bei begabten Söhnen, sich vorzugsweise auf die Mutter zurückzuführen. „Ich habe wenige Menschen kennen gelernt," sagt der Sohn von ihr, „bei denen eine so große geistige Begabung, so schlagender Witz, so schnelle Auffassung verbunden gewesen wären mit der unverdrossensten Erfüllung der kleinsten Aufgaben des täglichen Lebens. Meine Mutter war ein großer Geist, welche ihrer Anlage nach in die Reihen der berühmten Frauen gehört hätte." — Dabei war sie die unermüdlichste Mutter, die fleißigste schwäbische Hausfrau, die beste Köchin weit und breit.

Der Vater war bedeutender durch die Stellung, die er als Würdenträger des kleinen Staatswesens einnahm, als durch seine geistige Veranlagung. Er gleicht in manchen Zügen, und eben in denen, die bei der Erziehung der Söhne hervortraten, dem Vater Goethe's. Nur daß sie von dem Sohne — nach dessen Weise — unverschleierter gezeigt und getadelt werden. So die Hast, welche von dem Sohne eine gleich viel wie unreife Frucht seiner Studien im Drucke zu sehen verlangt; die pedantische Sorge um dessen baldigste Unterbringung im Amte, wozu es freilich an Verbindungen nicht fehlte.

So geschah es auch auf des Vaters Wunsch, daß Mohl Jurisprudenz studirte, ohne daß er eine Neigung dazu in sich verspürte. Ebenso verstand es sich von selbst, daß Tübingen gewählt wurde, obgleich die Universität sehr Vieles zu wünschen übrig ließ, namentlich die Juristenfacultät höchst mittelmäßig war. Es gehörte zu jener Zeit zu den seltensten Ausnahmen, daß ein Württemberger anderswo studirte als in Tübingen. Höchstens kam es vor, daß er das letzte Semester auf einer anderen Hochschule zubrachte. Tübingen war die Landes-Universität im eigentlichsten Sinne des Wortes: wie sie für die Württemberger bestand, so waren Diese für sie da. Es war seit unvordenklicher Zeit so gehalten worden in der Familie; der Ort lag mitten im Lande; zahlreiche Stipendien waren an den Aufenthalt in Tübingen gebunden; Theologen hatten wegen des Seminars kaum eine Wahl, und für die Juristen sprach, daß nur hier über das württembergische Landrecht Vorlesungen gehalten wurden. Die Hauptsache aber war (wir lassen hier Mohl selber

reden), „daß es dem beschränkten Localpatriotismus und den schwäbischen Gewohnheiten in dieser classisch-württembergischen Atmosphäre wohl war". Die Mängel der Anstalt trug man als etwas Herkömmliches. Und doch hätte man bei einigermaßen freiem Blicke bedenklich sein sollen. Welche Menschen- und Weltkenntniß konnte ein junger Mann erwerben, der die Schule in einer Landstadt besucht, in Tübingen seine ganze Studienzeit zugebracht hatte, von der Universität aus sogleich in irgend eine Schreibstube eines kleinen Amtsortes untergekrochen war? „War es ein Wunder" — fragt Mohl, — „wenn unter solchen Umständen das beschränkteste Philisterthum und der absurdeste Hochmuth der Unwissenheit in der Welt der Beamten, Geistlichen u. s. w. herrschte?"

Sodann war die Universität Tübingen durch ihre Absonderung von dem übrigen Deutschland zu einer sehr ungenügenden Bildungsanstalt geworden. Es bestanden hier von Alters her Zustände, die anderswo unmöglich gewesen wären. Die Universität war von ihrer Stiftung an eine selbständige Corporation gewesen, welche sich selbst regierte und nicht nur ihre Vermögensverwaltung, sondern auch die Stellenbesetzungen beinahe unabhängig besorgte. Hieraus war eine Familien-Oligarchie entstanden, welche nur ausnahmsweise einen nicht zu ihr Gehörigen zuließ, Nicht-Württemberger so gut wie gar nicht. Die Professuren wurden fast erblich; so namentlich in der Familie Gmelin, von der man zu sagen pflegte, daß sie theils geborene, theils ungeborene Professoren habe, und aus welcher noch zu Mohl's Studienzeit fünf ordentliche Professoren vorhanden waren. Der ganze Geist der Hochschule war durchaus enge und unregsam. Die Theologen, die nicht nur ihre eigene Facultät inne hatten, sondern auch die philosophische fast ausnahmslos besetzten, herrschten mit bleiernem Scepter. Der Aelteste von ihnen war immer auch Kanzler der Universität. — Diese Corporativverfassung hatte zwar König Friedrich gebrochen, die Universität zur Staatsanstalt erklärt und sie unter das Cultusministerium gestellt, allein im Wesentlichen war es beim Alten geblieben. Nur ganz sporadisch kamen einige wenige Einschübe vor gegenüber der alten geschlossenen Oligarchie. Und solchen Berufenen wurde das Leben sauer genug gemacht: sie galten für Abenteurer, für norddeutsche Windbeutel. Nur die medicinische Facultät machte von diesem Zustande eine Ausnahme mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts, aber mehr durch die persönliche Genialität zweier ihrer Mitglieder als durch eine bessere Organisation und Ausrüstung. Ihre Hülfsanstalten waren bis zur Unglaublichkeit armselig.

Seit der Thronbesteigung König Wilhelm's (1816) kam mit einem Male ein frischer Luftzug in die alte Universität. Doch zunächst mußten diese Bemühungen aus den Anfängen heraus sich entwickeln. Mohl, der in dieser Zeit die Universität bezog, fand eine Lehrerschaft in der Juristenfacultät vor, die er uns mit seiner erbarmungslosen Wahrheitsliebe und daher in vernichtender Weise beschreibt. Man muß das bei ihm nachlesen — eine Reihe von Genrebildern voll von Unwahrscheinlichkeiten, die dennoch wahrheitsgetreu sind.

Anders sah es denn freilich in Heidelberg aus, wohin Mohl sich nach Beendigung der Tübinger Studien wendete, — schon damals oder gerade damals die Juristen-Universität par excellence durch Lehrer und Studirende. Lehrer wie Thibaut und K. S. Zachariae, Studirende aus aller Welt und zumal aus den höheren Classen der Gesellschaft. Dazu eine Stadt, die, anders als Tübingen, schon damals offen lag dem Strome des westeuropäischen Lebens. Von Heidelberg ging es — der Anleitung des Vaters entsprechend — nach Frankfurt am Main, zum Studium des deutschen Bundesrechts. Von dort nach Göttingen, das vorne an stand unter den Universitäten und neben einer Reihe berühmter Männer eine reiche Bibliothek vor allen anderen Instituten dieser Art besaß. Endlich aber nach Paris. Das Leben einer großen Stadt kennen zu lernen, Frankreich in seinem Herzen aufzusuchen, sich mit der Sprache vertraut zu machen, allgemeine Bildung zu erwerben und zumal die Kenntniß des französischen Rechtes, — das sollte der

Zweck dieses Aufenthaltes sein. Nach fünfzehnmonatlicher Dauer desselben ging es zurück in die Heimath, um eine außerordentliche Professur des Staatsrechts an der Universität Tübingen einzunehmen.

III.

Daß Mohl nie Privatdocent war, sondern gleich als Professor begann, war das Werk seines Vaters. Die ganz verkommene Juristenfacultät in Tübingen sollte erneuert werden; zu diesem Zwecke wollte die württembergische Regierung nicht Berufungen Fremder vornehmen, sondern junge Männer aus dem eigenen Lande heran ziehen. So waren Mohl's Freunde Karl Georg Wächter und Scheurlen von Anfangsstellen in der Justiz zu ordentlichen Professoren ernannt worden.

Den Schwerpunkt seiner Lehrthätigkeit bildete das württembergische Staatsrecht. Seine Erscheinung und Lebensweise — er hielt sich einen Diener, zum großen Scandal der guten Stadt, in der ein solcher Luxus ohne Beispiel — waren nicht geeignet, ihn populär zu machen, auch nicht bei den Studenten. Indessen, allmählich drang er durch. Doch für die Entwicklung der Universität ungleich bedeutsamer als seine Vorlesungen war die Theilnahme an der Verwaltung derselben. Mohl ist es gewesen, der die Universitätsbibliothek aus namenloser Verkommenheit trotz bescheidenen Mitteln emporgehoben hat. Es vereinigte sich dabei seine Vorliebe für bibliothekarische Thätigkeit mit der durchgreifenden Wirksamkeit für die Hebung der Universität auf allen Gebieten, so namentlich der Herstellung von angemessenen Räumlichkeiten. Eines Tages wurde er während der Ferien, als er bei seinen Eltern in Stuttgart sich aufhielt, nach Tübingen beschieden, da der König Einsicht von den Universitätsgebäuden nehmen wollte. Der König ließ sich durch ihn von Haus zu Haus, von Raum zu Raum führen, in der Stadt und auf dem Schlosse. Längere Zeit äußerte er sich nicht entschieden. Endlich aber als er in das sogenannte Sommer-Auditorium geführt wurde, wendete er sich um und sagte: „Lieber Mohl, ich muß Ihnen doch Abbitte thun; ich habe beim Lesen Ihres Berichts gedacht, daß der junge Herr wieder einmal die Farben stark auftrage; aber wahr ist, daß ich hier herein meine Pferde nicht stellen würde!" In der That hatte Mohl in seinem Berichte gesagt, die Hörsäle seien zum Theil zu schlecht für Pferdeställe. So erhielt die Universität Tübingen ihren neuen Bau, die Aula, zu welcher der damals dort studirende Kronprinz Karl im März 1840 den Grundstein legte.

Das Wichtigste aber war die Herrschaft, die Mohl innerhalb der Universität und ihrer Selbstverwaltung ausübte. „Ich war während etwa zehn Jahren unbestritten der einflußreichste Mann bei der Universität," sagt er; „ich hatte zwar kein äußerliches amtliches Mandat, allein thatsächlich ging doch alles Wichtige nicht ohne mein Zuthun vor sich. Umsonst hatte ich jedoch diese Stellung nicht. Ich arbeitete unverdrossen, hatte fast alle großen Berichterstattungen, bekümmerte mich um Alles, was zum Nutzen einer Anstalt oder eines Collegen in Bewegung kam. . . Es war mein Ideal, Tübingen zu einer der ersten deutschen Universitäten zu machen, und diesem Ziele wurde alles Andere nachgesetzt."

Im Uebrigen waren die Parteigegensätze scharf. Auf der einen Seite die alte Partei der Gmelin und Genossen, auf der anderen Seite — lange noch in der Minderheit — Mohl, Wächter und deren Freunde. Die Letzteren, mit der Stuttgarter Regierung zusammenwirkend, in den Mitteln nicht immer wählerisch, aber im Grunde doch Diejenigen, welche das neue Tübingen geschaffen haben.

Manche Leute, welche heute noch unsere deutschen Universitäten aus entfernten Eindrücken oder Vorurtheilen etwa in dem Bilde jener verkommenen Corporation, wie es die Tübinger Universität zu Anfang des 19. Jahrhunderts war, zu betrachten lieben, — sie sollen doch nicht vergessen, daß es Professoren gewesen sind, welche jenem verkommenen Dasein zu neuem und ganz anderem Leben verholfen haben.

Einfluß zu üben suchte Mohl auch auf anderen Gebieten des Tübinger Lebens — an sich minder bedeutenden und doch viel schwerer der Neuerung zugänglichen: so auf dem Gebiete der Geselligkeit und des Wirthshauslebens. Was er von den Professoren-Gesellschaften erzählt, es ist, wie wenn er die Gegenwart schildert. „Die großen Abfütterungen waren uns ein Greuel und kamen kaum je bei uns vor." Desto mehr bei der Mehrzahl der Uebrigen. Mohl's Geschmack auch in diesen Dingen zeigt die feiner besaitete Natur. Von frühe her Abneigung gegen Tabak und Bier, gegen Kneipenhocken, gegen Unmäßigkeit in Essen und Trinken. Aber täglich früh um vier Uhr am Arbeitstische, ein großer Arbeiter, von dessen ewiger Lampe noch heutigen Tages in Tübingen anmuthige Anekdoten erzählt werden.

Universität und Geselligkeit brachten Mohl in der kleinen Stadt und während der langen Jahre in mannigfaltige Berührung mit all' den bedeutenden Männern, die damals dort wirkten. Und kräftige Worte, öfters in längeren Schilderungen voll Witz und Würze, widmet er den Wächter, Vischer, Uhland, Strauß, Baur, Ewald, und wie sie alle heißen.

Natürlich ist viel Subjectives in diesen persönlichen Urtheilen enthalten. Kein Mensch ist ein objectiver Spiegel, aus dem die Wahrheit über andere Persönlichkeiten rein zurückgeworfen wird. Mohl war das am allerwenigsten. Es ist auch das Vierteljahrhundert des Zurückhaltens dieser persönlichen Urtheile vor der Oeffentlichkeit kein Schutzmittel gewesen gegen die Empfindlichkeit der Freunde und Verwandten der Betroffenen, obschon die Betroffenen selber begraben sind. Es sind einzelne Antworten bereits an das Licht getreten. Und das ist nicht zu verwundern. Jedoch jeder verständige Leser von Mohl's „Erinnerungen" wird sich dessen bewußt sein, daß er solche persönlichen Urtheile mit Reserve in sich aufzunehmen hat, auch unabhängig von dem Einspruch Derer, die sich mittelbar oder unmittelbar schmerzhaft getroffen fühlen.

Der zweiundzwanzigjährigen akademischen Thätigkeit machte ein curioser Zwischenfall ein Ende. Das Interesse an den Kammerverhandlungen Württembergs, das dem hervorragenden Lehrer des württembergischen Staatsrechts von frühe her innewohnte, legte ihm den Wunsch nahe, selber einen Sitz in der Kammer zu erlangen. Da konnte es geschehen, daß dieser sonst so kluge Mann, der auch längst über die Jahre jugendlichen Leichtsinns hinaus war, „die unverzeihliche Thorheit beging" (wie er selbst uns erzählt), an einen ihm ganz unbekannten Mann einen ausführlichen Brief zu schreiben, der freimüthig seine politische Stellung, zumal sein Urtheil über die Regierung wiedergab. Der Brief gerieth in die Hände der demokratischen Partei; diese brachte ihn in die Zeitung, um zu beweisen, wie schlecht selbst die Anhänger der Regierung von ihr dachten. Das erregte in den Regierungskreisen lebhafte Erbitterung; zumal aber verletzte es den König, der sich eines besonderen Wohlwollens für Mohl bewußt war und ihm eben die Stelle eines Direktors im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zugedacht hatte. Der Bruch folgte bald. Man maßregelte ihn nach der Methode (die in Württemberg für Universitätsprofessoren erst vor etwa einem Jahrzehnt beseitigt worden), derzufolge man einem Tübinger Professor ein Amt in der Staatsverwaltung gab, das er nicht annahm. So machte man Mohl zum Regierungsrath in Ulm. Er aber trat aus dem Staatsdienste, lebte nun zeitweilig ganz der Wissenschaft und Schriftstellerei. Das geschah im Frühjahr 1846. Ein Jahr später erhielt er den Ruf an die Universität Heidelberg, der er bis zum Jahre 1861 angehörte. Reizvoll und von erheblichem historischen Werthe ist die Schilderung des Zustandes dieser Universität, die so völlig verschieden war von Tübingen. Nach mehr als einem halben Jahrhundert ist heute noch Vieles von den damals zutreffenden Contrasten richtig, wenn auch mit der Entwicklung des neuen Verkehrslebens sich die Gegensätze gemildert haben. Heidelberg ist eher von der gleichen Art geblieben, die es damals hatte; Tübingen aber hat Vieles von der neuen Zeit angenommen.

Die Namen der Heidelberger Zeit sind bei Mohl vollends zahlreich; dazu manche alte Geschichten von Morstadt, Mittermaier u. s. w. Ein volles Loblied auf den zu früh verstorbenen Häusser, den Redner und trefflichen Gesellschafter. Dann von den großen Naturforschern Bunsen, Kirchhof und Helmholtz, deren letzter der Schwiegersohn Mohl's wurde. Einige der Führer der liberalen Partei Badens, auch der Heidelberger Professorengesellschaft, zumal Mohl's Nachfolger Bluntschli, dann der Theologe Schenkel, kommen minder gut davon.

In die Heidelberger Zeit hinein, bald nach ihrem Anfange, fällt die Wahl in die Nationalversammlung. Damit beginnt der Mann seine größere politische Thätigkeit, welcher uns das Bekenntniß ablegt, daß er in einer mehr als dreißigjährigen akademischen Beschäftigung kaum ein einziges Mal den Katheder mit eigner Lust betreten habe" (Bd. I, S. 255).

IV.

„Wie unselig auch ihre Bemühungen schließlich gescheitert sein mögen, — viel durch ihre Schuld; wie unfreundlich ihr Ende war; was immer Dieser oder Jener von seinem Standpunkte aus gegen dieselbe sagen mag: eine solche Versammlung hatte Deutschland noch nie gesehen und wird sie vielleicht nicht wieder sehen."

Das ist Mohl's Urtheil über das deutsche Parlament der Paulskirche. Wohl konnte es sich ereignen, daß die für die Verhandlungen unentbehrliche Geschäftsordnung (die Mohl vorher entworfen hatte) zwar von der Versammlung mit Dank angenommen wurde, daß aber Jacob Grimm „einen Maßstab für seine geschäftliche Befähigung gab", indem er es für würdiger hielt, wenn die Versammlung ihr Werk ungehemmt durch alle formellen Regeln vornehme. Wohl saßen neben Jacob Grimm eine Menge von Männern, die nicht als geschäftskundige Parlamentarier oder politische Capacitäten in die Reichsvertretung gewählt waren. Aber als die Zierden und die Auslese der deutschen Nation saßen sie da. Ein glücklicher Augenblick aus schwärmerischer Jugendzeit, — in welchem Glanz liegt er da, gemessen an den Mannesjahren unserer Gegenwart!

Den Preis der von Mohl gerühmten Männer (die er im Einzelnen und mit längeren Erörterungen schildert) trägt wohl Gabriel Riesser davon. Er glaubt, daß kaum ein Mann in der Paulskirche saß, der von einem größeren Kreise verehrt und geliebt worden wäre. Bei keinem trat Bravheit der Gesinnung, uneigennützige Hingebung an die Sache, freundliches Vertrauen in Andere, kurz Lauterkeit des Wesens unzweifelhafter zu Tage. Diese sittliche Natur verband sich mit scharfem Verstande, umfassendem Blicke, hoher Bildung; und da noch eine Meisterschaft der Sprache dazukam, so war nicht zu verwundern, daß Riesser zu den beliebtesten und besten Rednern gehörte. „Die Rede am 21. März 1849 über den Welcker'schen Antrag auf unmittelbare Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser war vielleicht das Großartigste, was je in der Reichsversammlung gesprochen wurde."

Dazu dann Federzeichnungen von den Sitzungen im Augsburger Hof, einem Wirthshaus „sechsten oder siebenten Ranges", in einem Winkelgäßchen des alten Frankfurt, dem Gasthause, dem der stolze Beruf geworden ist, dem Club der Mohl'schen Partei Obdach und Name zu geben; oder eine Analyse des Reichsministeriums, dessen Mitglied Mohl selber war.

Im Jahre 1861 kehrte er nach Frankfurt zurück, um im Sinne Roggenbach's (den er an anderer Stelle eingehender charakterisirt) die badische Regierung bei dem deutschen Bundestage zu vertreten. Es war ein Ersatz dafür, daß man ihn bei der Bildung des badischen Ministeriums im Jahre 1860 nicht berücksichtigt hatte. „So hoch ich die große Freiheit und Unabhängigkeit des Universitätslebens, namentlich in Heidelberg, schätzte, ebenso unaussprechlich verleidet war mir das Halten von Vorlesungen allmählich geworden." Wie das aber in ähnlichen Fällen öfter gegangen ist, jetzt empfand er — um in seinen eigenen Worten zu reden —

„die große geistige Oede, den unglaublichen Mangel an Theilnahme für alle höheren menschlichen Interessen", welcher mit wenigen Ausnahmen in dem Kreise des Bundestages herrschte, und den er in gleichem Maße in keinem seiner Lebensverhältnisse gefunden hatte. Das hing nicht etwa, meint er, mit der Gebundenheit der Stellung und mit der Politik der Regierungen zusammen; es waren rein persönliche Mängel, nur erklärlich „aus der abstumpfenden Frivolität eines diplomatischen Lebensweges oder der Abnutzung alter Geschäftsmänner".

Dem entsprach der gesellige Verkehr. Gerade unter diesen Verhältnissen, in dem politischen Mißbehagen und der Unfruchtbarkeit des Bundestages, hätte in der Geselligkeit eine Art von Ersatz liegen können. Es bestand aber wenig vertrauter Zusammenhang. Etwas, was mit einem Pariser Salon oder einem Berliner Theetische Aehnlichkeit gehabt hätte, bestand nicht entfernt. Dagegen wucherten die üblichen Formen einer officiellen Geselligkeit; vortreffliche Diners, prächtige Bälle und dergl. fast täglich und mit einem Luxus, der den Genuß vollends in Widerspruch zu den Opfern brachte. Ein Versuch wurde unter ein paar geistig bedeutenderen Männern, darunter auch Mohl, gemacht, ein wöchentliches Kränzchen mit wissenschaftlichen Vorträgen einzurichten. Doch auch das wollte in dieser Luft nicht gedeihen.

Aber zur Diplomatie gehörte er nun einmal, und als es mit dem deutschen Bundestage aus war, dessen Räume im Palais der Eschenheimer Gasse er nun zwei Mal hinter sich gelassen hatte, — da fragte es sich, welche der beiden offenen Stellen als badischer Gesandter er erhalten sollte, ob Berlin oder München. Berlin wünschte er in erster Reihe; auch waren bereits Beziehungen vorhanden vom badischen Hofe zum Berliner, die seine Wahl begünstigten. Jedoch der entscheidende Wille in Berlin wollte es anders. Und Mohl kam nach München. Das war noch die Zeit, da man über den jungen König von Bayern und seine wunderlichen Gewohnheiten als von neuen Ereignissen sprach, die freilich den Ministern und Allen, welche mit ihm zu thun hatten, das Leben sauer genug machten. Auch Mohl hat als Gesandter, der sich vorzustellen und zu verabschieden hatte, seine seltsamen Erlebnisse mit dem Könige gehabt, die er uns des Längeren erzählt. Die einfachste, trübseligste Lösung des Problems kennt jetzt seit lange die Welt.

Obenein empfand Mohl die Ueberflüssigkeit seines Amtes. „Das bei Weitem Meiste hätte ebenso gut schriftlich in unmittelbarem Verkehr der beiden Regierungen mit einander besorgt werden können." Die Hauptarbeit fiel in die Berichte über bayerische Zustände, über die immer mehr hervortretenden Eigenthümlichkeiten des Königs, über die häufigen Ministerveränderungen und Aehnliches. Daß sie aus Mohl's Feder anders flossen als von der Hand der Mehrzahl seiner Berufsgenossen, läßt sich denken. In der That wurden sie mit Dank und Lob in Karlsruhe aufgenommen. Gelegentlich gaben ihrem Verfasser die Damen der großherzoglichen Familie, denen der Großherzog solche Schriftstücke mitzutheilen pflegte, Schmeichelhaftes darüber zu hören.

Wie wenig Mohl übrigens dem bayerischen Particularismus hold war, geht daraus hervor, daß er — der bei dem Bunde die Rechte des Augustenburgers mit vertreten und sich bei Bismarck unbeliebt gemacht hatte — die Reservatrechte, die Bayern bei Herstellung der Reichseinheit durchsetzen konnte, „zahlreichere und bedeutendere nennt, als wünschenswerth war, und als hoffentlich auf die Dauer bestehen bleiben wird".

Mit dem diplomatischen Corps ging es Mohl in München wie in Frankfurt: „sie sprachen mich persönlich nicht an, führten ein mir nicht zusagendes leeres Leben, das sich um Kartenspielen, feine Diners und tödtlich langweilige Routs drehte." Das specifische Münchener Leben, „welches sich in mehr oder weniger reinlichen Bierlocalen abspielt", und das dem Reisenden zu großem Staunen und wohl Vergnügen gereicht, war, wie wir denken können, nicht nach seinem Geschmack.

Als nun auch diese Mission ihr Ende erreicht hatte, kam die Versorgung für die letzten Lebensjahre bei der badischen Oberrechnungskammer. Es schien, als ob auch diese Stelle unter ihm zusammenbrechen sollte. „Es scheint dies schon meine Bestimmung zu sein", schrieb er (Winter 1873) in den Aufzeichnungen über sein Leben. Indessen, seine eigene Kraft brach zusammen, nachdem er noch einige Jahre im neuen Deutschen Reichstage seinen Platz eingenommen und in Berlin gleichsam die Summe gezogen hatte von den vielerlei hohen und höchsten Beziehungen, die sein Leben bereichert hatten.

Hier wurde er an den kaiserlichen Hof regelmäßig einige Male in der Woche geladen. Theils zu den sogenannten Thees der Kaiserin, bei denen etwa zwanzig bis dreißig Personen, Damen und Herren, in einem kleineren Zimmer um runde Tische saßen, und die auch der Kaiser besuchte, einfach an einem Tische sitzend und am Gespräch, namentlich mit Damen, Antheil nehmend; theils zu den größeren Soireen, in denen etwa 150 Personen anwesend waren und gewöhnlich ein französisches Lustspiel dargestellt wurde. Auf die Einladungen zu beiden Arten von Gesellschaften wurde in den Hofkreisen ein großer Werth gelegt, — „nach meinem Dafürhalten freilich mehr eine Auszeichnung als eine Unterhaltung".

In allen diesen Gesellschaften war der Kaiser, erzählt Mohl, freundlich, einfach, ungezwungen; er hatte ein wohlwollendes Wort für Jeden, gab den ihm näher Bekannten die Hand, plauderte viel mit hübschen Damen. Der siebenundsiebzigjährige Herr erschien, obgleich soeben von einer schweren Krankheit genesen, bei größeren Gelegenheiten immer in voller Uniform, mit dem Helm in der Hand, in strammer Haltung und bis Mitternacht auf den Beinen. Die Kaiserin gab sich die äußerste Mühe, in liebenswürdigster Weise ihren Hof zu halten, sprach mit Jedermann, hatte seine Aufmerksamkeiten. In den Cirkeln vor dem Anfange der Theatervorstellungen war sie das bewegliche und repräsentirende Element; der Kaiser ging ruhig und still seine eigenen Wege.

Auch an den kronprinzlichen Hof kam Mohl des Oefteren, zumal zu kleineren Abendgesellschaften; sonst traf er das hohe Paar im Hause der Frau von Schleinitz. „Bei Dieser ließ die Kronprinzessin sich häufig Abends zum Thee ansagen, wo dann einige wenige Männer und Frauen ebenfalls aufgefordert wurden, zu erscheinen. Sowohl im kronprinzlichen Palais wie bei Frau von Schleinitz bestand die Gesellschaft fast allein aus Gelehrten und Künstlern; politische Notabilitäten waren niemals anwesend. Im Palais hatten die Abende immerhin noch etwas Hofmäßiges; es waren auch mehr Menschen anwesend, etwa zwanzig bis dreißig; bei Frau von Schleinitz dagegen bildeten die acht bis zwölf Geladenen eine einfache Privatgesellschaft, und der Ton der Unterhaltung war kaum von dem in einem häuslichen Cirkel üblichen verschieden . . . Die Kronprinzessin hatte sehr schöne, ausdrucksvolle Augen und war, ohne regelmäßig schön zu sein, anmuthig. Wunderbarer Weise war sie schüchtern, namentlich im Anfange der Gespräche; sie beklagte sich selber darüber. Ihre Interessen und ihre Unterhaltungen umfaßten einen weiten wissenschaftlichen und künstlerischen Kreis."

Das sind Mohl's Worte. Und damit haben wir ihn an das Ende seines reichen Lebens begleitet. Wer seine Erinnerungen aufschlägt, wird das wiederfinden, was wir im Eingange der gegenwärtigen Blätter bemerkt haben: von dem Reichthum des Lebens und des Geistes, der darin niedergelegt ist, hat unsere bescheidene Auslese nur einen kleinen Theil gegeben. Zumal von den eigentlich politischen und wissenschaftlichen Erörterungen, Charakterzeichnungen u. s. w. ist hier nichts gesagt; sie müssen in dem Werke selber aufgesucht werden, wozu ein reichhaltiges Personen-Register als Wegweiser dienen mag.

L.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Die gesammte Culturwelt ist durch das im Namen der englischen Regierung von Lord Kitchener und Lord Milner, sowie von den Vertretern der Transvaal- und der Oranjeregierung unterzeichnete Friedensabkommen gleichsam von einem schweren Alpdrucke befreit worden. Die bis vor wenigen Wochen unablässig einlaufenden Meldungen, daß bald die Streitkräfte der Boeren, bald die fern von der Heimath kämpfenden Engländer neue Verluste erlitten hatten, mußten die Vermuthung verstärken, daß das tapfere Volk der Boeren mit der Zeit aufgerieben werden könnte, zumal da Großbritannien es seiner Weltmachtstellung schuldig zu sein glaubte, den einmal unternommenen Feldzug erfolgreich zu Ende zu führen. Den Vertretern der südafrikanischen Republiken wird man daher den moralischen Muth hoch anrechnen, den sie nunmehr durch den Abschluß des Friedens an den Tag legten, nachdem ihre Stammesgenossen im Felde nicht bloß in einer über jedes Lob erhabenen Weise die Waffenehre zu wahren vermocht, sondern auch bedeutsame militärische Erfolge über bewährte Truppen der größten Seemacht der Welt errungen hatten. Durchaus verfehlt wäre es, die Tapferkeit der Engländer auch nur im geringsten herabsetzen zu wollen. Gerade darin liegt der größte Ruhmestitel der Boeren. Andererseits darf nicht außer Betracht bleiben, daß diese im eigenen Lande oder doch auf Gebieten kämpften, wo ihnen jede Falte des Geländes vertraut war, während von den Engländern, wie ihre zumeist an die klimatischen Verhältnisse nicht gewöhnten Mannschaften, auch ihre Transportmittel und ihr Proviant Tausende von Meilen weit her befördert werden mußten. Trägt man diesen Schwierigkeiten ebenso Rechnung wie dem patriotischen Aufschwunge, mit dem die Boeren für ihre Unabhängigkeit und Freiheit kämpften, so begreift man wohl, daß die Kriegführenden auf beiden Seiten Anerkennung finden.

Der Oberbefehlshaber der englischen Expeditionstruppen, Lord Kitchener, der in vollem Maße Gelegenheit hatte, die nie versagende Bravour seiner Gegner schätzen zu lernen, hat denn auch nicht unterlassen, in dem Friedensdocument selbst durch mehrere Bestimmungen zum Ausdrucke zu bringen, daß es bis zuletzt nicht gelungen sei, die Boeren völlig nieder zu werfen. „Die Bürger im Felde legen sofort die Waffen nieder und übergeben alle Kanonen, Waffen und Kriegsmunition, die sich in ihrem Besitze oder unter ihrer Controle befinden. Sie stehen von einem weiteren Widerstande gegen die Autorität des Königs Eduard VII. ab, den sie als ihren gesetzlichen Souverän anerkennen." So lautet der erste Artikel des Friedensinstruments, in dem die beiden Republiken auf ihre frühere Unabhängigkeit verzichten. Die übrigen Artikel enthalten jedoch eine Reihe von Zugeständnissen an die tapferen Widersacher, denen nach ihrer Uebergabe und nach der Rückkehr die persönliche Freiheit sowie ihr Eigenthum gewährleistet wird. Weder ein Civil- noch ein Strafverfahren soll für die im Zusammenhange mit dem Kriege stehenden Handlungen eingeleitet werden. Allerdings soll diese Clausel nicht auf gewisse den

Kriegsgebräuchen zuwider laufende Handlungen ausgedehnt werden, die sofort nach der Beendigung der Feindseligkeiten vor dem Kriegsgerichte zur Verhandlung gelangen. Alle Meldungen stimmen jedoch darin überein, daß König Eduard VII. die bevorstehenden Krönungsfeierlichkeiten zum Anlasse nehmen werde, von seinem Begnadigungsrechte einen weitgehenden Gebrauch zu machen. Dies gilt insbesondere auch in Bezug auf die sogenannten Kaprebellen, die allerdings für ihre Theilnahme am Kriege nicht das patriotische Motiv anrufen konnten, daß sie für die von den Vätern ererbte Freiheit, für die heimische Scholle zu kämpfen entschlossen waren.

Die englische Regierung ist sich dessen vollauf bewußt, daß sie durch eine Politik der Versöhnung die schweren Wunden, die der Krieg geschlagen, zu lindern und allmählich zu heilen im Stande sei. Zahlreiche Familien im Transvaal und im Oranjegebiete sind durch den blutigen Krieg der Ernährer beraubt, viele Heimstätten sind vernichtet worden. England übernimmt daher die Pflicht, den schwer betroffenen Familien bei der Wiedereinsetzung in ihre Heimstätten Beistand zu leisten und Denen, die in Folge von Kriegsverlusten außer Stande sind, sich damit zu versehen, Nahrung, Obdach, Saatgut und Alles, was zur Wiederaufnahme ihrer Beschäftigung nöthig ist, zu gewähren. Im englischen Parlamente ist denn auch von der Regierung angekündigt worden, daß in jedem Districte eine Commission ernannt werden soll, die mit der Fürsorge betraut wird. Ein Credit von drei Millionen Pfund Sterling ist zunächst für diese Zwecke ausgeworfen worden; man wird jedoch im Hinblick auf die schweren Verluste, die vom Kriege hervorgerufen wurden, nicht bei der Annahme fehlgehen, daß noch viel mehr von Seiten der englischen Regierung gethan werden wird.

Da die Boeren vor Allem für ihre idealen Güter kämpften, entspricht es nur einer klugen Tactik der Engländer, wenn sie an diese Güter nicht mehr rühren, als im Interesse der Staatssouveränetät Großbritanniens nothwendig ist. Dies gilt insbesondere von der holländischen Sprache, die auch in Zukunft in den öffentlichen Schulen Transvaals und der Oranje-Colonie gelehrt werden soll, „wo die Eltern es wünschen". Auch vor den Gerichtshöfen soll die holländische Sprache gestattet sein, wenn es für eine wirksame Ausübung der Rechtspflege erforderlich ist.

Die Engländer haben in hohem Maße stets die Fähigkeit bekundet, ihre Colonien in einer sowohl für diese selbst als auch für das Mutterland ersprießlichen Weise zu verwalten. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß die Boeren eine besonders rücksichtsvolle Behandlung finden werden. Dies liegt zugleich um so mehr im Interesse Großbritanniens, als eine unruhige Bevölkerung in Südafrika zur dauernden Aufbietung beträchtlicher Streitkräfte in der Kapcolonie, sowie in den neuen Colonien nöthigen würde. Dafür, daß die Weltmachtstellung Englands auch während des letzten Krieges intact geblieben, ist bezeichnend, daß die Streitkräfte Großbritanniens zur See zu jeder Action bereit gewesen wären, während die Entsendung von immer neuen Landtruppen nach Südafrika aller Welt zeigte, über welche Hülfsmittel die englische Regierung verfügt, und wie solidarisch die englischen Colonien sich mit dem Mutterlande verbunden wissen.

In unterrichteten Kreisen war seit geraumer Zeit bekannt, welch' großes Gewicht König Eduard VII. darauf legte, daß bei den bevorstehenden Krönungsfeierlichkeiten der Friede bereits eine vollzogene Thatsache sei. Wie gewissenhaft das Königthum in England sich auch innerhalb des constitutionellen Rahmens hält, hat es doch oft bereits den Beweis erbracht, daß es insbesondere in der auswärtigen Politik fruchtbare Directiven zu geben vermag. Als die Königin Victoria in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit im Widerspruche mit der öffentlichen Meinung Englands die volle Berechtigung des preußisch-deutschen Standpunktes anerkannte, bekundete sie zugleich ihre Auffassung, wonach das Königthum auch über die Repräsentationspflichten hinaus sich als lebendige Kraft im Staatsorganismus erweisen muß. Lord Kitchener wußte daher sehr wohl, daß

er den ausdrücklichen Wünschen des Königs Eduard VII. entsprach, als er in den mit den Vertretern des Transvaals und des Oranje-Freistaates abgeschlossenen Friedensvertrag, abgesehen von dem nothwendigen Verzichte der neuen Colonien auf ihre Unabhängigkeit, Bestimmungen aufnehmen ließ, die durchaus den Geist einer wirklichen Pacification athmen.

Mag immerhin in einem Theile der englischen Presse die Ansicht vertreten werden, daß der unleugbare Erfolg Großbritanniens von Deutschland mit scheelen Blicken betrachtet werde, so darf doch im Gegentheil die Feststellung erfolgen, daß das in Südafrika erzielte Friedenswerk von der gesammten ernsten öffentlichen Meinung Deutschlands mit aufrichtiger Genugthuung begrüßt worden ist. Die Reichsregierung hat von Anfang an während des Krieges nicht bloß mit nie versagender Loyalität die Pflichten der Neutralität erfüllt, sondern auch bei den übrigen Großmächten keinen Zweifel darüber obwalten lassen, daß sie fest entschlossen war, mit England freundschaftliche Beziehungen aufrecht zu erhalten. Ein Gegensatz der politischen Interessen besteht zwischen Deutschland und England nicht, und was den wirthschaftlichen Weltkampf anbelangt, so muß dieser zwischen allen Nationen ausgefochten werden, die auf den Weltmarkt angewiesen sind.

Unzweifelhaft kommen in politischer Hinsicht für Großbritannien in absehbarer Zukunft Afrika sowie der äußerste Orient hauptsächlich in Betracht. In Ostasien strebt nun Deutschland überhaupt keine politischen Interessen an, und auf wirthschaftlichem Gebiete bekennt es sich zu demselben Grundsatze der „offenen Thür" wie England. Was Afrika betrifft, so besteht dort so wenig ein Antagonismus der beiden Mächte, daß sie das viel erörterte geheime Abkommen geschlossen haben, durch das gerade unter gewissen Voraussetzungen Conflicte verhütet werden sollen. Diese Voraussetzungen bezogen sich, wie als gewiß gelten darf, auf finanzielle Schwierigkeiten Portugals, die dieses unter Umständen zu einer Veräußerung seines colonialen Besitzes nöthigen könnten. Alle maßgebenden Kreise halten deshalb dafür, daß im Hinblick auf die herzlichen Beziehungen des deutschen Kaisers und des Königs von England, sowie auf die maßvolle Politik der beiden Regierungen nach dem nunmehr vollzogenen Frieden in Südafrika auch die öffentliche Meinung in Deutschland und in Großbritannien immer mehr in dem freundschaftlichen Verhältnisse der beiden Länder zu einander ein wichtiges Element für die Erhaltung des Weltfriedens erkennen wird.

Der deutsche Reichstag hat in der Sitzung vom 9. Juni einstimmig den Gesetzentwurf über die Aufhebung des „Dictatur-Paragraphen" angenommen, der dem Statthalter von Elsaß-Lothringen bisher die Befugniß ertheilte, bei Gefahr für die öffentliche Sicherheit alle von ihm zur Abwendung dieser Gefahr für erforderlich erachteten Maßregeln zu treffen. Von besonderem Interesse waren die zustimmenden Erklärungen elsässischer Abgeordneten durch die Art, in der diese betonen, daß die Haltung der Elsaß-Lothringer loyal und correct sein werde. Mit aufrichtiger Genugthuung begrüßte unter Anderem der elsässische Abgeordnete Preiß den Gesetzentwurf, indem er hervorhob, daß die Regierung damit den richtigen Weg betrete, auf dem die moralische Eroberung besser als bisher gelingen werde. Mit Fug und Recht konnte daher in dem Gefühl der Stärke die deutsche Regierung Vertrauen mit Vertrauen erwidern, in der Erwartung, daß die bestehende Gesetzgebung auch ohne die äußeren Mittel des „Dictatur-Paragraphen" ausreichen wird, um das Reichsland vollkommen deutsch zu machen und zu erhalten.

Unmittelbar nach der Rückkehr des Präsidenten der französischen Republik von seiner Reise nach Rußland ist in Frankreich der freiwillige Rücktritt des Ministeriums Waldeck-Rousseau erfolgt. In den parlamentarischen Annalen der dritten Republik steht der Vorgang einzig da, daß ein Ministerium, ohne durch die Verhältnisse dazu genöthigt zu sein, auf die Regierungsgewalt verzichtet. Der Conseilpräsident selbst führte als Grund für sein Verhalten an, daß er nach dem jüngsten Wahlsiege den Rücksichten auf seine Gesundheit nachgeben dürfe. Waldeck-Rousseau zieht

sich allerdings nicht vollständig vom politischen Leben zurück, da er dem Senate als Mitglied angehört. Auch fehlt es nicht an Anzeichen, nach denen der frühere Leiter der französischen Regierung sich für berufen erachten könnte, später in die höchste Staatsstellung als Nachfolger des Herrn Loubet einzurücken. Nur gewann es eine Zeit lang den Anschein, als ob der Rücktritt Waldeck-Rousseau's zu einem Systemwechsel führen könnte. Vielfach wurde der Hinweis, den der Präsident der Republik bei einem Banket in Dünkirchen auf das Zusammengehen „aller guten Bürger" machte, so gedeutet, als ob ein „Concentrations-Ministerium", ein aus allen republikanischen Parteien, mit Ausnahme der Socialisten, gebildetes Cabinet an die Stelle der früheren Regierung treten sollte. Nun bestand aber das Geheimniß des Erfolges Waldeck-Rousseau's, der sich länger als jeder seiner Vorgänger am Staatsruder zu halten vermochte, unzweifelhaft darin, daß er den früheren socialistischen Parteiführer Millerand als Handelsminister in das Cabinet aufgenommen hatte.

Die Mehrzahl der früheren Regierungen war in der Deputirtenkammer durch ein ad hoc geschlossenes Bündniß der extremen Parteien gestürzt worden. Socialisten und Ultraradicale fanden sich im entscheidenden Augenblicke mit den Clericalen, den Royalisten und den Imperialisten einträchtig zusammen, um ein mehr oder minder gemäßigtes Ministerium zu beseitigen. Von dem Augenblicke an, in dem Millerand in die Regierung eingetreten war, fehlte es in der socialistischen Parteipresse zwar nicht an harten Urtheilen über die Betheiligung eines „Genossen" an dem bürgerlichen Regiment, so oft jedoch in der Deputirtenkammer die Oppositionsparteien einen Ansturm gegen das Ministerium Waldeck-Rousseau versuchten, stimmten die Socialisten für die Regierung.

Die Gefahr für jedes neue Cabinet lag also darin, daß die früheren Coalitionen der extremen Parteien wiederum jede Beständigkeit der Regierung unmöglich machten. Bei einem „Concentrations-Ministerium" wäre eine solche Gefahr um so größer gewesen, als dann die Socialisten und Ultraradicalen ohne Weiteres zur Opposition übergegangen wären. Die Wahl des Präsidenten der Deputirtenkammer erwies sich jedoch als vorbildlich für die Neubildung des Ministeriums. Nicht Deschanel, sondern der radicale Parteiführer Bourgeois wurde zum ersten Vorsitzenden der Deputirtenkammer gewählt, und so erhielt diese ihren radicalen Charakter deutlich aufgeprägt. Die Niederlage Deschanel's war auch insofern bedeutsam, als der frühere Kammerpräsident zuweilen die chauvinistische Note anklingen ließ, weshalb die Nationalisten für ihn stimmen konnten. Wie bei den jüngsten allgemeinen Wahlen, abgesehen von Paris selbst, die Nationalisten unterlegen sind, mußten sie nicht minder bei der Ernennung des Vorstandes der Deputirtenkammer sich überzeugen, daß ihre Rolle bis auf Weiteres ausgespielt ist. Unter dem Gesichtspunkte einer friedlichen Entwicklung der inneren Politik Frankreichs kann ein solcher Zusammenbruch des Nationalismus nur mit Genugthuung begrüßt werden.

Die Wahl des radicalen Parteiführers und früheren Conseilpräsidenten Bourgeois war zugleich eine deutliche Mahnung für den Präsidenten der Republik, von bedenklichen Experimenten abzusehen; und es muß anerkannt werden, daß er durchaus folgerichtig jene Wahl zur Richtschnur für sein Verhalten bei der Neubildung des Cabinets nahm. Er wendete sich also zunächst an Bourgeois selbst, der ihn auf seinen Parteigenossen Brisson hinwies. Als auch dieser dankend ablehnte, betraute Herr Loubet den ebenfalls radicalen Senator Combes mit dem Auftrage, das neue Ministerium zu constituiren. Die Thatsache, daß der Nachfolger Waldeck-Rousseau's zugleich das Portefeuille des Inneren und des Cultus übernimmt, wird von der Mehrheit der Deputirtenkammer als eine Bürgschaft dafür angesehen, daß der Kampf für die Rechte der Staatsgewalt gegenüber den nicht ermächtigten Congregationen keineswegs erschlaffen wird. Ungemein wichtig mußte die Besetzung des Postens des Finanzministers in dem neuen Ministerium

erscheinen. Thatsächlich ergaben sich in dieser Beziehung auch große Schwierigkeiten, da in dem Wahlprogramm der überwiegenden Mehrzahl der Deputirten die Einführung der progressiven Einkommensteuer figurirte, die jedoch im eigenen Feldlager der Republikaner wegen ihres angeblich vexatorischen Charakters sehr viele Widersacher zählt. Als daher Combes an eine der ersten parlamentarischen Autoritäten auf finanziellem Gebiete das Ersuchen richtete, das Finanzportefeuille zu übernehmen, erklärte Herr Rouvier sich zwar im Princip bereit, diesem Wunsche zu entsprechen, unter der Bedingung jedoch, daß von dem Plane der progressiven Einkommensteuer Abstand genommen würde. Thatsächlich ist denn auch diese unlängst noch von den radicalen Organen als unerläßlich bezeichnete Reform aus dem ministeriellen Programm ausgeschaltet worden.

Daß Herr Delcassé Minister des Auswärtigen geblieben ist, kann nicht überraschen. In den leitenden Kreisen Rußlands hätte es kaum guten Eindruck gemacht, wenn gerade Herr Delcassé, unmittelbar nachdem er den Präsidenten der Republik bei seiner Reise nach St. Petersburg begleitet hatte, von seinem Posten zurückgetreten wäre. Die Continuität in der auswärtigen Politik Frankreichs mußte deshalb das Verbleiben des Herrn Delcassé in der neuen Regierung angezeigt erscheinen lassen. Auch der Kriegsminister General André hat sein Ressort behalten, während der Marineminister de Lanessan durch einen anderen Radicalen, Herrn Pelletan, ersetzt worden ist. Für die Nationalisten bedeutet das Verbleiben des Generals André in der neuen Regierung eine um so größere Enttäuschung, als sie stets behauptet hatten, in Rußland sei man mit diesem die Armee, insbesondere das Officiercorps, „desorganisirenden" französischen Kriegsminister seit geraumer Zeit höchst unzufrieden. Und nun zeigte sich unmittelbar nach der Rückkehr des Präsidenten, daß Herr Loubet nicht einmal die günstige Gelegenheit benutzte, den General André aus dem Ministerium zu entfernen, für den es allerdings, im Hinblick auf die Solidarität der französischen Generale, nicht leicht gewesen wäre einen geeigneten Nachfolger zu finden.

Das neue Cabinet hat am 12. Juni in der Deputirtenkammer ein Vertrauensvotum erhalten, das mit 309 gegen 117 Stimmen zur Annahme gelangte. Die Parteigänger Méline's, sowie die Mehrheit der Socialisten enthielten sich dabei der Abstimmung, und das ist insofern bezeichnend, als die Socialisten sich in ihrer Erwartung enttäuscht sahen, daß ihr Programm größere Berücksichtigung finden würde. Nur wird die neue Regierung nicht auf socialpolitische Reformen verzichten dürfen, unter denen insbesondere die Alters- und Invaliditätsversicherung in Betracht kommen muß.

Literarische Rundschau.

Herrn von Brandt's Ostasien.

[Nachdruck untersagt.]

Dreiunddreißig Jahre in Ostasien. Von M. von Brandt. Band II und III. Leipzig, G. Wigand. 1901.

In dem April-Hefte 1901 dieser Zeitschrift hatten wir den Vorzug, über den ersten Band des nun abgeschlossen vorliegenden Werkes zu berichten und insbesondere hervorzuheben, was Herr von Brandt auf Grund langer dienstlicher Thätigkeit und persönlicher Erfahrung über China zu sagen hatte.

Die seitdem erfolgten Ereignisse haben seine damaligen Urtheile bestätigt. Er wies mit allem Nachdruck darauf hin, daß nicht durch die Heißsporne der Reformpartei, sondern einzig und allein durch Verständigung mit der Kaiserin-Regentin Reformen erzielt werden würden. Die alte Herrscherin ist seitdem nach Peking zurückgekehrt. Im Sommerpalast hat sie die Damen der Gesandtschaften empfangen, die Monate lang des Todes gewärtig und auf noch Schlimmeres gefaßt, sich gegen die auf Befehl der Kaiserin gegen sie aufgebotenen Belagerer vertheidigen mußten. Unter Thränen hat sie ihren ausersehenen Opfern Abbitte geleistet und sie reich beschenkt. Aber nach wie vor hält sie die Zügel in Händen, und nicht mit dem Schattenkaiser, sondern mit ihr müssen die Mächte unterhandeln. Herr von Brandt behält Recht, unbeeinflußt durch die gegentheiligen Urtheile und das scheinbare Dementi, welches die Ereignisse vorübergehend geben. Er kennt die bewahrenden Kräfte, die den Orient lenken, und vielleicht auch die schöne Verszeile, die ihren Geist poetisch wieder gibt:

> The East bowed low before the blast,
> In patient deep disdain;
> She let the legion's thunder past,
> Then plunged in thought again.

Mit der in der Vorrede betonten Einschränkung, gebotene Rücksichten in Bezug auf die noch schwebenden Fragen zu wahren, hat Herr von Brandt im dritten Bande seiner Aufzeichnungen sich abermals lediglich mit chinesischen Angelegenheiten beschäftigt, die er mehr als achtzehn Jahre hindurch, von 1875—1893, in China beobachtete. Seine Darstellung beginnt mit dem Taiping-Aufstand und den Kriegen von 1858 und 1860, behandelt eingehend die Geschichte der christlichen Missionen in China, die Opiumfrage, die innere Lage seit factischer Uebernahme der Regierung durch die gegenwärtige Kaiserin-Wittwe in Folge des Staatsstreiches von 1861. Im Jahre 1834 geboren, ist sie achtundsechzig Jahre alt und nicht am Ende ihrer Thaten, auch nach dem Verlust, den sie durch den Tod ihres Freundes Li-Hung-Chang erlitten hat. Der Geschichte der Beziehungen zu den Mächten, Rußland, Frankreich,

England, Japan und endlich Korea, sind besondere Abschnitte gewidmet, welche sorgfältige Erwägung verdienen. Wir müssen uns hier auf Einzelnes, wie die Charakteristik Gordon's, beschränken, der vom März 1863 bis Mai 1864 an der Spitze fremder Truppen und eines Corps disciplinirter Chinesen, der sogenannten „immer siegreichen Armee", die Taipings bekämpfte. Herr von Brandt hatte persönliche Beziehungen und auch Meinungsdifferenzen mit dem späteren Helden von Chartum, dem damaligen Oberst Gordon. In seinen Tagebüchern schreibt Gordon dem britischen Gesandten, Sir Thomas Wade, und Herrn von Brandt selbst die Absicht zu, 1880 Li-Hung-Chang aufgestachelt zu haben, nach Peking zu marschiren und sich des Thrones zu bemächtigen. Von Seite beider Betheiligten ist er des Irrthums in dieser Sache überwiesen worden, die der Verfasser „einen unsinnigen Einfall" nennt. Herr von Brandt bestreitet seinerseits, daß Gordon 1864 einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Niederwerfung der Rebellion ausgeübt habe, und beschränkt das Lob darauf, seine Leistungen als hervorragend zu bezeichnen. Er rühmt Gordon's persönlichen Muth, seine Entschlossenheit, sein Organisationstalent, seinen edlen Charakter, der, ohne einen Flecken auf seinem Schild, verlockende Anerbietungen zurückwies und alle von der chinesischen Regierung wiederholt angebotenen Belohnungen ablehnte. Aber er fügt hinzu, selten sei ihm Jemand vorgekommen, der eine größere Unfähigkeit gezeigt hätte, von einer Frage mehr als eine Seite zu sehen, und bei dem Spuren eines so ausgeprägten Fatalismus vorhanden gewesen wären. Wogegen sich doch einwenden läßt, daß Gordon's Promemoria an die chinesische Regierung, die sich 1880, bei dem mit Rußland wegen der Kuldja-Frage drohenden Conflicte, noch einmal an ihn gewandt hatte, nichts weniger als achtlos in Bezug auf das Axiom „Aide-toi et le ciel t'aidera" verfährt. Herr von Brandt theilt das Schriftstück mit dem Bemerken mit, diese militärischen Aphorismen hätten vielfaches Kopfschütteln verursacht. Sie schließen mit der Erklärung Gordon's: „Nichts, was in dieser Schrift empfohlen wird, bedingt eine Aenderung in den chinesischen Gewohnheiten. Die Armee ist dieselbe, und China braucht die Hülfe keines Europäers oder Fremden, um das Programm durchzuführen. Wenn China es nicht vermag, so kann es Niemand anders. Außerdem ist das Programm ein billiges." Es war Gordon's Absicht, jede Einmischung auswärtiger Mächte zu verhindern, und deswegen lehnte er für sich selbst jede Betheiligung bei Ausführung dieses Programms ab. Einen so selbstlosen Rathgeber hat China nur noch einmal, in der Person von Sir Robert Hart, gefunden, dem Herr von Brandt das Zeugniß ausstellt, er habe an dem schwierigen und undankbaren Posten als Haupt der Verwaltung der fremden Seezölle alle nationalen Interessen und Vorurtheile bei Seite gesetzt und nur für die Sache selbst gewirkt. Und das ebenfalls auf Kosten des eigenen Vortheils, indem er auf den ihm 1885 angebotenen Posten des englischen Gesandten in Peking verzichtete, um in seiner alten Stellung den Kampf gegen chinesische Unzuverlässigkeit und Bestechlichkeit, die ihm die Aufopferung mit Undank und beständigen Angriffen vergalt, weiter zu führen.

Es fällt, unerachtet der Zurückhaltung, die Herr von Brandt in Bezug auf die Ereignisse der letzten Jahre sich auferlegt, nicht schwer, zwischen den Zeilen zu lesen und zu erkennen, welche Politik er befürwortet. Er bezeichnet das Princip gemeinsamer Vertretung, gemeinsamer Interessen als dasjenige, das den Fremden in China fünfunddreißig Jahre friedlicher Entwicklung sicherte, und er selbst hat es im Gegensatze zur Politik des chacun pour soi vertreten und die Förderung ökonomischer Interessen als seine vornehmste Aufgabe betrachtet. Sie forderten einen Stützpunkt für die deutsche Marine. Herr von Brandt verlangte bereits 1872 die Erwerbung eines festen Stationspunktes in Ostasien, die 1898 gelang. Er freut sich dieser Erwerbung von Tsingtau, aber mit der Einschränkung, die Marine dürfe nicht Selbstzweck, sondern müsse ein von den verantwortlichen Leitern der Politik für klar vorgezeichnete Zwecke zu verwendender Factor bleiben. „Jede Abweichung von dieser fundamentalen Regel, an der Kaiser Wilhelm I. und sein

großer Kanzler unentwegt festhielten, wird sich stets strafen." Damit ist klar ausgedrückt, welchen Standpunkt in überseeischen Angelegenheiten Herr von Brandt einnimmt.

Im zweiten Bande seiner Aufzeichnungen ist, mit Ausnahme einer Reise durch Amerika (1871—1872), der ein besonderes Capitel zugewiesen ist, Japan der ausschließliche Gegenstand der Darstellung.

Herr von Brandt übernahm 1863 die Geschäfte des dortigen deutschen Consulates, nachdem er, wie früher gesagt, das Land zuerst 1861 als Mitglied der Gesandtschaft kennen gelernt hatte, die Graf Eulenburg zum Zweck des Abschlusses von Handels- und Schiffahrtsverträgen nach Tokio, Peking und Bangkok führte. Als der neue Consul seine Thätigkeit begann, erinnerte die Lage an diejenige zu Peking 1900—1901. Hier wie dort versuchte die conservative Partei die Durchführung einer fremdenfeindlichen Politik. An ihrer Spitze stand in Japan der Mikado, mit einem starken Anhang unter den Landesfürsten. Die Stellung des Siogun oder Taikun, der die Verträge mit den Europäern abgeschlossen hatte, war geschwächt, die englische Gesandtschaft 1861 angegriffen, ein Jahr später ein Engländer ermordet, drei andere verwundet worden. Vor Yokohama, wohin die diplomatische Vertretung sich vor den Bedrohungen der japanischen Bevölkerung zurückgezogen hatte, erschien mit drei Schiffen der englische Admiral Kuper, um Sühne zu verlangen und die Entschädigungsansprüche seiner Regierung durchzusetzen, was erst nach militärischen Actionen gelang, die neue Ausschreitungen und Gewaltthaten nicht verhinderten. Herrn von Brandt's Erfahrungen in Japan begannen unter Auspicien, bei welchen man Jahre lang sein Haus nicht verlassen konnte, ohne eines Ueberfalles gewärtig zu sein, und der Revolver unentbehrlicher als Hut und Mantel war. Mehr als einmal nächtlicher Weile durch eine Schreckensbotschaft geweckt, mußte sich der deutsche Consul aufs Pferd werfen und nach den Stätten eilen, wo er einen gemordeten oder tödtlich verwundeten Landsmann fand, während die Thäter dem Arm der Gerechtigkeit nicht erreichbar blieben. Herrn von Brandt's Gesundheit ist damals unter schwerer Arbeitslast und den Folgen übermäßiger Aufregungen zusammen gebrochen. Als er 1866 seinen ersten Urlaub antrat und nach Deutschland zurückreiste, erreichte ihn bei der Landung in Marseille die Kunde der preußischen Siege in Böhmen. Als Sohn eines berühmten Soldaten und selbst preußischer Officier, zögerte er keinen Augenblick, nach der Ankunft in Berlin unverzüglich zur Armee nach Böhmen sich zu begeben, wo er als Adjutant des Herzogs von Ujest bei dem Generalgouvernement in Mähren Verwendung fand. Bereits im Februar 1867 war Herr von Brandt nach dieser eigenthümlichen „Erholung" wieder auf dem Wege nach Japan, wohin er dieses Mal als preußischer Geschäftsträger zurückkehrte. Dadurch und in Folge des inzwischen stattgehabten Thronwechsels, wodurch der alte Kaiser, der die Fremden haßte, durch seinen noch heute regierenden, damals sechzehnjährigen Sohn, ersetzt wurde, gestalteten sich die Verhältnisse freundlicher. Gewaltthaten und Christenverfolgungen waren aber deswegen noch immer zu beklagen und das Christenthum in Japan streng verboten.

In Osaka (1868) erlebten die diplomatischen Vertreter der Mächte im Jahre 1868 die letzten Kämpfe zwischen den beiden Gewalten, die sich bis dahin in die Herrschaft über Japan theilten, dem Mikado und dem Siogun oder Taikun, dessen Machtbefugnisse durch kaiserliches Edict aufgehoben und durch ein repräsentatives, altjapanischen Institutionen des siebenten Jahrhunderts nachgebildetes Verwaltungssystem ersetzt wurden. Das geschah erst nach der Niederlage des Siogun und seiner Partei. Herr von Brandt beschreibt den Anblick der geschlagenen Armee, als sie in voller Auflösung nach Osaka zurückkehrte: „Es war ein eigenthümliches Schauspiel, die geharnischten, mit Bogen, Pfeilen und Lanzen bewaffneten Leute zu sehen, die den größten Theil derselben ausmachten; man konnte sich in das Mittelalter versetzt glauben, und in der That war es der Leichenzug der japanischen Feudalität,

dem man beiwohnte. Zu Ehren der Krieger des Nordens muß übrigens gesagt werden, daß sie, wenn sie auch in ziemlich ungeordneten Scharen einher zogen, doch im Uebrigen vortreffliche Disciplin bewahrten, eine viel bessere als recht viele europäische Armeen unter ähnlichen Verhältnissen voraussichtlich gezeigt haben würden." Es folgte das Nachspiel. Der nach Jeddo geflüchtete Siogun wurde von den Vertretern der ihm ergebenen Clans aufgefordert, Harakiri, d. h. Selbstmord, zu vollziehen. Der Abgesandte, der den Rath ertheilte, vollzog die That selbst in Gegenwart seiner Begleiter, ein erhebendes Beispiel der alten Auffassung, nach welcher der Besiegte seine Niederlage nicht überleben dürfe. Der Siogun befolgte es nicht, wurde seines Fürstenthums entsetzt und lebte begnadigt fortan in der alten Hauptstadt seines Clans als einfacher Privatmann. Das mächtige Geschlecht, dessen Ansprüche er vertrat, hatte mehr als zwei Jahrhunderte über Japan geherrscht und ging ruhmlos mit ihm unter.

In diesen aufgeregten Zeiten, wo es galt, Gut und Leben der Fremden gegen Ueberfälle, offene Angriffe und Beraubungen zu vertheidigen, und, wo das nicht gelang, Genugthuung zu fordern, haben vor den Augen der Europäer noch entsetzliche Dinge sich abgespielt, deren Schilderung (S. 201, 208 ff.) beweist, „wie dünn der Boden war, auf dem damals noch die guten Beziehungen zwischen Japan und dem Auslande standen". Erst nach der Niederlage des Nordens konnte sich die Regierung des Mikado festigen, durch welche die Entwicklung Japans zum Culturstaate durchgeführt worden ist. Wie das geschah, ist durch Herrn von Brandt besonders im neunten Abschnitte seines zweiten Bandes eingehend und interessant geschildert. Die Mediatisirung der Landesfürsten und die Abschaffung der Vorrechte des Adels bezeichnen ein japanisches 1789. Es war ein seltener Vorzug, die historische Umwandlung als Mithandelnder zu erleben. Das Volk, das sich lebensfähig genug erwies, sie durchzukämpfen, hat denn auch seinem Darsteller im Großen und Ganzen günstige Eindrücke hinterlassen. Er hat das Land bewundert, das im Blüthenflor des Sommers an der Meeresküste und in seiner Bergwelt durch Schönheit ihn entzückte, und war auch noch in der glücklichen Lage, die Schätze höfischer Kunst der Japaner zu bewundern, die später zerstört oder in alle Lande zerstreut worden sind. Er hat, wie so viele Andere, den Untergang von nationalen Eigenthümlichkeiten in Trachten, Sitten und Gebräuchen beklagt, bei welchem die künstlerische Eigenart der Nation zu Schaden kam. Besser als Andere weiß Herr von Brandt, wie viel Falschheit und Unzuverlässigkeit hinter der förmlichen Höflichkeit des Japaners und überhaupt des Orientalen steckt, aber er rühmt die liebenswürdige, herzgewinnende Freundlichkeit, die er in allen Classen des Volkes, bis herab zu treuen, zuverlässigen Dienern fand, und erwähnt in Bezug auf die japanischen Frauen das hübsche Wort von Alphonse Karr, der Mann habe auch dort in den Tausenden von Jahren die Viertelstunde noch nicht einzubringen vermocht, die Eva seit dem Kosten des Apfels ihm voraus ist. Die in Japan verlebten Jahre haben ihm, ebenso wie die fast doppelt so lange Zeit, die er als Gesandter in China verlebte, historisch denkwürdige und menschlich sympathische Erinnerungen hinterlassen, die der Leser dankbar theilt.

Lady Blennerhassett.

γ. **Weltgeschichte.** Von Hermann Schiller. Dritter Band. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1901.

Der dritte Band dieses Werkes führt die Geschichte von der Reformation bis zur Revolution; er schließt mit dem Jahre 1789 und zeigt wieder, daß der Verfasser viel gelesen hat und sich bemüht, im Großen und Ganzen den wesentlichen Stand des jetzigen Wissens über die Geschichte der Neuzeit wieder zu geben. Sehr tief freilich reicht seine Kenntniß durchschnittlich nicht, obwohl er oft genug auch Monographien über wichtige Punkte aufzählt, wodurch er übrigens den Lesern nicht selten einen wichtigen Dienst leistet. Die Aufgabe ist so groß, daß sie Menschenkraft übersteigt, und man muß die Ansprüche deshalb billig ansetzen. Im Anhang wird wieder eine Anzahl von Quellenstellen nach guten Vorlagen mitgetheilt (die 95 Thesen, Tetzel's Antwortthesen, die zwölf Hauptartikel der Bauern, aus dem Speirer Protest, Manifest Moritz' gegen Karl V., Acten zur Geschichte Wallenstein's, Bill of rights, Einiges aus Friedrich's des Großen Marginalresolutionen u. s. w.). Im Ganzen wird das Werk auch in diesem Theil dankbare Leser finden und zur Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse beitragen.

βλ. **G. M. De La Roche.** Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Von Rudolf Asmus. Karlsruhe, G. Lang's Verlag. 1899.

Der Großvater von Clemens und Bettina Brentano, mit dem Goethe, wie er sagt, „ein heiterer Weltsinn verband", ist von seiner Gattin, Wieland's Jugendgeliebter Sophie, Verfasserin des „Fräulein Sternheim" u. s. w., lange verdunkelt worden. Ein gelehrter Biograph hat ihn der Vergessenheit entrissen, nachdem man ihn bisher hauptsächlich als Verfasser der Mönchsbriefe kannte. Allein, La Roche ist nur für die ersten vierzehn Briefe, nicht für deren weitere Folge verantwortlich, die sein Freund Riebeck zwischen 1779—1781 in drei Bänden herausgab und zu einer Schmähschrift gegen Priester und Ordensleute herabwürdigte. Das Werk hatte besser begonnen. Durch Asmus wird La Roche's Antheil daran dem kirchenpolitischen Emancipationskampf des „Febronius" eingereiht, wobei doch nicht zu vergessen ist, wie auch Goethe den „unversöhnlichen Haß gegen das Pfaffthum" von Seiten La Roche's, der zwei geistlichen Kurfürsten diente, erwähnt und hinzufügt, er habe sich gegen Alles, was man Empfindung nennen könnte, aufgelehnt. „Bei Tisch," sagt er, „war er unterhaltend, heiter und suchte wenigstens seine Tafel von der empfindsamen Würze frei zu halten." Wogegen Asmus bewundernde Aeußerungen der Anerkennung von La Roche für seine Gattin gibt, die seine Scherze gegen die schwärmerische Schriftstellerin und Bewunderin Rousseau's mildernd abtönen. La Roche, der Sohn des Grafen Friedrich von Stadion und einer Französin, verlebte die glücklichsten Jahre zu Warthausen und Bönnigheim, in der Nähe des Vaters. Als der Kurfürst von Trier den humanen, geschäftskundigen, aber in geistlichen Kreisen nicht ohne Grund angefeindeten Mann in späteren Jahren in Ungnade entließ, kam ihm sein Freund Hohenfeld in seiner bedrängten Lage zu Hülfe und theilte in Speier Haus und Einkünfte mit ihm. Die Resignation, mit der La Roche, alle Rachegedanken von sich weisend, sein hartes Schicksal trug, spricht für den Adel der Gesinnung, der sich im Unglück bewährte. Für seine amtliche Thätigkeit in Coblenz versagt auch bei Asmus leider das Material. Einige Briefe von ihm thun die Vielseitigkeit seiner Bildung und die Güte seines Wesens dar. Zu Offenbach ist er 1788, achtundsechzig Jahre alt, gestorben, im kleinen Haus mit Garten, das seine Enkelin Bettie, die Tochter jener von Goethe geliebten Maximiliane, so anmuthig im „Frühlingskranz" schildert, in den auch das Bild der Großeltern mit eingeschlungen ist.

γ. **Friedrich's des Großen Anschauungen vom Kriege** in ihrer Entwicklung von 1745—1756. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1899.

Die vorliegende Studie ist Heft 27 der kriegsgeschichtlichen Einzelschriften, die vom Großen Generalstab herausgegeben wurden; der Verfasser ist nicht genannt. Als Friedrich der Große nach dem Dresdener Frieden in die Heimath zurückkehrte, geschah es in der Ueberzeugung, daß neue Kämpfe bevor ständen, und er bereitete sich auf sie vor, indem er sein Heer rastlos schulte und ausgestaltete — 1753 wurden die ersten großen Manöver abgehalten — und sich selbst schematisch und praktisch zu einem Meister des Krieges auszubilden suchte. In der Erkenntniß, daß bei der Gleichheit zweier Heere nicht die Führung allein den Ausschlag geben kann, da sie unzähligen Zufällen unterworfen ist, strebte er nach einer zuverlässigeren Bürgschaft des Sieges und glaubte sie in der Durchbildung des Heeres zu finden, durch welche nach des Vegetius' Ausspruch die Römer über die Riesenleiber der Deutschen, die Stärke der Gallier, die List der Griechen und die Massen der Barbaren triumphirten. Dieses völlig durchgebildete Heer will der König nun aber auch mit aller Wucht zur Geltung bringen, und so gelangte er zu dem tactischen Grundsatz des Angriffes um jeden Preis — „attaquez toujours!" ruft er einmal geradezu aus; „Bellona verheißt Euch glänzende Thaten, so lange Eure Krieger die Angreifer sein werden!" Wenn das kleine Preußen sich inmitten großer Nachbarn behaupten sollte, so mußte es die Kriege abkürzen. Der Streit, der vor zwanzig Jahren geführt wurde, ob Friedrich bewußt und klar an Stelle der überfeinen und verkünstelten Rococostrategie die neue Strategie des kühnen Niederwerfens des Gegners gesetzt habe, oder ob erst Napoleon ihr Urheber sei, ist, so viel wir sehen, zu Gunsten der ersten Alternative entschieden. Doch bleibt Friedrich dessen eingedenk, daß er sein Heer dann schonen muß, wenn ein entscheidender Schlag nicht zu erzwingen ist, und so machte er gelegentlich Anleihen bei der alten Heeres-

kunst, welche die Vertheidigung erleichtert, und deren Winkelzüge und Kniffe dem Schwächeren manchmal die Möglichkeit nachhaltiger Gegenwehr bieten. Friedrich hat ein strategisches Princip, aber er ist kein Principienreiter; er entscheidet sich jeweils in voller Freiheit für diese oder die andere Form der Kriegführung; nur ist die zweite ihm immer nur Nothbehelf.

γ. **Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Hohenzollern.** Herausgegeben von Ernst Berner. Zweite Reihe: Biographieen. I. Eine Schwester des großen Kurfürsten, Luise Charlotte, Herzogin von Kurland. Von Dr. August Seraphim. Berlin, Alexander Duncker. 1901.

Luise Charlotte war das älteste Kind Georg Wilhelm's und seiner pfälzischen Gemahlin; nachdem ihr erster Bräutigam, ihr Vetter Ernst, 1642 gestorben war, reichte sie 1645 dem Herzog Jakob von Kurland die Hand, einem rührigen, unternehmenden Herrn, von dem ein schwedischer Geschichtschreiber gemeint hat, er wäre wohl für einen größeren Thron befähigt gewesen. Während des schwedisch-polnischen Erbfolgekriegs wurde der Herzog sammt seiner Familie 1658 durch schnöden Ueberfall in schwedische Gefangenschaft gebracht, da Karl Gustav seiner Neutralität nicht traute, und erst durch den Frieden von Oliva erlangten sie ihre Freiheit zurück. Die Folgen des Krieges für Kurland waren hart, und Herzog Jakob vermochte den alten Wohlstand seines Landes nicht wieder herzustellen; die Herzogin konnte nur schwer die Mittel zu einer halbwegs guten Ausbildung ihrer Söhne beschaffen und dachte einmal selbst an den Verkauf ihrer Juwelen. Die Zwistigkeiten zwischen ihrem Gemahl und ihren Söhnen hat sie vermittelt und sich so immer als guter Engel des herzoglichen Hauses, als treue Gattin und zärtliche Mutter bewährt. Zu ihrem großen Bruder stand sie in den herzlichsten Beziehungen und genoß sein Vertrauen bis an ihr Ende, das am 18. August 1676 ziemlich rasch eintrat. Ihr Schwiegersohn war der Prinz von Homburg, und daß dieser die verhaßten Schweden bei Fehrbellin schlagen half, war für Luise Charlotte gewiß ein Lichtblick ihres prüfungsreichen Lebens. Alles in Allem hat sie es wohl verdient, daß ein fleißiger Forscher ihr verklungenes Gedächtniß erneuert.

γ. **Handbuch der deutschen Geschichte.** In Verbindung mit Bethge, Schultze, Hahn, Köhler, Großmann, Liebe, Ellinger, Erler, Winter, Hirsch, Kleinschmidt von Bruno Gebhardt. Zwei Bände. Zweite Auflage. Union, Stuttgart 1901.

Vor zehn Jahren erschien die erste Auflage dieses Handbuches, das sich zum Ziele gesetzt hatte, die profane Geschichte in derselben Weise zu behandeln, wie Kurtz die Kirchengeschichte behandelt hat, nämlich in knapp gefaßten, die wesentlichsten Thatsachen angebenden Paragraphen und in ausführlichen, auf das Einzelne eingehenden, auch die strittigen Fragen nebst der wichtigsten Literatur vorführenden Anmerkungen. Selbstverständlich mußte ein solches Werk, wenn es seinem Zweck entsprechen sollte, möglichst zuverlässig in allen Angaben sein; deswegen wurde der Stoff unter eine Anzahl von Historikern vertheilt. Auch so blieb noch Manches zu wünschen übrig; aber im Ganzen hat das „Handbuch" sein Ziel erreicht, und die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage beweist, daß es ein festes Publicum gefunden hat. An dieser Auflage haben dieselben Gelehrten mitgearbeitet; sie haben aber manche Irrthümer berichtigt, die seit 1891 hinzugewachsene Literatur verwerthet und den Umfang des Werkes von 676 und 757 Seiten auf 720 und 899, also um 186 Seiten erhöht. Ein beträchtlicher Theil dieser Stoffvermehrung, etwa 100 Seiten, entfällt auf die Darstellung des letzten Jahrzehnts, die bis zum Eintreffen Walderse'e's in Peking hinabgeführt ist. Auf Einzelheiten wollen wir uns nicht einlassen; nur das möchten wir als Beweis, daß immer noch Manches mangelhaft ist, hervorheben, daß Band II S. 599 bei Besprechung der ungarischen Revolution gerade das Revolutionärste fehlt, die am 14. April 1849 erfolgte Lossagung Ungarns von aller Verbindung mit Österreich und die thatsächliche Verkündigung der Republik unter Kossuth's Leitung.

γ. **Études sur l'antiquité grecque.** Par Henri Weil. Paris, Librairie Hachette. 1900.

Einer der ersten Helleniſten nicht bloß Frankreichs, sondern unserer Zeit überhaupt vereinigt in diesem Bändchen eine Anzahl geistvoller Studien über das griechische Alterthum, die man gewiß überall mit Freuden hier aus verschiedenen Zeitschriften gesammelt sieht. An der Spitze stehen zwei Arbeiten über den Seelencult und über den Unsterblichkeitsglauben bei den Griechen, in welchen sich Weil mit Rhode's Psyche auseinandersetzt; er erörtert dabei die Frage des Zusammenhangs dieser Vorstellungen mit der Entwicklung der Religion, und er will von dem neuen Euhemerismus, welcher die gestorbenen Menschen zu Naturgöttern erhebt, wie ihn Fustel de Coulanges und Herbert Spencer vortragen, nichts wissen. Andere Aufsätze handeln von den ersten griechischen Denkern; von Pherekydes von Syros; von der athenischen Erziehung im 5. und 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung; von der Ilias und dem alten griechischen Völkerrecht; von Tyrtäos und Bacchylides; vom Ursprung des Wortes Poet (das nach Weil nicht schlechtweg „Dichter" bedeutet, sondern „Verfasser" der Worte und der Melodie); von einigen verdächtigen Wesen in der „Antigone"; von zwei Komödien Menander's; vom Hermokopidenproceß; von dem neuen Bruchstück des Hypereides; von Demosthenes und der Reinigung der Texte, wobei Weil ziemlich scharf gegen Blaß vorgeht, dem nicht bloß den Demosthenes, sondern seine eigenen Arbeiten zu säubern gerathen wird. Wie man sieht, findet sowohl der Culturhistoriker wie der Philologe seine Rechnung bei diesem Bande; selbst der politische Historiker geht nicht leer aus, da Weil hinsichtlich des Hermokopidenprocesses, dieser cause célèbre et scandaleuse, die gäng und gäben Erklärungen der englischen, der französi-

schen und deutschen Historiker als sinnlos verwirft und auf Grund der echtesten Quellen, der Zeitgenossen Thukydides und Andokides, eine andere Erklärung vorschlägt, die auch Cornelius Nepos ganz direkt vorträgt. Das Beunruhigende war nicht der Religionsfrevel, aus dem die Athener die Möglichkeit auch politischer Frevel hergeleitet hätten; sondern sie sahen darin, den Gewohnheiten der politischen Clubs entsprechend, ein Pfand, das die Feinde des Freistaats sich gegenseitig gegeben hätten, damit einer dem andern trauen könne. Alle Verschwörer hatten in einer Nacht die Verstümmelung der Hermessäulen vollzogen; sie hatten ein unerhörtes Verbrechen zusammen verübt und sich dadurch einen Beweis des Zusammenhalts gegeben, der vor nichts zurückschreckte.

ελ. **Eine Orientreise.** Von Hermann Götz. Leipzig, E. A. Seemann. 1901.

Diese Reiseschilderung des jüngst verstorbenen Directors der Karlsruher Kunstgewerbeschule erhebt keine großen literarischen Ansprüche und bringt auch nicht viel durchaus Neues. Aber sie ist frisch und anschaulich, mit Humor und herzlicher Freude an den dargestellten Gegenständen geschrieben und weiß darum auch den Leser lebhaft für diese zu interessiren. Götz war nicht nur kenntnißreich, sondern auch vielseitig. Die Reize der Natur haben ihn ebenso gefesselt wie die Kunstschätze, ein modernes türkisches Begräbniß ebenso wie die ägyptischen Königsgräber, das Leben in den Bazaren ebenso wie die Paläste und Moscheen. Die sehr zahlreichen Abbildungen sind zum größeren Theile nach gut gelungenen Augenblicks-Photographien, zum kleineren nach Federzeichnungen und Aquarellen des Verfassers hergestellt. Sehr angenehm berührt es im Gegensatz zu so vielen neuen Büchern, daß sie nicht nur neben dem Text herlaufen, sondern ihn wirklich illustriren, und daß sie an den richtigen Stellen eingesetzt sind.

ρ. **Allgemeines Künstler-Lexikon.** Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte, umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Fünf Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1894—1901.

Man kann das mit großem Fleiß und umfassender Sachkenntniß ausgeführte Werk empfehlen, ohne sich mit allen darin ausgesprochenen Urtheilen einverstanden zu erklären. Eine gewisse Ungleichmäßigkeit ist schon durch die Art der Entstehung bedingt. Die Buchstaben A—J waren von dem verstorbenen Dr. H. A. Müller bearbeitet, der auch noch auf dem Titelblatte der ersten beiden Bände mitgenannt worden ist; und für diesen Theil lehnt der Bearbeiter der Buchstaben J—Z, der auf den folgenden Bänden als alleiniger Herausgeber bezeichnete Dr. Hans W. Singer, nicht nur die Verantwortlichkeit ab, sondern er spricht es im „Schlußwort“ auch direct aus, daß er selbst in der ihm zugefallenen größeren Hälfte des Werkes, durch die Vorarbeiten Müller's behindert, sich nicht völlig frei gefühlt habe. Doch ein Künstler-Lexikon soll keine Kunstgeschichte sein, es ist ein Nachschlagebuch zum Handgebrauch, und als solches faßt es der Herausgeber ganz richtig auf, wenn er sagt, daß man darin zunächst Angabe des Geburtstages und -Ortes, des Studienganges, der Reisen, der äußeren Lebensumstände suchen wird. In dieser Beziehung wird das Werk durchaus seinen Zweck erfüllen, denn es ist von einer Vollständigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Wo der Herausgeber dennoch kritisirt, wird man ihm, wie gesagt, je nach dem verschiedenen Standpunkt, nicht uneingeschränkt beistimmen, überall aber für ein reiches Material dankbar sein.

λρ. **Samoa, Bismarck-Archipel und Neu-Guinea.** Drei deutsche Colonien in der Südsee. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit 36 Vollbildern, 113 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten. Leipzig, J. J. Weber. 1902.

Im Jahre 1900 hat Hesse-Wartegg einen Theil der deutschen Colonien in der Südsee besucht und neben dem so bekannten Samoa auch unbekanntere Gebiete, wie Neu-Guinea und vorzüglich den Bismarck-Archipel, kennen gelernt. Das Buch, welches die Erfahrungen und Erlebnisse dieser Reise schildert, ist für ein größeres Publicum berechnet, das darin eine unterhaltende und mannigfach belehrende Lectüre findet. Denn der erfahrene Tourist hat fleißig die Augen offen gehalten, das Gesehene und Gehörte gleich sorgsam notirt und versteht es, verständlich und anziehend zu plaudern, mag er nun Naturbilder entwerfen oder Sitten und Leben der Eingeborenen schildern oder sich über Art und Aussicht der Colonisation aussprechen. Wissenschaftliche Vertiefung hat er nicht angestrebt, und man könnte ihm hier und da eine ungenaue Angabe, eine schiefe Auffassung vorwerfen. Speciell ethnologische Dinge sieht er gern durch die Culturbrille; in einem Falle muß ihn aber auch der Ethnologe zu Rathe ziehen. Der Verfasser hat nämlich zufällig an jener Expedition des „Seeadlers“ Theil genommen, der es bis jetzt allein gelungen ist, die durch den kriegerischen Sinn ihrer Bewohner und neuerdings wieder durch die Ermordung Mencke's und Caro's berüchtigte Insel St. Matthias ungehindert zu betreten und in Frieden zu verlassen. Seine Bemerkungen über diesen Besuch sind deshalb bis auf Weiteres auch wissenschaftlich nicht ohne Werth; übrigens sei bemerkt, daß sich auch der Ethnograph Parkinson damals auf dem „Seeadler“ befunden und im „Globus“, Bd. 79 (1901), Nr. 15 u. 16 einen kurzen Bericht veröffentlicht hat, dem ein ausführlicher hoffentlich bald folgt. Das auch sonst gut ausgestattete Buch gewinnt durch zahlreiche Illustrationen an Werth; leider hat sich Hesse-Wartegg verleiten lassen, einige unterwegs gekaufte und zum Theil recht zweifelhafte Photographien mit zu reproduciren; besonders vor den Abbildungen, welche nur die Bezeichnung „Mädchentypus“ tragen, möchten wir daher eine Warnungstafel aufstellen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 16. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Allfeld. — Kommentar zu den Gesetzen vom 19. Juni 1901, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst und über das Verlagsrecht, sowie zu den internationalen Verträgen zum Schutze des Urheberrechts. Von Philipp Allfeld. München, C. H. Beck. 1902.

Bach. — Welches sind die Aufgaben, die das Gesetz vom 2. Juli 1900 über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger den Lehrern an Volksschulen stellt? Von Wilhelm Carl Bach. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Baewert. — Das Princip der Selbstthätigkeit im Rechenunterrichte meiner Kleinen. Von Otto Baewert. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Beau. — Die Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse. Für den Selbstunterricht entwickelt und mit Berechnungsergebnissen versehen von Otto Beau. Sorau, Emil Zeidler. O. J.

Bellinger. — Die lyrischen Gedichte und ihre Behandlung in der Volksschule. Von E. Bellinger. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Billia. — La morale allegra all' Università di Torino. Di Lorenzo Michelangelo Billia. Torino, Libreria editrice Brero. 1902.

Birt. — Griechische Erinnerungen eines Reisenden, herausgegeben von Theodor Birt. Marburg, N. G. Elwert. 1902.

Borchardt. — Die Entstehung und Bildung des Sonnensystems. Von B. Borchardt. Mit sechs Abbildungen. Odentirchen, W. Breitenbach. 1902.

Boucke. — Wort und Bedeutung in Goethes Sprache. Von Ewald A. Boucke. Berlin, Emil Felber. 1901.

Bourget. — L'étape. Par Paul Bourget. Paris, Librairie Plon. 1902.

Braune-Rossla. — Peterchen und andere Künstlergeschichten von Rudolph Braune-Rossla. Berlin, C. M. Arthur Müller & Co. O. J.

Braune-Rossla. — Der Schäker und andere Künstlergeschichten von Rudolph Braune-Rossla. Berlin, C. M. Arthur Müller & Co. O. J.

Bruns. — Der Stil unserer Kleidung. Von Margarete Bruns. Mit einer Einleitung von Max Bruns und 24 Abbildungen. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Buch, das, der Berufe. Ein Führer und Berather bei der Berufswahl. VIII. der Journalist. Von Richard Jacobi. Mit Abbildungen im Text und einem Titelbild. Hannover, Gebrüder Jänecke. 1902.

Burgdorff. — Die Arbeitslosen-Versicherung wie allgemeine Volksversorgung. Von A. Burgdorff, Altona-Ottersen. Im Selbstverlag des Verfassers. 1902.

Caspary. — Rudolf Camphausen's Leben. Nach seinem schriftlichen Nachlaß dargestellt von Anna Caspary. Mit Camphausen's Bildniß. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Claus. — Das Fürsorgeerziehungsgesetz vom 2. Juli 1900 und seine Bedeutung für die Schule. Von F. Claus. Bielefeld, A. Helmich. J. O.

Dem Rhein entlang. Ein Liederbuch. Zürich, Verlag des Lesezirkels Hottingen, Litterarische Gesellschaft. 1902.

Ernst. — Kartäusergeschichten. Novellen und Skizzen von Otto Ernst. Zweites und drittes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1902.

Frobenius. — Der Heiligenschein des Weibes. Chronik eines alten Träumers. Novelle von Leo Frobenius. Leipzig, H. Haessel. 1902.

Gerhardt-Amyntor. — Röntgenstrahlen. — Das Amselnest. Novellen von Dagobert von Gerhardt-Amyntor. Breslau, S. Schottlaender. 1902.

Glücksmann. — Die zweite Kreuzigung. Eine magdeburgische Legende. Von Heinrich Glücksmann. Wien und Leipzig, J. Eisenstein & Co. 1902.

Goethe's Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Zweiter Band (1780—1788). Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger. O. J.

Gorter. — „Mehr Licht". Die Darstellung des Grundgedankens in Goethe's Faust, zweitem Theil. Von Richard Gorter. Darmstadt und Leipzig, Ed. Wartig. 1902.

Grabowsky. — Bildung, was ist sie und wie wird sie gewonnen? Ein Handbuch der Selbsterziehung für Erwachsene aller Stände von Norbert Grabowsky. Leipzig, Max Spohr. 1902.

Grabowsky. — Die Widersinnigkeit und Schädlichkeit des Vegetarismus. Von Norbert Grabowsky. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Max Spohr. 1902.

Güttler. — Giebt es eine „katholische" Wissenschaft? Beitrag zur Beurtheilung einer Tagesfrage. Von C. Güttler. München, C. H. Beck. 1902.

Hartung. — Künstlerische Kultur. Von J. Fr. Hartung. München, Verlag der „Werkstatt der Kunst". 1902.

Hausschatz älterer Kunst. — Viertes und fünftes Heft. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Hempel. — Ueber die Erziehung der jungen Männer. Rede von Walther Hempel. Dresden, von Zahn & Jaensch. 1902.

Herbette. — Une ambassade turque sous le directoire. Par Maurice Herbette. Avec neuf planches hors texte. Paris, Perrin & Cie. 1902.

Hoensbroech. — „Das Papstthum in seiner socialkulturellen Wirksamkeit. Von Graf von Hoensbroech. Zweiter Band: Die ultramontane Moral. Erste bis dritte Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

Hoffmann. — Alpen-Flora für Touristen u. Pflanzenfreunde. Mit 250 farbigen Abbildungen auf 40 Tafeln. Nach Aquarellen von Hermann Friese. Nebst textlicher Beschreibung der verbreitetsten und schönsten Alpenpflanzen von Jul. Hoffmann. Erste bis dritte Lieferung. Stuttgart, Verlag für Naturkunde. 1902.

Jaurès. — Aus Theorie und Praxis. Socialistische Studien. Von Jean Jaurès. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Herausgegeben von Albert Südekum. Berlin, Verlag der socialistischen Monatshefte. 1902.

Jensen. — Brandenburg'scher Pavillon hoch! Eine Geschichte aus Kurbrandenburgs Kolonialzeit. Mit 6 Abbildungen. Von Wilhelm Jensen. Berlin, Emil Felber. 1902.

Jensen. — Die Rosen von Hildesheim. Ein Roman aus der Stauferzeit. Von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Berlin, Emil Felber. 1902.

Jodok. — Ueberdramen von Jodok. Erstes Bändchen, zweite Auflage. Berlin, Th. Mayhofer Nachf. O. J.

Jókai. — Thorheiten der Halbgötter. Historisch-humoristischer Roman von Maurus Jókai. Deutsch von Ludwig Wechsler. Breslau, S. Schottlaender. 1902.

Kaisenberg. — Vom Grafen Oskar. Von M. von Kaisenberg. Zweiter Band. Zeitbild Napoleonischer Zwangsherrschaft in Deutschland. Hannover, M. und H. Schaper. 1902.

Keysser. — Mittheilungen über die Stadtbibliothek in Cöln 1602 1902. Führer für ihre Besucher von Adolf Keysser. Mit 4 Tafeln in Autotypie und 1 Facsimile in Strichätzung. Cöln, M. Du Mont-Schauberg. 1902.

Kirchhoff. — Was ist national? Von Alfred Kirchhoff. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1902.

Kluge. — Männliches und weibliches Denken. Ein Beitrag zur Frauen- und Erziehungsfrage. Von Kluge. Halle a. S., Carl Marhold. 1902.

Kont. — Étude sur l'influence de la littérature française en Hongrie (1772—1896). Par J. Kont. Paris, Ernest Leroux. 1902.

Kräuterbuch, großes illustrirtes. — Mit nach der Natur gemalten Abbildungen. Von C. Anton. Erste und zweite Lieferung. Regensburg, E. Stahl O. J.

Kressmann. — Zur Gründung einer deutschen National-Schule. Denkschrift von Albert Kressmann. Karlsruhe i. B., G. Braun. 1902.

Langenbach. — Erbgift. Schwank von Felix Ludwig Langenbach. München, Verlag des Bayerischen Kolonialhauses. O. J.

La Rosée. — Licht im Dunkel. Originalroman von La Rosée. Breslau, S. Schottlaender. 1902.

Laur und Boock. — Die Erziehung des Deutschen zum Staatsbürger. Denkschrift über die zeitgemäßeste Aufgabe des Staates auf dem Gebiete der Volkserziehung. Von Max Laur und Johannes Boock. Berlin, Horn & Raasch. 1902.

Liddell. — An introduction to the scientific study of english poetry. By Mark H. Liddell. New-York, Doubleday, Page & Co. 1902.

Lothar. — Henrik Ibsen. Von Rudolph Lothar. Mit 100 Abbildungen. Dritte Auflage. (Dichter und Darsteller, achter Band). Leipzig, Berlin und Wien, E. A. Seemann und Gesellschaft für graphische Industrie. 1902.

Matthey. — Claudine. Episch-lyrische Dichtung in Gesängen. Von Maja Matthey. Bellinzona und Leipzig. Verlag „Liberta" von B. Beutner & Co. 1902.

Maurer. — Die Askanier. Von F. Maurer. Dessau. Anhaltische Verlagsanstalt (Hermann Ostertag). O. J.

Mehlis. — Von den Burgen der Pfalz. Mit 17 Abbildungen. Von C. Mehlis. Freiburg i. Br. und Leipzig, Fr. Paul Lorenz. 1902.

Meindl. — Erzählungen aus dem Orient. Von Fanita Meindl. Breslau, S. Schottlaender. 1902.

Meyer. — Ueber die Lage der Zuckerindustrie zur Zeit des Abschlusses der Brüsseler Konvention im Februar-März 1902. Von Konrad Meyer. Berlin, in Kommissionsverlag bei Hermann Walther. 1902

Meyers Reisebücher. — Rheinlande. Zehnte Auflage. Mit 21 Karten, 19 Plänen und 7 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Michaelis. — Das Kind. Von Karin Michaelis, Berlin und Stuttgart, Axel Junker. 1902.

Mittheilungen des Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen. Herausgegeben von dem Vereins-Vorstande. Redigirt von W. Beumer. Düsseldorf, gedruckt bei A. Bayel. Jahrgang 1902, Nr. 1 u. 2.

Moeller-Bruck. — Die moderne Literatur in Gruppen und Einzeldarstellungen. Von Arthur Moeller-Bruck. X. Das junge Wien. Berlin und Leipzig, Schuster und Löffler. 1902.

Montanari. — La campagna d'Annibale nell' anno 217 a. C. dalla valle del Po al Trasimeno. Di T. Montanari. Torino, Roux et Viarengo. 1902.

Morandi. — Die Erziehung Victor Emanuels III. Erinnerungen von Luigi Morandi. Ins Deutsche übersetzt von Fr. Noack. Mit zehn Abbildungen. Rom, Loescher & Co. 1902.

Müllenbach. — Maria. Roman von Ernst Müllenbach. Berlin, Emil Felber. 1901.

Müller. — Das sexuelle Leben der Naturvölker. Verfasst von Josef Müller. Zweite stark vermehrte Auflage. Leipzig, Th. Grieben. 1902.

Nerrlich. — Jean Paul's Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto. Herausgegeben von Paul Nerrlich. Berlin, Weidmann. 1902.

Offermann. — Das Verhältniss Ungarns zu „Oesterreich". Von Alfred Freiherrn von Offermann. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1902.

Paalzow. — Zur Polenfrage. — Der Gebrauch der polnischen Sprache in politischen Versammlungen. — Die polnischen Postadressen. Zwei Rechtsgutachten von Hans Paalzow. Berlin, Otto Liebmann. 1902.

Patzak. — Friedrich Hebbels Epigramme. Von Bernhard Patzak. Berlin, Alexander Duncker. 1902.

Peter. — Im tiefen Keller. Dorfgeschichten aus dem niederösterreichischen Weinlande. Von Johann Peter. Linz, Wien und Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt. O. J.

Petzet. — Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Von Christian Petzet. Erste Lieferung. München, J. F. Lehmann. 1902.

Rattermann. — Johann Bernhard Stallo. Denkrede, gehalten im Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati, am 6. November 1901. Von O. H. Rattermann. Cincinnati, Ohio; Verlag des Verfassers. 1902.

Raydt und Rößger. — Deutsches Lesebuch für Handelsschulen und verwandte Anstalten. Herausgegeben von Professor Hermann Raydt, Director, und Dr. Richard Rößger, Oberlehrer der öffentlichen Handelslehranstalt zu Leipzig. Leipzig, R. Voigtländer. 1902.

Redlich. — Empedokles. Ein Trauerspiel von Richard Redlich. Buchausgabe. Berlin-Schmargendorf, Verlag „Renaissance". 1902.

Rein. — Bildende Kunst und Schule. Eine Studie zur Innenseite der Schulreform. Mit drei Tabellen für den Unterricht in Bürgerschulen, Gymnasien und höheren Mädchenschulen. Von Wilhelm Rein. Dresden, Erwin Haendicke. 1902.

Reinecke. — Samoa. Von F. Reinecke. Berlin, Wilhelm Süsserott. O. J.

Reiser. — Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Karl Reiser. Bis zum einundzwanzigsten (Schluß)-Hefte. Kempten, Jos. Kösel.

Reiset. — Souvenirs du Lieutenant Général Vicomte de Reiset. 1814—1836. III. Paris, Calmann-Lévy.

Report of the commissionar of education for the year 1899—1900. Volume 2. Washington, Government printing office. 1901.

Rideamus. — Willi's Werdegang. Scenen aus dem Familienleben. Von Rideamus. Mit Zeichnungen von Edmund Edel. Vierte Auflage. Berlin, „Harmonie". O. J.

Roessler. — Der Katholicismus, seine Aufgabe und seine Aussichten nach Professor Dr. Albert Erhard. Von P. Augustin Roessler, C. SS. R. Mit bischöflicher Approbation und Erlaubniß der Ordensobern. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1902.

Rousiers. — Hambourg et l'Allemagne contemporaine. Par Paul de Rousiers. Paris, Armand Colin. 1902.

Samarow. — Ein Gespenst. Roman von Gregor Samarow. Breslau, S. Schottlaender. 1902.

Schamann. — Mährische Geschichten. Von Franz Schamann. Linz, Wien und Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt. O. J.

Schemann. — Meine Erinnerungen an Richard Wagner. Von Ludwig Schemann. Stuttgart, Fr. Frommann. 1902.

Scholz. — Der Spiegel. Von Wilhelm von Scholz. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Schröder. — Graf Götzen. Vaterländisches Schauspiel von Paul Friedr. Schröder. Oppeln, Georg Maske. 1902.

Schücking. — Der Staat und die Agnaten. Von Walther Schücking. Jena, Gustav Fischer. 1902.

Schützet die Thiere. Mahnrufe deutscher Dichter, Schriftsteller und Künstler. Berlin, Deutsches Druck- und Verlagshaus. 1902.

Schwager. — Die katholische Mission in Südschantung. Von Friedrich Schwager. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1902.

Schwartz. — Die Ursache der Eiszeit. Aus der Kant-Laplace'schen Kosmogenie abgeleitet von F. Schwartz. Mit einer Tafel. Flatow, im Selbstverlage. 1901.

Sichel. — Bolingbroke and his times the sequel. By Walter Sichel. Volume 2. London, James Nisbet & Co. 1902.

Siebeck. — Goethe als Denker. Von Hermann Siebeck. Stuttgart, Fr. Frommann. 1902.

Sievers und Kükenthal. — Australien, Ozeanien und Polarländer. Eine allgemeine Landeskunde. Von Wilhelm Sievers und Willy Kükenthal. Zweite neubearbeitete Auflage. Mit 198 Abbildungen im Text, 14 Karten und 24 Tafeln in Holzschnitt, Aetzung und Farbendruck. Erste Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Storch. — Versuch einer psychophysiologischen Darstellung des Bewusstseins, zugleich ein Beitrag zur Lehre von der Function der Grosshirnrinde. Von E. Storch. Mit 27 Abbildungen. Berlin, S. Karger. 1902.

Stradner. — Neue Skizzen von der Adria. Von Josef Stradner. Von San Marco bis San Giusto. Graz, „Leykam". 1902.

Strecker. — Todtentanz. Von Karl Strecker. Hamburg, August Harms. 1902.

Sutermeister. — Klänge aus stiller Welt. Gedichte von Eugen Sutermeister. Zürich, Cäsar Schmidt. 1901.

Tielo. — Die Dichtung des Grafen Moritz von Strachwitz. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte von A. K. T. Tielo. Berlin, Alexander Duncker. 1902.

Tiring. — Die sociale Frage und das Princip der Solidarität. Von Gustav Tiring. Erster Band. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Toussaint-Langenscheidt. — Einführung in den Selbstunterricht der spanischen Sprache. Selbstunterricht-Original-Methode Toussaint-Langenscheidt. Erster Brief. Berlin, Langenscheidt.

Uzielli. — Il tram. Firenze intellettuale e Firenze chinese. Di Gustavo Uzielli. Firenze, G. e C. Viaggi. 1902.

Vogel. — Ausführliches grammatisch-orthographisches Nachschlagebuch der deutschen Sprache mit Einschluß der gebräuchlicheren Fremdwörter und Angabe der schwierigeren Silbentrennungen. Nach der neuesten, für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz geltenden Orthographie von 1902. Bearbeitet von August Vogel. Berlin, Langenscheidt. 1902.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Er selbst.

Eine Porträtskizze

von

Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

Es war in Bonn, in meinem fünften Semester, daß ich die Bekanntschaft des merkwürdigen Menschen machte, von dem ich hier erzählen will.

Er war nur vier Jahre älter als ich, aber um mindestens zehn an Kenntnissen und Reife des Charakters mir voraus. Im wie vielten Semester er stand, wußte Niemand, nur daß er sein Jahr abgedient hatte, dann ein wenig auf Reisen gegangen war und sich endlich als Studiosus der Philosophie in Bonn wieder hatte inscribiren lassen.

Als ich dorthin kam, hatte er bereits seit Jahr und Tag sein bescheidenes Quartier in der Rheingasse inne. Doch von allen Bekannten, die er nach und nach gewonnen, war keiner je eingeladen worden, ihn zu besuchen.

Nur ein paar naturwissenschaftliche Collegia hatte er belegt, in allen anderen aber der Reihe nach hospitirt und sich nie darüber geäußert, was sein eigentliches Studium sei und zu welchem Lebensberuf er sich vorzubereiten gedenke. Man wußte nur, daß er anfänglich auf Wunsch seines Vaters, eines Berliner Kammergerichtsraths, Jura studirt hatte, ganze drei Jahre lang, in Berlin und Göttingen. Als der Alte gestorben war, hatte er die Juristerei an den Nagel gehängt und sich einem freien Herumschweifen durch alle Facultäten ergeben.

Aehnlich wie mit den Wissenschaften hielt er es auch mit der Gesellschaft seiner Commilitonen. Bei allen Corps und Verbindungen hatte er sich ein- oder höchstens zweimal an einem Kneipabend als Gast eingefunden und war dann für immer weggeblieben. Jedem Anderen wäre dies Herumschmecken und sich dann ohne Weiteres Zurückziehen übel aufgenommen worden. Ihm ließ man es hingehen. Einmal galt er trotz seines Collegienbesuches fast schon für einen alten Herrn, dann aber auch für einen Sonderling, den man nicht nach dem allgemeinen Comment beurtheilen dürfe, und endlich stand er wegen seines

eigenthümlichen Geistes und überlegenen Auftretens überall in so hohem Ansehen, daß jede Verbindung sich geehrt fühlte, wenn er sie nur einmal eines flüchtigen Besuches würdigte.

Es fiel auch sonst Niemand ein, es nach dem hergebrachten studentischen Sitten-Codex mit ihm genau zu nehmen. Er hatte im Gespräch, wenn die Geister lebhaft auf einander platzten, die Gewohnheit, die Anderen eine Weile sich austoben zu lassen und dann in größter Ruhe mit einem dialektischen kalten Wasserstrahl die rothen Köpfe abzukühlen. Immer ohne jeden Anflug von Spott und Hohn, doch durch die kaltblütige Ruhe, mit der er die Schreier ad absurdum führte, oft nur um so verletzender. Dennoch — so sehr zuweilen der Unterliegende sich thatsächlich als „dummer Junge" fühlen mußte, kam es nie zu einem Tusch mit dem Sieger, der die Lacher auf seiner Seite hatte. Er erschien nie auf dem Fechtboden und machte kein Hehl daraus, daß er das Duell nur gerechtfertigt fand, wo sich's darum handelte, einen Buben zu züchtigen, der die Ehre eines Weibes angetastet, oder sich eines Feindes zu entledigen, den man sich auf gerichtlichem Wege nicht vom Halse schaffen könne. Eine Beschimpfung mit Worten durch einen Narren oder Trunkenbold müsse man abschütteln wie den Schmutz, den ein Gassenjunge einem harmlosen Spaziergänger anspritze. Gegen Realinjurien gebe es den Schutz des Gesetzes.

Diese unter Studenten sonst verpönten Grundsätze respectirte man. Niemand fiel es ein, den Verdacht eines blutscheuen Temperaments daran zu knüpfen. Daß der „Sonderling" das Herz auf dem rechten Fleck habe, hatte er bewiesen, da er in einer stürmischen Winternacht ein Bäuerlein, das, süßen Weines voll, von der Straße seitwärts schwankend, in den Rhein gestürzt war, mit großer Mühe und Gefahr ans steile Ufer heraufgerettet hatte.

Auch hatte er unter den Waffen gestanden. Daß er sein Freiwilligen-Jahr nicht mit dem Officiersexamen beschlossen hatte, war Allen so gleichgültig wie ihm selbst. Der Ehrgeiz, „Leutnant der Reserve" auf seine Visitenkarte zu schreiben, war damals noch nicht in Schwang gekommen.

* * *

Ungewöhnlich, wie Alles an ihm, war auch sein Name, Berengar Selbitz. Doch hörte man ihn nie so nennen, da er mit Niemand in vertrauterem Verkehr stand, der ihn mit dem Vornamen hätte anreden dürfen. Sprach man von ihm hinter seinem Rücken, so hieß er allgemein mit einem Spitznamen, den Jeder sehr bezeichnend fand, „der Selbst": „Ich bin heute Ihm selbst begegnet", „Er selbst hat das und das gesagt oder gethan", was nur zuweilen ein Lächeln hervorrief, gewöhnlich aber eine nachdenkliche Stimmung. Denn obwohl man ihn nicht zum Vorbild nahm, imponirte er doch Allen ungemein, eben deshalb, weil er sich um die Meinungen der Welt und die Urtheile über sein eigenes Wesen nicht im geringsten kümmerte, sondern im Großen wie im Kleinen immer that, was seiner Natur gemäß war. Einem Menschen, der unerschütterlicher auf sich selbst beruhte, doch ohne jede Spur von Selbstgefälligkeit, bin ich nie im Leben begegnet.

Dieser seltene Charakter sprach sich auch in seiner äußeren Erscheinung aus.

Wenn er so daher kam, immer in demselben grauen Sommeranzug, der im Laden gekauft oder von einem ungeschickten Schneider angefertigt schien, hielt man ihn nicht für einen Sohn aus guter Familie, sondern etwa für einen vacirenden Schulmeister, der sich kümmerlich durchschlagen mußte. Bis man ihn näher betrachtete und bemerkte, wie feine Wäsche er trug und wie tadellos das schwarze Seidentuch aussah, das unter dem übergeschlagenen Hemdkragen in einen großen Knoten geschlungen war. Auch glaubte man, einen jungen Menschen von mittlerer Statur vor sich zu haben, da er sich schlecht in den Schultern hielt und gewöhnlich mit gesenktem Kopf seines Weges ging. Sobald er sprach und sich in die Höhe reckte, erkannte man, daß er vielmehr über das Durchschnittsmaß hinaus ragte.

Dann sein Gesicht. Auf den ersten flüchtigen Anblick war man geneigt, es entschieden häßlich zu finden: tief liegende graue Augen unter scharf gezeichneten schwarzen Brauen, eine kleine, etwas allzu stumpfe Nase, vorstehende Backenknochen, eine niedrige Stirn, wie sie wenigstens erschien unter dem wirr hereinhängenden schwarzen Haar. Nur der Mund war schön gebildet, verschwand aber unter dem Gestrüpp eines ungepflegten, nur mit der Papierschere zuweilen gestutzten Bartes, der dünn und wie schwarze Seide glänzend, in einer zarten Spitze über den Hals herab hing. Alles in Allem slavischer Typus, von seiner Mutter stammend, die, wie ich später erfuhr, eine Kleinrussin gewesen war und dem Sohn auch ihre weiche Stimme mitgegeben hatte.

Sobald man ihn mit dieser Stimme nur ein paar Worte hatte sagen hören, fühlte man sich seltsam angezogen und wunderte sich auch, daß man das Gesicht hatte häßlich finden können. Dabei wirkte durchaus nicht etwas in seinem Betragen mit, was an die einschmeichelnde Manier und die weiche Liebenswürdigkeit der Slaven erinnert hätte. Er sprach immer wie zu sich selbst, durchaus in gelassenem, sachlichem, fast nüchternem Ton, und es schien ihm sehr gleichgültig zu sein, welchen Eindruck seine Worte machten.

Lachen hörte man ihn nur selten, dann immer ganz kurz, wenn irgend eine Albernheit ihn dazu veranlaßte. Aber nichts verschönte sein geistreiches Gesicht mehr als das zarte Lächeln, das zuweilen darauf erschien, gewöhnlich beim Anblick lustig spielender Dorfkinder oder wenn einer der großen Corpshunde, bei denen allen er in besonderer Gunst stand, zu ihm heran schlich und den dicken Kopf auf sein Knie legte, um sich ihn von seiner weiblich weichen und weißen Hand streicheln zu lassen.

* * *

Ich weiß noch genau, wo und bei welcher Gelegenheit ich zum ersten Mal mit ihm zusammen kam.

Es war in einem Kaffeegärtchen draußen vor der Stadt, in Endenich oder Kessenich. Am Morgen hatte sich wie ein Lauffeuer das Gerücht verbreitet, Gottfried Kinkel habe sein Katheder im Stich gelassen, um zu seinem abenteuerlichen Freischarenzug aufzubrechen.

Die Aufregung auch unter meinen näheren Freunden, von denen keiner einem Corps angehörte, war groß. Wir hatten die Entwicklung der Dinge,

die in Frankfurt und Berlin vorgingen, mit leidenschaftlichem Interesse verfolgt, einig im Hasse gegen das „reactionäre" Regiment, das nun den Sieg über die mit blutigen Opfern errungene Freiheit davontragen sollte. Eine Zeit lang hatte ich selbst und sogar mein älterer und kühlerer Freund Bernhard Abeken ernstlich erwogen, ob es nicht unsere patriotische Pflicht sei, uns mit in die Reihen der freiwilligen Kämpfer zu stellen, die im Badischen zusammenströmten. Nun fühlten wir uns durch das Beispiel des Dichters, den wir verehrten, und das seiner Anhänger beschämt, die das Wort zur That machten, daß unter den Waffen die Musen zu schweigen hätten.

Einstweilen legten wir für unsere freiheitliche Gesinnung Zeugniß ab dadurch, daß wir an diesem Tage sämmtliche Collegien schwänzten.

Nach Tische machten wir einen weiten Spaziergang, auf dem kein anderes Gespräch aufkam, als die Erörterungen des großen Ereignisses und die Hoffnungen und Befürchtungen, die sich daran knüpften. Auch Einer aus unserem engsten Kreise war mit verschwunden. Wir bewunderten und beneideten ihn. Er hat dann schwer für seine vermeintliche „heroische Aufopferung" gebüßt, da er bei Waghäusel eine Verwundung erhielt, die ihm für seine Lebenszeit zu schaffen machte.

Das Alles hätte uns nicht abgeschreckt. Wir waren aber sämmtlich zu gute Muttersöhne, um ohne elterlichen Consens der Fahne des Aufruhrs zu folgen, ich überdies den Strapazen einer Campagne schwerlich gewachsen.

So blieb es denn bei heftigen Reden und politischer Kannegießerei, die unsere Kehlen so trocken machte, daß wir endlich froh waren, in jener Kaffeeschenke zu landen.

Der kleine Garten war schon von einer großen Schar Studenten von allen Farben besetzt, wir fanden aber noch einen freien Tisch und mischten uns vorläufig nicht in den Tumult, in welchem ein paar Heißsporne vom Corps der Franconen das große Wort führten. Still unsere Cigarren rauchend und unsern Kaffee schlürfend, hörten wir zu; es wurde aber nichts gesagt, was wir nicht selbst heute hundertmal in allen Tonarten ausgesprochen hätten.

Auf einmal zeigte sich am Eingang des Gärtchens Berengar, blieb einen Augenblick stehen, sah sich die bunte Gesellschaft an und horchte auf die feurige Rede, in der eben über die Köpfe der Corpsbrüder weg der Senior seine Bewunderung der heldenhaften „Vaterlandsvertheidiger" ausströmte. Zum Schluß hob er sein Glas — an seinem Tische wurde Wein getrunken — und brachte ein Hoch auf Kinkel aus, in das die sämmtlichen Anwesenden begeistert einstimmten, auch wenn sie nur ihre Kaffeetassen hatten, um damit anzustoßen.

Der Redner war von dem Stuhl herab gestiegen, trocknete sich den Schweiß und ließ sich das geleerte Glas von seinem Leibfuchs wieder füllen. Dann, noch die Brust geschwellt von dem Hochgefühl seiner rhetorischen Leistung, blickte er umher und sah draußen auf dem Sträßchen den stillen Gesellen, der eben im Begriff war, weiter zu gehen.

„He, Selbitz!" rief er ihm zu, „herein zu uns! Das Vaterland erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue. Sie müssen durchaus

auf das Wohl des Dichters und den Sieg der großen Sache mit mir anstoßen."

Hier ist einzuschalten, daß Selbitz auch darin sich von allen Commilitonen unterschied, daß er mit Niemand smollirt hatte, was man ihm natürlich sehr verdachte und als Hochmuth auslegte.

Auf die Anrede des Seniors schwieg er ein paar Augenblicke, dann sagte er:

„Ich bedauere, Ihnen den Gefallen nicht thun zu können. Thun Sie Ihren Gefühlen keinen Zwang an, aber erlauben Sie auch mir, zu thun, wie mir zu Muth ist. Adieu!"

„Holla!" donnerte der Andere, der nicht gewohnt war, daß man einer freundlichen Einladung von ihm nicht Folge leistete, „Sie wollen auskneifen? Daraus wird nichts. Hier geblieben, sag' ich, und mir Bescheid gethan! Ich werde sogleich auf unseren großen Gottfried Kinkel einen Salamander reiben lassen. Wie? Haben wir nicht Alle mit Uhland gesprochen: ‚Wenn jetzt ein Geist hernieder stiege, zugleich ein Sänger und ein Held' — und jetzt, da dieser Geist gekommen ist, sollten ihm unsere Herzen nicht entgegenschlagen?"

Er sah sich wieder triumphirend im Kreise um, die Seinigen stimmten ihm mit einem begeisterten Gemurmel bei.

Berengar war einen Schritt in das Gärtchen hineingetreten und heftete seine ruhigen Augen auf das Gesicht des Sprechers.

„Ich theile Ihre Ansicht nicht," sagte er, und seine weiche Stimme war, so leise er sprach, bis in den letzten Winkel des Gartens vernehmbar; „daß der Mann, den Sie feiern, ein Sänger ist, bestreite ich nicht. Auch über den Werth seiner Dichtungen erlaube ich mir kein Urtheil. Im Uebrigen vermag ich ihn weder als Mann der Wissenschaft noch als Politiker so hoch zu schätzen wie Sie, und ich pflege nur auf das Wohl eines Mannes mit anzustoßen, der meine volle Achtung genießt."

Die Ueberraschung über diese freimüthige Ketzerei gegen den, der uns Allen als ein unantastbarer großer Charakter erschien, versetzte selbst dem Senior den Athem.

„Was?" keuchte er endlich aus seiner breiten Brust hervor, „Sie halten Kinkel und die Schar, die er dem Feind der Freiheit entgegen führt, nicht für Helden?"

„Nur so wie jenen Schiffsjungen, der aus dem Mastkorb ins Meer sprang mit dem Ruf: ‚Ich sterbe für Seine allergnädigste Majestät, Georg den Dritten'."

Hohngelächter, Tumult, Ohorufe. Berengar sah ruhig in das Gewühl hinein.

„Meine Herren," sagte er, „es kann ja sein, daß ich mich irre, aber es ist nun einmal meine Ansicht, daß eine nutzlose Aufopferung einer guten Sache nur schaden kann, da sie den Verdacht erweckt, ihre Anhänger seien beschränkte Köpfe — oder etwas Schlimmeres — Phrasenhelden oder eitle Aspiranten auf die Märtyrerkrone. Was Kinkel betrifft — ich habe einmal in seinem Colleg über Kunstgeschichte hospitirt, da hörte ich ihn sagen: ‚Der

größte Triumph des Geistes über die Materie ist, daß der Künstler mit etwas rothem mineralischen oder Pflanzenstoff das Schamerröthen der Jungfrau und die heroische Gluth in den Wangen des Jünglings auf die Leinwand bannen kann.' Darauf bin ich nicht wieder in seine Vorlesung gegangen. Ich wollte Wissenschaft lernen, keine poetischen Floskeln hören. Und so ist mir der ganze Mann verdächtig geworden, auch wo er politische oder patriotische Floskeln von sich gibt."

„Er gibt mehr von sich als schöne Worte," rief eine heftige Stimme, da die Anderen schwiegen. „Er steht mit der That für seine Ueberzeugung ein. Er wäre sich als ein Feigling erschienen, wenn er zurückgeblieben wäre."

„Nun," versetzte Berengar, „ob Jemand in den Augen der Welt lieber als ein Feigling erscheinen will oder in seinen eigenen als Dummkopf, ist Geschmackssache. Für so thöricht halt' ich ihn aber nicht, daß er glauben sollte, mit seiner Hand voll undisciplinirter Leute ein preußisches Heer über den Haufen zu rennen. Da hätte er zu Hause bleiben sollen und auf bessere Zeiten warten, um dem Vaterlande zu dienen. Ich finde, daß der alte Spinoza Recht hat: suum esse conservare scheint mir in solchen Zeiten die oberste Menschenpflicht."

„Das Credo aller Schlafmützen, Ofenhocker und Philister!"

„Meine Herren," erwiderte der Andere sehr gelassen, „erhitzen wir uns nicht mit schnöden Worten. Sie Alle, wie Sie hier sind, hegen die gleichen liberalen Gesinnungen und sind doch auch zu Hause geblieben, ohne Philister zu sein. Denn Sie werden mir zugeben: Vernunft ist eine gute Sache. Nun, Vernunft ist nie gewesen, was man genial nennt, vielmehr alle Zeit sehr vernünftig, id est nüchtern, wie man sie schilt, oder — philisterhaft. Sagen Sie doch, was hat der Mensch Besseres als sein Selbst, his noble Self, wie die Engländer sagen! Wer keins besitzt, der ist übel dran, der muß Einem, der eins hat, Heerfolge leisten, wie unsere werthen Commilitonen, die hinter Gottfried Kinkel herlaufen. Wir Anderen — nun, ich hoffe, wir Alle werden noch einmal Gott danken, daß wir feige, selbstsüchtig oder philisterhaft genug waren, diese Donquixotiade nicht mitzumachen, sondern selbst zu denken und danach zu handeln. Uebrigens nichts für ungut. Ich habe nur meine Meinung aussprechen wollen. Guten Abend!"

Er griff an den Schirm seiner grauen Mütze, nickte ein paar näheren Bekannten zu und verließ das Gärtchen. Dann sahen wir ihn langsam der Stadt zuschreiten.

* * *

Als er uns aus dem Gesichte war, erhob sich ein verworrenes Durcheinanderreden, aus dem aber mehr der Aerger herausklang, daß man sich von diesem „Sophisten" die Laune hatte verderben lassen, mehr der ohnmächtige Versuch, mit ein paar hochtönenden Phrasen sich in die gehobene Stimmung zurückzuschwingen, als das Bemühen, den unwillkommenen Vernunftprediger ernstlich zu widerlegen. Nur das Wort „Philister" wurde ihm noch wiederholt nachgerufen und dann ein Freiheitslied angestimmt, das

hier, wie so manches Mal, dazu dienen mußte, unklaren Gefühlen einen harmonischen Ausdruck zu leihen.

„Er selbst" hatte wieder Allen imponirt, nicht am wenigsten auch mir.

Es hatte mir wohl die Frage auf der Zunge geschwebt, ob es nicht auch zuweilen um die Unvernunft „eine gute Sache" sei, z. B. um die jener dreihundert Spartaner, die bei den Thermopylen sich so „nutzlos" opferten, ob nicht die ersten Christen, die sich lieber von Löwen zerreißen ließen, als dem Jupiter zu opfern, vielleicht doch mehr zur Abschaffung des Götzendienstes beigetragen hätten als die damaligen „Philister", die sich vor der Gewalt beugten.

Ich war aber im Herzen froh, daß ich's für mich behalten hatte. Denn mir ahnte, er würde auch das widerlegt und auf den Unterschied hingewiesen haben, der zwischen dem Kampf um eine große Idee und dem um ein Mehr oder Weniger von politischer Freiheit gestritten würde, dessen Austrag man, ohne sich selbst untreu zu werden, der Zeit überlassen könne.

Bei der nächsten Gelegenheit jedoch wollte ich ihn darauf anreden, unterließ es aber, da ich ihn einmal in einem Hörsaal traf, wo er sich ausnahmsweise blicken ließ.

Wir kamen neben einander zu sitzen, wechselten aber kein Wort. Ich sah an seiner Miene, daß er nur aus Versehen hier hereingerathen war und die verlorene Stunde bedauerte, was ich ihm freilich nicht verdenken konnte. Es war eine Vorlesung über Aesthetik, die auch ich später nicht mehr besuchte.

Bald darauf aber kamen wir mit einander in persönliche Berührung, da ich eines Nachmittags allein vor die Stadt hinausgegangen war, in allerlei Seelenkämpfen, die nicht hieher gehören.

Ich sah Berengar's graue Figur schon von Weitem regungslos an einem Zaune stehen, der einen kleinen, von hohen Bäumen überschatteten Bauernhof umschloß. Er blickte so eifrig in das Gehöft hinein, daß er mein Kommen erst bemerkte, als ich dicht an ihm vorbei wollte.

Da wandte er sich um, nickte mir zu wie einem alten Bekannten und sagte: „Macht es Ihnen auch Spaß, eine Komödie mit anzusehen, die vor allen menschlichen den Vorzug hat, daß die Mitspielenden sich nicht schminken und keine Mätzchen machen, um dem ersten Rang oder dem Parterre Beifall abzuschmeicheln, und die überdies kein Entrée kostet? Sehen Sie" — und er trat einen Schritt bei Seite, um mich an seinen Platz zu lassen, wo der Zaun am niedrigsten war — „ist es nicht hübsch? Ich habe das Stück schon oft aufführen sehen, aber immer mit neuem Vergnügen."

Ich trat an den Zaun heran und blickte über die Latten. Es war ein Winkel des Bauernhofes, wo auf einem kleinen Grasfleck Pferdekrippen standen. Von dem Hafer, mit dem sie gefüllt gewesen, waren nach allen Seiten Körner versprengt, und ein kleiner Hühnertrupp hatte sich hier versammelt und war eifrig bemüht, auch nicht ein Körnchen verloren gehen zu lassen.

„Sehen Sie nur," sagte er ganz ernsthaft, „ist es nicht höchst drollig, wie diese beiden aufgeplusterten Hennen dem Hahn nicht von der Seite weichen, wie zwei Odalisken, die sich die Gunst des Sultans streitig machen? Die

große weiße da fühlt sich augenscheinlich als die schönere und begünstigtere. Wie sie den Schweif hoch trägt und sich dicht an den Gebieter herandrängt, sogar darüber das Fressen versäumt, als hätte sie eine idealere Natur und edlere Wünsche! Während ihre Rivalin, die kleine graue, sich ganz unbefangen stellt und die Körner aufpickt, die ihr der hohe Herr zeigt. Dabei ist der kokette Schlaukopf bemüht, sich von seiner besten Seite zu zeigen, indem er sich bückt und den Bürzel hebt. Und richtig, das Manöver glückt. Seine Hoheit läßt sich in Gnaden zu ihr herab. Sehen Sie nur in dem Blick der Anderen die Empörung über das verschmitzte Geschöpf. Sie möchte die Feindin am liebsten mit dem Schnabel zerhacken, aber der Gebieter schreitet so majestätisch an ihr vorbei, daß sie ihren Grimm hinunterschluckt, ein paarmal mit den Flügeln schlägt, als wollte sie sagen: ‚Was kümmert mich dieser ganze elende Handel! Ich bin doch die Sultanin Valide'!"

Ich mußte lachen. Er hatte das Alles so ernst vorgebracht wie ein Kritiker, der über eine dramatische Handlung berichtet.

„Sie sind ein feiner Kenner der Hühnerpsychologie," sagte ich. „Sie müssen tiefe Studien in dieser Wissenschaft gemacht haben."

„Gewiß," erwiderte er. „Es lohnt sich auch mehr, die Vorgänge in der Thierwelt zu studiren als die comédie humaine. Bei denen da ist Alles echt. Der Kothurn, auf dem so ein Hahn über seinen Misthaufen schreitet, ist ihm angewachsen. Thiere sind eben nicht eitel und wollen nichts Anderes vorstellen als was sie sind. Denn daß sie sich möglichst schön machen in der Zeit der Liebe, um dem Weibchen in die Augen zu stechen, ist etwas weit Natürlicheres als die Geckerei, mit der junge Männer allen Weibern gegenüber zu glänzen suchen. Und im Uebrigen weiß kein Thier etwas von den hundert conventionellen Vorurtheilen, mit denen sich die Menschen das Leben sauer machen und um ihr Selbst bringen. Der alte Goethe hatte gut predigen: ‚Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit'. Um eine solche zu besitzen und immer reiner zu entfalten, dazu gehört freilich Courage. Und die große Masse unserer theuren Mitmenschen — pah!"

Er zuckte die Schultern und wandte sich von dem Zaune weg, um den Weg fortzusetzen. Plötzlich wandte er sich zu mir und fragte:

„Was studiren Sie?"

Ich bekannte, daß ich mit der classischen Philologie begonnen hätte und jetzt entschlossen sei, zur romanischen überzugehen.

„Philologie!" sagte er. „Wo sich's darum handelt, zu wissen, was die Menschen vor tausend Jahren gedacht, gesagt und gesungen haben! Wo man stolz und glücklich ist, in einem würdigen Pergamen eine Stelle zu entziffern, die beweist, daß Horaz an einer gewissen Stelle einer gewissen Ode nicht adhuc, sondern ad hoc geschrieben hat! Aber, Bester, ist nicht die Welt voller Probleme, die wichtiger sind als die Feststellung einer Lesart? Wenn Ihnen Jemand erzählte, auf dem Mond gebe es Leute, die über die Quadratmeile, auf der sie geboren sind, ihr Leben lang nicht hinauszukommen wünschen, weil sie es sich zur Aufgabe gemacht haben, zu zählen, wie viele Kiesel sich in diesem kleinen Bezirk befinden, würden Sie diese sonderbaren Schwärmer für nützliche Mitglieder der Mondgesellschaft halten?"

„Ich weiß Alles, was sich gegen diesen ehrenrührigen Vergleich sagen läßt, der auf beiden Beinen hinkt. Denn Beschäftigung mit Aeußerungen des menschlichen Geistes ist immer von Interesse und nicht unfruchtbar. Und doch — eben weil der Mensch leider seinen Beruf, Krone der Schöpfung zu sein, so selten erfüllt, thut man gut, sich lieber mit den anderen Räthseln abzugeben, die einem die Sphinx des irdischen Daseins vor die Nase hält."

Er blickte tiefsinnig vor sich hin und schwieg eine Weile. Dann:

„Ich bin nicht so eingebildet, mich für den Normalmenschen zu halten. Nicht allen Bäumen ist eine Rinde gewachsen. Aber ich habe nur vor dem Menschen Respect, der sich wenigstens eine eigene Rinde wachsen läßt, sich nicht in ein Futteral steckt, das ihm von anderen als die bequemste, anständigste und kleidsamste aufgeschwatzt wird. Wie kann mich denn ein Wesen interessiren, das in so und so viel Exemplaren vorhanden ist und sich die größte Mühe gibt, den übrigen so ähnlich als möglich zu werden! Unsere theuren Commilitonen z. B. — es mögen recht wackere Jungen darunter sein, aber sie alle setzen ihre Ehre darein, unter der Fuchtel des Comments nicht zu mucksen, blindlings zu pariren einem Gesetz, das sie selbst nicht einmal mitberathen haben, sondern das von so und so viel Generationen ähnlicher Jünglinge ihnen überliefert worden ist. Wenn sie freilich nur auf diese Art sich selbst als etwas Wichtiges und Ungemeines vorkommen, so muß man ihnen ihr Vergnügen gönnen. Aber mit ihnen umzugehen, erregt die grenzenloseste Langeweile. Da ist das Studium einer Froschseele noch ergötzlicher. Da ist —"

„Verzeihen Sie," unterbrach er sich plötzlich, „das sind alles Gemeinplätze, die ich vor Ihnen auskrame. Ich wollte Ihnen nur erklären, weshalb ich mich etwas einsiedlerisch halte. Man hat mir gesagt, Professor X., bei dem Sie auch verkehren, habe sich erstaunt und mißbilligend darüber geäußert, daß ich mich nicht bei ihm habe sehen lassen, obwohl er mit meinem seligen Vater befreundet war. Ich bring's aber nicht übers Herz, in so einen conventionellen gesellschaftlichen Kreis einzutreten. Es ist mir da schon oft passirt, daß ich wirklich eingeschlafen bin und als der ganz unmögliche Geselle erschien, der ich auch wirklich bin. Denn da ich von früh an einen Hang zum Beobachten gehabt habe, hat sich mein Menschenblick so geschärft, daß ich in einer Viertelstunde so ziemlich weiß, wie ich mit jedem Menschen dran bin. Und dann interessirt er mich nicht weiter, d. h. sein Menschliches. Denn seine Kenntnisse und Talente gehen mich ja nichts an."

„Und was haben Sie für eine Wissenschaft oder Kunst zu Ihrem Lebensberuf gewählt?" erlaubte ich mir zu fragen.

„Eine sehr unzünftige," sagte er, still vor sich hinblickend; „mich in der Welt, in die ich unbegreiflicher Weise nun einmal hineingeschneit bin, nach Möglichkeit zu orientiren, also wenn Sie einen Namen dafür wollen: Welt- und Selbsterkenntniß. Talente, die mich befähigten und antrieben, etwas zu schaffen, besitze ich nicht. Leidenschaften ebensowenig, bis auf die einzige: die der Neugierde, durch die allein unterscheiden wir uns von den Thieren, oder wenn Sie es höflicher ausdrücken wollen: durch Wißbegier. Denn ge-

meine Neugier finden wir auch bei Hunden und Affen, je menschenähnlicher sie sind. Alles Unentdeckte, Verschleierte reizt mich, bis ich es enträthselt habe. Es ist oft nicht der Mühe werth. Aber die geistige Arbeit, die dazu nöthig war, ist der einzige Luxus, der mich reizt, bis auf das Rauchen echter Havannahcigarren. Darf ich Ihnen eine anbieten?"

Er zog ein abgegriffenes Etui aus der Tasche, aus dem er eine Cigarre nahm, die über meinem eigenen Rauchwerk weit erhaben schien. Ich dankte aber. Ich rauchte nie im Spazierengehen. Dann zündete er sich selbst die Cigarre an und sagte:

„Adieu! Ich habe Sie schon zu lange aufgehalten. Sie wollten wahrscheinlich einen einsamen Gang machen, ich weiß, daß Sie ein angehender Dichter sind, verzeihen Sie, wenn ich Sie in einer lyrischen, aber dramatischen Stimmung gestört habe. Auf Wiedersehen!"

Er bog rasch in einen Seitenpfad ein, ehe ich ihn noch versichern konnte, daß seine Gesellschaft mir erfreulicher gewesen sei, als die meiner Muse, die sich damals eben spröde gegen mich benahm, da sie mich in allerlei sehr undichterische Zukunftssorgen verstrickt sah.

* * *

Dann vergingen Wochen, ohne daß ich ihm wieder begegnete.

Ich hätte es wohl gewünscht, denn gerade die kühle Ruhe, mit der er alle Dinge und Menschen immer mit eigenen Augen betrachtete, zog mich an, da sie zu meiner jugendlich sentimentalen Art im schroffsten Gegensatz stand. Ich sagte mir aber, daß er seine „Neugier", weß Geistes Kind ich etwa sein möchte, in dieser Viertelstunde hinlänglich befriedigt haben würde, um eine Fortsetzung der Bekanntschaft zu wünschen, und war meinerseits zu stolz, mich ihm aufzudrängen.

So war ich nicht wenig überrascht, als ich ihn eines Nachmittags, da ich aus einem Colleg nach Hause kam, auf meiner „Bude" vorfand.

Er war gekommen, um mir Grüße von einem gemeinschaftlichen Berliner Bekannten zu bringen, und hatte, da er mich nicht antraf, auf mich gewartet.

Er saß auf meinem harten, kleinen Sopha und hatte in einem Büchlein gelesen, das er auf meinem Tische gefunden. Ich pflegte es sonst einzuschließen, da es meine Gedichte enthielt, sauber abgeschrieben, die ganze Ernte von drei lyrischen Jahren, nachdem ich das Unkraut, so gut ich es zu beurtheilen verstand, ausgeschieden hatte.

„Verzeihen Sie," sagte er, indem er das Buch zumachte und wieder auf den Tisch legte, „daß ich so indiscret war, Ihre poetischen Confessionen zu belauschen. Eigentlich ist es ja keine unerlaubte Neugier, die Nase in eine Sammlung handschriftlicher Gedichte zu stecken. Goethe sagt ja:

Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen,
Lob und Tadel muß ja sein.

Aber Sie brauchen nicht zu befürchten, daß ich Sie nun mit Kritik behellige. Dazu fühle ich mich nicht berufen."

Ich lachte, ein wenig verlegen.

„Geniren Sie sich nicht," sagte ich. „Loben und Tadeln Sie frisch drauf los. Ich kann beides vertragen."

Er schüttelte den Kopf.

„Ich werde mich hüten, etwas zu thun, was ich nicht verstehe. Vor Poesie und Allem, was gleich ihr incommensurabel ist, habe ich einen heiligen Respect. Ich will nur bemerken, daß ich an einem kleinen Spruch, der sich unter Ihren ‚zahmen Xenien' befindet, Wohlgefallen gefunden habe, da er ganz meiner eigenen Gesinnung entspricht."

„Welchen meinen Sie?"

„Ich hab' ihn gleich auswendig behalten:

Was hilft's, nach dem Applaus der Welt
Mit vorgebundner Maske schielen,
Da der allein nie aus der Rolle fällt,
Der immer wagt, sich selbst zu spielen.

„Das ist durchaus richtig, und es macht Ihnen in meinen Augen Ehre, daß Sie so früh schon dahintergekommen sind. Young in limbs, in judgment old. Ich fürchte freilich, Sie haben das nur in Bezug auf Ihre poetischen Bestrebungen gesagt, und fahren dabei fort, im socialen Verkehr sich die übliche conventionelle Maske vorzubinden, um es mit der sogenannten guten Gesellschaft nicht zu verderben. Denn ich habe bemerkt, daß Sie kameradschaftlich mit Leuten umgehen, die nicht der Mühe werth sind."

„Mag sein. Ich weiß selbst, daß sie keine bedeutenden Köpfe sind. Mir aber sind sie lieb, und wie ich's damit halte, darüber habe ich ein anderes Sprüchlein gemacht, das Ihnen wohl nicht aufgefallen ist."

„Vielleicht doch. Sie meinen doch den Vers:

Was ist's für ein Mann? Wie ist er begabt?
Was leistet er, das ihm Ehre macht? —
Hab' wirklich nicht darüber nachgedacht,
Hab' ihn nur schlechtweg lieb gehabt.

„Auch das ist mir im Gedächtniß geblieben, weil es mir aber so gegen meine Natur geht, wie ich dem anderen zustimme. Ich verstehe das nicht. Wie kann man etwas lieben, was man nicht kennt, was daher auch vielleicht gar nicht liebenswürdig ist?"

„Nun, mir scheint, eben dies Unbekannte, Unbewußte ist bei der Liebe das Reizvollste, der dunkle Naturgrund, das Elementare. Daß die Liebe höher ist als alle Vernunft, hat schon ein Höherer gesagt. Aber Sie werden es natürlich bestreiten, da Sie nichts höher verehren als die Vernunft."

„Gewiß, lieber Freund, bestreite ich's, denn wohin die unvernünftige Liebe führt, sehen wir alle Tage im Verkehr mit den Weibern. Die Natur hat es zur Erhaltung des Menschengeschlechtes weise so eingerichtet, daß die sogenannte Liebe, die nichts ist als der Instinct im Blut, auch den sonst Vernünftigen übertölpelt. Und da auch die Weiber selbst und die bürgerliche Gesellschaft ein ungeheures Interesse daran haben, daß es so bleibe, sind all die verschiedenen Künste in Schwang gekommen, um dem Naturtriebe eine größere

Würde zu verleihen, als er beim Thiere besitzt. Von früh an werden die jungen Mädchen dazu dressirt, die Männer nicht eher zur Vernunft kommen zu lassen, als bis sie unwiderruflich ins Netz gegangen sind. Die ganze weibliche Erziehung zielt auf nichts Anderes ab, als eine Komödie einzuüben, die das eigentliche Wesen der Spielerinnen hinter einer anziehenden conventionellen Maske verbirgt, ihr wahres Selbst so wenig als möglich durchblicken läßt. Erst mit dem Gürtel, mit dem Schleier, wie Schiller sagt, reißt der holde Wahn entzwei. Wenn die letzte Hülle fällt, ist's wie im Schauspiel nach dem Fallen des Vorhanges, dann kann man hinter die Coulissen sehen und sich besinnen, ob dies Stück auch wirklich die Lampen werth gewesen sei. Ist Ihnen nie aufgefallen, wie tief der Doppelsinn des Luther'schen Ausdrucks ist, ein Weib ‚erkennen'? Und da hierzu nöthig ist, daß man heirathet, werde ich als Junggesell mein Leben beschließen."

Ich sah ihn groß an.

„Es fällt mir nicht ein," sagt' ich, „mit Ihnen über das Wesen und den Werth der Liebe zu disputiren. Wir sprechen allzu verschiedene Sprachen. Aber daß man darum auf das Glück der Ehe verzichten müsse, weil es möglich ist, sich in seiner Wahl zu täuschen, werden Sie mir nicht einreden können. Haben Sie niemals ein Ehepaar kennen gelernt, das in vollem Glück mit einander lebte?"

„Gewiß. Wenn auch nicht oft und meist nur da, wo Eins dem Anderen sein eigenes Wesen, den besten Theil seines Selbst zum Opfer brachte. Doch auch, wenn das nicht nöthig wäre, wenn ich eine bessere Hälfte fände, die auf meine Eigenart einginge" (— das jetzt so viel gebrauchte Wort hörte ich aus seinem Munde zum ersten Mal, und es gefiel mir sehr —) „ich könnte mich dennoch zu einer Ehe nicht entschließen. Mein väterliches Vermögen reicht gerade hin, daß ich von den Zinsen unabhängig leben, meinen Trieb der Wißbegierde auf Reisen und sonst schrankenlos befriedigen kann. Mit einer Frau wäre ich zu allerlei Verzicht gezwungen und wäre es nur darauf, importirte Cigarren zu rauchen, und hätte ich Eine ohne Vermögen geheirathet und bekäme das Haus voll Kinder, so stände ich bald gegenüber der wirklichen Misère. Eine Reiche aber, die das gegen mich geltend machte, ertrüge ich nicht, und etwas zu erwerben — wer honorirt einen bloßen Wissenstrieb? Oder sollte ich mich an ein Amt binden, zu dem ich allenfalls die paar Kenntnisse erschwingen könnte, um dann Vorgesetzten blindlings zu pariren, oft auch gegen den Protest meines besseren Selbst? Nein, lieber Freund, ich muß mich nun einmal verbrauchen, so wie ich bin, als ein gänzlich unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft, der ich ja übrigens nicht zur Last falle."

„Und fürchten Sie nicht, doch einmal in eine ganz unerwartete Verliebtheit zu verfallen, die alle Ihre Grundsätze über den Haufen wirft?"

„Freilich. Auch mir wird nichts Menschliches fern bleiben. Aber wo ich so eine Gefahr wittere, nehme ich eilig die Flucht. Was die sinnlichen Bedürfnisse betrifft, die gemeinen, die ich ja auch mit meinen Mitmenschen gemein habe, so helfe ich mir so gut ich kann. Das erste Mal, daß ich in diesem Punkt eine Erfahrung machte, geschah's in meinem ersten Primanerjahr, schon

damals aus purer Neugier. Ich erlebte freilich, wie die Meisten, eine große Enttäuschung. Später, wenn das Blut mir zu schaffen machte, bewahrte mich mein Reinlichkeitsbedürfniß, das mir meine gute Mama anerzogen hat, vor dem Hinabsteigen in den Sumpf. Aber Sie können mir glauben, das braucht es auch gar nicht. Es sind immer gute Seelen vorhanden, die sich bereit finden lassen, einem Männchen, das sein Weibchen sucht, aus der Noth zu helfen. Wenn dabei keine höheren Pflichten verletzt werden, keinem Theil ein Schaden geschieht, warum soll man sich bedenken, zu thun, was man nicht lassen kann?

„Ich sehe es Ihnen an, Sie finden das unmoralisch. Es mag es ja auch sein nach dem Moral-Codex der bürgerlichen Familienordnung. Aber Sie werden zugeben, daß auch auf diese Pfahl- und Spießbürger das Heine'sche Wort zutrifft:

Ich glaube, sie trinken heimlich Wein
Und predigen öffentlich Wasser.

Oder sind Sie noch so jung, daß Sie nicht ahnen, welcher unglaublichen Heuchelei sich die Durchschnittsmenschen befleißigen, um ihrer Erbsünde munter fortzufröhnen und dabei immer die dehors zu wahren? Man sieht sie in sittlicher Entrüstung den Stab brechen über jeden armen Sünder, der seinem natürlichen Triebe folgt, und doch haben sogar die edlen Frauen, und diese erst recht, in ihrem innersten Herzen einen Zug zu großen Verführern, weil der schwache Mensch und das schwächere Geschlecht insbesondere immer die Kraft bewunderten, selbst die rein physische. Daß die Großen der Welt, weil sie auch sonst Machthaber sind, einen Freibrief haben, in dieser Hinsicht sich Alles zu erlauben, was ihnen gefällt, versteht sich von selbst. Aber selbst ein Don Juan, von dessen Unthaten man sich öffentlich mit Grauen erzählt, — im Stillen nähme keine Frau sich's übel, wenn sie in den Verdacht käme, zu seinen Opfern zu zählen. Mütter und Schwestern der Anwesenden natürlich immer ausgenommen."

„Oho!" sagte ich, „das kann ich denn doch nicht ruhig mit anhören, daß Sie das ganze weibliche Geschlecht nach Einzelnen, und wenn es die Mehrzahl wäre, auf eine so niedrige Stufe stellen. Auf die ‚edlen' Frauen — Sie haben das Wort freilich ironisch gemeint — findet Ihr cynisches Urtheil nun einmal gewiß keine Anwendung, und ich kann Sie nur bedauern, wenn Sie niemals solchen begegnet sind, hinter denen ‚im wesenlosen Scheine das Gemeine lag'."

Er stand ruhig auf, nahm seinen Hut und sagte: „Sie sind noch sehr jung. Ich will Ihnen die Illusionen nicht rauben, die Sie glücklich machen und, wie es scheint, zu dem Metier des Dichters gehören. Große Dichter verlieren diese Illusionen freilich früh genug. Erlauben Sie mir immerhin, zu wünschen, daß auch Sie einmal zu diesen gehören und erkennen mögen, Cynismus im Urtheil, wenn auch nicht in der Form, sei ein nothwendiges Schutzmittel gegen die Phrase. Leben Sie wohl!"

Er hielt mir die Hand hin, in die ich etwas widerstrebend die meine legte, und ging aus dem Zimmer.

* * *

Dies war das letzte Gespräch, das ich mit „Ihm selbst“ hatte.

Ich muß auch bekennen, daß ich einer Gelegenheit zu weiterem Verkehr eher auswich. So weit entfernt ich war, mich an Lebenserfahrung und Klarheit des Urtheils ihm gleich zu stellen, das beliebte Argument in unserer Debatte: „Werden Sie erst älter!“ verletzte doch auch mein „Selbstgefühl“. Ich war der Meinung, in Betreff gewisser sittlicher Grundgesetze könne und müsse man a priori zu einer sicheren Ueberzeugung gelangen, und die meine sei der seinigen an Adel und Tiefe weit überlegen. Daß er mich nicht wieder aufsuchte, nahm ich ihm durchaus nicht übel. Er hatte seine „Neugier“, auch einmal einen „angehenden Poeten“ kennen zu lernen, hinlänglich gebüßt. Ein Experiment zu wiederholen, aus dem er nichts mehr zu lernen hatte, war nicht seine Art.

So gingen wir, wenn wir uns auf der Straße begegneten, höflich grüßend an einander vorüber.

In den Herbstferien machte ich eine Reise den Rhein hinauf und durchwanderte die Schweiz. Als ich nach Bonn zurückkam, hörte ich, „Er selbst“ habe die Universität verlassen. Wohin er sich gewendet, wußte Niemand. Er hatte ja, wie schon gesagt, keinen eigentlichen Freund.

Dann gingen fünf, sechs Jahre hin, ohne daß ich je seinen Namen wieder hörte oder auch nur anders als flüchtig an ihn gedacht hätte. Einen herzlicheren Antheil konnte er nicht erregen, da er selbst allem Menschlichen nur beobachtend und kritisirend gegenüberstand, und selbst keines Menschen bedurfte.

So war ich nach München gekommen, hatte geheirathet und ein Jahr lang ein Leben geführt, das all' meinen Neigungen entsprach. Es war im September; vor Kurzem hatte ich mich aus der Sommerfrische wieder in die Stadt geflüchtet, da der Herbst sich unfreundlich ankündigte. Dann aber hatte sich die Sonne noch einmal hervorgethan, und ich benutzte die herrlich klaren Abende zu weiten Spaziergängen.

Eines Sonntagabends kehrte ich von Sendling zurück und schlenderte etwas müde und durstig im Gewühl der Spaziergänger mit, die gleich mir draußen vor der Stadt sich aus dem Staube gemacht hatten und jetzt ihrem häuslichen Herde zustrebten, wenn sie nicht in einem der zahlreichen Biergärten seßhaft wurden.

Auf einmal höre ich meinen Namen rufen, und wie ich aufblicke, steht eine lange Gestalt in grauem Sommeranzug und grauer Mütze vor mir, in der ich sofort „Ihn selbst“ erkannte.

Er war völlig unverändert, nur der Bart ein wenig gekürzt und in den Augen etwas wie ein warmer Schimmer, der ihm sonst fremd war.

„Selbitz!“ rief ich, sehr erstaunt. „Ist es möglich? Sie hier?“

„Nicht nur möglich, sondern wahr und wirklich,“ sagte er und drückte freundschaftlich meine Hand. „Berg und Thal kommen nicht zusammen, wie es heißt, aber die Menschen. Merkwürdig ist nur, daß wir uns nicht schon früher begegnet sind. Ich bin schon den ganzen Sommer über Ihr Mitbürger gewesen.“

„Im Sommer," sagte ich lachend, „treffen Sie keinen Münchner, qui se respecte, in München. Da ist man ‚am Land'. Aber warum haben Sie sich in meinem Hause nicht nach mir erkundigt?"

„O," sagte er, „ich wußte freilich, daß Sie jetzt in Isar-Athen hausen, als Hofpoet und — nein, ich meine nichts Böses damit. Sie werden dadurch keinen Schaden an Ihrer Seele gelitten haben. Aber dann — Sie sind verheirathet — glücklich, wie ich hoffe — und ich, wie Sie mich kennen, ich passe nicht zum Gast an einem Familientische, wo ich fürchten muß, durch ein unbedachtes offenherziges Wort — Sie würden es cynisch nennen — die Gefühle der jungen Hausfrau zu verletzen."

„Nun," sagte ich, „daraufhin könnten Sie's immer wagen. Wir gehören zwar nicht zur Bohême, was schon meine Stellung als ‚Günstling' nicht erlauben würde, aber an Zwanglosigkeit fehlt es in meinem Hause nicht. Und so will ich natürlich auch Ihnen keinen Zwang auferlegen. Aber wenn die Frage erlaubt ist — die Berechtigung der Neugier werden Sie am wenigsten leugnen wollen —: Was haben Sie die Zeit her getrieben?"

„Mich herumgetrieben, ein bißchen überall in der Welt, und nebenbei meine alte brodlose Kunst getrieben, mich zu orientiren, keines der vielen Spielzeuge, die den Menschen von Mutter Natur in die Hand gegeben werden, ununtersucht zu lassen, um zu sehen, ob die Puppe mit Sägespänen oder Werg ausgestopft sei."

„Und haben Sie besonders interessante Entdeckungen gemacht?"

„Nichts, was nicht andere Augen bereits vor mir gesehen hätten. Ich sah's aber mit meinen, was denn doch manchmal ein anderes Resultat gab. Bald nach Bonn habe ich eine kleine Spritztour um die ganze Erde gemacht, eine Dummheit. Es ging viel zu eilig, um sich längere Zeit an irgend einem Ort, wo gelandet wurde, Studien halber aufzuhalten, und für bloße land- und meerschaftliche Eindrücke fehlt mir das Organ, das ist mir Alles zu sehr blauer Dunst, dem ich die ‚gemeine Deutlichkeit der Dinge' vorziehe. Sie freilich, der Sie als Poet verpflichtet sind, um alles Exacte officiell den goldenen Duft der Morgenröthe zu breiten, werden mich einen kalten Fisch schelten, daß ich an allen Tropenwundern ungerührt vorbeisegelte. Aber ich kann nun einmal nicht aus meiner Haut. Flügel an den Schultern außer den zwei Armen erscheinen mir unorganisch.

„In diesem Eigensinn meiner Eigenart bin ich noch bestärkt worden, als ich nach der unfruchtbaren Weltumsegelung in Paris vor Anker ging. Da habe ich drei Jahre Medicin studirt, viel gelernt und es beinah zu einem rite promovirten Doctor gebracht. Aber mich dauerten die armen Patienten, die sich mir dann anvertraut hätten. Ich würde in jedem einzelnen Fall so gewissenhaft alle Symptome studiren, eh' ich das geringste Recept schriebe, daß der Kranke darüber zehnmal die Geduld verlieren und das Zeitliche segnen könnte. Ich bin nun einmal kein practischer Character, sondern ein spintisirender Tagedieb."

„Und was hat Sie nach München gelockt?"

„Wieder nur die Neugier. Ich wollte mir Ihre berühmten Naturforscher einmal in der Nähe besehen, bei Liebig Chemie, bei Bischof Physiologie und bei Pettenkofer Typhuskunde studiren."

„Sind Sie von Ihren Studien befriedigt?"

„Sehr! Vortreffliche Leute. Ich werde wohl noch ein paar Semester zu Ihren Füßen sitzen müssen. Aber nun erzählen Sie mir von sich. Sie wissen, für schöne Literatur bin ich fast ebenso verdorben, wie für schöne Landschaften. Wie ist's Ihnen ergangen mit Ihrer Muse, seitdem Sie Ihre Eingebungen in das bewußte kleine Buch eingeschrieben haben? Hoffentlich hindern Sie die Rücksichten gegen den königlichen Gönner und Brodherrn nicht, ohne höfische Maske ‚immerdar sich selbst zu spielen'."

„Wahrhaftig nicht!" sagte ich lachend. „Aber warum soll ich Sie von Dingen unterhalten, für die Ihnen ‚das Organ' fehlt, wie Sie selbst gestehen? Lassen Sie uns wenigstens erst dort in dem Gärtchen einen Augenblick rasten, und einen Trunk thun. Ich bin ziemlich weit herum gelaufen, und die Zunge klebt mir am Gaumen."

* * *

Es war einer der bescheidneren Biergärten, in den wir eintraten, ohne zudringliche Blechmusik und nur von wenigen Gasflammen erhellt. Unter den niedrigen Kastanienbäumen, die schon meist ihr Laub verloren hatten, saßen ehrbare Bürgerfamilien, kleine Kaufleute oder Handwerker mit Kind und Kegel, Hunde liefen dazwischen herum, Weiber mit allerlei Waaren und Burschen, die Cigarren feilboten, drängten sich zwischen den dichtbesetzten Tischen. Es schien auf den ersten Blick unmöglich, einen freien Platz zu entdecken.

Berengar aber, da ich mich schon wieder nach dem Ausgang wenden wollte, faßte meinen Arm. Er spähte mit seinen scharfen Augen über die Menge hinweg und sagte plötzlich:

„Kommen Sie, da hinten sehe ich noch ein paar leere Stühle. Und die Gesellschaft dort scheint auch nicht zu verachten."

Er glitt rasch durch das labyrinthische Gewühl, und ich folgte ihm in einigem Unmuth, da die Luft hier durch schlechte Cigarren und menschliche Ausdünstungen verdorben war, und es mir gerathener schien, ein anderes Local aufzusuchen.

Als ich aber dort anlangte, wohin er mich hingesteuert hatte, bereute ich nicht, ihm gefolgt zu sein.

Es saßen nur drei Personen an dem runden Tisch, der nicht der sauberste war und Spuren vergossenen Bieres, Brodreste und Papierfetzen trug. Eine kleine, rundliche Frau mit falschen blonden Löckchen zu beiden Seiten des breiten, gutmüthigen Gesichts, sonntäglich aufgedonnert mit einem bunten Federhut und einer verblichenen Plüschmantille, saß zwischen einem jungen Paar, offenbar in der heitersten Laune, und horchte auf die Unterhaltung des jungen Mannes zu ihrer Linken, der eifrig in sie hineinredete. Er machte den Eindruck eines kleinen Commis oder Ladenjünglings, der Sonntags den Stutzer

spielte, mit frisch gebranntem Haar und einer in Gold gefaßten Lorgnette, die er alle Augenblicke auf die Nase setzte, um einen Vorübergehenden zu betrachten. Dabei bemühte er sich, durch sein witziges Geschwätz die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens zu erregen, das an der rechten Seite der Frau saß, aber kaum mit einem flüchtigen Zucken ihres Mundes sich für die geistreichen Einfälle ihres Verehrers dankbar erwies.

Dieses Mädchengesicht war es nun in der That werth, daß wir uns in dem Dunst und Gewühl niederließen. Denn selten war mir in München, wo es doch unter dem geringeren Volk an auffallenden Racenköpfen nicht fehlt, eine Erscheinung begegnet, die mich nur entfernt so sehr an südliche Schönheit, italienische oder spanische, erinnert hätte.

Ich werde mich hüten, sie näher zu beschreiben. Nur die wundervoll mandelförmig geschnittenen Augen muß ich erwähnen, die fast immer zur Hälfte von den breiten Lidern bedeckt waren, so daß der graue Augenstern nur selten voll in dem bläulichen Weiß hervortrat; der reizende kleine Mund war nicht jugendlich roth gefärbt oder von einem Lächeln verschönt, sondern fest geschlossen, mit einem herben Ausdruck, fast verächtlich, oder im besten Fall müde und gleichgültig. Das Ganze unter einer Ueberfülle glanzloser schwarzer Haare, auf denen ein altes Strohhütchen ohne sonderlichen Aufputz schief befestigt war, so tief in die blasse Stirn hereingezogen, daß es aussah, als sei es der jungen Holden mehr darum zu thun, sich vor der Welt zu verstecken, als Bewunderung ihrer Schönheit herauszufordern.

Wie alt sie sein mochte, war nicht leicht zu errathen. Nach dem zarten Rund der Wangen und der feinen Haut zu schließen, schien sie nicht über siebzehn Jahre zu haben. Aber die seltsame, fast düstere Stille ihres Ausdrucks ließ sich mit einer so unreifen Jugend nicht in Einklang bringen; man mußte auf drei- oder vierundzwanzig schließen. Fast sah es aus, als habe das junge Kind schon irgend etwas Furchtbares erlebt, das einen tiefen Schatten über ihre Seele geworfen, sie gleichsam versteinert hätte.

Wie diese Mutter zu dieser Tochter kam, war gleichfalls räthselhaft. Auch die kleine, rundliche Frau mußte in ihrer Jugend sehr hübsch gewesen sein, aber von jener vulgären Art, die, nachdem die erste Blüthe vergangen, jeden Reiz verliert und nur durch eine gewisse Behaglichkeit und Gutmüthigkeit des Ausdrucks noch anziehen kann. Auch war die Hand, mit der sie den vor ihr stehenden Bierkrug erfaßte, breit und geröthet und trug die Spuren niedriger Arbeit. Die Tochter hatte weiße Händchen wie eine Prinzessin, und den Krug berührte sie nur, wenn die Mutter ihn ihr hinschob, auch dann gewöhnlich nur, um ihn zurück zu weisen.

Ich begriff sehr wohl, daß Berengar sich zu diesem schönen Räthsel hingezogen fühlte.

Doch that er, als sei es ihm nur um die Mutter zu thun. Mit einer höflichen Verbeugung trat er an den Tisch heran, zog die Mütze ab und fragte, ob die beiden Stühle nicht etwa belegt seien und die Damen erlaubten, daß wir uns zu ihnen setzten.

Natürlich, es sei ja noch Platz genug. Vetter Alois — sie deutete auf den jungen Menschen — werde ein wenig rücken. Es sei ihnen eine Ehr', die Herren schienen Fremde zu sein — ob wir schon lange in München wären? Es gefiele uns hier gewiß — und erst in acht Tagen, wenn das Octoberfest anginge — —.

Selbitz übernahm es, uns beide vorzustellen, während wir uns setzten, er neben dem Mädchen, ich an der Seite des Vetters, dem unser Eindringen in den engen Familienkreis sehr unerwünscht zu sein schien. Wir erfuhren, daß er Commis in einem größeren kaufmännischen Geschäft sei, dessen Firma er, als er seinen Namen nannte, mit großem Selbstgefühl anführte, als erwarte er, deshalb gebührend hochgeschätzt zu werden. Er betrug sich gegen uns mit geflissentlicher Kälte, zog die Brauen hoch, erwiderte unsere Verbeugung nur mit einem unmerklichen Nicken des Kopfes und nahm eine lange Virginiacigarre aus der Tasche, die er in stummer Symbolik gegen mich hin zu dampfen begann, wie man eine Fliege, die einen belästigt, abzuwehren sucht. Erst als ich ihn sehr gelassen ersuchte, etwas weiter abzurücken, schob er seinen Stuhl hinter den der Mutter, doch so, daß er das Cousinchen und ihren Nachbarn immer im Auge behalten konnte.

Zwischen diesen Beiden ging es ziemlich einsilbig her. Auf alle freundlichen Versuche Berengar's, ein Gespräch anzuknüpfen, erhielt er nur kurze Antworten. Dabei hielt sie die Augen entweder vor sich hin gesenkt oder ließ einmal den Blick flüchtig umherschweifen, als suche sie Hülfe gegen irgend eine Gefahr.

Statt ihrer antwortete dann die Mutter, die gerade so mittheilsam war, wie ihr Kind verschlossen. In der ersten Viertelstunde hatte sie uns ihre ganze Lebensgeschichte anvertraut, daß sie nicht eigentlich eine Münchnerin sei, sondern aus der Vorstadt Au, Tochter eines Spenglermeisters, mit zwanzig Jahren verheirathet, seit drei Jahren verwittwet. Ihr Seliger sei der Hypotheken- und Wechselbanks-Kassierer Aurelius Weinbeerl gewesen, habe ein kleines Vermögen besessen und leider verspeculirt, was er sich so zu Gemüth gezogen, daß er an einem „Zehrfieber" gestorben sei. Seitdem habe sie sich mit ihrer einzigen Tochter Serafine mühsam durchgeschlagen, aber Niemand könne ihr etwas nachsagen, was für eine Hypotheken- und Wechselbankkassierers-wittwe nicht reputirlich wäre. Ihr Finerl sei in das beste Institut gegangen, habe Französisch und etwas Clavierspielen gelernt und arbeite jetzt in einem großen Geschäft für Kirchenparamente und andere Feinstickerei. Obwohl sie schon nächste Lichtmeß zwanzig Jahr alt werde, sei sie doch noch zu keiner Tanzgesellschaft gegangen, und ihre einzige Erholung sei jeden Sonntag ein Spaziergang mit ihrem Mutterl, der auch nicht immer in einem Biergarten sein Ende finde.

Dann fing die gute Frau an, ihr München herauszustreichen und uns, die wir respectvoll ihrem Geplauder lauschten, auszufragen, was von den vielen berühmten Sehenswürdigkeiten von uns schon besichtigt worden sei, wobei sie die fremden Namen aufs Drolligste entstellte, auch eingestand, daß sie die Kunstsammlungsgebäude nur von außen betrachtet hatte. In den Kirchen dagegen war sie desto besser zu Hause.

Der Vetter, dem diese Unterhaltung freilich nicht sehr anziehend sein konnte, sagte ihr endlich etwas ins Ohr, worauf die Frau nach ihrer Uhr sah und mit dem erschrockenen Ruf: „Jessas! schon Sieben!“ eilig aufstand und ihrer Tochter zuraunte, sie hätte sich ganz verschwatzt, Finerl hätte sie erinnern sollen, daß die Frau Tante zum Tarok kommen wollte. Die Herren sollten sich aber ja nicht stören lassen, wenn sie eiligst heimgingen. Sie danke sehr für die angenehme Unterhaltung, vielleicht hätte sie wieder einmal die Ehr' —.

Worauf Berengar erwiderte, wir würden es uns nicht nehmen lassen, die Damen nach Hause zu begleiten.

Das geschah denn in einiger Hast, ich mit der Mama voran, Berengar und der Vetter mit der Tochter hinterdrein. Auf dem kurzen Wege nach ihrer Wohnung, die im „Thal“ lag, erfuhr ich noch, daß Frau Weinbeerl ein Zimmer zu vermiethen habe, die ehemalige Putzstube, die in keinem bürgerlichen Hause fehlen darf. Sie sei jetzt für einen Zimmerherrn hergerichtet, natürlich nehme sie nur einen sehr anständigen von gesetztem Alter, im Augenblick stehe das Zimmer leer, wenn ich Jemand wüßte, würde ihr ein Gefallen geschehen.

Der Miethpreis, den sie nannte, war ein äußerst bescheidener.

* * *

Als wir uns vor ihrem Hause von den Damen verabschiedet hatten, zugleich von dem Vetter, der mit triumphirender Miene ihnen nach die Treppe hinaufstieg, blieb Berengar noch ein paar Augenblicke vor der Thür stehen und betrachtete das Haus tiefsinnig von oben bis unten, obwohl es sich durch nichts vor den Nachbarhäusern auszeichnete; ich sah aber, daß er sich die Nummer über dem Eingang merkte. Dann schüttelte er, wie wenn er etwas bedauerte, den Kopf und wandte sich zum Weitergehen

„Nun?“ sagte ich, während wir langsam neben einander hinschritten, „haben Sie hinter dem Rücken der Mama mehr Glück damit gehabt, als vorher, das schöne stumme Räthsel zum Sprechen zu bringen? Oder hat Vetter Alois es nicht dazu kommen lassen?“

„Eine Sphinx!“ sagte er, ohne auf meine Frage zu achten. „Eine, wie sie mir in allen vier Welttheilen noch nicht vorgekommen ist!“

„Nun, wenn Sie ihren Oedipus machen wollen,“ scherzte ich, — „die Gelegenheit dazu ist so günstig, wie Sie nur wünschen können.“

Und ich erzählte ihm von der Putzstube, die auf einen anständigen Miether in gesetztem Alter wartete. Wegen der letzteren Eigenschaft werde es Frau Babette Weinbeerl wohl nicht allzu genau nehmen.

Er schien auch hierauf nicht hinzuhören.

„Haben Sie wohl bemerkt,“ sagte er, „wie das Mädchen zuweilen bei dem gleichgültigsten Wort, das an sie gerichtet wurde, zusammenzuckte, wie Jemand, der aus einem leichten Schlaf geweckt wird? Dann öffnete sich ihr Mund zu einem leisen Seufzer, und gleich darauf fiel sie wieder in ihre Marmorruhe zurück. Ich habe die verschiedensten, mitunter verfänglichen Themata berührt, auch einmal geradezu gefragt, ob sie schon eine unglückliche Liebe gehabt habe — immer die gleiche schwermüthige Stille. Ich wette meinen Kopf, sie hat

einmal irgend ein Gespenst in ihr Leben treten sehen, das ihre junge Seele für alle Zeit erstarren gemacht hat. Ueberhaupt — wie kommt sie zu dieser Mutter? Daß der Herr Hypotheken- und Wechselbankskassierer Weinbeerl danach angethan gewesen wäre, ein solches Geschöpf in die Welt zu setzen, ist mir auch höchst unwahrscheinlich. Sieht sie doch aus wie ein verwunschenes Königskind aus einem Märchen, das ausgesetzt worden und unter dem Dach eines Bauern oder Schafhirten aufgewachsen ist. Man erlebt doch noch alle Tage etwas, was unseren Forschertrieb in Athem hält. Aber Gott bewahre mich, daß ich an diesem Problem meine Zeit verschwendete. Es würde mehr Zeit und Mühe kosten als der ganze Spaß werth ist, und in Liebig's Laboratorium kommt bei den intricatesten Experimenten doch jedenfalls etwas heraus für die Wissenschaft. Guten Abend, lieber Freund! Hier bin ich bei meinem Hôtel. Wir sehen uns wohl einmal wieder."

Er nickte mir mit einer etwas geistesabwesenden Miene zu und verschwand im Eingang eines der unscheinbarsten Gasthöfchen Münchens, das ich bisher nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte.

*

Ich war völlig überzeugt, daß ich ihm hier zum ersten und letzten Mal begegnet war. Es that mir wahrlich leid. Seit jener Bonner Zeit war sein Wesen milder und menschenfreundlicher geworden, ich hätte ihn auch gern in meinem Hause gesehen und mit meiner Frau bekannt gemacht, schon um seine absurden Vorurtheile gegen die Ehe zu beschämen.

Doch wie er nun einmal war, mußte ich vermeiden, ihm irgend etwas zuzumuthen, was „Er selbst" nicht aus freien Stücken gethan haben würde.

Zu meiner angenehmen Ueberraschung aber traf ich schon nach kurzer Zeit wieder mit ihm zusammen.

Irgend ein Geschäft führte mich am zweiten Samstag nach unserm ersten Wiedersehen in die Gegend des „Thals", wo die geheimnißvolle Sphinx wohnte. Ich hätte das Haus aber nicht wiedererkannt, da ich mir die Nummer nicht gemerkt hatte, wenn nicht, als ich eben an der Thür vorbeiging, kein Geringerer als Freund Berengar herausgetreten wäre.

„Also doch!" rief ich lachend. „Ich hatte mir's wohl gedacht. Nun? Ist es Ihnen in der Putzstube des seligen Herrn Weinbeerl behaglich und sind Sie der Lösung eines gewissen Problems schon nahe auf der Spur?"

Er blieb ganz ernsthaft und sagte: „Wie Sie mich kennen, brauchten Sie kein sonderlich prophetisches Gemüth zu haben, um zu wissen, daß ich am nächsten Tage aus meinem Gasthof hierher übersiedeln würde. Die Mutter läßt es mich auch nicht bereuen. So viel Gutherzigkeit und sorgsame Pflege, wie bei ihr, habe ich noch in keiner Chambre garnie gefunden, so viele ich auch in beiden Hemisphären kennen gelernt habe. Ich würde mich hier wie in Abraham's Schoß befinden, wenn der mit Nadeln besteckt wäre. Denn Tag und Nacht geht das verwünschte Räthsel mir nicht aus dem Kopf, und wenn ich ihn endlich ganz darüber verliere, kann's mich nicht wundern."

Ich fragte, ob er noch immer nicht dahintergekommen sei, warum das schöne Kind so beharrlich die Augen niederschlage und das Mündchen geschlossen halte.

Er schüttelte den Kopf. „Kein Großinquisitor würde mehr Glück damit haben als ich. Es ist auch keine besondere Würde und Höhe, die die Vertraulichkeit entfernte. Sie weicht mir gar nicht aus, kommt sogar, ehe sie in ihr Geschäft geht, Morgens in mein Zimmer, mir das Frühstück zu bringen. Dabei sieht sie auch in ihrem Hauskleidchen entzückend aus und vollends, als ich einmal Abends in das Wohnzimmer kam, ein bißchen mit meiner „Phileuse" zu plaudern — das Finerl hatte eben ihr Haar gewaschen, das Einzige an ihr, worauf sie eitel zu sein scheint — nun hatte sie es lose um die Schultern hängen, ein weißes Tuch um den Kopf gebunden — ein Bild zum Malen, sag' ich Ihnen. Aber es genirte sie gar nicht, daß ich sie so traf. Und doch war keine Spur von Koketterie an ihr zu entdecken, nur die gewöhnliche stille, traurige Miene.

„Warum ich sie nie lachen höre, hatte ich sie einmal des Morgens gefragt. Wenn Sie einen Kummer hätte, vielleicht irgend einen Herzenswunsch, den sie der Mama nicht beichten wolle, mir könne sie ihn anvertrauen. Sie solle mich, obwohl ich noch nicht alt sei, als ihren väterlichen Freund betrachten, der es gut mit ihr meine.

„Sie sah mir ganz ruhig ins Gesicht und schwieg eine Weile, als ob sie Mühe habe, den Sinn meiner Worte zu verstehen. Sie danke mir für meine Freundlichkeit, sagte sie dann. Aber sie habe weder einen Kummer noch einen Wunsch und sei auch gar nicht traurig. Wenn sie nicht lache, so könne sie nichts dafür. Es sei ihr einmal nicht danach zu Muthe.

„Ich kam nicht weiter mit ihr. Daß sie etwas verbarg und heuchelte, es sei Nichts, war mir klar. Entweder hat sie einmal ein — großes oder kleines — Verbrechen begangen, das sie nicht einmal in der Beichte vom Herzen wälzen mag und sich darum für verdammt hält, oder an ihr ist ein Verbrechen begangen worden.

„Ich nahm dann eines Tages die Mama ins Verhör. Die sah mich aber ebenso verständnißlos an, wie die Tochter.

„Einen großen Kummer? Ihr Finerl? Da müsse sie lachen. Was fehle ihr denn? Was gehe ihr ab? Sie, ihr Mutterl, trage das Kind ja auf den Händen. Und wenn ich etwa dächte, eine alte Liebschaft gehe ihr nach, es hätte ein schlechter Mensch sie sitzen lassen, davon müßte sie doch zuerst etwas wissen. Das Finerl habe keine Geheimnisse vor ihr und sei auch gar nicht verliebter Natur, sonst würde sie den Vetter Alois anders behandeln, der sich nach ihr todt sehne. Nein, schon als ganz kleiner Fratz habe sie dies ernsthafte Gesichtl gemacht, sie sei halt ein besonderes Geschöpferl, aber der Mann, der sie einmal zur Frau bekäme, könne sich glücklich schätzen, denn so ein Fraueri, wie sie sein würde, so fromm und sauber und häuslich und nie nach einem Vergnügen begierig —

„Und so weiter, eine lange Lobeslitanei, in ihrem echten Münchnerisch, das ich ihr nicht nachsprechen kann. Dabei sah der selige Hypotheken- und

Wechselbankkassierer in Oel aus seinem breiten Goldrahmen von der Wand herab und schien mit seinem dummen Lächeln Alles zu bestätigen, was seine Wittwe sagte.

„Die Hauptsache freilich, die er gut wußte, verrieth er nicht. Die erfuhr ich ein paar Tage später von einer Hausgenossin, die auf demselben Flur mit meinen Leuten wohnt.

„Ich fand einmal die Thür verschlossen, als ich zu einer ungewohnten Stunde nach Hause kam. Die Mutter war noch auf dem Markt, das Finerl in ihrem Stickereigeschäft.

„Also läutete ich drüben an, da ich nicht zu bleiben dachte, sondern nur etwas bestellen wollte. Die Frau Postofficiantin öffnete mir selbst und nöthigte mich, bei ihr einzutreten.

„Ohne daß ich irgend dazu Anlaß gab, begann sie von ihren beiden Hausgenossinnen zu erzählen. Sie konnte Mutter und Tochter nicht genug rühmen, ich merkte deutlich, Mama Weinbeerl hatte eine stille Hoffnung gegen sie durchblicken lassen, mich zum Schwiegersohne einzufangen, da ich mein Interesse an ihrem schönen Kinde ja nicht verhehlt hatte. Nun sang auch sie mir dasselbe Lied: Der Mann, der sie einmal bekäme, habe sich gut gebettet — und wieder die Aufzählung aller ihrer vorzüglichen Gaben und Tugenden. Das Einzige, woran ein Freier etwa Anstoß nehmen könne, daß ihre Mutter — ich solle es aber ja für mich behalten — sie als „ein lediges Kind" ihrem Manne mit in die Ehe gebracht hätte — wir seien ja alle Menschen, die Babette sei eben sehr hübsch und lustig gewesen, und ihre Mutter hätte mit ihr hoch hinausgewollt, und da sei der Graf — sie wolle den Namen nicht nennen — gekommen, und wie es dann so gehe — aber das Kind sei ja unschuldig daran, und „überhaupts", wenn der spätere Gatte ein Auge zugedrückt hätte —

„Kurz, ein ganzer Roman, einer von den alltäglichsten. Ob die traurige Miene des Mädchens etwa davon herrührte, daß sie sich den Fehltritt der Mutter zu Herzen nehme? fragte ich. Kein Schein! Das Finerl ahnt nichts davon, das arme Hascherl. Und so dumm wäre ja auch keins, daß es nicht lieber als ein Grafenkind zur Welt gekommen wäre, denn als die Tochter eines Bankbeamten. Ich sollt' aber nur ja mir nicht merken lassen, daß ich was wisse, auch nicht gegen die Mutter. Das Finerl verdiene noch immer den besten Mann und werd' ihn auch gewiß bald kriegen.

„Der bedeutsame Blick, den sie mir dabei zuwarf, bestärkte mich in meinem Verdacht, daß nicht Alles ganz richtig an dieser Geschichte, daß sie eigens zu dem Zweck, mich zu beruhigen, wenn ich etwas Ungünstiges gehört haben' sollte, so zurecht gemacht war.

„Aber das Eine ging klar daraus hervor: irgend ein Geheimniß lastet auf der jungen Seele, vielleicht nur eine übertriebene Vorstellung von der Sündhaftigkeit ihrer Geburt und eine vom Beichtvater ihr auferlegte Gewissenspflicht, für ihre Mutter Buße zu thun.

„Dahinter denke ich doch endlich zu kommen. Ich gestehe, daß mich die Sache mehr beschäftigt, als eigentlich vernünftig ist. Was kümmert mich das

Schicksal dieses Mädchens, das im Uebrigen mich eher langweilt als anzieht? Meine alte Schwäche, mich mit Neugier um alle natürlichen und künstlichen Geheimnisse abzuquälen, verwünsche ich täglich. In Liebig's Laboratorium gilt es alle fünf Sinne zusammenzunehmen und sich nicht durch den Versuch, psychologische Nüsse zu knacken, zerstreuen zu lassen."

„Lieber Freund," sagt' ich, „wollen Sie wissen, was ich von der Sache denke? Daß Oedipus diesmal das Räthsel der Sphinx nicht lösen und dann das Schicksal erleben wird, was bekanntlich das schöne Ungeheuer all denen anthut, die nicht durch den Schaden ihrer Vorgänger klug werden wollten, nämlich in den Abgrund gestürzt zu werden. Bei Ihnen bedeutet das nichts Schlimmeres, als daß Sie in den Abgrund einer gut bürgerlichen Ehe versinken, wo Sie immer noch weich gebettet sein werden. Denn erstens kriegen Sie eine reizende Frau, und zweitens, wenn nur die Hälfte der guten Censuren wahr ist, ein gute, häuslich erzogene, bei der Sie gut versorgt sein werden. Die geistige Bildung, die bei Ihrem Finerl vernachlässigt worden ist, werden Sie ja con amore nachholen können."

Er blieb stehen, stieß ein kurzes, höhnisches Lachen aus und rief: „Heirathen? Dies Fräulein Weinbeerl? Ein Dutzend Kinder in die Welt setzen und mir die Schlafmütze über die Augen ziehen lassen, damit ich mich um nichts Wissenswerthes in der Welt mehr bekümmere, als welche Knödel meine Frau mir zu Mittag auftischen mag? Sie haben denn doch einen zu niedrigen Begriff von mir, Sie glauben, es sei an diesem müßigen Landstreicher am Ende doch nicht viel verloren, wenn man ihn in ein gewöhnliches Ehejoch einspanne, das eine hübsche Frau — die ersten Jahre wenigstens — mit Rosen bekränzen würde. Nein, Verehrtester, einstweilen halte ich noch daran fest, daß meum esse conservare meine verfluchte Schuldigkeit sei, von der mich alle trügerischen Wohllüste nicht abwendig machen können. Und damit Gott befohlen! Hier muß ich um die Ecke biegen, wenn ich nach der Anatomie kommen will. Verzeihen Sie, den Gefallen kann ich Ihnen nicht thun, ein Münchner Pfahlbürger zu werden, wenn ich auch Werth darauf legte, mich Ihren Mitbürger zu nennen."

So trennten wir uns.

* * *

Die Heftigkeit, mit der er sich gegen meinen Verdacht gewehrt hatte, konnte mich nur darin bestärken. Ich hatte einen wunden Punkt berührt, und offenbar fürchtete er selbst, die leichte Herzentzündung könne lebensgefährlich ausarten.

Und wirklich! schon nach wenigen Tagen erhielt ich ein Billet von ihm, folgenden Inhalts:

„Ich nehme auf diesem Wege Abschied von Ihnen, werther Freund, da ich früher, als ich vorgehabt, München verlasse, um eine längst geplante Reise nach Südamerika anzutreten. Daß ich meine naturwissenschaftlichen Studien so plötzlich unterbreche, ist die Schuld einer gewissen Sphinx, die, wie Sie leider richtig prophezeit haben, nicht nachlassen würde, mir aufzurathen zu

geben, bis es ihr gelungen wäre, mich in den bewußten Abgrund zu stürzen. Bevor ich vollends den Kopf verliere, ergreife ich lieber schleunigst die Flucht, da ich es vorziehe, eher dem großen Liebig untreu zu werden als mir selbst.

„Leben Sie wohl! Danken Sie allen Göttern, daß Ihnen keine solchen Räthsel je zu schaffen gemacht haben. Berengar."

* * *

Ich hörte dann wieder lange nichts mehr von ihm, ganze vier oder fünf Jahre. Meine eigenen wechselnden Erlebnisse hatten auch die Erinnerung an den wunderlichen Mann, der mir eine wärmere Theilnahme nie abgewonnen hatte, in mir ziemlich ausgelöscht.

Da sollte sie auf eine sehr überraschende Weise wieder aufgefrischt werden.

In all den Jahren war ich auch dem schönen Gesicht, daß ihm so verhängnißvoll geworden, nur ein einziges Mal begegnet, und zwar bald nach Berengar's Flucht, am Arm eines stattlichen Herrn, der seinem ganzen Habitus nach ein Künstler sein mußte. Offenbar Finerl's Bräutigam, denn auf der anderen Seite, als „Elephant", wie es bei Brautpaaren in München Sitte ist, ging die kleine Mama, im besten Putz und mit sichtbar hochbefriedigtem Gefühl, für ihr Finerl eine so gute Versorgung erwischt zu haben. Vielleicht schon an dem ersten Nachfolger ihres entflohenen „Zimmerherrn". Sie erkannte mich und grüßte mich mit ihrem guten, traulichen Lächeln, dem ein sehr berechtigter Zug von Mutterstolz beigemischt war. Denn das junge Paar nahm sich in der That auffallend gut aus; der Verlobte war, was man einen schönen Mann nennt, der es nur selbst zu sehr zur Schau trug, das Sphinxchen neben ihm schön wie immer und aufs Zierlichste gekleidet. Doch war der räthselhaft schwermüthige Ausdruck ihres Gesichtes trotz des jungen Liebesglücks nicht geschwunden. Sie sah so unverwandt vor sich hin, daß sie mich erst auf einen Wink der Mutter bemerkte und mich dann gleichmüthig, ohne eine Miene zu verziehen, mit einer leichten Kopfneigung grüßte.

Den Namen des Bräutigams erfuhr ich nicht, auch nichts von den späteren Schicksalen in ihrer Ehe.

So gingen die Jahre hin.

Im Mai zu Ende der fünfziger Jahre kam ich eines Vormittags an die Bonifacius-Basilika und sah vor den Stufen, die in die Vorhalle hinauf führen, einen Haufen Weiber und Kinder versammelt, die eine Gasse zwischen sich frei gelassen hatten. Zwei geschlossene Kutschen auf der Straße, auf deren Bock dicke, würdig blickende Kutscher mit rothen Nasen und Schleifen im Knopfloch saßen, ließen keinen Zweifel darüber, daß drinnen eine Trauung vor sich ging.

Es ist eine meiner Schwächen, daß ich an einem solchen Schauspiel so wenig vorüber kann wie die erste beste Frau Gevatterin. Ein Menschenforscher hat ja auch keine bessere Gelegenheit, sich im Zeichendeuten zu üben, als die Schrift zu entziffern, die auf den Gesichtern der beiden Hauptpersonen in der feierlichsten Stunde geschrieben steht, und darüber zu phantasiren, ob das Leben sie früher oder später auslöschen oder unterstreichen werde.

Also stellte ich mich auch diesmal hinter den lebendigen Zaun der geduldig Wartenden, lauter geringe Leute, da sich's, nach der Zahl der Hochzeitswagen zu schließen, nicht um ein Brautpaar aus den höheren Ständen handeln konnte.

Ich hatte auch nicht lange zu warten. Drinnen setzte die Orgel zu ihrem festlichen Nachspiel ein, die beiden Hochzeitsdiener, die mit den Kutschern geschwatzt hatten, sprangen eilfertig bei Seite und rissen die Wagenthüren auf, in den Zuschauern that sich eine Bewegung kund und ein Gemurmel: „Jetza komma's!" Und richtig erschien auf dem schwarzen Hintergrund des großen offenen Portals ein Kirchendiener, wohl um nachzusehen, ob draußen Alles in Ordnung sei.

Hinter ihm aber, sich an den Händen haltend, traten als Vortrab zwei kleine Bübchen heraus, etwa vierjährig, einander so ähnlich, daß man sie für Zwillinge halten mußte. Sie trugen neue, schwarze Sammetanzüge mit eben solchen Mützen, die sie aber in der Hand hielten, und unter denen die sehr hübschen weiß und rothen Gesichtchen, von dunklem, schlichtem Haar eingerahmt, ganz vornehm aussahen und an das bekannte Bild der Söhne Eduard's erinnerten. Im Knopfloch der Jacke trug Jeder ein Blumensträußchen, und offenbar waren sie sich der Bedeutung des Tages vollkommen bewußt; denn sie blieben, obwohl der Hochzeitsdiener ihnen zuwinkte, herbeizukommen, während die Frauen, die ihnen zunächst standen, sie mit Liebkosungen und Schmeichelworten belästigten, ruhig stehen, die Eltern abzuwarten, die drinnen noch etwas aufgehalten wurden.

Jetzt aber kamen auch die, und zu meiner großen Ueberraschung erkannte ich in den Neuvermählten auf den ersten Blick — das Finerl, jetzt Frau Serafine, geborene Weinbeerl, verehelichte — ja, wer war ihr Gatte, ihr zweiter Gatte? Denn der erste, der Vater der beiden Bübchen, mußte ja entweder todt sein oder — nein, geschieden konnte er nicht sein, seine Frau hätte ja dann keine zweite Ehe eingehen können.

Und mit wem? Konnte ich meinen Augen trauen oder war es ein Mittagsspuk, der mich neckte? Der Herr dort in tadelloser Hochzeitstoilette, einen blanken Cylinderhut in der Hand, in einem Frack, der ebenfalls funkelnagelneu zu sein schien, ein Myrthensträußchen im Knopfloch — war das wirklich mein alter Sonderling, „Er selbst", den ich immer nur im grauen Sommeranzug mit grauer Mütze gesehen hatte?

Es blieb mir kein Zweifel, er war es wirklich. Von dem früheren Grau in seiner ganzen Erscheinung war freilich nichts geblieben, nur ein leichter Schimmer in dem schwarzen, langen Kinnbart, aber sein Blick war so seltsam gespannt und wenig hochzeitlich, daß man ihn im Verdacht hatte, er sehe selbst an diesem Tage der „schönsten Feier" die Welt grau in grau.

Er führte mit vornehmer Würde seine junge Frau — sie trug ein helles Seidenkleid, als Wittwe natürlich ohne Kranz und Schleier — die Stufen hinab und ließ einen gedankenlosen Blick über die Zuschauer gleiten. Auf einmal stutzte er. Er hatte mich erkannt und machte eine Bewegung, als wollte er, das Spalier durchbrechend, zu mir hineilen. Dann besann er sich,

zuckte nur mit den Achseln, wie um zu sagen: „Beklage mich! Ich weiche eben nur der Gewalt! Kein Mensch entgeht seinem Schicksal.“ — Dann hob er erst seine Frau, dann die beiden Knäbchen in den Wagen, stieg selber ein, der Diener schloß die Kutschenthür und schwang sich selbst auf den Bock, worauf die Pferde anzogen und davonfuhren.

Ein einzelnes Paar in gesetztem Alter, die Trauzeugen, war in den zweiten Wagen gestiegen und den Neuvermählten gefolgt. Unter dem Publicum wurden Stimmen laut, die sich in Bewunderung der schönen jungen Frau ergingen. Es sei ihr auch zu gönnen, da sie früh schon Wittwe geworden, daß sie wieder einen braven Mann gefunden habe, der auch reich sei und die Kinder liebe.

Dies äußerte eine der Gevatterinnen, die in die Verhältnisse der Hochzeitspraxis näher eingeweiht sein mußte. Die Anderen hatten nur ihrer Lust, zu gaffen, gefröhnt.

* * *

Als ich zu Hause meiner Frau erzählt hatte, was ich eben erlebt, triumphirte sie natürlich. Sie wußte von meiner Bekanntschaft mit dem seltsamen Menschen und hatte es ihm stets gegönnt, daß er für seine gottlosen Ketzereien einmal gründlich Buße thun müsse. „Du sollst sehen,“ sagte sie, „er wird wie alle Frischbekehrten noch ein Ehefanatiker, wenn er auch, was ich diesem ‚Finerl‘ trotz der sanften Märtyrermiene zutraue, sehr unter den Pantoffel kommt. Am Ende lerne ich ihn nun doch auch kennen, denn sie wird es ihm schon abgewöhnen, cynische Reden zu führen in Damengesellschaft. Wie wär's, wenn Du ihm einen Glückwunsch zu seiner Verheirathung schriebst und anfragtest, ob er uns seine junge Frau nicht bringen wolle?“

Ich erwiderte, daß wir abwarten müßten, ob er selbst dazu aufgelegt sei. Jedenfalls in den Flitterwochen dürften wir uns ihnen nicht aufdrängen.

Im Stillen zweifelte ich überhaupt daran, daß ich ihm auch als Ehemann näher kommen, ja daß er mich überhaupt aufsuchen würde. Es konnte ihm vielleicht peinlich sein, als ein Abtrünniger von all den Grundsätzen, die er so hitzig gegen mich verfochten, vor mir zu erscheinen.

Darum war ich aufs Höchste erstaunt, als er schon am nächsten Nachmittag bei mir eintrat.

Er war aber nicht im mindesten verlegen, vielmehr gesprächiger und munterer als je.

„Was haben Sie wohl gedacht, lieber Freund,“ sagte er, mir die Hand schüttelnd — er trug jetzt wieder seinen grauen Anzug — „als Sie mich gestern die via crucis hinschreiten sahen? Gewiß haben Sie das Sprüchlein des Carlos im Clavigo gemurmelt: ‚Da macht einmal wieder Einer einen dummen Streich!‘ Sie haben vollkommen Recht damit gehabt. Aber wenn weise Männer, zu denen ich mich rechne, dumme Streiche machen, so thun sie es wenigstens aus guten Gründen nach reiflicher Ueberlegung. Ich lief Gefahr, mein edles Selbst zu verlieren, wenn ich mich länger sträubte. Sehen Sie, schon die gemeine Neugier, auch einmal zu erleben, was man einer eigens

einem angetrauten Frau gegenüber fühlt, trieb mich dazu an. Und dann — warum soll ich's Ihnen verhehlen? — Die ganz unvernünftige Verliebtheit, die mir über Land und Meer auf dem Nacken saß. Auf die Art habe ich zwei, nein, drei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Denn das ‚Problem', das Räthsel der Sphinx, steckte mir ja auch immer noch im Kopf, und Sie erinnern sich meiner Doctrin von dem einzigen Mittel zur vollen ‚Erkenntniß' des Weibes. Also machte ich die Augen zu, biß die Zähne zusammen und that den Sprung ins Dunkle, vor dem mir immer gegraut hatte, um dadurch ins Helle zu kommen, ein scheinbarer Widerspruch, aber das Leben ist ja an Widersprüchen reich, und manche sind noch verhängnißvoller als die ewige Verbindung mit einer unverstandenen, vielleicht überhaupt unverständlichen Person des anderen Geschlechts."

„Nun," sagte ich lächelnd, „und sind Sie jetzt dem Verständniß näher gekommen? Freilich wär's ein bißchen früh, das schon vom Lendemain erwarten zu wollen."

Er sah sehr ernst vor sich hin.

„Erlauben Sie, daß ich mir eine Cigarre anzünde? Nein, bitte, keine aus Ihrem Kistchen da, obwohl es ein ziemlich echtes Ansehen hat. Ich bin aber in diesem Punkt immer raffinirter geworden und rauche nur noch zu funfzig Pfennigen. Nach meiner sorgfältigen Berechnung reicht mein Einkommen auch noch eine Weile dafür aus, trotz des Monatsgeldes, das ich Madame Selbitz zu zahlen habe, und des künftigen Schulgeldes für Hansel und Franzel. Diese beiden Kindsköpfe nämlich haben, ohne es zu wissen, kräftig mitgeholfen, mich ins Netz zu ziehen. Ich habe immer Kinder gern gehabt, und die Bürschchen sind wirklich liebe, kleine Teufelchen. Als ich hierher zurück kam — vor drei Monaten — ich hatte es in Amerika ganze vier Jahre ausgehalten, dann überfiel mich eines Tages das tückischste Europaweh, ich mußte absolut wieder civilisirten Boden unter den Füßen haben, die alte dumme Verliebtheit, die weder mit Güte noch Gewalt zum Rosten zu bringen war, war mit im Spiel, ich hatte nur noch so viel Widerstandskraft, daß ich nicht gleich von Calais aus nach München dampfte, sondern mich wieder in Paris etablirte. Da gibt's Weiber, die einem das Liebesfieber mit gewissen sympathischen Kuren zu vertreiben wissen, auf die hoffte ich. Sie haben's auch nicht zu Stande gebracht — die halbgesenkten Augen, der kleine Mund, der nie lacht, kurz, das ganze Fräulein Finerl steckte mir unausrottbar im Kopf. Ich hatte aber noch so viel Besonnenheit, daß ich überlegte, wenn's wirklich in den Sternen geschrieben stünde, daß ich meine Freiheit opfern müsse, so sei's doch nöthig, nicht auch noch andere Fesseln mir aufhängen zu lassen, die der Nahrungssorgen. Für alle Fälle müsse ich auf ein Erwerbsmittel denken, mein Vermögen könne so oder so einmal von irgend einer Calamität verschlungen werden, was dann?

„Und so beeilte ich mich, in Paris mein ärztliches Examen zu machen. Hier in Deutschland wird es vielleicht zur Praxis nicht ausreichen. Dann kann ich Weib und Kind aufpacken und mich irgendwo anders niederlassen.

„Und so kam ich hierher und erfuhr gleich, was Sie wohl auch längst wissen — oder nicht? Nun, Sie leben in ganz andern Kreisen. Item, Mama

Weinbeerl hatte, bald nachdem ihr Kind gut versorgt war — mein Vorgänger scheint ein schlechter Maler, aber ein guter Kerl gewesen zu sein und auch etwas Vermögen gehabt zu haben — kurz, die Alte freute sich noch der Geburt ihrer Enkel, dann legte sie sich hin und starb.

Leider — doch zum Glück für mich — that ihr Schwiegersohn es ihr nach, als die Zwillinge kaum vier Jahr alt waren. Das bißchen Vermögen war bald aufgezehrt, aus dem künstlerischen Nachlaß ließ sich nicht viel herausschlagen; so blieb der trauernden Wittwe nichts übrig, als sich nach anderen Hülfsquellen umzusehen.

„Die Paramentenstickerei war ein mühseliges Handwerk, das für eine Mutter, die zwei Knaben zu versorgen hatte, nicht viel abwarf. Sie entschloß sich daher, ihre Wohnung zu behalten, die Zimmer und das Atelier, die nun entbehrlich geworden waren, zu vermiethen, doch nur an Damen, da sie um ihren guten Ruf besorgt war.

„Und so ging's denn. Es gelang leidlich, to make both ends meet. Es war aber immer ein ärmlicher Zustand, in dem ich sie antraf.

„Sie selbst klagte nicht. Sie begrüßte mich sehr freundlich wie einen alten Bekannten, that mir auf alle Fragen Bescheid, doch immer mit derselben verhüllten Schwermuth, die mich schon vor sieben Jahren zur Verzweiflung gebracht hatte.

„Ihr Zimmerherr wieder zu werden wie damals, ging nicht an. Sie nahm ja nur Zimmerfräuleins. Und doch kam ich jeden Tag, Hansel und Franzl attachirten sich mehr und mehr an den „Onkel", endlich bat mich ihre Mutter, meine Besuche einzustellen, weil darüber gesprochen würde. Was blieb mir da übrig, als den bewußten dummen Streich zu machen?

„Ich kann nicht sagen, daß ich ihn bereue. Es wäre heute auch noch zu früh dazu. Auch in ihrem Leben ist nichts verändert. Die Zimmerfräuleins sind ausgezogen, die Zwillinge haben sich bei dem Hochzeitsdiner bespitzt und den Magen verdorben, und ich lebe in Erwartung der Aufschlüsse, die da kommen sollen, über das Wesen der Ehe im Allgemeinen und meines Eheweibes im Besonderen. Ich fürchte, ich behalte Recht: le jeu ne vaut pas la chandelle. Und nun habe ich Sie lange genug belästigt. Ich will es nicht so bald wieder thun!"

Er stand auf und ließ sich nicht bewegen, meine Frau kennen zu lernen. „Ein andermal," sagte er. „Wenn die meine mich erst besser erzogen hat. Heute bin ich noch ungenießbarer als je. Der neue Mensch, den ich angezogen habe, sitzt mir noch etwas unbequem. Ich bitte, mich der gnädigen Frau zu empfehlen. Good bye!"

Damit ging er.

* * *

Ich konnte mich der Hoffnung nicht hingeben, ihn so bald wieder zu sehen, wenigstens nicht, ehe er sein Problem gelöst haben würde. Ob die Flitterwochen die günstigste Zeit dazu sein möchten, war mir zweifelhaft.

Der Honigmond war aber noch nicht lange vergangen, als mir folgender Brief von ihm gebracht wurde:

„Lieber Freund!

„Ich bin nun dahinter gekommen. Das lächerliche Ergebniß ist aber nur, daß *überhaupt nichts dahinter ist*!

„Ob es mehr Frauen gibt, die alle obligaten Tugenden besitzen, um, nach der Meinung guter Mütter und Schwiegermütter, im Stande zu sein, ‚jeden Mann glücklich zu machen', und dabei ihre aufopfernde Selbstlosigkeit so weit treiben, jedes eigene Selbst zu entbehren, weiß ich nicht. Wenn es aber Männer geben sollte, denen gerade damit *gedient* ist, was ich nicht bezweifle, so gehöre ich nicht zu ihnen.

„Ich habe vollauf genug an dem Schatten, den ich selbst werfe, wenn ich in der Sonne spazieren gehe. Mit einem zweiten Schatten weiß ich nichts anzufangen, auch wenn er so reizend anzusehen ist wie meine mir ehelich verbundene schöne Sphinx.

„Vier Wochen habe ich ihr Zeit gelassen, damit herauszurücken, was etwa an heimlicher Psyche in ihr verborgen sein möchte. Auch mein directes Verhör über ihr früheres Leben hat nichts zu Tage gefördert. Wo nichts ist, hat der schärfste Inquisitor sein Recht verloren.

„Das aber halte ich auf die Länge nicht aus. Ich würde eine Xantippe, die mir das Leben zur Hölle machte, wenn sie es nur mit eigener Manier thäte, diesem Engel vorziehen, an dessen Himmel ewig ein insipides Blau erglänzt, ohne den Schatten einer Wolke.

„Also habe ich mich entschlossen, um mein bißchen Selbst zu retten, das Weite zu suchen. Ohne einen Anstoß von außen wäre ich vielleicht nicht so weit, obwohl meine ewige Strohwittwe sich sehr rasch und leicht in die Trennung finden wird. Sie hat mich ja genommen ohne das, was Liebe heißt, weder vernünftige noch unvernünftige. Sie würde auch einen dritten Mann und einen zehnten sich gefallen lassen und ihnen eine treue, selbstlos sich ihrer Pflege widmende Gattin werden. Hansel und Franzel vollends sind noch zu jung, um den Stiefvater lange im Gedächtniß zu behalten.

„Aus Hamburg ist gestern bei mir angefragt worden, ob ich geneigt wäre, als Schiffsarzt an einer Expedition zur Entdeckung des Nordpols theil zu nehmen. Das ist gerade mein Fall.

„Ich vermuthe zwar, am Nordpol sitzt auch wieder so eine Sphinx, hinter der nichts ist. Vielleicht auch, wenn wir ihr Räthsel nicht rathen, stürzt sie uns in einen mit ewigem Eise gefüllten Abgrund. Alles besser als hier den glücklichen Familienvater zu spielen, ohne jedes Talent dazu.

„Es muß Jedem freistehen, nach seiner Façon unselig zu werden. Die meine hat wenigstens den Vortheil, daß sie Niemand schadet.

„Ich habe mein Vermögen hier bei einer Bank hinterlegt und bei einem Notar ein Document, in welchem ich bestimme, daß Alles meiner Frau gehören soll, wenn ich in Jahresfrist nicht zurückgekehrt bin. Sie selbst weiß nur, daß ich eine weitere Reise mache. Und somit adieu! Denken Sie nicht allzu schlecht von mir und seien Sie glücklicher als Ihr Berengar Selbitz."

* * *

Das war das Letzte, was ich von dem seltsamen Menschen hörte. „Er selbst" blieb verschollen.

Nikolaus Lenau.

Von

Oskar F. Walzel.

[Nachdruck untersagt.]

Dem Chronisten der deutschen Literatur ist das Jahr 1802 doppelt wichtig. Es brachte die erste Ausgabe der Schriften von Novalis, und es hat uns am 13. August Lenau geschenkt. Der früh verstorbene Romantiker hatte bis dahin nur spärliche Beiträge zu wenig gelesenen Zeitschriften geliefert. Im Jahre 1802 trat er zum ersten Male in voller Größe vor ein weiteres Publicum; seine Schriften, von Freundeshand zusammen getragen, eröffneten der Welt einen staunenden Einblick in die Tiefen naturphilosophischen Dichtens. Doch die neue Art dichterischer Naturbeseelung, die hier, zunächst und am stärksten im „Ofterdingen", zu Tage trat, ist nur ein leiser, äolsharfenartig hauchender, unklarer Vorklang der Kunst, die in Lenau's Dichtung zu vollen, starken Tönen sich erhob. Durchgeistigung, Vermenschlichung der Natur hier wie dort! Aber bei Novalis eher noch als Problem aufgestellt, nicht zu reiner Kunstübung geläutert, beschwert mit Bleigewichten grübelnder Speculation; in Lenau's besten Schöpfungen befreit von aller Allegorie und Abstraction, nicht mehr ein ängstliches Parallelisiren von Natur und Menschen, sondern die kühne Neuschöpfung einer organisch belebten, mit menschlicher Seele begabten Natur.

Der Natur menschliches Fühlen zuzuschreiben war längst der Brauch der Dichter, zunächst der lyrischen, gewesen. Und doch wirkt Lenau's Sang wie etwas völlig Neues. Denn nicht bei einzelnen Personificationen bleibt er stehen; er schafft sich eine neue Mythologie beseelter Naturerscheinungen. Und diesen neuen Göttern dichtet er alle Freude und allen Schmerz, alle Wünsche und alle Enttäuschungen des Menschenherzens an; er leiht dem Himmel sein eigenes schwermüthiges Sinnen:

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermuthmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blinzet manches Mal,
— So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen, —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl.

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Heideland;
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

Oder er schenkt dem „Lenz, dem schönen Jungen", allen frisch schäumenden Jugendmuth, alle tolle Lebenslust, all' die neckische Anmuth seines eigenen Ichs und erzählt die Streiche, die er dem alten Recken Winter anthut; die Bächlein, die der Alte in seiner Eisesfalle gefangen hält, gibt der Lenz frei, mit Tänzen und Geschwätz ziehen die Wellen flink von dannen und spötteln über des Tyrannen zerronnenes Gesetz. Froh lächelt Mutter Erde und schlingt jubelnd das Söhnlein in den Arm. Der Lose greift ihr in den Busen und zieht schmeichelnd das sanfte Veilchen und die Rose aus dem Versteck hervor... Ist das nicht der queckfilbrige, verwöhnte kleine Niki, der Abgott seiner Mutter, dem Alles erlaubt war, der schwelgte, wo die Schwestern darbten, und der auch mit einer Unart sicher ein Lächeln auf das Antlitz der schwachen, ganz in heißer Mutterliebe aufgehenden Frau zauberte?

Doch auch dem Frühling naht der Tod; und dann erklingt die Klage der Natur:

Warum, o Lüfte, flüstert ihr so bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde,
Und störrisch klagt der trüben Welle Gang:
Das ist des holden Frühlings Todesstunde!

Der Himmel, finster und gewitterschwül,
Umhüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle,
Und an des Lenzes grünem Sterbepfühl
Weint noch sein Kind, sein liebstes, Philomele.

Wenn so der Lenz frohlocket, schmerzlich ahnt
Das Herz sein Paradies, das uns verloren,
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blitzt, und Donnerwolken fliehn,
Die lauten Stürme durch die Haine tosen;
Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.

R. M. Meyer trifft das rechte Wort, wenn er, auf diese und ähnliche Schöpfungen Lenau's hinblickend, sagt: „Aus solcher Anschauung blühten bei den Alten die Mythen von Bacchos, von Silen und von den Kentauren hervor und die Bildwerke, die sie darstellten"[1]). Gewiß handeln primitive Völker nicht anders, die den Naturkräften menschlichen Willen leihen, die sich Götter schaffen, um das Wirken der Natur zu deuten. Der Wunsch aber, der neu

[1]) Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. Berlin 1900. S. 176.

beseelten Natur eine neue Mythologie abzulocken, trägt Lenau's Naturlyrik, ebenso wie er die dunkeln und schwer deutbaren Dichtungen von Novalis erklärt.

Sicher schafft Lenau auch eine ganze Reihe von Gedichten, in denen er einem personificirten Naturvorgang ausdrücklich die Parallele aus dem Menschenleben beigesellt, neben die Natur den Menschen hinstellt. Und dann kommt er einer allegorischen Interpretation bedenklich nahe. „Der Schmetterling" ist ein classischer Beleg. In sieben Strophen zeichnet Lenau den Schmetterling, der den trauten Blüthenstrand verläßt, weil trügerisches Meergras ihm schönere Wiesen vorspiegelt, dann jedoch, vom Winde erfaßt, vergebens zum Strande zurück strebt und, von Schiffern wehmuthsvoll betrachtet, die Beute der Wellen wird. Das Naturbild wird alsbald allegorisch gedeutet, und zwar auf einen Menschen:

O Faust, o Faust, Du Mann des Fluches,
Der arme Schmetterling bist Du!
Inmitten Sturms und Wogenbruches
Wankst Du dem Untergange zu.

Du wagtest, eh' der Tod Dich grüßte,
Verflatternd Dich ins Geistermeer
Und gehst verloren in der Wüste,
Von wannen keine Wiederkehr.

Wohl schauen Dich die Geisterscharen,
Erbarmen lächelnd Deinem Leid;
Doch müssen sie vorüber fahren,
Fortsteuernd durch die Ewigkeit.

Liegt nicht hier derselbe „verständige Parallelismus" vor, den Lenau selbst einmal den Gedichten Georg Keil's zum Vorwurf macht? Poetisch echter sind gewiß jene ersten Gedichte, die von der Natur ausgehen und menschliches Fühlen ihr leihen, als diese Allegorie, die dem Lebenswege Faust's ein Naturbild mühsam nachconstruirt. Ganz in Gegensatz zu den einheitlichen Schöpfungen seiner neuen Naturmythologie tritt Lenau vollends, wenn er, wie im Eingang des „Ewigen Juden", in einer Kette von Vergleichen, von der Natur zum Menschenleben und von diesem zu jener hin und her schweifend, dem Leser fast unverständlich wird:

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an kahlen Felsenriffen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß er nicht wecken kann die todten Steine.

So ruft umsonst ein Strom von heißen Thränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
Wach' auf, blüh' auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! süßes Quälen! Hoffen! Sehnen!

Welch' mühsamer Parallelismus wieder: Regen und Thränen, Felsen und Trümmer ausgetobter Leidenschaften; der Regen kann die Felsen nicht wecken, die Thränen das leidenschaftliche Herz nicht zu neuem Hoffen bringen. Und

all' das eingefügt in eine Hochgebirgswanderung, die ihrerseits nur den Eingang des ganzen Gedichtes bildet. Wie ausgeklügelt! wie fernab von der gestaltenbildenden Kunst des „Lenzes", der „Himmelstrauer"!

Trotz solchen Fehlgriffen sei festgestellt: Lenau schafft im romantischen Sinne eine neue Mythologie, aber ungleich den Novalis und Friedrich Schlegel will er nur künstlerische, nicht wissenschaftliche Zwecke erreichen; er beseelt die Natur, ihre Räthsel will er nicht deuten. Dieselbe Kluft trennt von den frühromantischen Sehern alle echten Künstler, die sich von ihnen inspiriren ließen. Progressive Universalpoeten, wollen Jene mit einem Schlage alle Probleme des geistigen und sittlichen Lebens lösen. Sie glauben zu wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält, doch wenn sie als berufene Seher die Geheimnisse der Welt enthüllen, geht ihnen zuletzt das Kunstwerk, das sie schaffen wollen, über all' ihren hohen Zielen verloren. Diese hohen Ansprüche hat Keiner energischer abgeschüttelt als Heine; Keiner hat mit freierer, künstlerisch gleich ungebundener Hand die romantischen Ideen- und Formenschätze ausgebeutet.

Und neben ihn tritt Lenau. Nicht daß hier etwa Heine's Naturbeseelung, wie es oft geschieht, mit der Lenau's vermengt werde. Heine's Natur ist ein Zaubergarten, der seine eigenen Gesetze hat, eigenwillig und capriciös. Bald weht uns die kräftige Luft des deutschen Waldes an, bald athmen wir die schwülen Düfte orientalischer Vegetation. Die Linde blüht, die Veilchen kichern und kosen, und neben ihnen leuchtet die Lotosblume in ihrer Pracht; die Nachtigall singt, und rehäugige Gazellen hüpfen herbei. Ein aus freier Phantasie erschaffenes Märchenheim! Die belebte Natur ist nur Decoration. Ganz anders Lenau, der mit einer feinfühligen Landschafterin, mit Emilie Reinbeck, in wechselseitiger Belehrung der Natur künstlerische Seiten abzusehen strebt.

* * *

Auffallend lange hat die Kritik gebraucht, ehe sie in der Belebung der Natur Lenau's charakteristische Eigenart erkannte. In älteren Betrachtungen wird, so weit es sich überhaupt um des Dichters Verhältniß zur Natur handelt, nur von seiner Naturschilderung gesprochen und dann gern betont, daß er sich in der „öden ungarischen Pußta mit ihren bunten Zigeunergruppen, ihrem trüben Himmel, ihrer einsamen Melancholie" am liebsten bewege. Noch eine Säcularstudie, „Lenau als Naturdichter" betitelt, trägt zwar reiches Material, aufklärende Bekenntnisse Lenau's wie auch bezeichnende Versgruppen aus seinen Dichtungen zusammen, spricht aber nicht das erlösende Wort und findet nicht den Faden, an dem all' das aufzureihen wäre[1]).

Immerhin beginnt man doch, den Finger auf das Entscheidende zu legen. Viel ist ja das Jahrhundert, das seit seiner Geburt, das halbe Jahrhundert, das seit seinem Tode verstrichen ist, dem Dichter schuldig geblieben. Ausgaben über Ausgaben seiner Werke werden uns geschenkt; doch noch immer wartet

[1]) Theodor Gesky, Lenau als Naturdichter. Leipzig 1902.

Lenau, der so rastlos an seinen Schöpfungen gefeilt hat, auf eine kritische Edition. Eine umfänglichere Biographie ist ihm bisher nur von einem Franzosen, L. Roustan, gewidmet worden[1]). In Deutschland und Oesterreich steht das treffliche Büchlein von Eduard Castle, das soeben zum Jubiläum hervortritt und in sorgfältiger Ueberarbeitung einer ersten, raschen Skizze wohl die wissenschaftlich werthvollste Charakteristik darstellt, ziemlich vereinzelt da[2]). Das umfängliche Briefmaterial ist noch lange nicht ausgeschöpft[3]).

Wer immer indeß einst eine monumentale Biographie Lenau's schreiben mag, er wird an der Wandlung nicht achtlos vorbeigehen dürfen, die in der Erfassung von Lenau's Dichten in jüngster Zeit sich vollzogen hat. Muß er doch selbst den Naturbeseeler in erste Linie stellen, wo ältere Kritik vor Allem den Schüler Byron's, den Weltschmerzdichter im Auge hatte. Denn unter diesen Gesichtspunkt war Lenau früher meist gerückt worden, während die neuere wissenschaftliche Betrachtung, voran Castle, vom Weltschmerz wenig, von Byron fast gar nichts zu sagen hat.

Einer der ersten Kritiker Lenau's, Berthold Auerbach, hielt 1862 einen Vortrag über den „Weltschmerz mit besonderer Beziehung auf Nikolaus Lenau"[4]). Fast ganz wird ihm die Charakteristik zu einer Parallele mit Byron. In Faust, Ahasver, Don Juan erblickt Auerbach die drei Stoffe, „die der Weltschmerz, sobald er zu objectiven Stoffen greift, sich auswählt und sie nur bald mit anderem Namen und Colorit variirt". Lenau habe alle drei Repräsentanten des Weltschmerzes, Byron nur den einen mit Namensnennung, die anderen aber in ihrem Wesen vielfach behandelt und rückgehend auf den ersten Conflict, den die Menschheit nennt, sich noch Kain zum Thema gewählt. Und in solchen Parallelen, Gemeinsames und Trennendes betonend, führt Auerbach den Vergleich beider Dichter durch.

Wolfgang Menzel, der schon 1833 mit Lenau sich beschäftigte, dreht sich immer um den „kranken Punkt in Lenau's Seele", sieht überall nur seine „schwarze Melancholie".

---

[1]) Lenau et son temps. Paris, Cerf. 1898.

[2]) Nikolaus Lenau. Mit neun Bildnissen und einer Schriftprobe. Leipzig, Max Hesse. 1902.

[3]) L. A. Frankl, der schon 1855 ein Büchlein über Lenau veröffentlichte, ist in seiner wichtigsten Gabe, in dem Buche „Lenau und Sophie Löwenthal" (Stuttgart 1891), über die äußerliche Anekdotenhäufung, der er sonst gern huldigte, weit hinaus gekommen. Anton X. Schurz, dessen umfängliches Buch über Lenau schon 1855 erschien, hat im Wesentlichen nur eine Aneinanderreihung von Briefen Lenau's geboten, nachdem schon 1853 Lenau's Briefe an Karl Mayer gesammelt worden waren. 1889 spendete in dieser Zeitschrift (Bd. LXI, S. 420—450) Paul Weisser Unbekanntes und Ungedrucktes über Lenau's Beziehungen zu Marie Behrends; 1896 folgte Schloßar mit einem Buche, das Lenau's Verkehr mit Emilie und Georg Reinbeck erhellte; im folgenden Jahre ließ Theobald Kerner's und Ernst Müller's ungefüge Publication von Justinus Kerner's Briefwechsel auch für Lenau Einiges abfallen. — Dieser Fülle verzettelten Materiales gegenüber begreift man den Wunsch Castle's nach einer vollständigen kritischen Ausgabe von Lenau's Briefwechsel.

[4]) Deutsche Abende. Neue Folge. Stuttgart 1867. S. 205—234.

Und so geht es weiter in den landläufigen Literaturgeschichten. 1869 schreibt dann Ernst Gnad eine Studie „Der Weltschmerz in der Poesie“ [1]) und führt, was Auerbach gesagt hatte, in Gegenüberstellungen von Lenau, Byron, Heine, Leopardi weiter aus. Noch 1883 suchte Daniel Jacoby in einem feinsinnigen Artikel der „Allgemeinen deutschen Biographie“ das Gemeinsame in Byron's und Lenau's Schaffen; allein, gesteht er auch manche Aehnlichkeit im Einzelnen zu, er legt doch schon das Hauptgewicht auf die Gegensätze: „In der Natur fand er nicht Tröstung und Beruhigung, wie der doch viel herbere Lord Byron, welcher, stark angewöhnt, das Schwerste zu tragen, mehr mit den Einrichtungen dieser Welt, mit der menschlichen Gesellschaft grollt als mit dem Himmel oder dem Schicksal“; und er bemerkt auch, die sarkastische Stimmung des Briten, die mit der überirdischen Sehnsucht fast abgeschlossen habe, stehe Lenau fern. Carl Busse, dessen Charakteristiken deutscher Lyriker heute gern citirt werden, nennt endlich Lenau neben Heine den „bedeutendsten jener Poeten, die ihre Verwandtschaft mit oder Abhängigkeit von Byron niemals verleugnen“; aber auch ihm wird bei näherer Betrachtung das Trennende wichtiger als das Verbindende [2]). R. M. Meyer's oben angezogene Charakteristik verzichtet auf jede Parallele mit Byron; und Castle nennt Byron nur, wo unzweideutige Berührung vorliegt, so beim „Don Juan“, oder wenn er das Lied „An mein Vaterland“ mit Childe Harold's Abschiedslied zu vergleichen hat.

Hier sei nicht unbedingt der neueren Kritik zugestimmt. Fast scheint es, als ob heute Jeder, der Byron's Einfluß auf deutsche und nichtdeutsche Dichter zu untersuchen hat, allzu skeptisch und allzu ergebnißlos in seiner Forschung bleibe.

Vielleicht ist diese Thatsache auf die vertiefte Erkenntniß zurückzuführen, die in neuester Zeit der deutschen Romantik zufiel. Hat sie doch manchen Zug Byron'schen Dichtens und Lebens vorweg genommen. Die Wandlung in der Erfassung Lenau's aber ist überhaupt ein beachtenswerther Beitrag zu einer Psychologie oder Biologie der Kritik. Was sich da abspielte, kann bei neueren wie bei älteren Dichtern gleichmäßig beobachtet werden: die Stellung, die ein Künstler im Bewußtsein seiner nächsten Zeitgenossen einnimmt, unterliegt fast immer dem Schlagworte, das der Zeit von der Mode dictirt wird. Nur langsam und allmählich löst sich der Bann; dann erst kommt das eigentliche Wesen des Künstlers zur Geltung.

Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts standen Publicum und Kritik unter dem Banne der Schlagwörter „Byronismus“ und „Weltschmerz“. Wer immer auftrat, er ward, wenn nur eine entfernte Aehnlichkeit bestand, zum Schüler Byron's und zum Weltschmerzdichter gestempelt, seiner Dichtung durch solch vorschnelles Rubriciren ihr feinster Schmelz abgestreift. Wie billig war damals der Titel eines „deutschen Byron“! Heine erhielt ihn beim ersten Auftreten; und das mag noch hingehen. Dann kam Platen an die

[1]) Literarische Essays. Dritte Auflage. Wien 1891. S. 247 ff.
[2]) Neuere deutsche Lyrik. Halle a. S. S. 47.

Reihe; und sogar der liebenswürdigste aller gemüthvollen Philister, Chamisso, mußte sich den Ehrentitel gefallen lassen.

Einige Jahrzehnte zurück, und wir sehen, wie der junge Goethe von Lichtenberg und sogar von Lessing schlechtweg mit den Stürmern und Drängern auf eine Stufe gestellt wird. Wo die wissenschaftliche Forschung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mühsam wieder das Gemeinsame reconstruirte, das Goethe mit den Klinger, Lenz, Wagner verband (es war ja längst dem Bewußtsein der Leser des „Götz" und „Werther" entschwunden), da sahen Lessing und Lichtenberg nicht die eigenste Schönheit jung-Goethe'scher Kunst, nur die Manieren einer Schule, die ganz auf einen Ton gestimmt war.

Wissenschaftliche Forschung gibt jetzt Goethe, was Goethe's, dem Sturm und Drang, was des Sturms und Drangs ist. Und ebenso soll sie das Band, das einst Lenau und Byron im Bewußtsein der Zeitgenossen verband, nicht ganz zerschneiden. Darum sei denn gleich hier gesagt, an welcher Stelle von Lenau's Entwicklung der Name Byron auch in neuerer wissenschaftlicher Darstellung zu nennen war.

Wenn Castle von den Wirkungen der ersten, enttäuschenden Liebe Lenau's spricht, sagt er sehr richtig: „Die Scham, das Reinste, das Edelste an eine Unwürdige vergeudet zu haben; der Ekel vor einer Gemeinheit, die unverzeihlich, weil man selber beinahe in ihr erstickt wäre; Gewissensqualen und Gewissenszweifel bemächtigten sich seiner und hetzten ihn in eine Gemüthsverfassung, wo man allem Glauben Hohn spricht, für alle Treue nichts als Spott hat, über dem unnennbaren Weh des eigenen Herzens Welt und Menschen verachten lernt, mit einem Worte einer sich selbst verzehrenden Melancholie völlig zum Opfer fällt." Ausdrücklich aber hebt Castle hervor, Lenau würde diese typische Entwicklungskrise glücklich überstanden haben, wenn nicht Eitelkeit die Narbe immer von Neuem aufgerissen, die Wunde immer von Neuem vertieft hätte: „So wurde er seiner Umgebung ein interessanter Mann, und da er das um jeden Preis bleiben wollte, hielt er an seiner Pose fest, bis es ihm endlich mit Weltschmerz und innerer Zerrissenheit heiliger Ernst war."

Ganz recht! Aber hier war Byron's zu gedenken! Die Pose, in die Lenau sich wirft, ist die Pose, in der Byron zum Entzücken seiner Zeitgenossen und Zeitgenossinnen im Leben sich gefiel. Nur daß Lenau's Gestalt nicht ausreichte, Byron's Gewand zu füllen, und die Heine's noch weniger. Darum die vielen Gegensätze, die dem tiefer dringenden Beschauer sich ergeben; und darum auch für uns das Gebot, neben der Byron-Pose das Eigenste der Dichterpersönlichkeit Lenau's und Heine's nicht zu vergessen.

Wie gut indeß Lenau verstand, empfänglichen Frauen ein interessantes Bild seines Byron-artig zerklüfteten Inneren vorzutragiren, bezeuge ein jüngst veröffentlichter Brief an Sophie Schwab vom 11./12. November 1831:

„Sie sind meine liebe Freundin, und ich eröffne Ihnen gern mein Innerstes. Wissen Sie also, daß ich schon als Kind eine gewisse Freude am Unglück hatte. Es brach einmal Feuer in unserer Nachbarschaft aus, als ich eben in der Schule war. Ich hörte, es brenne in unserer Gasse. Mit klopfendem Herzen lief ich nach Haus — es war ein gewisses

Freudeklopfen — und ordentlich zornig war ich, als ich sah, daß nicht das Haus meiner Eltern in Flammen stand. Diese Freude am Unglück hab' ich noch jetzt. Und das ist vielleicht der diabolische Zug in meinem Gesichte, den Marie Kielmaier so wenig getroffen, als die zwei Herren, die mich porträtiren wollten. Ein Mordbrenner, der zugleich Maler wäre, würde mich vielleicht am besten treffen ... Ja, ja, ich halte mich für eine fatale Abnormität der Menschennatur, und darin mag es liegen, daß ich mir meinen Untergang mit einer Art wollüstigen Grauens denke."

Wir begreifen, daß er am nächsten Tage findet, er habe recht auf die Geduld der Adressatin losgesündigt[1]).

* * *

Daß Lenau's Schaffen in den Rahmen Byron'schen Weltschmerzes sich seinem ganzen Umfange nach nicht spannen lasse, mußte klarer und klarer werden, seitdem man die ideellen Grundlagen seiner religiös-geschichtlichen Romanzencyklen zu erforschen begann. Den Gedankengehalt des „Savonarola" hat uns Castle, die Tendenz der „Albigenser" R. Krüger und Roustan[2]) gedeutet. Ein Blick in diese Untersuchungen beweist am besten, daß Lenau nicht nur in selbstgefälliger Pose von liebevollen Gefährten und enthusiastischen Frauen sich habe bestaunen lassen. Der Autodidakt mußte ein tüchtig Stück schwerer geistiger Arbeit leisten, um beide Conceptionen auszugestalten. Freilich zeugt auch für die geringe Abklärung, die dem im Sturme eroberten Wissen Lenau's zu Theil ward, die Thatsache, daß beide Dichtungen, der „Savonarola" und die ihm unmittelbar folgenden „Albigenser", einen unvereinbaren ideellen Gegensatz darstellen, völlig entgegengesetzten Zielen zustreben.

Wir wissen heute, daß „Savonarola" den Mysticismus Baader's gegen den Pantheismus Goethe's und gegen Hegel ausspielt, gegen Heine's Verherrlichung eines sinnenfreudigen Hellenismus dem weltfeindlichen Nazarenismus das Wort redet. Und wir wissen, daß die „Albigenser" die Hegel'sche Lehre von der unhemmbaren Entwicklung des Geistes dichterisch verkünden wollen. Dort vielleicht noch eine pessimistische Abkehr von der Welt, hier eine unzweideutige Wendung zu positiveren Anschauungen.

Dem „Savonarola" haben die schwäbischen Freunde Lenau's Weihrauch mit vollen Händen gestreut. War doch der Schüler des Naturphilosophen Schelling, geleitet von einem Anhänger Baader's, von seinem Freunde Martensen, zu einem gläubigen Adepten romantischer Theosophie geworden. Hatte er doch dem bittersten Gegner schwäbischer Romantik, Heine, den Fehdehandschuh hingeworfen. Allein dieser Schritt, der ihn zeitweilig zum Verächter Goethe's und Spinoza's machte, sollte ja nur einen Uebergang einleiten; ja, er ward bald zurückgethan. In den „Albigensern" steht Lenau zwar Heine noch immer fremd gegenüber, Goethe und Spinoza aber näher als den schwäbischen Genossen. Dennoch darf mit beiden religiösen Ideendichtungen in

---

[1]) A. W. Ernst, Lenau's Frauengestalten. Stuttgart 1902. S. 111 f.

[2]) Castle im Euphorion, Bd. III, S. 64 ff., 441 ff.; Bd. IV, S. 66 ff. — Krüger in einem Programm der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin 1886. — Roustan, S. 258 ff.

Zusammenhang gebracht werden, was Grillparzer Lenau ins Grab nachrief. Das strenge, epigrammatisch spitze Urtheil seines „Nachrufs" lautet: „Dich hob, dich trug und dich verdarb die Zeit." Das Gedicht selbst soll das Verdict begründen; trotz aller Ueberschärfe legt es für Lenau's Entwicklung ein wichtiges Zeugniß ab:

Bestimmt, ein blühend grüner Ast zu sein
An Deines Vaterlandes Künstlerbaume,
Fandst Du's zu eng in dem beengten Raume,
Und, selbst als Baum zu gelten, lud's Dich ein.

Also entrückt der vaterländ'schen Erde,
Verpflanztest Du, was so versprechend schien,
Hin, wo im Treibhaus am geheizten Herde
Und unter Glas sie bleiche Pflanzen ziehn.

Gewiß war kein Zweiter so berechtigt, Lenau den Verzicht auf die Töne seiner Heimath vorzuwerfen, wie Grillparzer, der im Guten und im Schlimmen Altösterreicher und Altwiener geblieben ist. Freilich verstimmte den eingefleischten Gegner romantischen Sinnens vor Allem, daß Lenau seine Kunst in den Dienst der Kerner und Baader gestellt hatte, und er hat zunächst „Savonarola" im Sinne, wenn er sagt:

Dort, in der alten Heimath alter Sparren,
Zum Märchen schon gewordenen von je,
Dem Vaterlande der Genies und Narren,
Weil fix, als beiden eigen, die Idee, —

Warst Du von einem Männerkreis umgeben,
Die granweis, wie einst König Mithridat,
An Gift gewöhnt sich all' ihr ganzes Leben,
So daß sie nun verdauen jeden Grad.

Mit divinatorischem Scharfsinn erkennt Grillparzer, warum gerade der Oesterreicher Lenau auf die lichtfernen Pfade der süddeutschen Romantik sich gelockt fühlen mußte:

Vom Lob' getragen und vom Ruhm beschienen,
Fandst Du Dich selbst zu arm für solchen Werth,
Und ehrlich, so viel Beifall zu verdienen,
Hast später Bildung Du Dich zugekehrt.

Mit österreich'scher alter Treue,
Um auszufüllen, was Dir noch zu weit,
Nahmst Du die Thornweisheit, alt' und neue,
Rasch auf in Deines Ruhmes schwellend Kleid.

Grillparzer's Verse umschreiben eine Erkenntniß, die ein gut Stück österreichischer Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts begreiflicher macht, dann aber sowohl dem „Savonarola" wie den „Albigensern" zur Erläuterung dient.

Sicher gehört zu den wunderbarsten Phänomenen neuerer deutscher Geistesentwicklung das überraschende und überreiche Aufblühen, das auf österreichischem Boden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich offenbart, zunächst auf dem Gebiet des Dramas und der Lyrik. Während die Poeten draußen „im

Reich" vergebens sich mühen, der Bühne neues künstlerisches Gut zuzuführen, ersteht in Oesterreich echte und reine Dramatik, die wie spielend auf künstlerischer Höhe sich hält und zugleich der Bühne zu genügen versteht. Während draußen der romantische Sang allmählich verstummt und Alles in die Töne Heine's einzustimmen sich anschickt, bringt in Oesterreich Lenau seine neue Art der Naturbeseelung in die Lyrik; und Anastasius Grün wird der Vorsänger der politischen Lyriker. Mächtige Strahlen erquickenden Wassers schießen empor, wo bis vor Kurzem eine wüste Einöde gewesen war. Nach dem rasch abgebrochenen Anlauf der josephinischen Epoche gilt um 1800 Wien und Oesterreich als Land der Unpoesie. Ein Menschenalter vergeht, und Oesterreich birgt mehr schöpferische Kräfte als das „Reich".

Noch immer begegnet eine Anschauungsweise, die all dies Blühen und Gedeihen aus dem Gesetze der Gegenwirkung erklären will. Unter Metternich's Drucke fliehen, heißt es da etwa, die jungen Dichter Oesterreichs in den Himmel, in den Schiller's Zeus den Dichter aufnimmt, nachdem er die Welt an Andere weggegeben. So urtheilte noch Roustan. Ein wesentlicher Vorzug der neuen Biographie Castle's ist gewiß, daß sie in ihrem Eingangscapitel scharf umschreibt, welche Fülle von Anregungen literarischer und künstlerischer Art sich am Anfange des 19. Jahrhunderts in Wien und in Oesterreich zusammenfindet, Anregungen, die der folgenden Blüthezeit zur Begründung dienen.

Hier aber spreche ein Mann, der jenen plötzlichen Frühling erlebt hat und dann als Greis, am Ende des Jahrhunderts, in gerührtem Rückblicke den Zauber jener Tage noch ein Mal durchfühlt; Graf Theodor Heufenstamm, Lenau's Freund, reicht jener Epoche und nicht der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, den Kranz: „Wir Jugend der ‚vormärzlichen Zeit' hatten es doch schöner! Uns war eben Alles, was nun, wie jede Erfüllung, mit hundert Gebrechen ins Leben getreten, noch sehnendes Träumen, leuchtendes Hoffen, das uns Herz und Seele voll und reizend auffüllte ... Wir befanden uns in einer Atmosphäre stets erneuter süßer Erregungen. Die romantische Poesie tönte noch mit ihren ausklingenden Zauberklängen herüber in unsere freudige, sonnenhelle Gegenwart." Unser Gewährsmann nennt Novalis, Tieck, E. T. A. Hoffmann, dann Jean Paul. „Jeder Tag beschenkte uns mit einem reizenden Angebinde!" Heufenstamm denkt an Schubert und Raimund. Und zuletzt betont er die noch unangekränkelten Eindrücke Goethe's und Schiller's, Mozart's und Beethoven's, „die warmblütige Sinnlichkeit und heitere Lebensweisheit" Wieland's, „so homogen der behaglichen Leichtlebigkeit jenes nach vieljährigen Kriegsleiden und Kränkungen aus tausend frischen Knospen aufsprießenden Völkerfrühlings". Das naiv sich hingebende Genießen jener Frühzeit stellt Heufenstamm dem Skepticismus des ausgehenden Jahrhunderts gegenüber. „Wir waren jung, nichts als jung; und in diesem einen Worte lag der ganze Zauber unserer Existenz"[1]).

[1]) Gesammelte Werke von Theodor Graf Heufenstamm. Wien, W. Braumüller. 1900. Bd. VI, S. 284 f.

Allein, eben die Raschheit, mit der Oesterreichs junge Dichter sich plötzlich ins literarische Leben gestellt sahen, mischte in den neuen Ruhmesbecher einen Gifttropfen. An ihm krankte die österreichische Poesie bis tief in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nur die stärksten Naturelle widerstanden ihm. Das Bewußtsein, nicht gleich den Reichsdeutschen, insbesondere den mittleren und nördlichen, auf Jahrhunderte wissenschaftlicher und literarischer Cultur zurückblicken zu können, trübte den reinen Genuß der rings ertönenden Huldigungen. Man fürchtet, nicht ebenbürtig zu sein, man möchte recht viel nachlernen, um hinter den Deutschen draußen nicht zurückzubleiben, man ist seiner Bildung nicht gewiß. Und das in dem spätromantischen und jungdeutschen Zeitalter, das in Deutschland höchste Ansprüche an Bildung und Geist stellt! Wie stark ein Autodidakt in Oesterreich unter diesem Bewußtsein litt, bezeugt am besten Raimund, bezeugt nach ihm manches österreichische Talent, das mit leichtem Gepäck in die Literatur hinein sprang, um dann den Mangel ausgiebiger Bildung desto schwerer zu fühlen. Autodidakt ist aber auch Lenau; regelmäßige Studien hat er als Jüngling von sich gewiesen. Wenn der Ruhm seine ersten vollen Schalen über sein Haupt gießt, will er ihn ernstlich verdienen und kehrt sich später Bildung zu. Jetzt nimmt er Weisheit, wo er sie findet; und so wird er Schüler Martensen's, so ist ihm die Freundschaft des hochgelehrten Mystikers eine Offenbarung.

Der Oesterreicher, dem man gern vorwirft, er nehme Manches zu leicht, er hat in Bildungsfragen fast durch das ganze 19. Jahrhundert nur zu viel Respect vor dem gelehrten Ausländer. Um ihm ebenbürtig zu werden, arbeitet er und arbeitet so lang, bis er selber zu gelehrt wird. Darum die Bleigewichte von philosophischem, überhaupt von wissenschaftlichem Gehalt in den Dichtungen Heufenstamm's wie noch in denen Hamerling's, insbesondere aber im „Savonarola" und in den „Albigensern". Im Bildungsdrang geht zuletzt das Beste, die ungebrochene poetische Kraft, verloren.

Beiden Dichtungen Lenau's spricht die heutige wie die zeitgenössische Kritik das Urtheil, ihre Bedeutung liege nicht in ihrem künstlerischen Werth, sondern in ihrem Gedankeninhalt. Die künstlerische Kraft Lenau's bewährt sich ja gewiß auch hier, aber sie hat sich fast unüberwindlich schwere Aufgaben gestellt. Jahre lang ringt er mit dem spröden Stoff der „vertrackten Albigenser", dessen „Widerhaarigkeit" seine Muse zwingt, „gegen den Stachel zu lecken". Wir staunen über die Schwierigkeiten, die sie schließlich überwunden hat; rühmte man doch auch gleich nach dem Erscheinen des „Savonarola" den Dichter, der die schwerfälligen Terminologien Hegel's in Vers und Reim zu bringen verstand! Allein, der Poet kommt solcher Mühe gegenüber hier gewiß nicht zu seinem Rechte. Und von den „Albigensern", die Castle (ebenso wie Roustan) weit über den „Savonarola" stellt, gestehen doch auch ihre Bewunderer ein, daß dem speculativen Gehalte gegenüber die handelnden Personen und ihre Charakter stark zurücktreten. Der Dichter in Lenau wehrte sich denn auch schließlich gegen den künstlerisch unbefriedigenden Kampf mit philosophischen Formeln; und so spricht er den beiden Schöpfungen den Epilog: „Ich mache nie mehr Religionsgeschichten." An Emilie Reinbeck

schreibt Lenau vollends am 21. November 1842 von seinem „Mischka“: „Was mich an dieser Dichtung freut, ist, daß sie, ganz im Ton meiner älteren ungarischen Bilder gehalten, jugendlich frische Naturmittel, ungealterte und durch meine speculativen Bocksprünge ungeschwächte Originalität an der Stirn trägt.“ Konnte er unzweideutiger darthun, daß auch er zuletzt sein bestes Können nicht in speculativer Dichtung erblickte?

Grillparzer aber schreibt, bei aller Bitterkeit seines Nachrufs, dem Dichter von „Savonarola“ und „Albigensern“ die schönste Apologie, wenn er dieses Ringen nach philosophischer Tiefe auf den Wunsch zurückführt, mit österreichisch alter Treue das Ruhmesgewand zu füllen, das dem Lyriker zu weit schien. Und einen letzten Tiefblick thut Grillparzer, wenn er nochmals Lenau und seine mystischen Lehrer zusammenstellt:

Du aber mit den unentweihten Kräften,
Der sein Du wolltest, was für Jene Scherz,
Du trankst Dir Tod in jenen Taumelsäften,
Was für den Kopf bestimmt, es traf Dein Herz.

Wer denkt da nicht an den gemüthlichen Geisterspuk, der in Weinsberg sein Wesen trieb? Was hatten doch die Geister, die Kerner beschwor, für eine schwäbisch anheimelnde Art! Genug Nachrichten über das Leben im Kernerhaus liegen heute vor, die dem Weinsberger Mystagogen ein Uebermaß des Lebensernstes nicht nachzurühmen haben.

Lenau indeß ist, wenn nicht im Leben, so doch in der Kunst, unfähig gewesen, sich leichthin über ernste Probleme wegzutäuschen. Ein nicht genug zu beherzigendes Bekenntniß, das er 1832 an Karl Mayer richtet, erscheint wie ein Commentar der Verse Grillparzer's:

Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck, alle Kräfte meines Geistes, das Glück meines Gemüthes betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerst Du Dich an das Gedicht von Chamisso, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerze zu haben [„als Malerzeichen“]? Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles Andere gerne in die Schanze schlägt, der Kunst zu Liebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr. Schwab sagt in einem sehr schönen Gedichte: „Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit“; ich möchte sagen: Die Kunst ist Sorge und viel Arbeit. — Ganz unrecht hat Schiller, wenn er gegensätzelnd sagt: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst“; ich sehe mehr Ernst in der Kunst, als im Leben, wo Alles vergeht, Lust und Schmerz, während in jener allein Bestand ist und Ewigkeit.

Das ist nicht bloß Unfähigkeit, Kunst und Leben aus einander zu halten, auch nicht der romantische Brauch, sich von der Muse da leiten zu lassen, wo sie nur begleiten sollte. Eher gemahnt es an Byron's: „If life eternal may await the lyre, That only Heaven to which Earth's children may aspire.“ Hier steigert sich das Schlagwort l'art pour l'art zu dem Extrem: la vie pour l'art. Hier spricht der Lenau, der sich ein ander Mal mit Phaeton vergleicht: „Wir Dichter sind alle so phantastische Wagenlenker, die leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können.“

Dem fein Organisirten ward solche Last zu schwer:

Da trat, was Du geflohn in allen Tagen,
Die Wirklichkeit Dich an, von Inhalt schwer;
Halb Selbst-sich-überheben, halb Verzagen,
Stand still die Uhr, der Zeiger wies nicht mehr.

Niemand wird Grillparzer die Geschmacklosigkeit zutrauen, daß er in diesen Versen eine Erklärung für Lenau's psychischen Zusammenbruch geben wolle. Lenau's Ende richtig aufzufassen ist nur dem Psychiater möglich. Es gehört zu den besten Verdiensten Castle's, daß er die luftigen Bauten älterer Biographen verlassen und bei der Fachwissenschaft angefragt hat. Betont er schon sehr richtig, daß all' das Gefabel von dem Kernmagyaren Lenau seiner rein deutschen Abstammung gegenüber in nichts zusammenfalle, so hat er uns auch von dem Wahn erblicher Belastung des Dichters erlöst[1]). Die Erkrankung war die Paralysis progressiva des Irren; ihre ersten Spuren erscheinen ein halbes Jahr vor dem Ausbruch. Das Ende führte eine intercurrente Krankheit herbei, die mit der Paralyse wohl ätiologisch zusammenhing, aber nicht in ihr begründet lag. Alle Constructionen, die aus starken physischen Anstrengungen, aus tief gehenden psychischen Erregungen seinen Irrsinn erklären oder gar schon bei den ersten Schritten, die Lenau im Leben und im Dichten thut, Anzeichen des kommenden Unheils ahnen, zerfallen in nichts. Sie werden freilich noch lange in der Lenau-Literatur spuken; denn wer versagt sich gerne, durch solche Fabeleien seiner Darstellung einen interessanten Schimmer zu leihen, handle es sich nun um Lenau oder um Hölderlin!

Sehr vorsichtig muß darum auch Lenau's Verhältniß zu den Frauen angefaßt werden. Denn es gibt da eine Stelle, an der wir vorläufig nicht scheiden können, was Ursache, was Folge war. Sind die maßlosen Erschütterungen, die Lenau kurz vor dem Eintritt der Katastrophe durchlebte, hin und her geworfen von alter und neuer Liebe, Sophie Löwenthal ewige Treue schwörend und zugleich hoffnungsreicher Bräutigam von Marie Behrends, sind diese krankhaften Explosionen wirklich nur Symptome?

Schon früh hat Lenau's Verhältniß zur Frau Beachtung gefunden. Wolfgang Menzel schreibt ihm eine „nicht zu befriedigende, wenn auch sentimentale Donjuanerie" zu; gewiß mit Unrecht. Aber das war ja einer der Anknüpfungspunkte, die Lenau und Byron in den Augen der Zeitgenossen verbinden. Freilich wiegen wiederum heutiger Betrachtung die Gegensätze schwerer als die Verwandtschaft. Wer würde um Byron's willen dem weiblichen Geschlechte ernstliche Vorwürfe machen? Dem Darsteller von Lenau's „Frauengestalten" liegt die Rolle des Anklägers näher. Wenigstens dem neuesten, Adolf Wilhelm Ernst, der nach einem verunglückten Versuche Klein-Hattingen's sein Thema etwas breit abhandelt[2]). Ernst hat in schwäbischen Kreisen manchen hübschen und werthvollen Fund, auch von Briefen Lenau's, gethan; doch ausführliche Wiedergabe des längst bekannten Materials, längere, nicht immer zielsichere Betrachtungen, endlich eine zu lästigen Wiederholungen zwingende Anordnung schrecken den Leser ab. Obendrein stellt sich Ernst auf einen stark philisterhaften Standpunkt, von dem er dichterischer Lebensführung nicht gerecht werden kann. Sophie Löwenthal und gar Karoline Unger finden wenig Verständniß, um so mehr ihre correcteren Genossinnen.

---

[1]) Vergl. Castle's Besprechung von Roustan's Buch im „Euphorion", Bd. VI, S. 785 ff.

[2]) Ueber Klein-Hattingen vergl. Castle im „Euphorion", Bd. VIII, S. 779 ff. — Ernst's Buch ist schon oben citirt und auch sonst von mir gelegentlich dankbar benutzt.

Vorgeschrittene literarhistorische Betrachtung geht ja überhaupt mit einigem Zagen an solche, den „Frauengestalten" eines Dichters gewidmete Ausführungen heran. Lessing's Warnung vor Büchern mit den lockenden Titeln „Les amours d'Horace, de Catulle, de Tibulle" besteht auch heute noch zu Rechte. Denn gern verlieren ihre Verfasser den Künstler aus den Augen und tischen biographischen Kleinkram auf. Lenau's Briefe an Sophie Löwenthal gehören freilich auf ein anderes Blatt; feinfühlig hat Minor sie einmal Goethe's Briefen an die Stein zur Seite gesetzt; „und niemals," stellte er fest, „hat ein deutscher Dichter Briefe von ähnlicher Gluth und Leidenschaft an eine Frau gerichtet"[1]). Nur daß wir diese Kunstwerke lieber ungestört genießen und gern auf die moralischen Bedenken eines verwässernden Epitomators verzichten. Besser als Ernst wird der unvoreingenommene Leser der innersten Absicht Sophiens nachkommen, die diesen Schatz uns nicht vorenthalten hat.

Heute, hundert Jahre nach Lenau's Geburt, sind er und seine Werke, mancher verschleiernden Hülle entkleidet, deutlicher erkennbar geworden. Verbauen wir uns nicht den Einblick in sein Leben durch engherzige Verurtheilung der Frauen, die er leidenschaftlich geliebt hat. Wer wollte Goethe's herbes Wort auf Lenau anwenden: „Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen, so werden sie gleichsam abgesponnen wie die Wocken"? Auch Leidenschaft, auch Liebesleid hat an Lenau's dichterischen Schöpfungen mitgearbeitet.

---

[1]) Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur. Bd. XVIII, S. 277.

Aus Tunesien.

Briefe
von
G. Wilmanns.

[Nachdruck untersagt.]

(1873—74.)

Mit Einleitung und Schlußwort von C. Bardt.

Einleitung.

Selten kommt ein großes Bauwerk zu Stande, ohne daß das Verlustconto irgend wie belastet wird; bei großen wissenschaftlichen Unternehmungen ist es nicht anders, und doppelt schmerzlich, daß die Posten des Verlustcontos hier gar oft blühende Menschenleben sind, die sich im Dienste einer hohen Aufgabe zu früh verzehrten; dreifach traurig, wenn es ihnen nicht beschieden war, das Stück Arbeit, dem sie sich opferten, mit eigener Kraft zu Ende zu führen und darin ein dauerndes Denkmal ihres Daseins zu hinterlassen. Dies Loos fiel Gustav Wilmanns und seiner Thätigkeit für das Corpus inscriptionum latinarum.

Die Masse der seit Jahrhunderten angehäuften lateinischen Inschriften war theils durch einsichtslose Fürsorge, theils durch Gleichgültigkeit, theils durch bösartigen Trug in einen Zustand gerathen, der vorsichtige Philologen veranlaßte, ein Gebiet lieber ganz zu meiden, auf dem kein sicherer Tritt mehr möglich war und die ärgerlichsten Irrthümer auch von dem gewissenhaftesten Arbeiter kaum vermieden werden konnten. Hier beschloß die Berliner Akademie, Wandel zu schaffen, das gesammte Gebiet zu prüfen, zu reinigen und den ungeheuren Stoff sauber, klar, für jeden wissenschaftlichen Arbeiter verständlich und brauchbar vorzulegen. Dazu mußten für alle gedruckten Inschriften und für alle epigraphischen Manuscripte der Bibliotheken die Zeugen verhört werden; überall mußte auf die Abschriften zurückgegangen werden, die direct von den Steinen genommen waren; vor allen Dingen: es mußten alle noch vorhandenen Steine von kundigen Lesern für dies Unternehmen neu abgeschrieben werden. Wo, wie in Rom und Neapel, die Inschriften zu Tausenden in die Wände

prächtiger Säle eingelassen sind, war das eine Aufgabe, die sich mit Hülfe einer Leiter, großer Uebung und Geduld und recht vieler Sachkenntniß sehr wohl lösen ließ; schon schwieriger wurde die Sache, wo es in abgelegenen Gegenden von Italien, Oesterreich, Frankreich, Spanien, Britannien zahllose Inschriften aufzusuchen, zu reinigen, zu lesen galt, am schwierigsten vielleicht in Afrika, wo die Trümmer einer verwüsteten alten Cultur in der Wildniß lagen, der Entzifferung harrend, bedroht, wie sie waren, von dem beständig vorrückenden Wüstensande auf der einen Seite, der sie für immer verschüttet, von jeder dort neu sich erhebenden Cultur auf der anderen, die die Denkmäler erfahrungsmäßig massenhaft in den Kalkofen wandern läßt. Dies Gebiet zu bereisen übernahm Wilmanns.

Erwachsen und gebildet in Berlin, ein Schüler Mommsen's, an dem er mit hingebender Verehrung hing, seit 1869 als Docent in Dorpat, seit 1872 als Professor in Straßburg thätig, erhielt er im Herbst 1873 den Auftrag, zunächst Tunis zu bereisen. Ueber Neapel, Syrakus, Malta traf er im October in Tunis ein. Geleitet von Empfehlungen der deutschen Regierung, bei dem Bey von Tunis sehr wirksam eingeführt durch ein Schreiben des Prinzen Friedrich Carl, das er überbrachte, fand er offene Thüren, da der frische Ruhm von 1870 ihm die Wege bereitete. „Aber sage mir, Prussien," fragte ein Araber Wilmanns, „wo seid Ihr eigentlich hergekommen? Denn Ihr wart doch früher nicht. Wir haben nie Euren Namen gehört, und doch muß Euch der Prophet sehr lieb haben, da Euch solche Stärke ward. Und wie reich müßt Ihr sein, denn man hat uns gesagt, die Söhne des Hundes hätten Euch so viel Geld zahlen müssen, daß alle Lastthiere der Regentschaft es nicht tragen könnten." „Preußen", erzählt Wilmanns weiter, „ist jetzt das Wunderland, das Alles hat; der Bey von Tunis hat neulich unseren Consul gebeten, ihm doch aus Preußen Känguruhs kommen zu lassen! Wenn irgend wo, müßten diese seltenen Thiere doch dort sein."

Die erste Reise, in die Halbinsel südlich von Tunis, machte Wilmanns zusammen mit Dr. Junker, ausgerüstet mit einem eigenen Zelte, beköstigt von einem geschickten Koch; sie erschien ihm selbst hinterher wie der Auszug eines Salontirolers im Vergleiche mit dem furchtbaren Ernste, den Gefahren und Entbehrungen der folgenden, die ihn nach Tubursuk, von da nach Mograwa, über die heilige Stadt Kairuân an die Küste nach Susa (Hadrumetum), von da nach Sfakes und der Insel Kerkena, Gabes und der Insel Dscherba, durch die Wüste nach Gafsa, von da nördlich über Kef, dann unter mannigfachen Zügen kreuz und quer nach der Smala von Farraschisch und zurück über Kef nach Tunis führten. Aber es ist Zeit, ihm selbst das Wort zu lassen.

I.

Kelibia, 8. October 1873.

Der Kalif von Kelibia ist nach dem Genuß von drei Tassen Kaffee nebst Begleitung glücklich fort, meine Wegroute vom heutigen Tage gezeichnet und die Inschriften eingetragen. — Da stehen unsere beiden luftigen Zelte in einem

prächtigen Olivenhain; die preußische Flagge flattert munter in kräftiger Seebrise, rechts glitzert silbern durch die Bäume das Meer, über sie ragen ein paar hohe Palmenwedel, gerade aus schweift der Blick über Pferde und Esel, die in langer Reihe vor unseren Zelten an einem Seile mit Fußschlingen gefesselt sind, über die mit dichten Opuntiahecken umgebenen Gärten auf die Stadt; wie sehen die erbärmlichen Baracken prächtig aus im Licht des Vollmondes, das auf sie fällt! Zwischen den Zelten und Thieren ist eine Burg von Sätteln; sie schützen gegen den Wind eine Gruppe, die in Europa sehenswerth erscheinen würde. Den Mittelpunkt bildet eine große Casserolle, bis zum Rande mit Reis gefüllt; das Präsidium ihrer Umgebung bildet unser Pferdeknecht Alberto, auch Petit oder El Uari genannt, ein Männchen mit grauem Haar, der sein Alter nicht weiß, nie müde ist und stets seine Pflicht thut; geborener Malteser, ist er als Kind im Jahre 1830 mohammedanischer Gefangener geworden und zeitweise Mohammedaner gewesen, hat den Krimkrieg mitgemacht und führt seitdem Karawanen durch das Land. Außer Arabisch spricht er Italienisch, das er aber ganz allein versteht, und er läßt auch italienisch mit sich reden, versteht es aber nie. Er läuft barfuß, mit blauem Kittel und Mütze, die er, so bald man ihn anredet, abzieht und verlegen sammt der Pfeife hinter dem Rücken versteckt. Neben ihm sitzt unser Hercules Mohammed, ein stämmiger Neger, der allein in der vorvorigen Nacht einen Pferdedieb warf und knebelte, an dem drei Araber vergeblich zausten; er lacht stets, wenn man mit ihm spricht, und versteht auch dann und wann ein Wort; er spricht nämlich Französisch, d. h. die Worte pain, huile, riz, cheval, oui, non und einige andere; er hat nur den Fehler, daß er meint, alles Eßbare und Trinkbare habe Gott für ihn geschaffen, und der liebe Gott muß auch so etwas gedacht haben, als er ihm seinen Magen und seine Zähne wachsen ließ; doch ich thue ihm Unrecht, er gibt immer redlich seinem kleinen, farbigen Genossen ab, einem Negerjungen von sechzehn Jahren, schlank, behend und zäh wie eine Katze, dabei arbeitsam, genügsam und gescheidt; ich sah ihn bei unserer Abreise in Tunis als Schuhputzer auf der Straße, als eines unserer Thiere eine Last abwarf. Er faßte geschickt an; da fragte ich ihn, ob er mit wollte für 25 Piaster (14 Francs) monatlich, und so läuft er mit, stets seine Wichsbürsten tragend — sie und sein Hemd sind seine einzige Habe. Er ist der Dritte in der Gruppe, die mittlerweile den Verdauungsproceß begonnen hat; der Vierte ist sein Freund, zuweilen nur prügeln sie sich — ein eltern- und herrenloser weißer Junge von gleichem Alter. Wie er mitgekommen, weiß Niemand; er besitzt nicht einmal eine Stiefelbürste, ist aber auch sehr nützlich, und ich werde ihn behalten, bis unsere Thiere sich an einander gewöhnt haben oder wohl auf der ganzen ersten Tour. Zu dieser Gruppe gesellen sich eben vier Araber, die der Kalif als Nachtwächter geschickt — das geschieht jede Nacht. Sie sind bewaffnet mit furchtbaren Donnerbüchsen, Läufe wie unsere Vierpfünder, mit Steinen geladen. Zwischen den Zelten stehen zwei Cantinen und vier große Packkörbe mit Küchengeräthen, Stricken, Vorräthen u. s. w. Ich sitze im Zelt bei offener Thür im Schlafrock, den Fez auf dem (aus nahe liegenden Gründen) kahl geschorenen Haupte, bei

dampfendem, in einem Stück Brot aufgesteckten Talglicht und dampfender Pfeife, mit Mühe noch den Schlaf bekämpfend, der mich zwingen will. Denn müde ist man des Abends in unserem Lager allgemein, und vielleicht habe ich den meisten Grund dazu. Ich stehe des Morgens vor Sonnenaufgang auf, packe meine Sachen zusammen und wasche mich, wenn das möglich ist. Dann gehe ich zum Kalifen des betreffenden Ortes, um Dank und Bezahlung abzumachen, und gebe Anordnungen für den Tag. Bisher ist es regelmäßig so gewesen, daß Junker, der große Anstrengungen nicht liebt, mit dem Gepäck ging, auf der kürzesten Straße von einem Nachtquartier zum anderen; es gibt mir das die Möglichkeit, früher aufzubrechen und spät wieder zu kommen, was ich sonst nicht könnte, wenn ich das Auf- und Abladen, Zelt-Aufschlagen und -Abbrechen selbst zu leiten hätte. Ich gebe dann von unserer militärischen Begleitung die drei Gemeinen dem Gepäck; ich selbst sitze mit Malaspina und dem Officier meistens um 8 Uhr auf und komme selten vor Mondschein zurück. Ich habe meinen Schimmel so lieb, daß es mir schwer fallen wird, mich von ihm zu trennen. Komme ich des Morgens zu ihm, so wendet er den Kopf nach mir und wiehert; ich streichle ihn, dann leckt er mir die Hand. Habe ich ihn gesattelt und die Schlingen gelöst, so folgt er mir auf Schritt und Tritt bis in mein Zelt. So bald er Menschen kommen sieht oder wir in einen Duar oder eine Stadt einreiten, biegt er den Hals, knirscht in die Zügel und schlägt einen kurzen, stolzen Schritt an. Komme ich an eine Inschrift, so steht er Stunden lang ruhig grasend neben mir. So reite ich also den Tag bergauf, bergab durch die Wildniß von 8 Uhr Morgens bis 7 Uhr oder noch später Abends; abgestiegen wird nur, um ein Ruinenfeld zu mustern und Inschriften zu copiren und abzuklatschen. Eine Erholung ist das nicht. Die Inschriften liegen hier fast immer auf, bisweilen ein Stück unter dem Boden. Knieend, liegend, oft in einer Grube den Kopf nach unten, muß ich sie lesen. Im Sattelsack führe ich außer den Instrumenten und Papieren nur ein trockenes Maisbrot; das Wasser dazu wird aus irgend einem Fluß, einer Cisterne oder selbst Pfütze der Umgegend geschöpft. Gewöhnlich holt es der Hamba in einem gefirnißten Leinwandeimer, den ich aus Paris mitgebracht. Aus ihm trinken wir zunächst, dann wird ein Theil des Wassers zum Abklatschen gebraucht und der Rest den Pferden gegeben. Glaubt, man wird genügsam, und der Ekel schwindet unter dem brennenden Durst. Man trinkt Wasser mit Gier, das mir in Europa für Tage den Appetit verdürbe. Nur die ersten Male schloß ich dabei die Augen; die afrikanische Sonne ist ein trefflicher Zuchtmeister, und bald lernte ich auch schwarzes Wasser mit offenen Augen trinken. Nach solchem Trunke und einem Bissen aus der Satteltasche ist der Körper wieder erfrischt. Wir schwingen uns von Neuem in den Bügel, und die Eulen, die, aufgescheucht, unruhig von Trümmerhaufen zu Trümmerhaufen geflattert waren, können wieder ihr gewohntes Tagesasyl aufsuchen. Mit welchem Behagen ich dann aber Abends den Ort erblicke, wo ich unsere Zelte finden soll, könnt Ihr denken.

Nach Tisch zeichne ich dann im Zelt, während Alles schläft, die Wegroute und meine geographischen Aufnahmen, ordne die Abklatsche und trage die

Correcturen in mein Handexemplar der tunesischen Inschriften ein, mache die Route für den folgenden Tag, packe Alles fertig und strecke mich dann — müde, müde — gegen 11 Uhr, in den Burnus gehüllt, auf mein Feldbett, um bis zum anderen Morgen in einen Todesschlaf zu versinken.

Von meinen Resultaten habe ich nun noch nichts geschrieben; viel kann man ja aber auch nach noch nicht vierzehn Tagen Reisens nicht schreiben. Meine Erwartungen sind aber auch in dieser Hinsicht vielleicht zu kühn gewesen. Nutzlos ist diese Reise freilich gewiß nicht, und im Allgemeinen erreiche ich die Lösung meiner eigentlichen Aufgabe; d. h. ich finde die Mehrzahl der Steine wieder auf, von deren Vorhandensein wir durch Reisende der letzten Jahrzehnte wissen, kann damit die Lesung feststellen und in Form des Abklatsches ein genaues Bild der Inschrift mitbringen. Aber bisher habe ich noch keinen einzigen Stein wiedergefunden, den wir etwa nur aus Berichten des vorigen Jahrhunderts kennen; sie sind offenbar unwiederbringlich verloren; so weit sie Marmor waren, jedenfalls zu Kalk gebrannt, andere zerschlagen. Es ist sehr niederschlagend für den Archäologen, zu sehen, wie hier die schönsten Ruinen von Tag zu Tag mehr zerstört, die wichtigsten Denkmale muthwillig vernichtet werden; zugleich mit dem Bewußtsein, daß dies nicht anders werden wird und werden kann, so lange der Mohammedanismus herrscht und die nicht mohammedanische Bevölkerung aus Canaille besteht. Natürlich aber ist die Freude unter solchen Verhältnissen nur um so größer, wenn man einmal ein neues wichtiges Denkmal entdeckt. Am 1. October machte ich von Grumbelia, unserem zweiten Nachtquartier, aus eine Tour in die westlichen Gebirge, um vier Ruinenfelder, Hanschir Kelibia, Teburnok, Gasr el Luß, Hanschir Fauara, aufzusuchen, von denen das zweite das bedeutendste ist. In Teburnok kann man noch ganze Straßen verfolgen, Grundrisse, ja Stockwerke der Häuser deutlich erkennen. Ich langte dort um 11 Uhr Mittags an, nach mehrstündigem, anstrengendem Ritt in glühender Sonne; aber ich sprang rasch vom Pferde, denn hier glaubte ich sicher zu sein, viel zu finden. Nach einem Trunk aus einer Quelle, die noch aus der alten Leitung in das alte Becken sprudelt, fing ich sofort an, die wüsten Steinhaufen zu durchsuchen; aber nirgend ein Buchstabe. Es war 2 Uhr, da konnte ich nicht mehr; ich fürchtete den Sonnenstich, ich hatte starke Kopfschmerzen und ging mißmuthig zu dem Baum, wo der Dolmetscher und Hamba mit den Pferden in kühlem Schatten ruhten. Ich legte mich zu ihnen, den Arm auf einen viereckigen Stein stützend. Da fiel mir auf, wie viel sauberer er behauen sei als die übrigen; ich kratzte mit dem Taschenmesser die Erde rings herum weg und sah bald, daß es eine Basis war. Nun griff ich zur Hacke, und nach wenigen Minuten erschien die erste Zeile einer Inschrift, die uns den antiken Namen dieser Ruinen nennt. Das war ein hübscher Fund: hübscher wäre er noch, wenn die Inschrift nicht so gar schlimm verwittert wäre; es gelang mir nicht, die ersten Zeilen zu entziffern; aber sie sind weniger wichtig. Man sieht aus den letzten, daß sie einen Kaisernamen enthielten, dem der Senat des municipium Tubernuc diese Ehrenbasis errichtete. Nicht weit davon fand ich dann noch ein zweites Fragment aus byzantinischer Zeit. — Ein hübsches Corollar meiner archäo-

logischen Forschungen werden hoffentlich meine geographischen Tagebücher abgeben, die ich mit großer Sorgfalt führe. Die Tuneser Karten sind bisher äußerst ungenügend und werden gewiß in manchem Punkte dadurch corrigirt; eine Reihe antiker Ruinenfelder werden erst durch mich überhaupt bekannt werden und darunter einige sehr ausgedehnte. Wie viele ihrer sind, glaubt man nicht. Afrika ist wohl das einzige Land, in dem man sich aus den Trümmern der Vergangenheit ein annäherndes Bild der hohen Cultur des römischen Alterthums machen kann, und wo sich Einem das sogar von selbst aufdrängt. — Morgen ziehen wir von hier nach dem Kap Bon und dann an der Nordküste bis Soliman zurück. Dort lasse ich meine Karawane und reite nach Goletta, dem Hafen von Tunis, um diesen Brief aufzugeben. Dienstag Abend denke ich zurück zu sein, um dann von Neuem die Reise aufzunehmen, die zunächst auf Zaguan und Kairuan geht. Ich schließe bei mächtigem Rollen des Donners; das erste Gewitter, das ich hier erlebe.

Soliman, 14. October.

Mit jenem Gewitter hat sich das Wetter und damit und aus anderen Gründen Vieles geändert: 1. Junker kommt bei meinem schnellen Reisen weder zur Jagd noch zu Naturaliensammlungen, so wie er möchte; zudem ist er in der Zeit unbeschränkt und braucht nicht bei diesem Wetter zu reisen, das ihm schon jetzt Rheuma bringt. Wir trennen uns heute; er will in Tunis die bessere Jahreszeit abwarten. 2. Die Gepäckthiere sind bis auf zwei so herunter, daß sie längere Erholung brauchen. 3. Die unaufhörlichen Regen machen ein Reisen wie bisher überhaupt unmöglich; wir haben seit drei Tagen fast nichts Trockenes mehr; wir mußten uns in nassem Zelte in ein nasses Bett legen und mit feuchter Decke zudecken. Zeit zu verlieren aber habe ich nicht, wenn ich in diesem Winter fertig werden will. So habe ich mich zu einer anderen Art des Reisens entschlossen. Ich gehe von nun ab nur mit dem einen Maulthier und Esel, die noch gesund sind, leicht bepackt; ferner mit Malaspina und Alberto. Alles Uebrige geht nach Tunis zurück. — Lebt wohl! Macht Euch keine Sorgen! Gefahren gibt es nicht, und unter all' der Noth und Sorge der letzten Tage hat mich Eines nie verlassen: getroster Muth! Mit ihm reite ich morgen wieder frisch in die Welt hinein.

II.

Tunis, 19. November 1873.

Mit schwerem Herzen reichte ich in der Frühe des 15. Octobers vom Pferde herab einem Freunde und dem deutschen Diener noch einmal die Hand und ritt zum Thore hinaus, um in anderer Weise von Neuem meine Wanderung zu beginnen. Zelt und Alles, was mit der eigenen Wirthschaft zusammenhängt, hatte ich zurückgelassen, mein sonstiges Gepäck auf das Nothwendigste beschränkt. Junker wollte mir natürlich Bernhard für die Reise abtreten; aber ich brauche jetzt keinen Koch mehr und selbstverständlich für

mich keinen Bedienten; für das, was zu thun ist, reichen Malaspina und Alberto völlig aus. Mein kleiner Zug besteht jetzt aus zwei Hambas (ein Officier und ein Gemeiner), Malaspina auf einem kräftigen braunen Hengst, Alberto auf einem Esel und mir auf meinem Schimmel. Meine beiden nur halbvollen Cantinen trägt ein Maulthier spielend und wird stark und kräftig dabei. Meine Thiere machen mir jetzt nie mehr Sorge, und ich hoffe sie einst ohne allzu großen Schaden wieder zu verkaufen. Dagegen kann natürlich von Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten auf der Reise wenig mehr die Rede sein. Ich wohne jetzt mit den Beduinen, bisweilen auch mit ihren Thieren in einem Zelte; einmal z. B. waren wir 7 Ziegen, 5 Schäfchen, 4 Frauenzimmer, 3 Kinder, 8 Männer, Millionen Flöhe u. s. w., esse ihre dürftigen, leider zuweilen auch eklen Speisen und lasse mich von ihrem Ungeziefer peinigen. Es war übrigens ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß immer da, wo wir am schlechtesten logirt und verpflegt waren, meine Funde am reichsten waren; so kam es nie dazu, daß ich eigentlich verstimmt wurde, wenngleich natürlich meine Laune nicht so war wie in der Halbinsel, die ich zuerst bereiste. Die Tage, in denen ich das Meiste fand — der Ort heißt Bu-Ftis, das alte Bibba — regnete es ohne Pause mit schneidend kaltem Nordwest; wir wohnten in einer Hütte von Strauchwerk, die Wind und Wasser freien Zutritt gestattete; Bett, Decken — Alles, Alles war durchweicht; ich hatte sechzig Stunden keinen trockenen Faden am Leibe und klapperte in der Nacht vor Frost. Am Tage lag ich Stunden lang im Schmutz vor schwierigen Inschriften, mußte mich mit den Leuten herum zanken, die graben sollten und sich flüchteten, so bald ich den Rücken wandte, um die Ruinen weiter zu durchsuchen, und dabei dann die eigenen Leute bei guter Laune erhalten, die durchaus weiter wollten in besseres Quartier. — Ist übrigens das Wetter schön, die Müdigkeit nicht so groß, daß man überhaupt eindrucksunfähig ist, und die Laune nicht verdorben durch schlechten Empfang, so bin ich sehr zugänglich für den eigenthümlichen Reiz des Zelt- und Nomadenlebens. Hielten wir bei sinkender Sonne vor dem dicht mit Opuntiahecke umringten Duar und der Scheich (oder, wie man im Norden ausspricht, Schich) erschien, grüßend mit der Hand auf der Brust, Stirn und Lippe, uns willkommen heißend, ein Zelt und Nahrung für uns und unsere Thiere zusagend, so sah ich wohl mit Freude das bunte Treiben, in dessen Mitte ich mich bald befand. Noch vom Pferde aus übersehe ich einige zwanzig flache, dunkelbraune Zelte, die einen weiten Kreis ausfüllen, und zwischen denen Zäune aus Strauchwerk hinlaufen, die als Feuerung dienen, die Zelte trennen und zugleich die gewundenen Gänge einfassen, die sie mit einander verbinden. Die mächtigen weißen Hunde, welche zu Dutzenden mit wüthendem Gekläff bei unserer Annäherung an den Duar auf uns einsprangen, warfen uns noch seitwärts mißtrauische Blicke zu; dann aber ziehen sie sich allmählich zurück, sehend, daß wir Freunde ihrer Herren sind, deren starken Schutz sie bilden. Wir halten jetzt vor dem Zelte, das uns angewiesen ist; bisweilen gibt man ein ganzes, öfter wird in dem großen Zelte des Scheich in der Mitte eine Wand von groben Decken gezogen, wo wir dann die eine Hälfte in Beschlag nehmen, während die Familie in der anderen bleibt. Noch während meine

beiden Cantinen abgeladen und das Seil gezogen wird, an dem die Thiere vor dem Zelte in einer Reihe gefesselt werden, versammelt sich, neugierig die fremden Gäste betrachtend, die ganze Tribus: Die Männer ein großes viereckiges Tuch aus weißem Wollstoff, meist zerlumpt und schmutzig, in weiten Falten um den Leib geworfen; auf dem kahlen Kopf einen braunen Turban aus Kameelswolle, der wie aus Stricken gedreht erscheint; nur die reicheren und meistens der Scheich besitzen ihn aus buntem oder weißem Stoff. Die gelbbraunen, schwarzäugigen Weiber, jung und alt, ihre bald verworrenen, bald in engen, röhrenartigen Löckchen durch eine aus Oel und Henna bereitete Pomade auf die Stirn geklebt, die Haare mit irgend einem Lappen umschlungen, in den Ohren ungeheure Metallringe, von denen einer immer concentrisch im anderen hängt, und die durch bunte Steine, Glasperlen, Schnüre mit einander verbunden sind; um Handwurzel und Knöchel plumpe silberne Reifen. An die Weiber klammern sich die Kinder, scheu die ihnen neuen Wesen betrachtend. Häufig besteht ihre ganze Kleidung in dem schmutzigen rothen Fez auf dem rasirten, gewöhnlich mit Grind bedeckten Köpfchen; allenfalls werfen sie geschickt einen Rest von der vertragenen Kleidung des Vaters um die ebenmäßigen, gelenken Glieder.

Die Strohdecken sind gelegt, im Fond des Zeltes steht mein Feldbett gerichtet, davor die Cantinen; ich werfe die Reitstiefel ab und ziehe den warmen Schlafrock an. Die Weiber entfernen sich mit den Kindern; nur die Männer bleiben, theils in, theils vor dem Zelt hockend, zurück, und das Fragen nach dem Woher? und Wohin? beginnt. Eine Zeit lang betheilige ich mich an der Unterhaltung, dann trägt mein Dolmetscher allein die Kosten derselben; ich zünde Licht an und beginne zu bearbeiten, was ich den Tag gefunden. Bei jedem Stück, was aus der Cantine auftaucht, wie Schreibzeug, Laterne, Karte, schwedische Zündhölzer ein allgemeines Ah! denn fast Alles ist diesen Leuten neu. Die Bewunderung kennt keine Grenzen, wenn ich meine Arbeit unterbreche und meine Revolver und Büchse zeige. — Seit geraumer Zeit tönt aus dem anderen Theil des Zeltes das gleichmäßige Geräusch der Handmühle, auf der die Frauen das Korn mahlen; die Herden kommen zurück und füllen den Raum in der Mitte des Duars. Die kleinen Ziegen und Schafe, die im Zelte an einen ringsum laufenden Strick gekoppelt waren, werden von den Weibern gelöst und zu den meckernden und blökenden Müttern getragen; es fängt an empfindlich kühl zu werden. Bald flackert vor dem Zelte ein helles Feuer, meine Arbeit ist beendet. Ich werfe über den Schlafrock noch den Burnus und strecke mich schweigend neben den Flammen aus. So lange ich hier liege, habe ich zum Gesetz gemacht, darf Niemand mich anreden. Malaspina sagt den Mohammedanern, ich bete; in Wahrheit beschäftigen sich meine Gedanken mit dem, um deswillen ich hier bin, oder ziehen in die Zukunft oder in die Heimath; immerhin ist es wohlthuend, so ein Stündchen nie gestörter Ruhe zu haben. Auch das Gespräch meiner Diener mit den Tribusgenossen wird immer lahmer, immer gebieterischer werden die Mahnungen der Hambas, daß man sich eile. — Längst brennt auch vor der anderen Hälfte des Zeltes ein Feuer; man hat ein paar Hühner und ein Böckchen geschlachtet,

zerlegt und in einer Casserolle in Salzwasser aufgesetzt. Auch die Handmühle hört man nicht mehr; das zu Graupen gemahlene Getreide — Weizen oder Gerste — ist in ein siebartiges Gefäß geschüttet und dieses als Deckel auf die Fleischcasserolle gesetzt; der von letzterer aufsteigende heiße Dampf kocht das darüber stehende Korn. Geduldig sitzen die Weiber herum, Acht gebend, bis das Fleisch so gar ist, daß es sich selbst von den Knochen löst; dann wird das obere Gefäß abgenommen, sein Inhalt mit der Fleischbrühe begossen und tüchtig gepfeffert. — Große Bewegung! Ein mächtiger dampfender Holznapf wird in unsere Zeltabtheilung geschoben; der Scheich übergibt ihn Malaspina, und Dieser setzt ihn auf meine Cantine, vor der ich nun wieder wie zuvor auf meinem Feldbett Platz nehme. Es ist das landesübliche Kuskussu, von dem ich mich nun schon ohne Abwechselung einen Monat genährt habe.

Der Napf, nun wesentlich erleichtert, wandert von uns, den Bevorzugten, weiter zum Eingang des Zeltes; die Söhne und Verwandten des Wirthes üben noch einmal die Zähne an den Knochen, — erst dann wirft man sie hinaus. Krachen und behagliches Knurren zeigt, daß sie draußen Liebhaber fanden. Mit dem schmalen Rest, der schließlich in der Schüssel bleibt, müssen sich die Frauen begnügen.

Meine Begleiter strecken sich auf die Strohmatte zum Schlafe; ich lösche mein Licht aus, die Zuschauer und der Scheich entfernen sich. Ueber die Körper hinweg schreite ich noch einmal zum Zelte hinaus, um zu sehen, ob Sättel und Thiere in Ordnung sind, liege auch wohl noch eine Weile am verlöschenden Feuer, wenn die Nacht hell ist; endlich dehne auch ich mich auf mein Bett, schlinge eine wollene Decke um die Füße, ziehe die Kapuze des Burnus über das Gesicht und schlafe ein. Ein paar Mal werde ich geweckt durch wüthendes Hundegebell, Ziegen- und Schafgeblök. Schakale umschweifen den Duar; die Ziegen, welche die feinste Witterung haben, beginnen zu schreien, und sofort stürzt die ganze wilde Meute hinaus; selten gelingt es dem Raubthier, ein Opfer zu erwischen. Das Gebell schallt ferner, bald ist Alles still, — ohne Gekläff kehren die Hunde zurück auf ihre Wachtposten. Ich lüfte ein Weilchen den Burnus; gesenkten Hauptes stehen meine Thiere da, hier und da ein vereinzeltes Meckern einer Geiß, der Schrei eines Käuzchens, stiller Mondschein ruht auf den Zelten, Alles ist in tiefem Schlafe. Kalt zieht die feuchte Nachtluft über mein Gesicht; ich verberge es wieder in der wärmenden Wolle, wickle mich fester ein, und bald bin ich wieder hinüber in das Reich, da alle Sorgen schweigen.

Beim ersten Morgengrauen, wenn die Weiber ihre Arbeit beginnen, erhebe ich mich; bald sind die Cantinen fertig zum Aufbinden; waren die Wirthe sorgsam, so ist noch Zeit, ein heißes Brot mit Oel zu essen; wenn nicht — und das ist das Gewöhnliche —, so bleiben wir eben nüchtern, oft genug bis Abend. Einem der Kinder oder Weiber des Wirthes drücke ich ein kleines Geldstück in die Hand und sitze auf; des Tages Arbeit beginnt. Sie ist das Einzige, was er immer bringt, und Gott sei Dank! ward sie bisher meist auch gelohnt. Es sind herrliche Momente, wenn man neue wichtige Denkmäler entdeckt, und das Herz pocht, wenn man, mit dem Messer die Erde ein Stück

weggrabend, auf einem im Boden steckenden Stein Buchstaben sieht oder fühlt, und dann, nachdem zur Hacke gegriffen, die Inschrift mehr und mehr zu Tag kommt, bis sie endlich klar liegt. In heller Freude springe ich in die Grube, die vor ihr gegraben ist, sie nun zu copiren und abzuklatschen. Aber man kocht auch vor Aerger, wenn dann die Arbeiter mitten in der Arbeit aufhören wollen, „weil sie müde sind", „weil es zu schwer ist", und weiß Gott, wie viele „Weil" man erlebt, oder wenn man sich gar überhaupt weigert, zu graben. Ich habe öfters sehr ernste Scenen machen müssen, um meinen Willen durchzusetzen. — Ich breche nun von Neuem auf, am 23. November, gehe zunächst nach Kef, dann nach Kairuan, dann nach Susa, Gabes, der Insel Djerbah und sehe, ob es möglich ist, ein Stück zur tripolitanischen Grenze vorzudringen. Darauf durch die nördlichen Oasen der Sahara, im Süden der großen Sebkua nach Tozer und Nefta, von dort durch die Wüste nach Gafsa. Durch die Gebirgslande an der algerischen Grenze nehme ich dann wieder die Richtung auf Kef und kehre nach Tunis zurück. — Die Gouverneure stehen für mich und müssen mir in schwierigen Gegenden hinreichende Bedeckung geben; vor Allem aber waltet über mir mein Stern, der nicht in afrikanischer Wüste untergehen wird.

III.

Teburſuk, 9. December.

Werden Euch diese Zeilen, wie ich es hoffe, unter dem Christbaum treffen? Ich weiß, Eure Gedanken weilen an jenem Abend viel bei Eurem Sohn, und ich möchte Euer Bangen beruhigen.

Die Reise ist ja freilich viel schwieriger und freudloser, als ich es gedacht hatte, — und mit großen Erwartungen in dieser Hinsicht bin ich nicht hergekommen; andererseits aber sind meine Funde so sehr viel reicher, als ich es erwartet, daß ich es doch im Ernste oder wenigstens in ruhigen Augenblicken nie bereut habe, daß ich die Aufgabe übernommen. Kehre ich glücklich zurück, so ist es mit dem schönen Bewußtsein, der Wissenschaft einen wesentlichen Dienst geleistet, meiner Anschauung vom römischen Alterthum einen ganz neuen Boden geschaffen zu haben; — kehre ich nicht zurück: nun, ein Lump, der nicht zu sterben weiß für das, wofür er lebt. Aber sorgt Euch nicht über diese Eventualität. — Man reist ja freilich in Ländern wie diesen nicht wie in Europa, aber so viel sehe ich, daß größer die Gefahren nur für den Feigling sind. Unerschrockenheit und Energie verfehlen auf dies herunter gekommene Volk nicht ihren Eindruck; ich habe es erlebt, daß ein Mensch, der mich erschrecken wollte, nach einem Hieb mit der Reitpeitsche vor mir auf den Knieen lag und meine schmutzigen Stiefel küßte, — und so sind sie alle. Viel werth ist es mir, daß ich täglich mehr merke, wie völlig ergeben mir jetzt meine Leute sind. Poveretti! Rechtlichkeit, Ehrlichkeit, Arbeit für einen Zweck, der nicht Geld ist, — alles das waren Dinge, von denen sie nie etwas geahnt hatten. Ich habe während meiner Reise mit peinlichster Sorgfalt auf Wort und That geachtet und mit gleicher Pünktlichkeit Lohn und Strafe eintreten lassen: „Weißt Du, Giulio," sagte neulich Alberto zu Malaspina, nicht wissend, daß ich es hörte,

„unser Herr hat im Nagel seines kleinen Fingers mehr Rechtlichkeit als wir und unsere Väter zusammen genommen.“ Auch meine Hambas, von Natur nicht viel mehr als Raubgesindel, geben mir nicht mehr Anlaß, zu klagen; auch ihnen kann ich jetzt die Zügel locker lassen, und sie zeigen mir in ihrer Weise ihre Anhänglichkeit. Treiben sie irgendwo eine schöne Granate oder Quitte auf, so bringen sie dieselbe mir, und Abends erzählen sie Wunderdinge den Beduinen und Stadtarabern von dem, was die Prussiens aushalten könnten und wie nicht mit ihnen zu spaßen sei. So habe ich also jetzt nicht mehr viel Noth mit meinen Leuten. Das, was die Reise so trübe macht, sind andere Dinge. — Die Art, wie meist hier gereist wird, ist die: Man reist als Gast des Bey; es sind in Folge dessen sämmtliche Gouverneure, Kalifen und Schichs verpflichtet, Wohnung und Kost zu stellen. Sie leisten es in der Weise, daß sie es mit Gewalt von der durchschnittlich sehr armen Bevölkerung nehmen, und zwar in dreifachem Quantum; oft fordern sie von Dem absichtlich etwas, von dem sie wissen, daß er es augenblicklich nicht liefern kann; erklärt dann der Betreffende das, so wird er ins Gefängniß gesteckt ꝛc. und kann sich nur durch Geld daraus befreien: kurz, der Reisende wird die Quelle zu einem empörenden Erpressungssystem. Ihr werdet begreifen, daß ich das nicht auf mein Gewissen nehmen wollte. — In den Städten kommt Einem sonst der Kalif mit äußerster Zuvorkommenheit entgegen, da er Gelegenheit hat, ein gutes Geschäft zu machen; jetzt, wo er keine Möglichkeit dazu hat, ist es ganz anders. Das Essen ist schlecht, und man muß oft vier bis fünf Stunden warten, und bei der Abreise wird eine Rechnung gemacht, die an Unverschämtheit ihres Gleichen sucht; z. B. brachte mir vorgestern Einer das verwendete Salz in einem Abendbrot mit $^1/_2$ Piaster ($2^1/_4$ Sgr.) auf mein Conto. Es fällt mir selbstverständlich nicht ein, so etwas zu bezahlen, aber es ist sehr unangenehm, des Abends, wenn man müde und durchnäßt ankommt, sich sein bißchen Nahrung und Wärmung mit Zanken und Drohungen zu erzwingen, des Morgens, wenn es drängt, an die Arbeit zu kommen, die Zeit zu verlieren mit dem Herunterseßen der Preise. Ich muß fast jedes Mal drohen, sofort einen Hamba mit der Rechnung an die Regierung nach Tunis zu schicken, ehe andere Saiten aufgezogen werden. In den Tribus der Beduinen steht es anders. Hier besteht das Erpressungssystem nicht, aber sie sind meist arm, und es fällt ihnen in der That schwer, eine Karawane, selbst wenn sie so klein ist wie die meine, zu ernähren. Die Folge davon ist, daß sie sich stets weigern, Einen aufzunehmen, um so mehr, da ich Christ und sie durchweg fanatische Mohammedaner sind. Es dauert eine Weile, ehe unter den leidenschaftlichen Weigerungen Malaspina überhaupt dazu kommt, den Leuten zu sagen, daß ich bezahle, und daß ich nicht Francis, sondern Prussien bin. Es ist sogar vorgekommen, daß sie, so bald sie der Hambas — des Zeichens des mit Geleit des Bey Reisenden — ansichtig wurden, die Flucht ergriffen und erst eingefangen werden mußten. Ist man übrigens aufgenommen — so oder so —, so ist man Gast, und Ihr wißt, was das bei den Mohammedanern heißt; man hat dann nicht mehr zu klagen. Hier fällt der Aerger beim Bezahlen fort; es ist sehr selten, daß der Beduine sich darauf einläßt, Rechnung

zu machen; im Allgemeinen hält er es für schändend, sich vom Gaste zahlen zu lassen. Man macht es so, daß man einem Kinde ungefähr so viel Geld in die Hand drückt oder auf die Stirn klebt, wie das Genommene werth ist. Lassen sie sich auf Rechnung ein, so ist die Geschichte ebenso wie in den Städten. Diesen Verhältnissen gegenüber sind, wenigstens bei meinem Naturell, andere Leiden nicht der Rede werth.

IV.

Mograwa, 24. December.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle." Fast möchte ich den Satz heute auf mich anwenden. Ich erinnere mich noch sehr wohl des Sextaners, der neidisch die Erzählungen der Mitschüler anhörte, wie ihnen zum heiligen Abend Krippen von den Eltern gebaut seien, mit Pferden und Kühen und Hirten. Heute habe ich die Krippe! — Ich bin im Gebirge, in der Achmäda Uled Ajar, in einem kleinen Dörfchen von etwa 400 Seelen, Mograwa genannt. Die Arbeit ist, so gut es ging, gethan, und ich kehre eben heim in die Behausung, die man mir bereitet hat. Draußen ist ein so dichter Nebel, daß man nur fünf Schritt weit sieht, zwischen den Häusern ein Koth, daß man bis über die Waden einsinkt, außerdem ist es so glatt von der Nässe, daß ich bei meinem dreistündigen Herumirren vier Mal hinfiel, — einmal rutschte ich wohl zehn Schritt den Berg herab. — Wie sieht nun der Palast aus, in dem ich den heiligen Abend feiere? Ich entdeckte in diesen Tagen hier im Gebirge Behausungen, offenbar aus urältester Zeit: große rechteckige Nischen sind aus dem Felsen gehauen und oben mit riesigen Steinplatten gedeckt, die auf nicht minder mächtigen Pfeilern ruhen; inwendig fand ich je nach der Größe drei bis sechs Zimmer. Wie viel anspruchsvoller war doch jene Bevölkerung, die vor vielleicht mehr als dreitausend Jahren sich diese Wohnungen schuf, wie viel anspruchsvoller war sie als der Beduine des Jahres 1873! Er nimmt sich nicht die Mühe, Steine zu behauen; wie er sie findet, werden sie in länglichem Rechteck bis zu einer Höhe von etwa $1^1/_2$ Metern auf einander geschichtet, nach innen mit Lehm beworfen und mit Stroh durchknetet und eine weiße Farbe darüber gestrichen. Quer von einer Wand zur anderen werden dann kleine Bäume und Aeste und über sie Lagen von Oleander, Stroh und Erde gelegt, — das Haus ist fertig! Licht fällt durch die winzige Oeffnung, die als Thür dient, ein; es reicht aber nur auf eine kurze Strecke; die Enden links und rechts sind völlig dunkel. In ihnen ist eine Erhöhung von Erde aufgeworfen, mit Stöcken und Steinen befestigt; über sie werden Halfamatten gebreitet; es sind das die Betten. Gegen vereinzelte Regengüsse bieten diese Häuser genügenden Schutz; in einem so niederschlagreichen Jahre aber wie dieses entsteht schnell ein äußerst widerwärtiger Zustand. Es gelingt dann dem Wasser bald hier, bald da, durch das Dach zu sickern; ist aber erst eine Oeffnung gefunden, so vergrößert sie sich rasch, große Klumpen Erde stürzen herab, der Fußboden des inneren Hauses selbst wird ganz aufgeweicht, und bald ist man im Hause nicht viel besser situirt als draußen. —

Die Arbeit, die ich bisher mit Begeisterung gethan, — hier mußte ich meine ganze Energie zusammennehmen, um sie nicht ungethan zu lassen, und manches Mal entlockte mir ein neuer Fund, den ich machte, einen Seufzer. Man erträgt Regen und Unwetter leicht auf dem Marsche, aber es ist schwer, Stunden lang ruhig im tiefen Koth vor schwierigen Inschriften zu hocken oder zu liegen, wo die erkalteten Finger kaum den Spaten zu führen vermögen und der Regen das Geschriebene wieder fortwischt. Für gewöhnlich, wenn wir in solchem Hause, wie ich es eben schilderte, übernachten, ist nun die Ordnung die, daß ich die Erhöhung rechts in Beschlag nehme: ganz im Fond wird mein Feldbett aufgestellt, davor die beiden Cantinen; ist sie breit genug, so legt sich vor die Cantine Malaspina; die Erhöhung links nehmen die beiden Hambas; der lange Raum, der dazwischen liegt, wird theils von den Sätteln eingenommen, zwischen denen Alberto liegt, theils von den stets anwesenden Dorfbewohnern. Vor dem Hause werden in einer Reihe, an den Vorderfüßen gefesselt, die Thiere aufgestellt. Heute hat eine kleine Modification eintreten müssen; ich bin noch nicht gewöhnt an den Anblick der vor Frost und Nässe zitternden Thiere. Als ich gegen Abend heimkehrte von der Arbeit und sie so stehen sah, ergriff mich tiefes Mitleid, und ich befahl, da es ein anderes Asyl nicht gab, sie unter unser Dach zu führen. — Jetzt macht Euch das Bild: Ich sitze auf meinem Bett, bei einem Lichte schreibend; über mir ist mein Gummimantel gespannt, um mich so lange als möglich vor den an verschiedenen Stellen durch das Dach sickernden Tropfen zu schützen. Vor mir, jenseits der Cantine, liegt, die Cigarette rauchend, Malaspina; es folgt auf ebener Erde die zweiflüglige Sattelburg, in deren Mitte ein Gang ist, den Alberto in der Nacht einnimmt; dann die drei schrotenden Thiere. Viel weiter sehe ich nicht, nämlich Alles nicht, was jenseits der Thür ist. Es bemüht sich dort Alberto in einem dichten Knäuel Araber und von ihnen unterstützt, ein Feuer anzufachen, aber das nasse Holz schwält nur und füllt den Raum mit dickem Qualm; wir wollten uns Kaffee kochen. Von jenseits höre ich nur die Discantstimme Si-Salas, des sogenannten Officiers, der sich eifrig mit den Notabeln unterhält; der andere Hamba, Ali genannt, schläft ohne Zweifel, wie immer, wenn er nicht ißt. Eben flackert das Feuer auf, allgemeines „Zaché!“ Bald werden wir Kaffee haben, und ich werde heute auch den Dörflern zur Feier des Tages diesen ihnen höchst seltenen Genuß bereiten. Von meinen Leuten, die nicht ahnen, daß Weihnachten ist, denn sie sind längst im Datum verkommen, soll Jeder ein Rottel (3/4 Pfund) Tabak haben. Freilich verdient es eigentlich nur Malaspina. Die Uebrigen machen mir jetzt mehr Aerger als früher. Mittlerweile ist der Kaffee fertig; eben brachte Alberto mir die erste Tasse, und als ich ihn nun bleiben und die Hambas kommen ließ, dann Jedem seinen Tabak einhändigte, ward mir fast weihnachtlich zu Muthe, und die lauteste Freude brach aus, als ich erklärte, heute gäbe es Kaffee, so viel man wolle, und so weit das Feuer reiche. Hätte ich Jedem das Fünffache an Geld gegeben, es hätte nicht so gewirkt; man kann ja hier für Geld nur die einfachen Lebensmittel haben; Kaffee, Tabak und dergleichen findet sich zum Kauf nur in den fünf oder sechs größeren Städten der Regentschaft. — Aber auch mir sollte

noch eine Ueberraschung werden: Erst brachten die Dörfler ein mächtiges Kuskussu, in dessen Mitte ein großes Stück Butter und dicht mit Datteln und Rosinen belegt. Während ich aß, räumte Alberto eifrig die Sättel auf einander; als ich beendigt, tauchte er hinter ihnen auf und rief frohlockend: „Venga, Signore!“ Sparsam, wie er war, pflegte er jedes Stümpfchen Licht, das ich übrig ließ, an sich zu nehmen und für den Nothfall zu verwahren; jetzt hatte er sie alle in einem Kreise um eine schöne Granate aufgestellt und angezündet. Die Granate war sein Geschenk. Er kannte aus meinen Erzählungen die deutsche Art, Weihnachten zu feiern.

Bis jetzt habe ich noch unerschütterlich meine Reiseroute festgehalten, aber ich fürchte doch, daß es fernerhin nicht möglich sein wird. Der Rath, der mir gegeben ist, nicht im Sommer, sondern im Winter diese Reise zu machen, wäre für Algier unzweifelhaft richtig; denn da hat die französische Herrschaft feste Straßen und Brücken über die Flüsse geschaffen. Für Tunis ist er nur für den gut, der viel Zeit hat; hier herrschen überall frei und ungebändigt die Elemente, und sie zu bezwingen, reicht auch der ernsteste Wille und die strengste Energie nicht aus. Seit dem 26. November haben wir hier nur drei schöne, regenlose Tage gehabt; sonst haben wir meist die Sonne überhaupt nicht oder nur für Momente gesehen. Solche Tage aber sind allerdings köstlich schön; da weitet sich das Herz in Frühlingsstimmung, Alles ist grün geworden, und man denkt wirklich, man ist im Wonnemonat, wenn man durch die Gefilde reitet.

Henschir Midid, 28. December.

Als ich die letzten Zeilen schrieb, war ich auf ewigen Regen gefaßt. Ihr mögt mein frohes Gesicht Euch vorstellen, als ich am nächsten Morgen aufwachte und durch das Eingangsloch unseres Stalles wolkenlosen Himmel sah. Seitdem liegen drei Tage herrlichen Wetters hinter mir, meine Leute sind wieder guter Dinge, ich habe ein Stück äußerst schwierigen Weges zurückgelegt und viele neue Inschriften gefunden. Gott gebe, daß das Wetter nun wenigstens noch acht Tage gut bleibt, d. h. die Zeit, in der ich durch den Dj. Kissera und Uslät auf Kairuan steure. Die klaren Tage im Winter sind hier köstlich; die Erde ist weit und breit mit saftigem Grün bedeckt, die Luft leicht und klar; es ist eine Lust, zu athmen. Mir war ganz heimathlich zu Muthe, als ich heute nach beendetem Tagewerk auf den Ruinen einer altchristlichen Basilika saß und die Sonne hinter den Bergen im Westen sinken sah. Kein Lüftchen regte sich, und wie ruhten sie so sicher auf breitem Fuß, die Gebirge rings um mich her! Keine Menschenseele weit und breit, nur Schwärme von Staaren, Kiebitzen und Raben rauschten über mir weg, ihre nächtlichen Ruheplätze suchend. Eine Bachstelze setzte sich dicht vor mir nieder, wippte mit dem Schwanz, drehte den Kopf hin und her, erstaunt meine Erscheinung in diesem Lande der Weißmäntel betrachtend. Werde ich mit ihr über das Meer ziehen, wenn der Sommer kommt?

Kissera, 30. December.

Ich machte gestern noch von Midid aus eine Tour nach einem Dugga genannten Ruinenfelde und trat dann Mittags meinen Weg nach Westen an. Ich wollte in einem Duar in der Nähe eines Henschirs, Gasr bu Fatha genannt, übernachten, unterwegs aber überfiel uns gegen 3 Uhr ein so dichter Nebel und Regen, daß wir nicht zehn Schritt weit sahen. Es wurde Abend, und wir sahen noch immer keine Aussicht für ein Nachtlager; vergeblich durchstreiften meine Hambas rechts und links die Gefilde, — nirgends Spuren von Menschen. Ich ließ streng Richtung halten auf das gesuchte Ruinenfeld, in dessen Nähe Beduinenzelte sein sollten; heute sahen wir, daß wir etwa fünfzehn Minuten rechts passirt waren; endlich in Stockfinsterniß hörten wir über uns Hundegebell und kletterten nun auf halsbrechendem Wege in dieser Richtung bergauf. Es waren zwei arme Beduinenfamilien, auf die wir stießen; sie ergriffen die Flucht vor uns, und wir nahmen von einem ihrer Zelte Besitz; erst nach einer Stunde erschienen sie nach und nach, und es begann das bekannte Schreien und Kreischen. Schließlich aber wurden wir gut Freund, und sie gaben uns, was sie hatten, d. h. heißen Brei aus Korn und Wasser (etwas Gerste für unsere Pferde hatten wir noch) und als Zugabe — Ungeziefer in die Wäsche. Ich hatte mich glücklich davon befreit und war diesen Morgen recht mißgestimmt, daß ich diese üblen Gäste wieder acquirirt ohne Aussicht, sie vor Kairuan los zu werden. Da finden wir nun unerwartet hier im Gebirge ein sehr wohlhabendes Dorf mit gastfreier Bevölkerung. Alles Verdächtige liegt jetzt schon im siedenden Wasser.

31. December.

Und nun noch einen Gruß im alten Jahre. Morgen in aller Frühe verlasse ich diesen prächtig auf dem Südabhang des Kissera gelegenen Ort und ziehe weiter. Es ist auch hier nicht vergeblich gewesen, daß ich kam: ich habe schöne Denkmäler gefunden; eins mit dem antiken Namen des Ortes und — was besonderes Interesse hat — ein Stück Messe auf Stein, nämlich das gloria in excelsis deo et in terra pax.

Duar in den Vorhöhen des Djebel es Serdsch, 4. Januar.

Der Brief hat den Charakter des febris intermittens, aber was thut's? Ich werde ihn so fortsetzen, bis ich ihn abschicken kann. Jetzt schreibe ich, auf meinem zusammengeschlagenen, fast ganz durchnäßten Bett sitzend, im Regenmantel, das Papier durch den aufgehobenen Cantinendeckel schützend. Es geht mir sehr trübe. Schon auf dem Wege von Kissera am 1. Januar bezog sich der Himmel, und bald waren wir wieder in den nur zu bekannten Nebelregen gehüllt. Ich suchte ein Henschir Chima genanntes Ruinenfeld auf, das fünf Stunden östlich von Kissera am Fuße eines Bergrückens, der Kissera und es Serdsch verbindet, vor einer weiten, wüsten Ebene, B'hairet esch Schichich, liegt. Wir hofften, einen Duar in der Nähe zu finden; statt dessen liegt der nächste zwei Stunden weit äußerst schwierigen Weges im Gebirge. So konnte ich am 1. Januar nur noch einen flüchtigen Blick auf das neue Arbeitsfeld werfen und mußte die Untersuchung auf den nächsten Tag ver-

schieben. In der Nacht zum Zweiten hat nun ein ganz tolles Wetter begonnen. An Stelle des feinen ist ein ununterbrochener, dicker Regen getreten, verbunden mit einem kalten Nordwest-Sturm, der in der Nacht das Thermometer auf 5 Grad sinken ließ. Nichtsdestoweniger war ich am 2. Januar bereits um 9 Uhr in den Ruinen und suchte, so gut es ging, mit Malaspina; Pferde und Hamba flüchteten sich in einen nahen Marabut (Kapelle eines Heiligen). Wir kamen in einem solchen Zustande zurück, daß ich es nicht übers Herz brachte, den Alten — ich meine Malaspina — gestern wieder mitzuschleppen; ich ging allein mit dem zweiten Hamba, der Tags vorher Ruhe gehabt hatte. Ich beendete meine Arbeit, die mir über dreißig neue Inschriften lieferte; in welcher Stimmung, mögt Ihr daraus sehen, daß mir jeder Fund einen Seufzer abpreßte; ich mußte meine ganze Kraft zusammennehmen, um meine Pflicht zu thun. Unsere Soldaten im Kriege haben wohl Aehnliches gelitten; aber es ist doch ein Unterschied, den ich schmerzlich empfinde, — sie hatten Kameraden. In Gesellschaft erträgt man eben Alles; ich aber bin allein, umgeben von Leuten, die mir wohl in ihrer Weise ergeben sind, denen aber auch in der Noth der Gegenwart der letzte Rest von Laune abhanden gekommen ist.

6. Januar früh.

Ich mußte hier aufhören zu schreiben, es ergoß sich plötzlich ein kalter Strom in meinen Nacken. Das Wasser begann durch das Dach zu dringen, und bald gab es im ganzen Hause kein trocknes Fleckchen mehr. Selbst durch meine verpichten Cantinen ist das nasse Element gedrungen und hat mir einen Theil meiner Abklatsche ruinirt — einen Theil von den wenigen, die ich bei dem ewigen Regen auf dieser Reise machen konnte. Es ist dies das einzige Mal auf der Reise bisher, daß ich tief verstimmt war. Selbst triefend warf ich mich auf das durchweichte Feldbett, und ließ den Himmel weiter auf mich regnen. Ich hatte mich kaum einmal erhoben, als am folgenden Nachmittag der Schich, bei dem wir wohnten, zu mir kam und sagte, das Wetter werde sich bessern, der Himmel lichte sich. Schon während der ganzen Nacht und des Morgens hatte ein eisiger Nordwest geweht; jetzt wurde er immer heftiger, und bald wüthete ein Sturm, der schnell die Wolken verjagte. Wir hatten sternklaren Himmel. Ich ließ mir eine Streu von Stroh auf meinem Bett machen; die Leute machten vor mir ein mächtiges Feuer aus Olivenholz und haben die ganze Nacht durch ihre und meine Sachen getrocknet. Noch ist es nicht Tag; ob wir heute aufbrechen können, wissen wir nicht; es hängt das vom Flusse ab, der bis jetzt noch unheimlich braust. Ist es möglich, so geht es weiter, denn unser nächster Aufenthalt soll besser sein; namentlich soll sich dort ein Stall für die Thiere finden, — sie sind ja immer die erste Sorge. Noch ein paar solche Nächte wie die letzten drei, und wer weiß, wieviel ich von hier mitnähme! Nicht genug wundern kann man sich, wie der Beduine alle diese Unbill des Klimas aushält. Sie liegen da in Nässe und Regen, die Männer mit demselben Wollmantel, die Weiber und Kinder mit demselben dünnen, blauen Hemde bekleidet, das sie im glühenden Sommer tragen. Aber man muß

sagen: leider vertragen sie es. Denn diese Zähigkeit ihrer Naturen, verbunden mit der Anspruchslosigkeit ihres Gaumens und dem blinden Fatalismus, den ihnen ihre Religion eingepflanzt hat, sind die Ursachen, daß Jahrtausende spurlos an ihnen vorüber gehen. Sie sind heute nicht einen Schritt weiter, als sie zu Mohammed's Zeiten und ein Jahrtausend vor diesem waren. Noch heute wird das Korn im Inneren durchweg mit der primären Handmühle gemahlen, werden die Oliven in der ursprünglichsten Weise zwischen zwei Steinen ausgepreßt, wird das Stroh zu Häcksel geschnitten mit einem Brett, in welches spitze Steine eingepreßt sind, besteht das ganze Hausgeräth aus einigen großen, hölzernen Näpfen und Thongeschirren, die man sich meist selbst nach Bedarf verfertigt, und nicht jedes Zelt oder Haus hat ein Messer; mein einfaches Faschinenmesser ist fast noch mehr als die Gewehre Gegenstand der Bewunderung. Aber es fängt an zu tagen; ich will den Fluß hinauf reiten und sehen, ob Aussicht auf Passage ist.

Lälä Djebel Trozza, 8. Januar.

Ihr seht, ich bin glücklich hierher gekommen; morgen früh geht es nach Kairuan. Ich überflog das eben Geschriebene und war in Versuchung, dasselbe für mich zu behalten und Euch einen kürzeren Brief zu schreiben, weniger von dem Schweren, was durchzumachen war, erzählend. Aber er mag so gehen, wie er in den jeweiligen Stimmungen geschrieben ist. Ich ziehe weiter nach Susa, der, wie man sagt, angenehmsten Stadt der Regentschaft und mache dort einen Halt von einer Woche, dessen meine armen Thiere dringend bedürfen. Sie haben seit Wochen in diesen kalten und nassen Zeiten keinen Stall gesehen und schwere Arbeit gehabt. Mein und Malaspina's Pferd sind durchgeritten, wo der Sattel aufliegt, und ebenso hat meine treffliche Mula eine breite Wunde. Das Wetter ist seit dem 6. Januar erträglich. Wir haben fortwährend heftigen Nord- und Nordwestwind, der es zum Regnen nicht kommen läßt. Nur macht er empfindlich kalt. Bei Tage haben wir acht Grad Réaumur, bei Nacht zwei und drei; heute früh hatte es gereift.

Kairuan, 9. Januar.

Von heute früh 7 bis Nachmittag um 5 Uhr bin ich nicht vom Pferde gestiegen, und auf diese Weise schon heute Abend in Kairuan angekommen. Es war ein köstlicher, wind- und wolkenloser, warmer Tag, wie wir sie nur im September haben; das Beste aber war unsere Aufnahme hier. Der General des Djerids hält hier seine Residenz und kam uns, begleitet von vier Honoratioren der Stadt, eine halbe Stunde entgegen geritten. Er ist ein Mann, der mehrmals in Europa gewesen und auch ein wenig Französisch und Italienisch spricht. Er nahm mich in seinem stattlichen Hause auf. Ich hatte einen großen Saal zu meiner Verfügung, dessen mit bunten Fließen gepflasterter Fußboden mit Halfadecken und darüber mit köstlichen Teppichen bedeckt war, wie sie im Djerid verfertigt werden. Nach der Straße blickten drei hohe, mit dichten Gittern aus Eisenstäben verschlossene Fenster, hinter denen nach innen noch hölzerne Läden waren, durch welche man sich vor der kalten Nachtluft schützen konnte. Gerade gegenüber im Fond eine durch gelb-

seidene Vorhänge geschlossene quadratische Nische mit sauberem Bett; die geweißten Wände waren mit zarten Gardinen bedeckt, rings herum liefen Polster, der Thür gegenüber standen zwei hohe Spiegel. Eigenthümlich wirkte in diesem eleganten Raum Alles, was von Malerei vorhanden war. Der Anstrich der hölzernen Einfassung der Bettnische und der Thür, welche von innen, wie unsere Hofthore, durch ein paar mächtige eiserne Stangen geschlossen wurde, ließ an Buntheit und Roheit nichts zu wünschen übrig. Am merkwürdigsten aber nahmen sich die Möbel aus, mit denen er geschmückt war. Sie bestanden aus einem äußerst fragilen alten Mahagonitisch, ein paar roth angestrichenen Holzstühlen und einem verstimmten Leierkasten. Daß mir der General diesen seinen Prachtraum überließ, gab mir von vornherein einen hohen Begriff seiner gastfreien Gesinnung; aber daß er es gethan, begriff ich kaum noch, als ich nun seit anderthalb Monaten zum ersten Mal wieder vor einem Spiegel stand und mein verwildertes Bild betrachtete. Nach zwei Stunden war ein Abendessen von zehn Gerichten vor mir, alle gut bereitet; der Hausherr selbst bediente dabei nach arabischem Brauche.

Von dem Fanatismus der Bevölkerung habe ich in der heiligen Stadt wenig bemerkt; es wird wohl viel Fabel sein, vielleicht aber schützte mich auch die Begleitung, unter der ich einzog. Man hört ja wohl hier öfter als anderswo das „Christenhund" und ähnliche Aeußerungen herzlicher Sympathie, aber ich bin doch überall ungezwungen herum gewandelt. Nur die Beherbergung von Juden und Christen ist noch jetzt ebenso streng ausgeschlossen als ehedem. — Ihr seht, es kommen jetzt andere Tage als die vergangenen; von Susa aus schreibe ich wieder. Lebt wohl!

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

War Heine französischer Bürger?

Von

Ernst Elster.

[Nachdruck untersagt.]

Die von Heinrich von Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte" (Bd. V, S. 379 und 764 ff., Leipzig 1895) aufgestellte Behauptung, daß Heinrich Heine um das Jahr 1843 das französische Bürgerrecht erworben habe, ist seiner Zeit mit ebenso viel Beifall wie Widerspruch aufgenommen worden. Handelte es sich doch hierbei um eine Angelegenheit, die für die Beurtheilung von Heine's Charakter entscheidende Bedeutung besitzt. Nicht nur deshalb, weil es eines deutschen Dichters unwürdig erscheint, die officielle Zugehörigkeit zum Vaterlande zu lösen, sondern vor Allem auch deshalb, weil Treitschke's Darstellung in schroffem Widerspruch zu Heine's Versicherung stand, daß er zwar vorbereitende Schritte gethan, um „nöthigsten Falls die Rechte der Naturalisation ohne Zögerniß zu erlangen", daß er jedoch „immer eine unheimliche Scheu vor dem definitiven Act" gehabt habe (Werke, Bd. VI, S. 388 ff.). Nach Treitschke's Darlegung schien also Heine mit zwiefachem Makel behaftet: dem der vaterlandslosen Gesinnung und dem der groben Lüge. Treitschke selbst wußte recht wohl, wie bedeutend der Vorwurf war, den er erhob, und er kannte Heine's ausdrücklichen Einspruch gegen die, wie es schien, doch durch bündige Beweise erhärtete Behauptung. „Wie viel das Wort Heine's gelten soll?" so schrieb er mit Bezug hierauf, „darüber mag Jeder nach seiner Empfindung entscheiden. Meinerseits glaube ich: die Versicherung Heine's, daß er niemals Franzose geworden sei, hat für die historische Wissenschaft genau denselben Werth wie seine ebenso inbrünstige Betheuerung, daß er ‚wegen seiner Liebe zu Deutschland dreißig Jahre im Exile verlebt' hätte." Da schließlich Treitschke selbst auf das subjective Kriterium der Glaubwürdigkeit hingewiesen hatte, so kam es dahin, daß sich der leidenschaftliche Eifer des Parteigeistes in diese Sache einmischte und die ungeschickte Frage gestellt wurde, ob Treitschke oder Heine die größere Glaubwürdigkeit beizumessen sei — eine Alternative, die für jeden nach Objectivität strebenden Beurtheiler zu Gunsten der geschlossenen, mächtigen Persönlichkeit des großen Historikers beantwortet werden müßte. Die Gründe der Gegner wurden zuletzt kaum

mehr beachtet. Auf eine Darlegung des bekannten Heine-Forschers Dr. Gustav Karpeles, der Treitschke's Urtheil durch „fanatischen Haß" getrübt hielt, richtete sich ein Anonymus (Dr. W. P.) in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 27. Juli 1900 und schloß seine, wie es scheint, mit Beifall aufgenommene Philippika folgendermaßen: „Wenn Treitschke nun den Standpunkt vertritt, daß diese Versicherung Heine's für die ‚historische Wissenschaft' keinen Werth habe, so ist dies sein gutes Recht, und wenn Karpeles es der allgemeinen Empfindung anheim stellt, ob das noch ‚historische Wissenschaft' sei, wenn Treitschke einfach erkläre, er glaube Heine's Versicherung nicht, so möchte ich fragen, ob das ‚literarhistorische Wissenschaft' ist, einem Gegner, zumal einem todten, ‚ohne den Schatten eines Beweises', Unwahrheit und fanatischen Haß vorzuwerfen."

In der That schien Treitschke's Urtheil wohl begründet. Historiker von eindringendem Urtheil, die ihm sonst keineswegs ohne Weiteres zu folgen pflegten, stimmten ihm in diesem Punkte bei. Und neuerdings ist ihm auch unter den Heine-Forschern ein Eideshelfer erstanden, der seine Beweisführung durch weitere Belege zu stützen versuchte. Herr Oberlehrer J. Nassen in Jülich hat in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", Nr. 106, vom 9. Mai 1902, einen Aufsatz veröffentlicht unter dem Titel „Hat Heinrich Heine sich in Frankreich naturalisiren lassen?", der in weiteren Kreisen scheint Beachtung gefunden zu haben. Wer die Arbeiten des Herrn Nassen verfolgt hat, wird nun freilich durch diesen Artikel zunächst sonderbar berührt. Nassen gibt sich hier für einen entschiedenen Gegner Heine's aus, während er in mehreren früheren Schriften sehr viel Wärme für den Dichter an den Tag gelegt und viel nützliches kleines Material zu seiner Beurtheilung zusammen getragen hat. Der Eifer, mit dem er an den entlegensten Orten auf neue Notizen fahndet, verdient den Dank der Forscher; dagegen wird man über die Verwerthung dieses Materials und das Urtheil des Verfassers oft anders denken dürfen. Auch sein neuer Artikel verräth seine Eigenart. Nach einer genaueren Darlegung der Frage, um die es sich handelt, kommt Nassen auf Heine's Glaubwürdigkeit zu sprechen und führt eine Reihe von Belegen dafür an, daß diese sehr zweifelhaft gewesen sei. Dann bringt er ein neues Document vor, welches Heine's Naturalisirung erweise. Strodtmann hatte nämlich behauptet, der preußische Gesandte in Paris habe im October 1843, als Heine nach Hamburg reisen wollte, ihm den Paß für den Weg über Aachen und Köln nicht visiren wollen . . . eine Behauptung, die Strodtmann nach Nassen's annehmbarer Vermuthung aus einer Notiz der „Kölnischen Zeitung" vom 30. October 1843 geschöpft hatte. Nun hat aber eben dieses Blatt am 12. November desselben Jahres folgende Berichtigung gebracht:

> Man schreibt aus Paris: Herrn Heine ist keineswegs das Visa seines Passes bei der hiesigen preußischen Gesandtschaft verweigert worden, indem derselbe mit einem französischen Passe und ohne alle Noth unter angenommenem Namen reiste. Herr Heine ist nämlich gar nicht mehr preußischer Unterthan, da er bei der französischen Regierung seine Naturalisation erlangt hat und bereits hier die bürgerlichen Rechte genießt.

Nassen schreibt dazu: „Heine's Naturalisirung, die in Frankreich, wie es scheint, nie angezweifelt worden ist, scheint also wirklich stattgefunden zu haben". Ein solcher Beweis, der sich nur auf eine Zeitungsnotiz stützt, wird nun freilich weder bei den Freunden noch bei den Feinden des Dichters großen Eindruck machen. Da aber Nassen so manches früher mit Beifall Aufgenommene wiederholt und nachdrücklich vertheidigt hat, so scheint es mir an der Zeit, über eine Sache nicht länger zu schweigen, zu deren Aufklärung ich bereits vor längerer Zeit wichtiges Material gewonnen habe.

Zunächst habe ich es für wünschenswerth gehalten, die von Treitschke zum ersten Male benutzten Actenstücke selbst einzusehen, und durch das gütige Entgegenkommen der Verwaltung der königlichen Staatsarchive in Berlin bin ich in den Besitz von Abschriften der vier in Betracht kommenden Schriftstücke gelangt. Das erste, vom französischen Gesandten in Berlin, Grafen Bresson, an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherrn von Bülow, gerichtet, datirt vom 22. November 1842, hat folgenden Wortlaut:

Berlin le 22 Novembre 1842.

Legation de France
en Prusse.

Monsieur le Baron,

Monsieur Heine, homme de lettres, né à Dusseldorf sollicite son admission à domicile en France.

Cet étranger paraissant avoir été expulsé du Royaume de Prusse, il y a environ dix ans, Mr. le Garde des Sceaux désire, avant d'accueillir la demande qui lui est adressée, connaître le motif de cette expulsion, savoir quelle est la position du Sr Heine vis-à-vis le Gouvernement Prussien et quelles seraient les conséquences de la naturalisation qui lui serait accordée en France.

Je prie Votre Excellence de vouloir bien me mettre à même de satisfaire à cette demande.

Veuillez agréer l'assurance de la très-haute considération avec laquelle
j'ai l'honneur d'être
Monsieur le Baron
de Votre Excellence
le très-humble et très-obéissant serviteur
(gez.) Bresson

A Son Excellence
Monsr. le Baron de Bulow
etc. etc. etc.

Dieses Schreiben veranlaßte den Freiherrn von Bülow unter dem 30. November 1842 den Minister des Inneren, Grafen von Arnim, um genauere Auskunft über Heine zu bitten. Die Antwort Arnim's vom 9. Januar 1843 ist immerhin interessant genug, um hier vollständig wieder gegeben zu werden:

Eurer Excellenz erwiedere ich auf das gefällige Schreiben vom 30. November prt. ganz ergebenst, daß darüber, ob der Schriftsteller Heinrich Heine jemals wirkliche Unterthanenrechte im diesseitigen Staate gehabt habe, hier augenblicklich keine ganz sichere Notizen vorliegen. Derselbe ist 1797 zu Düsseldorf geboren und hat in Bonn, Berlin und Göttingen — an welchem letzteren Orte er die juristische Doctorwürde erhielt — studirt. Seitdem hat er sich abwechselnd in Hamburg, Berlin, Memel und Paris aufgehalten. Gegen seine Person sind diesseits keine Maßregeln

ergriffen worden. Wohl aber ist mittelst der abschriftlich in Eurer Excellenz Acten befindlichen Verfügung vom 11. December 1835, abgesehen von Verboten seiner früheren Schriften, eine Untersagung des Debits mit allen seinen künftigen Erzeugnissen ausgesprochen worden, sofern dieselben, nach dem weiteren Erlasse vom 16. Februar 1836, ohne diesseitige Censur außerhalb der preußischen Staaten erscheinen. Zu einer Zurücknahme dieser, auch gegen andere Schriftsteller des jungen Deutschlands angeordneten, in Bezug auf dieselben aber mitigirten oder aufgehobenen Maßregel ist bis jetzt kein Anlaß dargeboten worden, da der p. Heine sich schon längere Zeit hindurch in Frankreich aufhält, ohne die diesseitige Vermittelung für eine Zurücknahme der bezüglichen Anordnung in Anspruch zu nehmen.

Seiner Naturalisation in Frankreich steht preußischerseits kein Bedenken entgegen. Die Realisirung derselben würde ihn dem diesseitigen Gouvernement gegenüber lediglich in die Stellung eines französischen Unterthanen versetzen. Die wider seine literarischen Producte bestehenden Maßregeln würden aber allerdings nicht eher aufgehoben werden können, als bis zu seinen Gunsten eine Abänderung der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 28. Februar v. J., deren Bedingungen, so lange er in Frankreich domicilirt, auf ihn nicht Anwendung finden, herbei geführt wird, was von Amts wegen nachzusuchen, keine Veranlassung vorliegt.

Eurer Excellenz erleuchtetem Ermessen stelle ich ganz ergebenst anheim, wiefern Hochdieselben von vorstehenden Bemerkungen bei der Beantwortung des Schreibens des Königl. Französischen Gesandten vom 22. November pr. Gebrauch machen wollen.

Berlin, den 9. Januar 1843. (gez.) Arnim.

An
des Königlichen Wirklichen Geheimen Staats- und
Ministers der auswärtigen Angelegenheiten
Herrn Freiherrn von Bülow
Excellenz.

Auf dieses Schreiben hin ließ dann der Minister des Auswärtigen am 17. Februar 1843 dem Grafen Bresson in französischer Sprache eine Antwort zugehen, die in ihren wesentlichen Theilen nur aus einer Uebersetzung von Arnim's Mittheilungen besteht.

Es mag in Parenthese bemerkt werden, daß die Angabe, Heine sei 1797 in Düsseldorf geboren, den neuerdings für dieses Datum (früher nahm man 1799 an) geführten Beweis bestätigt[1]). Anderseits ist die Auskunft, Heine habe sich außer in Hamburg, Berlin und Paris auch in Memel aufgehalten, irrig: „Memel" ist durch ein Schreibversehen für „München" eingesetzt worden. Ferner ist zu bemerken, daß die gegen Heine's Schriften erlassenen Verbote von keiner Bedeutung mehr waren, da der Verlag von Hoffmann & Campe, wie schon Treitschke bemerkt hat, nach dem Hamburger Brande durch königlichen Gnadenerlaß wieder frei gegeben worden war.

Die Frage nach Heine's Staatsangehörigkeit ist bereits von Treitschke mit einer anderen eng verknüpft worden, mit der sie doch nicht unlöslich zusammenhängt: ob sich nämlich Heine mit Recht als politischen Flüchtling bezeichnet habe, ob er deshalb ausgewandert sei, weil er Verfolgung von den preußischen Behörden zu befürchten hatte. Treitschke leugnet dies, seine Gegner

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1897, Bd. LXXXXIII, S. 451: „Wann ist Heinrich Heine geboren?" Von Hermann Hüffer.

weisen mit Entrüstung über solche Ableugnung auf die gedruckt vorliegenden Steckbriefe hin, die alljährlich erneuert wurden und an Deutschlands Grenzen sehnsüchtig und liebevoll des Dichters harrten. Aber man thut Treitschke Unrecht. Er schreibt (Bd. V, S. 765 seiner „Deutschen Geschichte"): „Nachher änderte sich die Lage etwas, als seine ‚Zeitgedichte' erschienen, deren unfläthige Majestätsbeleidigungen in einem monarchischen Staate unmöglich straflos bleiben konnten." Mit jenen Steckbriefen kann man gar nichts gegen Treitschke beweisen, da sie erst nach dem Erscheinen der „Zeitgedichte" (1844) erlassen wurden. Die Frage ist vielmehr die: ob Heine 1831 aus seinem Vaterland deshalb scheiden mußte, weil er objectiven Grund hatte, Behelligungen von der preußischen Polizei zu befürchten — und diese Frage erheischt ein unbedingtes Nein zur Antwort. Wenn sich die Behörden eines Staates unter einander verständigen, so ist doch gewiß die rücksichtsloseste Offenheit ihrer Angaben vorauszusetzen; hier aber schreibt der preußische Minister des Inneren an den preußischen Minister des Aeußeren: „Gegen seine (Heine's) Person sind diesseits keine Maßregeln ergriffen worden" — das ist ein Wort, an dem sich nicht rütteln läßt. Und daher meine ich, müssen wir Treitschke zustimmen, wenn er sagt: Heine ist nicht in die Verbannung gezogen, auch nicht in die „freiwillige"; die Geschichte von dem „Flüchtling" Heine ist ein Märchen. Die andere Frage, ob Heine das französische Bürgerrecht erworben habe, hängt aber hiermit nur locker zusammen.

Dagegen möchte ich eine andere Behauptung Treitschke's, das Auswärtige Amt habe in „trockenem, geringschätzigem" Tone erwidert, von Amts wegen wisse man gar nicht, ob Heine noch preußischer Unterthan sei, ernstlich in Zweifel ziehen; ich wenigstens kann den geringschätzigen Ton nicht heraus hören; es heißt dort wörtlich: „Eurer Excellenz erwidere ich . . . ganz ergebenst, daß darüber, ob der Schriftsteller Heinrich Heine jemals wirkliche Unterthanenrechte im diesseitigen Staate gehabt habe, hier augenblicklich keine ganz sicheren Notizen vorliegen" — was ist daran geringschätzig? Und in der That ist es wahrscheinlich, daß Heine überhaupt nicht preußischer Unterthan gewesen ist. Bei der Erörterung, die vor einigen Jahren von Hüffer geführt wurde, weshalb Heine bei gewissen Gelegenheiten statt des richtigen Geburtsdatums 1797 vielmehr das Jahr 1799 angegeben habe, wurde als maßgebender Grund ermittelt: daß ihm diese Fälschung dazu dienen sollte, sich 1816 ohne Weiterungen der preußischen Militärpflicht zu entziehen[1]). Wie vielen rheinischen Jünglingen jener Zeit erschien auch Heine die im Jahre zuvor von Preußen eingeführte allgemeine Wehrpflicht als eine unerfreuliche Last, die man um so lieber abschüttelte, als man den neuen preußischen Herren mit Abneigung und Mißtrauen gegenüber stand. Die es konnten, erwogen daher die Auswanderung in einen anderen deutschen Staat, wo es dergleichen Einschränkung der persönlichen Freiheit nicht gab. So auch Heine. Aber der Ausführung standen damals gewisse Schwierigkeiten entgegen: wer bereits das siebzehnte Jahr vollendet hatte, erhielt nur selten und mit Mühe den

[1]) Hüffer a. a. O., S. 455.

unerläßlichen Auswanderungsschein ausgestellt. Deshalb entschloß sich Heine, als er sich um diesen bewarb, sein Geburtsdatum zu fälschen: er machte sich um zwei Jahre jünger und gab an, daß er am 13. December 1799 geboren sei, was ihn jedoch nicht hinderte, im Laufe der nächsten Jahre bei anderen (nicht officiellen) Anlässen immer das richtige Jahr 1797 zu nennen. Doch dies nebenbei. Genug, Heine wanderte aus dem neupreußischen Düsseldorf aus und wurde bald darauf hamburgischer Staatsangehöriger. Im Jahre 1827 wurde ihm in London ein Paß vom hanseatischen und nicht vom preußischen Consul ausgestellt: Beweis genug, daß er nicht preußischer Unterthan war. Der französische Gesandte in Berlin, Graf Bresson, fragte gleichwohl bei den preußischen Behörden an, da Heine in einer Stadt geboren war, die seit 1815 zur preußischen Monarchie gehörte.

Indessen diese Frage ist von nebensächlicher Bedeutung; klar ist, daß Heine seine admission à domicile in Frankreich betrieben hat. „Ist diese Naturalisation dann wirklich erfolgt?" so fragt Heinrich von Treitschke. „Allem Anschein nach: ja! Das einzige rechtliche Hinderniß, das ihr entgegen stehen konnte, war durch die bündige Erklärung des preußischen Auswärtigen Amtes beseitigt, und die französische Regierung behandelte Heine fortan amtlich als Franzosen." Hierfür findet Treitschke den Beweis auch darin, daß der Minister Guizot im Januar 1845 sämmtliche Mitarbeiter der radicalen Zeitschrift „Vorwärts" aus Paris ausweisen ließ, Heine dagegen, der gleichfalls für diese Zeitung thätig gewesen war, nicht. Auch habe Ruge, der mit Heine befreundet war, geschrieben: „Heine ist naturalisirt, also nicht auszuweisen." Hier ist jedoch zu bedenken, daß die französische Regierung gewiß gern einem Manne gegenüber ein Auge zudrückte, dem sie seit längerer Zeit ein Jahrgeld von 4800 Francs auszahlte: einem berühmten Schriftsteller, der seit vierzehn Jahren in Paris lebte, der Regierung oft gefällig gewesen war, und der von ihr durch eine solch namhafte Summe unterstützt wurde, gab man nicht so ohne Weiteres den Laufpaß; und so konnte die irrige Annahme, die dann Ruge getheilt hatte, daß Heine französischer Bürger geworden sei, damals auch mit Absicht verbreitet werden. Aus diesem Vorgang im Januar 1845 läßt sich kein zwingender Schluß ziehen.

Immerhin steht bis jetzt Alles zu Gunsten der Annahme Treitschke's. Jedes Hinderniß, so scheint es, war durch die Erklärung des preußischen Ministers beseitigt. Indessen, es scheint doch nur so: in dem Heine-Archiv des Professors Dr. Hans Meyer in Leipzig findet sich ein Schriftstück der Mairie des dritten Arrondissements von Paris, durch welches die Sache ein ganz neues Ansehen bekommt. Dieses Schriftstück ist die Antwort auf Heine's Gesuch um die admission à domicile en France. Es ist vom 26. Juni 1843 datirt, und wir können aus diesem Datum ersehen, wie außerordentlich lange Zeit über die Erledigung dieser Angelegenheit verstrich; es lautet folgendermaßen:

Département de la Seine No.

Ville de Paris.
Mairie du 3 Arrondissement.
Paris, le 26 Juin 1843.

Monsieur le Maire, M. le Garde des sceaux, Ministre de la Justice et des Cultes me charge de faire connaître au sieur Heine qui sollicite son admission à domicile en france, que l'acte de notoriété qu'il a produit ne peut à suppléer son acte de naissance et que dans le cas où il n'aurait point été inscrit sur les Registres de l'Etat Civil, c'est aux autorités seules du pays où il est né qu'il appartient de délivrer un certificat d'origine dans les formes usitées, attendu que l'exception introduite par les artes 70, 71 et 72 du Code Civil, paraît devoir être soigneusement restreinte au cas unique et spécifié du mariage.

Domicile

Heine (Henri)

Renvoi d'un acte insuffisant.

Je vous prie donc, Monsieur le Maire, de vouloir bien donner avis de cette décision au sieur Heine, de lui remettre la pièce ci jointe et de réclamer de cet étranger le certificat Jugé nécessaire par M. Le Ministre de la Justice.

Agréez, Monsieur le Maire, etc.
Le Pair de France, Préfet, signé de Rambuteau.
Pour Copie Conforme
Le Maire du 3e arrondt.
Decan (schwer zu lesen).

Wegen einiger nicht leicht zu verstehender Ausdrücke dieses Schreibens scheint eine deutsche Uebersetzung am Platze zu sein:

Paris, den 26. Juni 1843.

Herr Maire!

Der Herr Siegelbewahrer, Minister der Justiz und des Cultus, beauftragt mich, dem Herrn Heine, der um Gewährung des französischen Heimathsrechtes ersucht, mitzutheilen, daß der von ihm eingereichte Offenkundigkeits-Nachweis seinen Geburtsschein nicht ersetzen kann, und daß es, falls er in die Bürgerliste nicht eingetragen ist, Sache der Behörden seines Geburtslandes ist, ein Zeugniß seiner Herkunft in den üblichen Formen zu liefern, denn die Rechtsausnahme, welche durch die Artikel 70, 71 und 72 des Code Civil festgestellt ist, scheint auf den alleinigen und genau bezeichneten Fall des Heirathsabschlusses eingeschränkt werden zu sollen.

Ich bitte Sie daher, Herr Maire, dem Herrn Heine von dieser Entscheidung gefälligst Kenntniß zu geben, ihm das beifolgende Schriftstück zurück zu erstatten, und von diesem Ausländer dasjenige Zeugniß einzufordern, welches der Herr Justizminister für nothwendig erachtet.

Genehmigen Sie, Herr Maire, u. s. w.

Der Pair von Frankreich, Präfect, gez. de Rambuteau.
Für gleichlautende Abschrift:
Der Maire des 3. Arrondissement.
Decan . . .

Diesem Schriftstücke füge ich einige Erklärungen bei, die ich der Güte meines Freundes Jules Legras, Professor an der Universität Dijon, verdanke. Zunächst ist zu sagen, daß die „admission à domicile en France", die Gewährung des französischen Heimathsrechtes, ein Act ist, welcher mit der eigentlichen Naturalisation nicht zusammenfällt, sondern nur eine nothwendige Vorbedingung von dieser bildet. Man kann die admission à domicile betrieben nur zu dem Zwecke, um nöthigen Falls ohne Weiterungen das

Bürgerrecht erlangen zu können. — Heine hatte nun, um die admission à domicile durchzusetzen, eine „acte de notoriété", d. h. einen Offenkundigkeits-Nachweis, eingeliefert, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihm sein Geburtsschein fehlte. Ein solcher Nachweis besteht nach französischem Rechte in einer Bescheinigung von sieben Personen, welche bezeugen, daß nach ihrer unzweifelhaften Kenntniß die betreffende Person wirklich diejenige sei, für welche sie sich ausgibt. Nun ist aber in den Artikeln 70, 71 und 72 des Code Civil ausdrücklich angegeben, daß ein solches Zeugniß für das notorisch Bekannte nur bei der Eheschließung statthaft sein solle; Heine wurde daher, als er die acte de notoriété zu anderem Zwecke einreichte, abgewiesen. Da wir nun bestimmt wissen, daß sein Geburtsschein verbrannt ist, er ohne diesen aber die admission à domicile nicht erreichen konnte, so ist er auch in Frankreich nicht officiell heimathsberechtigt, geschweige denn Bürger geworden.

Gewiß wird man einwenden, daß doch ein Geburtsschein leicht ersetzt werden könne! In diesem Falle war das jedoch nicht möglich: die Beschneidungsprotokolle der jüdischen Gemeinde in Düsseldorf, die nämlich allein die officielle Angabe vermitteln konnten, waren, wie wir wissen, gleichfalls zu Grunde gegangen. Als im Jahre 1809, zur Zeit der französischen Herrschaft, von dem Rabbiner Scheuer ein Verzeichniß über die in den Jahren 1797—1808 geborenen Judenkinder verlangt wurde, machte er, da ihm die officiellen Angaben fehlten, eine ebenso dürftige wie fehlerhafte Aufstellung, die als schlechthin unbrauchbar längst zurückgewiesen worden ist. Also eine amtliche Geburtsurkunde war für Heine nicht zu erlangen, und deshalb blieb ihm die admission à domicile en France versagt, obwohl die preußischen Behörden nichts einzuwenden hatten. Das waren Gründe, die Heinrich von Treitschke unbekannt waren, und so war es sehr begreiflich, daß er annahm, es sei zu Heine's Naturalisation wirklich gekommen. Die Schlußfolgerung, die er zog, lag sehr nahe, aber sie war irrig.

Heine selbst äußerte sich 1854 über die Angelegenheit in folgender Weise: „Aus mißmüthiger Fürsorge erfüllte ich einst die Formalitäten, die zu nichts verpflichten und uns doch in den Stand setzen, nöthigsten Falls die Rechte der Naturalisation ohne Zögerniß zu erlangen." Diese Worte haben sich jetzt als vollkommen wahr erwiesen. Er fügt dann noch andere Bemerkungen über die Gründe, die ihn zu seinem Verhalten bestimmt hätten, hinzu, und erwähnt natürlich nichts von den äußeren Hindernissen, die ich aufdecken konnte. Er schreibt: „Es war der närrische Hochmuth des deutschen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro forma ein Franzose zu werden . . . Die Naturalisation mag für andere Leute passen; ein versoffener Advocat aus Zweibrücken, ein Strohkopf mit einer eisernen Stirn und einer kupfernen Nase, mag immerhin, um ein Schulmeisteramt zu erschnappen, ein Vaterland aufgeben, das nichts von ihm weiß und nie etwas von ihm erfahren wird — aber dasselbe geziemt sich nicht für einen deutschen Dichter, welcher die schönsten deutschen Lieder gedichtet hat. Es wäre für mich ein entsetzlicher, wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisirter Franzose."

Ueber diese Begründung seines Verhaltens werden die Urtheile aus einander gehen. Die Gegner Heine's werden jetzt sagen können: der Fuchs habe die Trauben des französischen Bürgerrechts nur deshalb sauer gescholten, weil sie ihm zu hoch hingen; denn warum hätte er mit ihnen geliebäugelt, wenn sie seinem Herzen nicht begehrenswerth erschienen wären? Andere werden mit Recht entgegnen: das französische Bürgerrecht hätte für Heine der Schild sein sollen, dessen er sich in seinen politischen Kämpfen nur im Falle der äußersten Gefahr bedienen wollte: aber den Schild wollte er nahe sehen, so forderte es Klugheit und Vorsicht. Dem sei nun, wie ihm wolle; man glaube der Begründung Heine's oder verwerfe sie: die Thatsachen selbst liegen ganz genau so, wie er sie hingestellt hat.

In den mir bekannten Nachlaßpapieren Heine's haben sich mehrere amtliche Urkunden (z. B. auch eine solche über seine Heirath) vorgefunden, dagegen fehlt ein Bürgerschein; auch dieses spricht dafür, daß Heine nicht etwa später noch irgend welche Mittel gefunden hat, die Naturalisation zu erlangen. Sein feierliches Zeugniß enthält zweifellos die Wahrheit, und die Behauptung, daß er französischer Bürger gewesen sei, muß endgültig in das Reich der Fabel verwiesen werden[1]).

---

[1]) Inzwischen hat Dr. F. Mentz in einer kurzen Entgegnung auf Nassen's Darlegung (Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 31. Mai 1902, Nr. 123) die wichtige Mittheilung gemacht, daß Heine's Name in dem Bulletin des lois fehle, in welchem die Namen derjenigen Personen, welche in Frankreich eine lettre de naturalité erhalten haben, veröffentlicht werden. Hierdurch erfährt meine Ausführung eine werthvolle Bestätigung.

Das Ende des südafrikanischen Krieges.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

Mit den zu Pretoria am 31. Mai d. J. unterzeichneten Vereinbarungen zwischen den britischen Bevollmächtigten und den Führern der Boeren und der darauf erfolgten Waffenniederlegung der noch im Felde stehenden größeren und kleineren Commandos ist ein Krieg zu Ende gegangen, der besser vermieden worden wäre.

Die äußere Veranlassung zum Ausbruch der Feindseligkeiten wurde die Unmöglichkeit, sich über die Frage der politischen Behandlung der in Transvaal eingewanderten Fremden, der sogenannten Uitlanders, Ausländer, zu verständigen. Vor dem Abschluß der Convention von Pretoria im August 1881 hatte die für Erlangung des vollständigen Wahlrechts (franchise) festgesetzte Zeit ein bis zwei Jahre betragen; 1882 wurde sie auf fünf und 1890 auf vierzehn Jahre verlängert, ohne daß die Rechte Derjenigen, die unter der Herrschaft der früheren Bestimmungen eingewandert waren, berücksichtigt worden wären. Im Auslande ist den Beschwerden der Eingewanderten oft entgegen gehalten worden, daß sie kein Recht zu denselben hätten, da sie ja aus freien Stücken eingewandert seien; dies ist aber nicht durchaus zutreffend: Aufforderungen zur Einwanderung sind wiederholt von Seiten der Transvaal-Regierung erfolgt, so bereits im December 1883 durch Ewald Esselen, den Secretär der Transvaal-Abordnung in London. Die eigenmächtige Verlängerung der zur Erlangung des Wahlrechts erforderlichen Zeit war daher ein Bruch einer, wenn nicht ausdrücklich gegebenen, so doch einbegriffenen Zusage Seitens der Transvaal-Regierung. Verschlimmert wurde die Sachlage durch eine Anzahl von Bestimmungen, welche die Stellung der Ausländer thatsächlich zu einer unerträglichen machten; die schlimmste derselben war, daß zwischen der Naturalisation und der Erwerbung des Wahlrechts für den ersten Volksrath, in dessen Händen sich die ganze gesetzgebende Gewalt befand, ein Zeitraum von zwölf Jahren bestand, während dessen der Eingewanderte das Anrecht auf den Schutz seines Heimathlandes verlor, aber kein Recht auf eine Betheiligung an der Regierung seines neuen Vaterlandes gewann. In Wirklichkeit war die Lage so, daß, während sich nach den eigenen Angaben des Präsidenten Krüger 60 000 Ausländer und 30 000 Boeren von stimmfähigem Alter im Transvaal

befanden, der District, in dem die meisten Ausländer ansässig waren, nur durch zwei Stimmen in einem Volksrath von 28 Mitgliedern vertreten war. Diese Zustände mußten zu vielfachen Unzuträglichkeiten führen, welche die englische Regierung schließlich veranlaßten, der Frage näherzutreten und zu versuchen, auf dem Wege freundschaftlicher Verhandlungen eine Aenderung und Besserung der vorhandenen Lage herbeizuführen, was um so nothwendiger erschien, als dieselbe durch den Jameson'schen Einfall und die diesem vorangegangenen und nachfolgenden Beschwerden der Ausländer erheblich verschlechtert worden war und eine hochgradige Spannung hervorgerufen hatte. Die Verhandlungen, die von dem jetzigen Lord (seit Kurzem Viscount) Milner auf der Grundlage der Auffassung geführt wurden, daß die englische Regierung zwar kein Recht zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Transvaals besitze, es aber im Interesse beider Länder liege, durch eine gerechtere Behandlung der Ausländer die Ursachen der jetzigen und künftigen Reibungen zu vermeiden, blieben ergebnißlos, aber im Juli 1899 wurde dem Volksrath ein Gesetzentwurf vorgelegt und von demselben angenommen, durch welches Ausländern, die einen bestimmten Besitz nachweisen konnten, nach sieben Jahren die Naturalisation und das volle Wahlrecht ertheilt werden sollten. Diese Frist erschien der englischen Regierung zu lang, wie auch manche der in dem Gesetz enthaltenen Ausführungbestimmungen den Verdacht aufkommen ließen, daß es sich nicht um eine zur thatsächlichen Durchführung bestimmte Maßregel handle; ihre Vorstellungen wurden aber mit der Erklärung zurückgewiesen, daß das von dem Volksrathe angenommene Gesetz als eine endgültige Entscheidung angesehen werden müsse. Auch der englischen Forderung der Einsetzung einer gemeinschaftlichen Commission zur Untersuchung der Wirkung, welche das neue Gesetz auf die Vertretung der Ausländer haben werde, stand die Regierung von Transvaal ablehnend gegenüber, gab aber im Laufe der Verhandlungen am 15. August zu verstehen, daß sie bereit sein würde, den Ausländern das Wahlrecht nach fünfjährigem Aufenthalt mit rückwirkender Kraft und zehn Sitze in dem auf 36 Stimmen zu bringenden ersten Volksrath zu gewähren, wenn die englische Regierung ihrerseits von der in Vorschlag gebrachten Commission Abstand nehmen und sich verpflichten wolle, die sonst noch schwebenden Streitfragen einem Schiedsgericht zu unterwerfen, die gegenwärtige Intervention nicht als einen Präcedenzfall für späteres ähnliches Vorgehen anzusehen und sich in Zukunft jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Republik zu enthalten und endlich nicht mehr auf der Behauptung der Oberhoheit zu bestehen. In ihrer Antwort nahm die englische Regierung den Vorschlag der schiedsgerichtlichen Entscheidung versuchsweise an, lehnte die Aufgebung der Oberhoheit ab und erklärte mit Bezug auf den zweiten Punkt, sie könne selbstverständlich weder auf die Rechte, die sich aus dem die Beziehungen zu Transvaal regelnden Abkommen ergäben, noch auf die jeder civilisirten Regierung obliegende Pflicht verzichten, ihre Unterthanen in einem fremden Lande gegen Ungerechtigkeiten zu schützen. Die Transvaal-Regierung zog darauf ihr Anerbieten zurück, die weiteren Verhandlungen verliefen erfolglos, und am 9. October stellte der Transvaal das bekannte Ulti-

matum, dem wenige Tage darauf die Kriegserklärung der beiden Republiken — denn der Oranje-Freistaat hatte sich dem Transvaal angeschlossen — und der Einmarsch der Streitkräfte derselben in britisches Gebiet folgte.

So war der äußere Verlauf der Dinge, die zum Kriege führten; was die inneren Veranlassungen und Triebfedern gewesen sein mögen, darüber liegt heute nicht Material genug vor, um ein abschließendes Urtheil zu gestatten. Als feststehend mag Folgendes angenommen werden. Von englischer Seite war viel, war Alles geschehen, um der weiteren politischen Entwicklung des Transvaal Hindernisse in den Weg zu legen; besonders war man mit Erfolg darauf bedacht gewesen, demselben den Zugang zur See zu versperren. Ob man dabei nur kleinlicher Eifersucht gefolgt war oder in bewußter Voraussicht der kommenden Ereignisse gehandelt hatte, muß dahin gestellt bleiben; die Entwicklung der Verhältnisse hat jedenfalls denjenigen unter den englischen Staatsmännern Recht gegeben, die den Kampf um die Vorherrschaft in Südafrika vorausgesehen und sich darauf vorbereitet hatten. Daß sie und die Regierung als Gesammtheit in noch höherem Maße durch den Ausbruch des Kampfes überrascht wurden, kann ebenfalls keinem Zweifel unterliegen, und die englischen Bemühungen, einem Conflict durch die Schaffung einer geregelteren und besseren Vertretung der Interessen der Ausländer im Transvaal vorzubeugen, dürfen eben deshalb als ehrliche bezeichnet werden. Auf der anderen Seite unterliegt es kaum einem Zweifel, daß die Regierungsform im Transvaal, welche die productive Mehrheit der Bevölkerung rechtlos einer unproductiven Minderheit überlieferte, die denkbar schlechteste war und dadurch nicht besser erscheint, daß recht bedenkliche Angaben über die geringe Zuverlässigkeit zahlreicher Mitglieder der herrschenden Oligarchie in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Aber auch ohne auf diese letzteren besonderen Werth legen zu wollen, mußten sich zwischen der Minderheit, die aus kaum vom Jägerleben zum Hirtenleben übergegangenen Latifundienbesitzern bestand, die sich nur glücklich fühlten, wenn sie den Rauch aus dem Schornstein eines Nachbarn nicht sahen, und der intensiv mit allen Mitteln und Instincten der neuesten Culturformen arbeitenden Mehrheit, den Ausländern, Gefühls- und Interessenunterschiede ergeben, die einen Conflict unvermeidlich machten. Ob sich unter den Boeren selbst eine Partei befunden, die die Unhaltbarkeit des bisherigen Systems eingesehen, ob an ihrer Spitze General Joubert gestanden, ob Dieser als der bei der nächsten Präsidentenwahl möglichenfalls erfolgreiche Gegencandidat Krüger's angesehen worden und darum von der Partei des Letzteren oder von ihm selbst der Ausbruch der Kämpfe mit England überstürzt worden sei, um mit dem äußeren Gegner auch den inneren zu besiegen: darüber sind die Acten noch nicht abgeschlossen und werden es auch vielleicht nie werden; aber dieser innere Gegensatz würde Manches erklären, was sonst schwer oder überhaupt nicht verständlich ist. Auch die Rolle, die Steijn, der Präsident des Oranje-Freistaats, gespielt hat, liegt im Dunklen. Ein Streit zwischen diesem Staat und England bestand nicht, die Beziehungen zwischen den beiden Staaten waren im Gegentheil die allerbesten; der Vorgänger Steijn's, Brand, war stets darauf bedacht gewesen, in Frieden und Freund-

schaft mit England zu leben und hatte demselben mehr als einmal bedeutende Dienste erwiesen; Steijn dagegen wird allgemein — ich lasse dahin gestellt, mit welchem Rechte — als ein erbitterter Gegner desselben und als einer der Haupturheber des Krieges und des verlängerten Widerstandes der Boeren angesehen. — Er mag bei seiner Handlungsweise, die mit dem Abschlusse des Schutz- und Trutzbündnisses mit Transvaal begann, von dem Gedanken, um jeden Preis die Selbständigkeit der beiden boerischen Republiken zu wahren, oder sonstigen hochfliegenden politischen Plänen geleitet worden oder der Ansicht gewesen sein, daß die Bevölkerung des Freistaats sich doch in jedem Falle Transvaal anschließen werde: fest steht als Ergebniß seiner Handlungsweise, daß sie seinem Vaterlande die politische Selbständigkeit gekostet hat, während dasselbe, wenn es als selbständiger Staat in den in Aussicht genommenen Bund der südafrikanischen Staaten getreten wäre, in diesem eine andere Rolle gespielt haben würde als die, welche ihm schließlich durch die Entscheidung des Krieges zugefallen ist.

Als der Krieg begann, waren die Engländer in Südafrika militärisch ganz unvorbereitet. Erst am 9. October, d. h. dem Tage des boerischen Ultimatums, war in London der Befehl für die Mobilmachung und Hinaussendung eines aus drei Infanterie- und einer Cavallerie-Division bestehenden Corps von ungefähr 40000 Mann, 10000 Pferden und 114 Geschützen gegeben worden, das unter dem Befehl des Generals Sir Redvers Buller gestellt wurde und schleunigst auf den Kriegsschauplatz befördert werden sollte. In Südafrika selbst befanden sich, außer einigen tausend verschiedenen Truppentheilen angehörigen Mann in der Kapcolonie, in Natal 5000 Mann, welche letzteren durch schleunigst aus Indien herbeigeschaffte europäische Truppen auf 13000 Mann gebracht wurden, deren Befehl der ebenfalls aus Indien kommende General White übernahm. Die Gesammtzahl wird auf 19500 Mann, davon circa 3000 Mann Reiterei, und 68 Geschütze angegeben, von denen etwa 3000 Mann localen Freiwilligen-Formationen angehört haben dürften. Diesen geringfügigen Kräften gegenüber bestand die Armee der Boeren zu Beginn des Krieges aus ungefähr 46000 Mann, die man wohl am besten als berittene Jäger bezeichnet, mit 72 Feld-, 30 Maxim- und 4 bespannten Belagerungsgeschützen. Diese Armee zerfiel dem Kriegsschauplatz nach in drei Theile, die Ostarmee unter dem Oberbefehlshaber General Joubert mit circa 28000 Mann, die Südarmee hauptsächlich unter Grobler, dem Generalcommandanten des Transvaal, mit circa 7000 Mann, und die Westarmee unter Botha und Cronje mit circa 10000 Mann, meistens Transvaal- und Oranje-Freistaat-Boeren. Bei der Ostarmee befand sich ein unter dem Commando des Obersten Schiel stehendes Corps von circa 2000 Mann, das zum größten Theil aus Fremden, Deutschen, Franzosen, Holländern und Irländern, bestand. Man wird wohl auch nicht irren, wenn man annimmt, daß die Boeren in den ersten Monaten einen weiteren Zuwachs von 5—6000 Mann durch Zulauf aus dem Oranje-Freistaat, der Kapcolonie und Natal erhalten haben. Diese Kräfte würden zu einem energischen Vorstoß in die Kapcolonie genügt und dort möglichen Falls einen Aufstand der starken holländischen Bevölkerung hervorgerufen oder

wenigstens den Aufmarsch der englischen Verstärkungen sehr behindert haben. Statt dessen blieben die Boeren vor Mafeking, Kimberley und Ladysmith stehen. Der Cernirung von Ladysmith gingen einige ernste Gefechte voraus, zuerst das bei Glencoe (20. October), in dem der englische Führer, General Symons, tödtlich verwundet in die Hände der Boeren fiel; das Gefecht war ein mit schweren Verlusten erkämpfter tactischer, aber sonst unfruchtbarer Erfolg der Engländer, der ebenso wenig wie das für sie siegreiche Gefecht von Elandslaagte am 21. October, bei dem Oberst Schiel verwundet in Gefangenschaft gerieth und ein großer Theil seiner Mannschaft aufgerieben wurde, das Vordringen der verschiedenen Boerencolonnen aufhalten oder den schließlich zum Theil fluchtartigen Rückzug der Engländer nach Ladysmith verhindern konnte. Ein am 29./30. October von dort unternommener Versuch, die Stellung der Boeren zu durchbrechen, endete mit der Niederlage von Nicholson Nek, bei der die Engländer über 2000 Mann, darunter circa 1000 unverwundete Gefangene, und sieben Geschütze verloren und nach Ladysmith zurückgeworfen wurden. Ein zweiter, am 3. November gemachter Versuch war insofern glücklicher, als es einem Theil der Cavallerie, einem Bataillon Infanterie und zwei Batterien gelang, sich durchzuschlagen, aber General White selbst mußte mit circa 7000 Mann — er war noch am 30. October durch eine Matrosen-Abtheilung und zwei schwere Geschütze verstärkt worden — wieder nach Ladysmith zurück. Während dies im Osten vor sich ging, waren Mafeking, in dem Oberst Baden-Powell mit circa 750 Mann stand, und Kimberley, in dem Oberst Kekewich ungefähr 2500 Mann hatte (an beiden Plätzen zum Theil Freiwillige), von den Boeren nicht ohne heftige Gefechte am 12. October cernirt worden. In einem solchen vor Kimberley fiel am 24. October General Botha, worauf Cronje dort den Oberbefehl übernahm. Die Seele der Vertheidigung war Cecil Rhodes, der seine gewaltige Arbeits- und Thatkraft ganz in den Dienst der von ihm vertretenen Sache stellte.

Mit der Einschließung dieser drei Plätze endete die erste Periode des Krieges. Die Boeren waren trotz ihrer Ueberzahl und ihrer unbestreitbaren Erfolge im Osten nur wenig über den Tugela, im Westen nicht über den Modder River hinausgekommen, während sie sich im Süden, wo ihnen nur geringe englische Streitkräfte gegenüber standen, fast ganz unthätig verhielten. Inzwischen begannen die englischen Verstärkungen in Südafrika anzukommen, wo General Buller am 31. Oktober eintraf. In England hatte man nach Eingang der ersten ungünstigen Nachrichten Werth darauf gelegt, die Absendung der Truppen möglichst zu beschleunigen, ohne auf die Erhaltung der tactischen Verbände besonderen Werth zu legen, was dann die Folge hatte, daß die in Südafrika angekommenen Truppentheile längere Zeit gebrauchten, ehe sie den Vormarsch antreten konnten. Trotzdem muß der Transport des Armeecorps von England nach Südafrika als eine Leistung ersten Ranges bezeichnet und anerkannt werden. Weniger glücklich war die Verwendung der Truppen an Ort und Stelle. Anstatt sich mit großer Uebermacht auf einen Punkt zu werfen und durch einen dort erzielten durchschlagenden Erfolg den Gegner auch an den anderen Punkten zum Rückzuge zu zwingen, verzettelte

General Buller seine Truppen, indem er eine Division unter Lord Methuen auf den westlichen und eine zweite unter General Gatacre auf den südlichen Kriegsschauplatz entsendete, während er selbst die dritte auf dem östlichen zum Entsatz von Ladysmith heranführte. Politische Gründe, die Aufregung in England und der Wunsch, möglichst bald die Kapcolonie vom Feinde zu säubern, mögen zu diesen Maßregeln die Veranlassung gegeben haben; vom militärischen Standpunkt aus waren sie nicht zu rechtfertigen, ebenso wenig wie die Art, wie die englischen Generale ihre Aufgabe zu erfüllen suchten. Die ersten Zusammenstöße Lord Methuen's mit den Vortruppen der Boeren bei Belmont und Gras Pan am 23. und 25. November konnten noch insofern als englische Erfolge angesehen werden, als die Boeren, allerdings nach sehr schweren Verlusten der Engländer, zum Rückzuge aus ihren Stellungen genöthigt wurden; aber die Schlacht am Modderfluß am 28. November brachte den Engländern so starke Verluste, über 1000 Mann, und erschöpfte die Offensivkraft ihrer Truppen so sehr, daß auch die Räumung des Nordufers des Flusses durch Cronje kaum als ein entsprechender Gewinn angesehen werden konnte. Erst am 9. December überschritt Lord Methuen den Fluß und stieß am 11. auf die Hauptstellung der Boeren bei Magersfontein, die er trotz zehnstündiger, hartnäckig mit großer Tapferkeit wiederholter Angriffe nicht nehmen konnte. Am nächsten Tage ging er wieder über den Modderfluß zurück; seine Offensivkraft war vollständig gebrochen, und er konnte sich während der nächsten Wochen nur zu den nothwendigsten Maßregeln zur Deckung seiner rückwärtigen Verbindungslinien aufraffen. Im Süden wurde mit wechselndem Erfolge gekämpft; wenn es den Engländern gelang, die Boeren in Athem zu halten und sie gleichzeitig am weiteren Vordringen in die Kapcolonie und der Entsendung von Verstärkungen an die beiden im Westen und Osten operirenden Corps zu hindern, so war dies im Wesentlichen das Verdienst des die Cavalleriedivision führenden Generals French, eines der wenigen höheren Officiere, die während dieses Kriegs ihre Aufgaben mit Verstand und Glück zu lösen gewußt haben. Das Hauptinteresse concentrirte sich auf den Feldzug im Osten. Nach den von den Boeren dort Ende October errungenen Erfolgen und einer am 9. November eröffneten dreitägigen erfolglosen Beschießung der englischen Stellungen hatte General Joubert eine Vorwärtsbewegung auf Pietermaritzburg begonnen, vielleicht mit der Absicht, sich des nur ungefähr 60 Kilometer von demselben entfernten Hafenplatzes Durban zu bemächtigen. Die in vier Colonnen mit ungefähr 12 000 Mann unternommene Bewegung kam indessen auf halbem Wege nach Pietermaritzburg zum Stehen, da die Boeren nicht im Stande waren, die von schwachen englischen Abtheilungen besetzten Plätze Estcourt und Weston zu nehmen. Gegen Ende November gingen sie dann vor den heran kommenden englischen Verstärkungen wieder hinter den Tugela zurück. Am 15. Dezember griff General Buller die circa 13 000 Mann stark unter Schalk Burgher (Joubert hatte wegen ernster Erkrankung die Armee verlassen müssen) bei Colenso stehenden Boeren an, mußte aber nach schweren Verlusten von dem Versuch, die Stellung derselben zu durchbrechen, abstehen. Erst am 15. Januar 1900, nachdem er bedeutende

Verstärkungen herangezogen — er hatte damals 28 Bataillone Infanterie und eine Marinebrigade unter seinem Befehl —, nahm er die Vorwärtsbewegung wieder auf, die am 24. Januar bei Spion Kop zum Stehen kam und wiederum mit dem Rückzug der Engländer über den Tugela endete. Ein zweiter, am 4. und 5. Februar bei Val Krantz unternommener Versuch verlief nicht glücklicher. Die einzigen Lichtblicke in der Lage der Engländer waren die fortdauernde erfolgreiche Vertheidigung von Ladysmith, Kimberley und Mafeking. Ein im Januar bei diesem letzteren Platze mit ungenügenden Kräften gemachter Entsatzversuch des Oberst Plumer wurde von den Boeren zurückgewiesen.

Die beiden ersten Perioden des Krieges sind typisch für den weiteren Verlauf desselben. Sie zeigen die Boeren als Meister in der reinen Defensive, aber ohne jedes Gefühl und Befähigung für größere, durchgeführte Offensivstöße, ohne die schließlich auch die beste Defensive, besonders einem an Zahl überlegenen Gegner gegenüber, nur ein langsames Verbluten sein kann. Nur so erklärt es sich auch, daß kein Versuch gemacht wurde, sich der cernirten Plätze durch gewaltsamen Angriff zu bemächtigen, und daß Lord Methuen und mehr noch Sir R. Buller nach ihren wiederholten Niederlagen sich zurückziehen konnten, ohne erhebliche Einbuße zu erleiden, und ihnen Zeit gelassen wurde, ihre zerrütteten Streitkräfte wieder zu organisiren. Continentalen Truppen und Führern gegenüber würde jedes der von den beiden englischen Generalen verlorene Gefecht, bei denen sie wiederholt schwer zu passirende Defileen (Flüsse) im Rücken hatten, voraussichtlich mit ihrer vollständigen Vernichtung geendet haben. Die Abneigung der Boeren, aus deckenden Stellungen herauszugehen, ihr Bestreben, sich möglichst wenig auszusetzen, ihre Disciplinlosigkeit, die geringe Macht der Führer über ihre Leute und der Mangel eines einheitlichen, durchgreifenden Oberbefehls lassen diese Erscheinungen verstehen, ohne sie zu entschuldigen. Auf englischer Seite finden wir eine bulldoggenartige Tapferkeit der Soldaten und Officiere, bei den Letzteren beliefen sich die Todten und Verwundeten wiederholt auf 17½ % der Gesammtverluste, ein blindes, oft mehrmaliges Draufgehen gegen verschanzte, uneinnehmbare Stellungen, aber auch wieder bei Ueberraschungen ein panikartiges Zurückweichen, das selbst die Bemühungen der Officiere nicht zum Stehen zu bringen vermochten; von Aufklärungsdienst bei Märschen, Angriffen und Lagern keine Spur, überhaupt bei allen Officieren ein Mangel an militärischer Ausbildung, wie er sich nur aus einer langen Vernachlässigung während des Friedens erklären kann, und bei den Generalen, bei großer persönlicher Tapferkeit, vielfach gar kein Verständniß für die einfachsten tactischen Aufgaben, was wohl zum Theil der Thatsache zuzuschreiben sein dürfte, daß die Engländer seit 1815, den Krimkrieg ausgenommen, der im Wesentlichen ein Festungskrieg war, wohl mit tapferen Völkern, aber nicht gegen ausgebildete Heere zu kämpfen gehabt haben. Vergessen darf dabei aber auch nicht werden, daß das Terrain in Südafrika Generalen und Officieren Aufgaben stellte, denen vielleicht auch die anderer Armeen, wenigstens zu Anfang, nicht gewachsen gewesen sein würden.

Inzwischen hatten die Mißerfolge in Südafrika die englische Regierung zu neuen Anstrengungen in Betreff weiterer hinauszusendender Verstärkungen veranlaßt und, da die stehende Armee und die Anwerbungen für dieselbe für die Anforderungen nicht mehr genügten, zur Verwendung der Miliz-Bataillone und der Freiwilligen (Volunteers) außerhalb des Landes und der Schaffung einer berittenen Infanterie, unter dem Namen der „Imperial Yeomanry", greifen lassen. Gleichzeitig wurden die früher zurückgewiesenen Anerbietungen der Colonien, namentlich Canada's und Australiens, zur Stellung besonderer Contingente nun mit Dank angenommen. Im Ganzen haben während des Krieges von der Miliz 1691 Officiere und 48875 Mann, von der Yeomanry 1398 Officiere und 34192 Mann und von den Freiwilligen 589 Officiere und 19161 Mann, von den Colonialtruppen 31000 Mann Verwendung in der Front gefunden. Außerdem entschloß man sich mit der Begründung, daß der bisherige Oberbefehlshaber im Osten nicht abkömmlich sei, einen neuen in der Person des Feldmarschalls Lord (seitdem Earl) Roberts von Kandahar und Waterford hinaus zu senden, dem als Generalquartiermeister Lord (jetzt Viscount) Kitchener von Khartum beigegeben wurde.

Lord Roberts, „Bobs", wie ihn die Soldaten nannten, die mit großer Verehrung an ihm hingen, ist Ire von Geburt und hat, wie er der Sohn eines in Indien ergrauten Generals war, fast seine ganze Dienstzeit dort zugebracht. Mit Recht berühmt durch die Erstürmung des Passes von Peiwar Kotul 1878 und die Vertheidigung der englischen Linien bei Kabul 1878, wie noch mehr durch seinen Marsch nach Kandahar und den bei letzterem Platze über Ayub Khan am 1. September 1880 erfochtenen Sieg, wurde er später Oberstcommandirender in Indien und 1893 bei seiner Rückkehr nach England zum Feldmarschall ernannt. Er ist der Vertreter der indischen Armee und indischer Traditionen im Gegensatz zu den englischen, denen sein Vorgänger als Höchstcommandirender der englischen Armee, Lord Wolseley angehörte. Diesem Gegensatz sind auch viele, wenn nicht die meisten Kritiken zuzuschreiben, die gegen Lord Roberts nach seiner Ernennung zu diesem Posten laut geworden sind. Es war ein eigenes trauriges Verhängniß, daß dem greisen Feldherrn — er hatte das 70. Jahr erreicht — an dem Tage, an welchem er seine Ernennung zum Oberfeldherrn in Südafrika erhielt, die Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes zuging, der bei dem Versuch, stehen gebliebene Geschütze zu retten, deren Bedienungsmannschaften und Pferde niedergeschossen worden waren, bei Colenso den Heldentod gefunden hatte. Lord Kitchener, ebenfalls ein Irländer, war der Sieger von Omdurman und der Besieger des Mahdi. Beide trafen am 10. Januar in Kapstadt ein und erhielten dort die Hiobsposten von der Front. Die erste Aufgabe des neuen Oberbefehlshabers und seines Gehülfen war, die vorgefundenen Truppen und die eintreffenden Verstärkungen umzuorganisiren und für eine ausreichende Verpflegung derselben, auch auf den in Aussicht genommenen Märschen, zu sorgen. Zu diesem Zweck wurde den Regimentern und Divisionen der größte Theil ihrer Fuhrwerke genommen und in einem großen Armeepark vereinigt. Ende Januar begann Lord Roberts seinen Vormarsch, der neben dem Entsatz

von Kimberley die Vernichtung der Armee Cronje's zum Ziel hatte und dem entsprechend auf den linken Flügel der Stellung des Letzteren gerichtet war; er hatte hierzu circa 50 000 Mann vereinigt (40 000 Mann Infanterie, 6000 Mann Cavallerie und 132 Geschütze), während die Gesammtzahl der Boeren auf allen drei Kriegstheatern eine erhebliche Verminderung erfahren hatte, einerseits durch den Verlust an Todten, Verwundeten, Kranken und Invalidirten, der mit 4500 Mann veranschlagt worden ist, andererseits aber dadurch, daß circa 14 000 nach den Erfolgen im December einfach nach Hause gegangen waren, so daß die ganze Armee der Boeren vielleicht noch 40 000 Mann stark war, von denen aber 5—6000 aufständische Kapboeren meistens auf eigene Hand operirten. Cronje, der vielleicht 6—7000 Mann befehligte und rechtzeitig von dem Vormarsch der Engländer Nachricht erhalten hatte, war in unerklärlicher Verblendung bei Magersfontein stehen geblieben und wurde aus seiner Sicherheit erst durch die Einnahme von Jacobsthal am 14. Februar aufgeschreckt; er versuchte, wiederum nicht recht verständlich, nach Osten hin zu entkommen, wurde aber durch die verfolgenden Engländer nach den Gefechten von Klipdrift, Paardeberg und Koedoesrand Drift zum Stehen gebracht und am 27. Februar, dem Tage des Boerensiegs bei Majuba Hill, wo er befehligt hatte, und den zu rächen Lord Roberts bereits 1881 nach Afrika geschickt worden war, gezwungen, sich mit 3700 Mann und sechs Geschützen zu ergeben. Einigen Abtheilungen seiner Truppen war es gelungen, durch die Linien der Engländer zu entkommen. Ein Theil der Südarmee der Boeren unter de Wet war ihnen zwar zu Hülfe geeilt, war aber, da er dies direct zu thun versuchte, anstatt auf die Verbindungslinien der Engländer zu wirken, zu spät gekommen und hatte am 16. Februar nur den letzten Theil des Trains von Lord Roberts' Armee abfangen können.

Am 15. Februar war Kimberley entsetzt worden, in dem sich 14 000 Weiße und 19 000 Schwarze über vier Monate gehalten hatten; seit dem 19. Januar hatten sie fast ausschließlich von Pferdefleisch gelebt; in den letzten Wochen waren 6 % der weißen und 14 % der schwarzen Bevölkerung gestorben, während die Sterblichkeit der Kinder bei den Weißen 67 %, bei den Schwarzen 91 % betragen hatte. Die meisten Frauen und Kinder hatten wegen der heftigen Beschießung seit einundzwanzig Tagen das Tageslicht nicht gesehen. Die circa 7000 Mann starke Besatzung, von der 5000 Mann Bürger, war fast am Ende ihrer Kräfte angekommen und hätte ohne den Einfluß von Cecil Rhodes und den Männern der de Beer's-Gesellschaft wohl kaum so lange ausgehalten.

Inzwischen waren auch die Operationen auf dem östlichen Kriegsschauplatz am 14. Februar wieder aufgenommen worden und hatten, nicht ohne große Verluste der Engländer, die wohl, zum großen Theil wenigstens, ungeschickter Führung zuzuschreiben waren, am 28. Februar zum Entsatz von Ladysmith geführt, das so nach einer heldenmüthigen Vertheidigung von beinahe vier Monaten gerettet wurde. Die Besatzung hatte circa 600 Mann an Todten und beinahe ebenso viel an Verwundeten verloren, während Krankheiten (8424 Fälle, darunter 1710 an Typhus) und starke Herabsetzung der Rationen sie und die Bevölkerung sehr geschwächt hatten.

Mafeking endlich wurde durch Lord Methuen erst am 17. Mai, einen Tag vor dem Termin, bis zu welchem Lord Roberts den Entsatz versprochen hatte, befreit; auch hier hatte die schwache Besatzung dem weit stärkeren Feinde trotz großer Verluste und Entbehrungen 217 Tage widerstanden[1]).

Am 7. März hatte auch Lord Roberts seinen Vormarsch wieder begonnen; die Boeren, die sich in der Stärke von 5—6000 Mann zur Vertheidigung von Bloemfontein, der Hauptstadt des Oranje-Freistaates, gesammelt hatten, wurden bei Poplar Grove und Driefontein geschlagen und am 13. Bloemfontein selbst genommen. Hier blieb Lord Roberts längere Zeit, um seiner besonders durch die starken Märsche mitgenommenen Armee einige Ruhe zu gönnen und seine Vorräthe zu ergänzen, dann aber auch, um den anderen englischen Detachements Zeit zum Herankommen zu geben und die Boeren-Commandos zu vertreiben, die im östlichen Theil des Freistaats ihre Thätigkeit fortsetzten. Dies Letztere geschah nur unter fortwährenden Kämpfen, von denen die Mehrzahl für die Engländer nicht glücklich war, die aber doch dank ihrer numerischen Ueberlegenheit den Erfolg hatten, ihnen die Wiederaufnahme der Operationen zu gestatten, ohne um ihre Verbindungslinien übermäßig besorgt sein zu müssen. Zur Deckung derselben wurden zwei Divisionen zurückgelassen und am 1. Mai der zweite Vormarsch angetreten, der am 12. zur Besetzung von Kronstadt, am 31. zu der von Johannisburg und am 5. Juni zur Einnahme von Pretoria führte, das Präsident Krüger am 28. Mai mit der Regierung des Transvaal verlassen hatte.

Lord Roberts' Ansicht, daß der Krieg mit der Einnahme von Pretoria sich seinem Ende genaht habe und er nur weniger Monate und geringerer Streitkräfte bedürfen würde, um die vollständige Unterwerfung der Boeren herbeizuführen, sollte sich nicht bestätigen. Der englische Führer hatte zu sehr mit europäischen und selbst asiatischen Verhältnissen gerechnet und die Eigenthümlichkeiten der Boeren außer Acht gelassen, die, keine Städtebewohner, sondern ein Jagd- und Hirtenvolk, unter ganz anderen Verhältnissen als eine reguläre Armee den Kampf fortsetzen konnten. Trotzdem hatte Lord Roberts in einem Punkte Recht. Mit der Einnahme von Pretoria und vielleicht noch mehr mit dem Ausgang der Kämpfe, die sich im Juli und August im Oranje-Freistaat und Transvaal abspielten, war, obgleich dieselben vielfach für die Engländer unglücklich verliefen, zwar nicht der Krieg beendigt, wohl aber jede Aussicht auf einen glücklichen Ausgang für die Boeren geschwunden. Dieselben konnten, wenn sie weiter kämpften, den Engländern noch erhebliche Verluste an Menschen und Material zufügen und ihnen weitere ungeheure finanzielle Opfer auferlegen, — an dem schließlichen Ausgang konnten sie, wenn die englische Regierung fest blieb, nichts mehr ändern.

Eine auch nur annähernd genaue Aufführung der weiteren Kriegsoperationen und Ereignisse würde den zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten; nur einzelne, besonders wichtige Thatsachen können hier Erwäh-

---

[1]) A. von Müller, Der Krieg in Südafrika 1899—1900 und seine Vorgeschichte. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung. 1900.

nung finden. Am 27. März war in Pretoria der Generalcommandant Joubert gestorben und zu seinem Nachfolger Commandant Botha gewählt worden, mit dem ein sich bald bemerkbar machender frischer Zug in die Kriegführung der Boeren kam. Am 29. Juli ergab sich bei Naauwpoorts Neck der Boeren-General Prinsloo mit 4140 Mann und 2 Geschützen; am 25. August wurde bei Winburg Commandant Olivier, der bisher den Engländern am meisten im nordöstlichen Theil des Freistaats zu schaffen gemacht hatte, mit seinen drei Söhnen gefangen genommen; am 9. September wurde Präsident Krüger aus seinem letzten Zufluchtsort Nelspruit vertrieben, von wo er sich auf portugiesisches Gebiet nach Lourenzo Marquez begab und sich nach Europa einschiffte, worauf die Regierungsgewalt an Schalk Burgher überging; am 2. September wurde die Annexion von Transvaal in Pretoria verkündet, nachdem der Oranje-Freistaat bereits am 28. Mai annectirt worden war; zu Anfang November verließ Sir Redvers Buller Südafrika; am 30. November folgte ihm Lord Roberts nach, und Lord Kitchener übernahm den Oberbefehl.

Die Ereignisse seit der Einnahme von Bloemfontein und Pretoria hatten den englischen Führern die ganze Schwierigkeit der von ihnen noch zu lösenden Aufgabe gezeigt. Dieselbe lag zum größten Theile darin, daß sie es mit keiner regelmäßigen, fest organisirten Armee zu thun hatten; die Boeren kamen und gingen vielfach, wie es ihnen gut schien, und wenn sie die eigene Sache durch diese Regellosigkeit oft schwer schädigten, entstanden auch dem Gegner ernste Gefahren daraus. Wo die Engländer einrückten, verbargen die Boeren ihre Waffen, um sie wieder zu ergreifen, sowie sich die Gelegenheit dazu bot; sie trugen im Felde weder eine Uniform noch besondere Abzeichen und unterschieden sich, sobald sie die Waffen abgelegt hatten, durch nichts von dem friedlichen Bürger. Lord Roberts hatte General Botha schon am 5. August auf die Unzuträglichkeiten dieser Lage aufmerksam gemacht und wiederholte am 2. September seine Erklärung, daß er, nachdem der Krieg in das Stadium der Guerillakämpfe getreten sei, nicht länger dulden könne, daß die Familien Derjenigen, die gegen England kämpften, in den von den Engländern besetzten Städten blieben; es sei dies eine Maßregel zur Sicherung der Armee gegen die Uebermittlung von Nachrichten an den Feind; er werde also die Familien an die Vorposten schicken und fordere die Bürger auf, sie dort in Empfang zu nehmen. Diese Maßregel kam nur in sehr beschränkter Weise zur Ausführung, aber auf Grundlage derselben Erwägungen wurde später, Ende Januar 1901, von Lord Kitchener die Zerstörung der Farmen und die Bildung der Concentrationslager angeordnet. Ueber die Wirksamkeit dieser Mittel, vom militärischen Standpunkt betrachtet, gehen die Ansichten vielfach auseinander, — daß sie große Härten, namentlich für die fortgeführten Frauen und Kinder, im Gefolge hatten, steht unzweifelhaft fest.

Bei den Boeren zeigte sich, vielleicht in Folge dieser Maßregeln, im Herbst eine erhöhte Thätigkeit. Die militärische Disciplin wurde eine straffere, der bisherige Kriegsrath abgeschafft und jedem Führer, der für die Vollzähligkeit seines Commandos verantwortlich gemacht wurde, eine größere Freiheit für seine Entschließungen gelassen. Außerdem wurde ein Sold eingeführt, für

jeden Bürger 5 sh. täglich, von dem die Hälfte monatlich, der Rest erst nach Beendigung des Krieges ausgezahlt werden sollte. Im September und October 1900 fanden fortwährend größere und kleinere Kämpfe in Transvaal und dem Freistaat statt, die für die Engländer meistens unglücklich verliefen, aber mit einem großen Erfolge derselben endeten, indem de Wet am 5. November bei Bothaville geschlagen wurde und acht früher den Engländern abgenommene Geschütze und über 100 Gefangene verlor. Ein im November und December von demselben Führer versuchter Einfall in die Kapcolonie wurde trotz einzelner anfänglicher Erfolge von den Engländern zurückgewiesen; dagegen wurde der englische General Clements am 13. December bei Nooitgedacht von Delarey und Beyer überfallen und verlor beinah 900 Mann und sämmtliche Geschütze. Ein Einfall, den einige der Boerenführer im December in den Nordwesten der Kapcolonie unternahmen, brachte ihnen verschiedene militärische Vortheile, besonders durch die Wegnahme großer englischer Vorräthe, aber zugleich eine schwere Enttäuschung, indem die Boeren bei den Capholländern wohl auf heimliche Sympathien, aber auf keine offene Unterstützung und namentlich auf keinen irgendwie erheblichen Zulauf stießen. Es mögen diese Erfahrungen gewesen sein, welche Louis Botha veranlaßten, am 20. Mai 1901 mit Lord Kitchener in Friedensverhandlungen einzutreten. Bereits am 5. März 1900, nach der Gefangennahme Cronje's hatten sich die beiden Präsidenten nach London gewendet, mit der Erklärung, daß sie den Krieg nur geführt hätten, um die bedrohte Unabhängigkeit der Republiken zu vertheidigen, und denselben nur fortsetzten, um diese Unabhängigkeit zu schützen und die englischen Unterthanen, die in dem Kriege die Partei der Republiken ergriffen hätten, vor Strafe zu bewahren. Unter diesen Bedingungen wären sie auch jetzt zum Frieden bereit, würden aber bis zum Ende im Kampfe ausharren, wenn die englische Regierung die Unabhängigkeit der beiden Republiken bedrohe. Die Erwiderung der englischen Regierung lautete ablehnend. Gleichzeitig mit dem in London geschehenen Schritt hatten sich die Präsidenten mit der Bitte um ihre Vermittlung an die andern Mächte gewendet. Deutscherseits wurde darauf die Antwort ertheilt, daß man sehr gern bereit sein würde, bei einer solchen Vermittlung mitzuwirken, sobald beide Theile dieselbe wünschten. Darüber, ob in London dazu Geneigtheit vorhanden sei, könne man sich aber nicht selbst vergewissern, da jeder derartige Schritt der deutschen Regierung den Verdacht erregen würde, als ob sie damit andere als nur Zwecke der Menschlichkeit verfolge. Die Antworten der andern Mächte lauteten, was die Frage der Vermittlung anbetraf, ähnlich; nur die Vereinigten Staaten wandten sich direct nach London, wo sie die Antwort erhielten, daß die englische Regierung nicht beabsichtige, die Vermittlung irgend einer Macht in der südafrikanischen Frage anzunehmen.

Die Verhandlungen mit Louis Botha zerschlugen sich, und die Feindseligkeiten wurden fortgesetzt. Lord Kitchener inaugurirte sein Blockhaussystem, d. h. die Sicherung der Eisenbahnen durch Blockhäuser, die an ihnen auf kurze Entfernungen errichtet, durch Zäune von Stacheldrähten verbunden und mit je zehn oder mehr Mann belegt wurden. Hand in Hand damit ging die An-

legung ähnlicher befestigter Linien, die durch Verbindung der verschiedenen Bahnen unter einander das Land in einzelne, leichter zu überwachende Abschnitte zerlegten. Obgleich es den Boeren an verschiedenen Stellen gelungen ist, diese Drahtzäune mittelst dagegen getriebener Viehherden zu durchbrechen, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Engländer diesem System wie der unablässigen Verfolgung der einzelnen Commandos und vielleicht nicht am wenigsten der Verhängung des Belagerungszustandes über die Kapcolonie den endlichen Erfolg zu verdanken gehabt haben. Daß dieser nicht schneller errungen, daran war vor Allem die Unzulänglichkeit der vorhandenen Mittel schuld. Zwar standen seit den ersten Monaten 1900 nominell durchschnittlich ungefähr 250 000 Mann in Südafrika, aber abgesehen von dem großen Abgang an Kranken und Invaliden erforderte die Deckung der langen Verbindungslinien eine so bedeutende Truppenmacht, daß den Oberbefehlshabern, namentlich in der letzten Periode des Krieges, selten mehr als 40—50 000 Mann für active Operationen zur Verfügung gestanden haben werden. Mit diesen aber in einem Gebiet, das an Umfang das des Deutschen Reiches um mehr als das Doppelte übertraf und das vielfach das schwierigste Terrain der Welt aufwies, feindliche kleine Commandos, deren Combattantenzahl selten 1000 erreichte und oft nur 40—50 betrug, zu finden und zu fassen war eine um so schwierigere Aufgabe, als der ganze Krieg sich auf so zu sagen feindlichem Gebiete abspielte. Der Feldzug in Südafrika hat der englischen Armee, Generalen, Officieren und Soldaten, bittere Kritiken und schwerste Beschuldigungen eingebracht. Von den ersteren haben sich viele, namentlich soweit sie sich auf die mangelnde militärische Ausbildung besonders der Officiere bezogen, als begründet erwiesen und sind auch in England selbst amtlich anerkannt worden; was die letzteren anbetrifft, so können nur Ausschreitungen einzelner Individuen zugegeben werden, die überall vorkommen und im Kriege schwer zu verhindern sind, besonders wenn er die altgewohnten Formen verläßt und die des Guerillathums annimmt.

Ueber den letzten Abschnitt des Krieges, der vom Abbruch der Verhandlungen im März 1901 bis zur Wiederaufnahme derselben im März 1902 gedauert hat, ist nicht viel zu sagen. Es war auf der Seite der Engländer ein langsames, mühsames Vordringen, um das Gebiet immer weiter zu beschränken, in dem die Boeren sich noch hielten, auf der Seite der Letzteren ein Kampf, um sich dieser Einschließung zu entziehen; bei den tactischen Zusammenstößen blieben die Boeren häufig Sieger, aber sie konnten es trotzdem nicht verhindern, daß die strategische Maßregel immer weitere Fortschritte machte. Wenn sie den Engländern noch schwere Verluste bei Middelburg (12. Juni), Utrecht (17. September), Berkenlaagte (30. October), Tweefontein (17. October) und zuletzt noch bei Klipriver (12. Februar 1902) und Tweebosch (9. März), wo Lord Methuen gefangen wurde, zufügten, so konnte das alles nicht darüber hinweg täuschen, daß es mit ihrer Sache schnell bergab ging. Ein im November 1901 unternommener neuer Vorstoß in die Kapcolonie blieb erfolglos, soweit es sich um eine Erhebung der Holländer in derselben handelte; einer der Boerenführer nach dem anderen, Scheepers, Kruitzinger,

Viljoen und Andere, wurde gefangen oder fiel und die Zahl der Boeren, die in die Hände der Engländer geriethen oder sich ergaben, mehrte sich von Tag zu Tag.

Das bedenklichste Symptom aber war unzweifelhaft, daß eine größere Anzahl von Boeren, besonders aus dem Oranje-Freistaat, auf die Seite der Engländer traten und mit ihnen gegen ihre im Felde stehenden Landsleute kämpften; bei Beendigung des Krieges betrug die Zahl dieser „National scouts" bereits über 6000. Damit schwand für die Boerenführer die Hoffnung, die Engländer durch bloße Fortführung des Kampfes zu ermüden, während sie sich zugleich sagen mußten, daß ein weiteres Umsichgreifen dieser Bewegung sie der Sympathien und somit der Unterstützung vieler ihrer Landsleute berauben würde; es wird hauptsächlich diese Erwägung gewesen sein, welche die Boerenführer, besonders Louis Botha, der seit lange für eine Verständigung gewesen war, zu dem Entschluß gebracht haben dürfte, mit Lord Kitchener in Unterhandlung zu treten. Steijn, der schwer erkrankt war, scheint sich nur widerwillig diesem Schritt angeschlossen zu haben. Der Ende Januar 1902 unternommene Versuch einer Intervention seitens des niederländischen Ministerpräsidenten Kuyper hat insofern dazu beigetragen, daß Schalk Burgher mit anderen Führern am 22. März im englischen Hauptquartier zu Pretoria erschien, um Friedensverhandlungen anzuknüpfen, als Lord Kitchener ihm und den anderen Führern den bei dieser Gelegenheit stattgehabten Schriftwechsel mitgetheilt hatte. Der Verlauf der Verhandlungen ist bekannt; ihr Ergebniß ist sämmtlichen Führern der Boeren bekannt gegeben worden; Diese sind dann unter englischem Schutz in Vereeniging zusammengetreten, haben darauf die Ansichten ihrer Commandos eingeholt und endlich am 31. Mai spät Abends in Pretoria das Schriftstück unterzeichnet, das ihrem heldenmüthigen Widerstande und damit der Selbständigkeit der beiden Republiken ein Ende machte. Sie werden es mit schwerem Herzen gethan haben; um so größer ist die Anerkennung, die sie dafür verdienen, daß sie den moralischen Muth besessen haben, einen Kampf aufzugeben, der manchem von ihnen vielleicht noch persönlichen Ruhm einbringen konnte, ihrem Vaterlande aber weiteres unsagbares Elend bereitet haben würde. An dem vollen Erfolge der englischen Politik lassen die Friedensbedingungen selbst keinen Zweifel aufkommen. Wo die Regierung in einzelnen Punkten sich entgegenkommend gezeigt hat, wie bei den Bestimmungen, daß die große Masse der Kaprebellen zwar auf Lebenszeit das Wahlrecht verlieren, aber nur die Führer gerichtlich abgeurtheilt, in keinem Falle aber mit Todesstrafe belegt werden sollten, wie in der bewilligten Unterstützung von drei Millionen Pfund für den Wiederaufbau der zerstörten Farmen, der Zusicherung weiterer, zu billigen Zinsen zu gewährender Darlehen und dem facultativen Gebrauch der holländischen Sprache, hat sie vernünftigen Erwägungen Raum gegeben und bewiesen, daß sie einer Politik der Beruhigung und Aussöhnung den Vorzug vor einer solchen starren Festhaltung an Rechtsformen und befriedigter Rachsucht gibt. Man greift aber wohl nicht fehl, wenn man die Aufgabe der mit der Consolidirung der Verhältnisse in Südafrika betrauten englischen Staatsmänner als eine äußerst schwierige bezeichnet.

Vor Allem wird es darauf ankommen, den durch den Krieg zerstörten Wohlstand in Südafrika wieder herzustellen. Für die Boeren hat die Regierung reichliche Mittel bewilligt. Aber es handelt sich bei der Frage nicht allein um die ehemaligen Feinde, sondern mindestens ebenso sehr um die Freunde, die gleichfalls einen Anspruch darauf haben, ihre materiellen Verluste ersetzt zu sehen. Eine Nichterfüllung der in dieser Beziehung wohl zu Recht bestehenden Erwartung, besonders auch der Bevölkerung von Natal, würde die politische Stellung Englands in Südafrika auf das Empfindlichste schädigen. Aber die Frage ist noch verwickelter. Man geht im Ausland vielfach von der irrigen Ansicht aus, daß der Boer als solcher ein reicher Mann gewesen sei; viele Boeren waren es unzweifelhaft, insofern der Besitz weiter Ländereien und zahlreicher Herden in Betracht kam, aber ein großer, wenn nicht der größte Theil der Bevölkerung, besonders Transvaals, bestand aus sogenannten Anwoonern, d. h. Leuten, die aus ursprünglich besseren Verhältnissen oder wenigsten größeren Ansprüchen herunter gekommen waren und nun eine Farm bewohnten, die ihnen gerade nothdürftig das gab, was sie und ihre Familie zum Lebensunterhalt gebrauchten. Die Zahl dieser Leute hat unter den Boeren in Folge des Krieges erheblich zugenommen, und sie hat dadurch einen starken Zuwachs erhalten, daß eine große Zahl von Soldaten und Trainknechten der englischen Armee — man spricht von 12—20000 — in Südafrika geblieben sind und bereits heute zu einem Lohne, wie ihn sonst nur die Farbigen nahmen, Stellungen bekleiden, die sonst ausschließlich Letzteren zufielen. Die englische Regierung wird nun sehen müssen, diese Leute in bessere Verhältnisse zu bringen; sie würden sonst nicht allein ein sehr gefährliches politisches Element werden, sondern auch degenerirend auf ihre farbigen Mitbürger wirken. Von letzteren aber gibt es südlich vom Zambesi 8 Millionen gegen höchstens 7—800000 weiße Einwohner. Im Kapland können die Schwarzen das Wahlrecht unter denselben Bedingungen besitzen wie die Weißen, das sie aber meist wegen mangelnder Qualification auszuüben nicht im Stande sind.

In Transvaal und im Oranje-Freistaat durften sie bis jetzt unter der Herrschaft der Boeren weder Land erwerben noch sich ohne Paß im Lande frei bewegen, wie sie auch keinerlei politische Rechte besaßen. Man dürfte aber fehlgehen, wenn man annehmen wollte, daß man im Kapland, in Natal mehr als in den beiden früheren Republiken geneigt sein würde, irgend einem Gesetz zuzustimmen, das die Möglichkeit eines auch nur gleichen politischen Einflusses der Farbigen und Weißen böte. Ob in der Solidarität der herrschenden weißen Rassen und der Ausbeutung der Farbigen durch dieselben als der wirthschaftlichen Herren und Leiter der Arbeit der Farbigen der Punkt gefunden werden wird, in dem Boeren und Engländer sich vereinigen werden, wie manche südafrikanische Staatsmänner zu glauben scheinen, muß dahin gestellt bleiben. In jedem Falle bleibt die Verschmelzung der beiden weißen Rassen die wichtigste Aufgabe der englischen Staatsmänner; zur Erfüllung derselben wird es ebenso vielen Tacts als verständiger Energie bedürfen, und nicht allein im Interesse der gedeihlichen Entwicklung des gewaltigen Gebiets, über dem jetzt die britische Flagge in Südafrika weht, erscheint der Wunsch

gerechtfertigt, daß es ihnen gelingen möge, den unzweifelhaft vorhandenen Antagonismus der beiden europäischen Rassen in einen friedlichen Wettstreit auf den Gebieten des Ackerbaus, der Industrie und des Handels zu verwandeln. Die durch den Ausgang des Krieges gesteigerte Achtung vor der englischen Macht, Energie und Ausdauer wird unzweifelhaft zur Erreichung dieses Ziels beitragen, aber auch die Presse nicht nur Englands, sondern Europa's und der Vereinigten Staaten von Amerika kann einen günstigen Einfluß auf die Entwicklung und Entscheidung einer Frage ausüben, die nicht nur englische Interessen, sondern ebenso die des Weltfriedens berührt. Vieles, das in dieser Beziehung während des Kriegs der deutschen Presse nicht mit Unrecht vorgeworfen worden, ist auf die berechtigte Erregung zurückzuführen, welche die Ereignisse früherer Jahre im Bewußtsein des deutschen Volks zurückgelassen hatten. Mehr aber noch sollte jetzt von englischer Seite Alles vermieden werden, was der Animosität zwischen England und Deutschland neue Nahrung zuführen könnte. Leider wird nach der Richtung hin jenseits des Kanals immer noch viel gesündigt. Die „Times", der „Spectator" und die „National Review", um nur diese zu nennen, scheinen es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, gegen Deutschland zu hetzen und zu versuchen, in die Beziehungen desselben nicht allein mit England, sondern auch mit anderen Mächten Argwohn und Zwietracht zu bringen. Diese Versuche sind bis jetzt, dank der überaus correcten Haltung der deutschen Regierung in den verschiedenen Fragen, die während der letzten Jahre die Welt beschäftigt haben, vergeblich geblieben und haben wiederholt sogar mit recht empfindlichen Rückschlägen für England geendet. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß eine Fortsetzung dieser Hetzereien leicht Wirkungen haben könnte, die man in England schmerzlich empfinden würde. Wenn die Reichsregierung gegenüber der großen Erregung eines Theils des deutschen Volks die guten Beziehungen von Regierung zu Regierung mit England aufrecht zu erhalten im Stande gewesen ist und sie dabei den Beifall aller Verständigen gefunden hat, so hat sich dies nur darum als möglich erwiesen, weil man dieser Erregung vielfach jede berechtigte Grundlage absprechen konnte; ob es der Regierung möglich sein würde, ihre frühere Haltung zu bewahren, wenn eine solche vorhanden wäre, scheint zum Mindesten zweifelhaft; die englische Presse wird daher wohlthun, nicht mit dem Feuer zu spielen.

Von dem südafrikanischen Kriege zu sprechen, ohne den Mann zu erwähnen, der vielfach mit Unrecht als eins der zu demselben treibenden Elemente bezeichnet wird, ist nicht möglich. Cecil John Rhodes war überzeugter Imperialist. Schon 1883 hatte er mit dem bekannten Hofmeyr im Kapparlament einen Zusammenstoß. Letzterer hatte von den Vereinigten Staaten von Südafrika unter ihrer eigenen Flagge gesprochen, und Rhodes antwortete darauf, daß auch er an die Vereinigten Staaten von Südafrika glaube, „aber als einen Theil des englischen Reiches". Dieser Auffassung ist er während seines ganzen Lebens treu geblieben, und ihr sind alle seine politischen Handlungen entsprungen. Sein Ziel war ein britisches Afrika von Kapstadt bis Kairo, und wenn wir diesen Plan auch als nicht im deutschen Interesse liegend bezeichnen und darum bekämpfen müssen, so ist die Großartigkeit desselben und

noch mehr die Energie, mit der er an die Durchführung ging, doch offen anzuerkennen und zu bewundern. In seinem Vaterlande fand er begeisterte Unterstützung, und nicht nur in Worten; alles Geld, dessen er für seine Pläne bedurfte — und es handelte sich um gewaltige Summen — wurde ihm willig zur Verfügung gestellt. Die Bahnverbindung mit Buluwayo wurde hergestellt, die Goldbergwerke in Rhodesia wurden eröffnet, und als er 1898 in London weiteres Geld zur Fortführung der Bahn bis an den Tanganyika verlangte, erhielt er es zu 3%. In dieses Jahr fiel sein Besuch in Berlin und sein Empfang durch den Kaiser; diese Audienz hatte eine Verständigung in Betreff der Weiterführung der Telegraphen- und Eisenbahnverbindung zur Folge, und man irrt wohl nicht, wenn man annimmt, daß beide Männer einen gleich bedeutenden Eindruck auf einander machten und die Auffassung des Kaisers über die südafrikanische Frage in nicht unerheblicher Weise durch das Zusammentreffen mit Rhodes beeinflußt und modificirt worden ist.

Der Einfall Jameson's in den Transvaal 1895 machte Rhodes' politischer Laufbahn ein Ende und veranlaßte ihn, die Premierschaft im Kapministerium niederzulegen. Daß er von den Plänen der Ausländer und Jameson's Kenntniß gehabt, ist wohl unzweifelhaft, sowie daß er sie ursprünglich gebilligt hat, vielleicht in dem Glauben, daß eine Mehrzahl der Boeren im Transvaal selbst Reformen wünsche. Ebenso fest steht aber auch, daß der schließliche Einfall ohne sein Vorwissen und gegen seinen Wunsch stattfand, und daß er später offen bedauert hat, nicht entschiedenere Maßregeln getroffen zu haben, um denselben zu verhindern. Rhodes konnte nunmehr seine ganze Thätigkeit der Chartered Company widmen, in der die Vorgänge in Südafrika ihm nicht geschadet hatten. Als 1899 der Krieg zwischen den Boeren-Republiken und England auszubrechen drohte, eilte er nach Kimberley und traf dort unmittelbar vor der Cernirung dieses Platzes ein. Von seiner unermüdlichen Thätigkeit während der Belagerung ist bereits oben die Rede gewesen. Aber die Anstrengungen und Entbehrungen, denen er sich hier aussetzte, hatten das alte Herzleiden, das ihn einst als neunzehnjährigen Jüngling zuerst nach Südafrika geführt, wieder zum Ausbruch gebracht; er suchte Gesundheit in Aegypten, aber seinen Freunden wurde es bald klar, daß seine Tage gezählt seien, und noch einmal nach Afrika zurückgekehrt, starb er in Muizenburg bei Kapstadt am 26. März 1902. Mit ihm verlor Südafrika seinen größten Staatsmann; er gehörte zu dem Typus der Leute, die das britische Weltreich geschaffen und erhalten haben, und wie seine Vorgänger hat er ebenso viel Bewunderung erregt wie heftige Anfeindungen hervorgerufen, die zum Theil wohl durch sein äußeres schroffes Auftreten und seine Verachtung der Phrase veranlaßt wurden. Ein Capitalist war er nur in dem Sinne, daß der Besitz von Geld für ihn auch den der Macht darstellte; speculirt hat er nie; Genuß im gewöhnlichen Sinne hat er vom Gelde weder gehabt noch gewollt; er war vor allen Dingen ein Mann der Arbeit, und an ihr ist er, noch nicht fünfzig Jahre alt, zu Grunde gegangen, aber nachdem er ein neues Reich gegründet hatte. „Wenn ich todt sein werde," soll er einst gesagt haben, „so macht darüber kein Gerede. Legt mich in mein Grab, tretet die Erde drüber fest und geht weiter. Ich habe mein Werk gethan."

Nur noch ein Punkt bleibt am Schlusse dieser Betrachtungen zu berühren. Die britischen Colonien haben treu zum Reiche gestanden und damit den Beweis nicht allein für die Lebensfähigkeit, sondern auch für die Opportunität des imperialistischen Gedankens geliefert. Daß sich an diesen großen Erfolg — und ein solcher ist er unbedingt — weitere Hoffnungen, Erwartungen und Wünsche knüpfen werden, ist um so weniger zweifelhaft, als eine Menge in der letzten Zeit mehr oder weniger brennend gewordener Fragen besteht, die der Lösung oder wenigstens einer eingehenden Erörterung harren. Dazu gehören vor allen Dingen die der Betheiligung der Colonien an der Vertheidigung des Reiches, die Zahlung von Subventionen an die zur Verbindung mit den Colonien dienenden Dampferlinien und der Handels- und Zollbeziehungen zwischen England und den Colonien. Was die ersteren beiden Punkte anbetrifft, so werden die mit denselben verbundenen erheblichen Kosten den meisten Colonialregierungen wohl Grund zum Nachdenken und zum Zögern geben; mit Bezug auf die letztere Frage haben die Regierungen von Natal, der Kapstadt und Neuseeland — der Premierminister dieser letzteren Colonie, Mr. Seddon, ist ein besonders heißblütiger Imperialist — bei dem augenblicklich unter dem Vorsitz Mr. Chamberlain's tagenden Congreß der Premierminister der Colonien den Antrag eingebracht, für den Verkehr zwischen Mutterland und Colonien nach beiden Richtungen hin Zollermäßigungen eintreten zu lassen. Eine Aussicht auf Annahme und Durchführung eines solchen Antrages ist für den Augenblick um so weniger zu erwarten, als der Schatzkanzler Sir M. Hicks-Beach erst am 18. Juni im Unterhause erklärt hat, daß es nicht in der Absicht der Regierung liege, den Handel mit den Colonien durch die Eröffnung eines Zollkrieges mit den Ländern zu ermuthigen, welche Englands beste Kunden seien. Es scheint daher wahrscheinlich, daß, falls die englische Regierung später daran denken sollte, zu einer solchen Zollvereinigung mit den Colonien, wie der vorgeschlagenen zu schreiten, dies mehr schutzzöllnerischen Maßregeln fremder Mächte als eigenen Wünschen und Absichten zuzuschreiben sein würde.

Man glaubte und wünschte in England den Sieg und mehr noch den Frieden zugleich mit der Krönung König Eduard's VII. feiern zu können, der dem Vernehmen nach nicht unwesentlich zur glücklichen Beendigung der Feindseligkeiten beigetragen haben soll. Das Schicksal hat es anders beschlossen gehabt; drei Tage vor der Krönung ist der König durch das Leiden, das ihn vor längerer Zeit befallen haben dürfte, aufs Krankenlager geworfen worden, und wenn die Nachrichten über den Verlauf der Operation auch günstig lauten, läßt sich doch nicht absehen, wann die aufgeschobene Ceremonie wird stattfinden können. Es ist eine eigenartige Erinnerung an die Kleinheit des Menschen, daß der Herrscher, in dessen Reich die Sonne thatsächlich nie untergeht, im Augenblick eines theuer erkauften Erfolges durch ein Leiden niedergeworfen wird, das, wie so viele andere, die kleinsten, dem unbewaffneten Auge nicht sichtbaren Lebewesen, zu Urhebern hat. Möge die Kunst der Aerzte den erkrankten Monarchen bald wieder herstellen und ihm gestatten, sich der Thatsache zu erfreuen, daß er seine Regierung mit einem Werk des Friedens, mit dem Frieden selbst begonnen hat.

Wilhelm Wundt.

Von

Dr. **Rudolf Eisler** (Wien).

[Nachdruck untersagt.]

Am 16. August feiert Wundt seinen siebzigsten Geburtstag. An mannigfachen Ehrungen aus diesem Anlasse wird es dem Leipziger Philosophen nicht fehlen. Wer aber die liebenswürdige Bescheidenheit kennt, die zu den Charaktereigenschaften dieses arbeitsamen Mannes gehört, wer davon weiß, mit welch' unermüdlicher Ausdauer der an der Schwelle des Greisenalters stehende Philosoph an der Vollendung seines Lebenswerkes schafft, der muß die Ueberzeugung hegen, daß nichts der stillen und stolzen Freude gleichkommen kann, mit der Wundt auf sein so wirkungsreiches Leben zurückschauen darf, mit der wohlbegründeten Hoffnung, es zu Nutz und Zier der Wissenschaft noch eine stattliche Reihe von Jahren weiter zu führen. Wahrlich, leicht hat es sich dieser Philosoph nicht gemacht; ihm ist die Philosophie nicht das Tummelfeld jener Schwarmgeister, die mit Verschmähung ernsten, bedächtigen Forschens ihre luftigen Begriffsgebäude aufrichten, die großentheils nur ephemeren Charakter besitzen. Nein, Wundt ist einer der Ersten, die mit vollem Bewußtsein von der Nothwendigkeit des Zusammenwirkens der Speculation und Empirie die Forderung gestellt haben, der Philosoph müsse im Großen wie im Kleinen nur in strengstem Anschlusse an die Methoden und Ergebnisse der Einzelwissenschaften philosophiren, nicht aber, wie dies leider nur zu oft und zu lange der Brauch war, auf Grundlage einer von ungefähr erworbenen, vagen Erfahrung. Wundt selbst ist seiner Forderung stets in gewissenhafter Weise nachgekommen; das Material an Wissenschaft, das seine Philosophie umspannt und verarbeitet, ist ganz außerordentlich groß, so daß Wundt unstreitig ein Polyhistor ist, wie es nicht viele geben kann. Er gleicht in dieser wie auch in anderer Beziehung dem Begründer der Monadologie, Leibniz.

Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, einem weiteren Leserkreise ein Bild von dem zu geben, was für die Philosophie und das

Philosophiren Wundt's charakteristisch ist[1]). Vorerst ein rascher Ueberblick auf die Entwicklung seines wissenschaftlichen Lebens.

Am 16. August 1832 zu Neckarau bei Mannheim geboren, studirte Wundt in Heidelberg, Tübingen, Berlin Medicin. Im Jahre 1857 habilitirte er sich als Docent der Physiologie in Heidelberg, wo er zugleich unter Helmholtz als Assistent im physiologischen Laboratorium thätig war. Von Anfang an nahm sein Interesse eine Richtung, die für den späteren Uebergang Wundt's von der Naturwissenschaft zur Psychologie und Philosophie ungemein in Betracht kommt: die Probleme der Sinnesphysiologie, mit denen sich Johannes Müller, Purkinje, Brücke, E. H. Weber, A. Bain und Andere eifrig beschäftigten, fesselten seine Aufmerksamkeit und führten sein Denken weit über den Kreis hinaus, in dem sie stehen. Die Früchte seiner Untersuchungen legte Wundt zunächst in zwei Arbeiten nieder; den „Beiträgen zur Lehre von den Muskelbewegungen" (1858) und den „Beiträgen zur Theorie der Sinneswahrnehmung" (1859 ff.). Immer klarer wurde es Wundt, daß die Thatsachen der Sinneswahrnehmung nicht rein physiologisch zu interpretiren sind. Er sah ein, daß das Physiologische doch nur der Ausgangspunkt, nicht das Endmoment des Forschens über die Probleme der Sinnesphysiologie sein können. Dieses Endmoment liegt im Psychischen, in dem, was unmittelbar vom wahrnehmenden Individuum erlebt, empfunden wird. Das Physiologische sagt immer nur, was die Wahrnehmungen auslöst, was ihnen in den Sinneswerkzeugen, im Gehirn parallel geht; nichts lehrt es aber über die Eigenart der Empfindungsprocesse. Schon E. H. Weber und besonders Fechner hatten das Experiment auf das Psychische angewandt. Aber in erster Linie war es beiden doch nur um die Beziehungen zwischen den einfachen seelischen und den ihnen entsprechenden materiellen Vorgängen zu thun. Der Schöpfer der experimentellen Psychologie, nicht als Psychophysik bloß, sondern als Psychologie, in welcher die Gesetzmäßigkeit einer großen Reihe von Bewußtseinsvorgängen durch experimentelles Verfahren festgestellt wird, sollte Wundt werden. Das Psychische ist hier die Hauptsache, das Physische nur ein Hülfsmittel der Forschung. In der 1. Auflage der „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele" (1863, 3. gänzlich neu bearbeitete Auflage 1897) finden wir den ersten Versuch einer Psychologie auf theilweise experimenteller Grundlage, freilich auch noch mit manchen speculativen Elementen durchsetzt und noch die Spuren der physiologischen Auffassungsweise des Psychischen merkbar verrathend. Gleichwohl war es keine „Schwenkung", wenn Wundt im Fortgange seiner Arbeiten und seines Denkens sich allmählich zu der Einsicht durchrang, daß die Psychologie zwar mit der Physiologie viele Berührungspunkte habe, daß sie aber gleichwohl den Rang einer selbständigen, den Naturwissenschaften coordinirten, streng empirischen Wissenschaft einnehmen muß, deren Gegenstand das Psychische in dem ihm eigenen gesetzmäßigen Zusammenhang bildet. Die

[1]) Vergl. E. König, W. Wundt. Seine Philosophie und Psychologie. Fromman's Classiker der Philosophie. Bd. XIII. Stuttgart 1901. — R. Eisler, W. Wundt's Philosophie und Psychologie. In ihren Grundlehren dargestellt. Leipzig, J. A. Barth. 1902.

Psychologie ist eben nicht, wie Manche es haben wollen, ein Theil der Physiologie — „physiologisch" ist sie nur, insofern sie mit physiologischen Hülfsmitteln arbeitet — noch ist sie von der Metaphysik abhängig, wie dies bei Herbart und anderen älteren Forschern der Fall war. Die Loslösung der Psychologie von der philosophischen Speculation bewerkstelligt zu haben, ohne sie der Physiologie auszuliefern, ist das große Verdienst Wundt's. Daß er aber nach wie vor den Werth der Physiologie in hohem Maße anerkannte, beweist die Bereicherung, welche diese Disciplin durch zwei gründliche Arbeiten Wundt's erfuhr, durch das „Lehrbuch der Physiologie" (1864 ff.) und die „Untersuchungen zur Mechanik der Nerven" (1871 ff.). Das standard work der experimentellen Psychologie unserer Zeit sind die „Grundzüge der physiologischen Psychologie" (1874, 5. Auflage 1902), welche von Auflage zu Auflage, bei allem Festhalten an den Principien, die Anpassung an die Fortschritte der experimentellen Einzeluntersuchungen deutlich aufweisen. Der „Grundriß der Psychologie" (4. Auflage 1900), in der Diction musterhaft, führt in die Psychologie mit vorwiegender Berücksichtigung des rein Psychologischen ein. Schon in den „Vorlesungen" hatte Wundt ausgeführt, daß das Gebiet aller derjenigen Geistesschöpfungen, die erst dem Zusammenwirken der Individuen entspringen, wie Sprache, Sitte, Mythus, den Gegenstand einer besonderen Abtheilung der Psychologie, der „Völkerpsychologie", bilde. Diese geistigen Schöpfungen seien nicht auf experimentellem Wege, sondern durch vergleichende Analyse zu untersuchen. Die Anwendung dieser speciellen Methodik hat Wundt vor Kurzem in ausführlicher Weise in seiner auf sechs Theile berechneten „Völkerpsychologie" (Band I, Theil 1 und 2, 1900) begonnen.

Im Herbst 1874 erhielt Wundt eine Berufung nach Zürich, 1875 nach Leipzig. Von nun an tritt Wundt in seine philosophische Phase. Immer größere Gebiete des Wissens erwählt sich sein an den Gegenständen der Physiologie und der Psychologie geschultes Denken, der Forscher wächst mit seinen Zwecken, und seine Zwecke wachsen mit ihm. Er, der in jüngeren Jahren nur gelegentlich und planlos philosophische Studien betrieben hatte, fühlt sich im Kreise des Specialistenthums beengt. Das Bedürfniß macht sich rege, die auf verschiedenen Gebieten gewonnenen Einsichten mit einander in Uebereinstimmung zu setzen, Gesichtspunkte zu erlangen, von denen aus sich in die Mannigfaltigkeit der Thatsachen und Gesetze Ordnung und Einheit bringen läßt. Diesem Streben verdanken wir eine Reihe von Werken, die dauernde Bedeutung besitzen. Zunächst ist die „Logik" (1880 ff., 2. Auflage 1893 ff.) anzuführen, in der sich eine unübertroffene Methodenlehre fast aller Einzelwissenschaften findet. Dann die „Ethik" (1886, 2. Auflage 1892), die für das tiefere Verständniß der Tendenzen in der Wundt'schen Philosophie von größter Wichtigkeit ist. Endlich das „System der Philosophie" (1889, 2. Auflage 1897), in welchem die Resultate der verschiedenen Wissenschaften zu einer Metaphysik, einer einheitlichen, auf Erfahrung sich gründenden Weltanschauung zusammengefaßt werden. Eine Reihe von Abhandlungen veröffentlichte Wundt in der Sammlung „Essays" (1885). Dazu kommen noch viele, theilweise recht umfangreiche Abhandlungen psychologischen und philosophischen Inhalts in den

von Wundt herausgegebenen „Philosophischen Studien“ (bisher 17 Bände), in denen auch die Arbeiten der Schüler Wundt's erscheinen. Größtentheils sind diese experimenteller Natur; sie beruhen auf Untersuchungen, die in dem von Wundt begründeten „Institut für experimentelle Psychologie“ zu Leipzig angestellt wurden und noch werden. An vielen Universitäten (Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Amerika's u. a. m.) bestehen jetzt ähnliche psychologische Laboratorien. Sieht man doch immer mehr ein, daß exacte Bestimmungen auf individual-psychologischem Gebiete ohne planmäßige experimentelle Untersuchungen nicht möglich sind. Als bisher letzte Schrift Wundt's sei die „Einleitung in die Philosophie“ (1901, 2. Auflage 1902) erwähnt.

Es ist bekannt, daß Wundt's philosophische Entwicklung drei Phasen aufweist: die physiologische, die psychologische und die philosophische. Immer deutlicher wurde es, daß die Weltanschauung dieses Denkers nicht die des Naturalismus ist, wie man vielfach geglaubt, sondern eine Weiterführung der idealistischen Philosophie der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Die Beschäftigung mit den Geisteswissenschaften hat bei Wundt den naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten das Gleichgewicht gehalten, und diesem glücklichen Umstande verdanken wir die Begründung einer von den Einseitigkeiten des Materialismus freien Philosophie. In methodischer Beziehung ist die Eigenart derselben das Ausgehen von einer breiten, alle Wissensgebiete einschließenden Basis. Im Gegensatze zur rein speculativen oder auch mehr künstlerischen Methode eines Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, ja auch eines Herbart, Lotze, Fechner, v. Hartmann bringt Wundt nicht von vorn herein Principien und allgemeine Begriffe an den Erfahrungsstoff heran, um diesen aus jenen abzuleiten und zu „erklären“, sondern er treibt zunächst selbst in möglichstem Umfange Einzelwissenschaft, untersucht dann die den verschiedenen Disciplinen gemeinsamen logischen Gesetze und Denkforderungen, findet hierbei überall Begriffe, die über den Rahmen der Einzelwissenschaft hinaus führen als ein Stück Metaphysik, das nur von Demjenigen verarbeitet werden kann, der einen höheren Standpunkt, durch Synthese der empirischen Resultate, zu gewinnen vermag. Wundt philosophirt aus den Einzelwissenschaften heraus, legt nichts in sie hinein, was ihnen von Natur fremd wäre. Aber er ist doch weit entfernt, einem dürren, muthlosen, an aller schöpferischen Kraft des Denkens verzweifelnden Positivismus zu huldigen. Bei aller Besonnenheit und manchmal fast zu großen Zurückhaltung und Vorsicht verschmäht Wundt es nicht, die Erfahrung zu überschreiten, also Metaphysik zu treiben. Aber von den älteren Versuchen der Metaphysiker unterscheidet sich seine Metaphysik dadurch, daß sie erstens niemals den Ausgangspunkt des Philosophirens bildet, sondern sich erst da einstellt, wo die Nothwendigkeit oder doch mindestens das Bedürfniß eines Abschlusses der empirischen Gedankenreihen es erfordert, und zweitens dadurch, daß der Fortschritt über die Erfahrung hinaus nicht willkürlich und phantastisch, in ein nebelhaftes Reich des Absoluten hinein erfolgt, sondern streng im Sinne und in der eigenen Richtung der Erfahrung diese über sich hinaus führt. Immer wieder betont Wundt, der Philosophie komme keine andere Methode zu, als die schon in den Einzel-

wissenschaften bewährte. Dadurch, wie durch die consequent festgehaltene Begründung der Philosophie auf die Ergebnisse der Einzelwissenschaften ist Wundt der Stifter der wissenschaftlichen Philosophie geworden. Ihm gebührt auch das Verdienst, energisch hervorgehoben zu haben, daß, wie die Philosophie zu ihrer Begründung der Wissenschaften bedarf, diese wiederum zur Erlangung von Klarheit über die für sie gültigen Methoden und allgemeinen Gesichtspunkte der Philosophie nicht entrathen können. Lebendigste Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Speculation mit vollster Beachtung der zwischen beiden bestehenden Grenzen, Ausgehen von der Erfahrung, aber nicht Stehenbleiben bei derselben — das ist's, was noth thut.

So vermittelt Wundt zwischen den so lange Zeit einander bekämpfenden Richtungen des Denkens, der wissenschaftlich-positivistischen und der speculativ-metaphysischen. Aber diese Vermittlung ist keine schwächliche, eklektische, sondern sie entquillt einem durch und durch objectiv veranlagten Geiste, der die Kraft hat, die Einseitigkeiten und Willkürlichkeiten der Parteien einzusehen und jeder zu zeigen, worin sie zu weit geht. Mag auch hier und da die „Vermittlung" nicht ganz gelungen sein, im Ganzen und in vielem Detail hat die Wundt'sche Philosophie durch ihre klare, scharfe Sonderung der verschiedenen „Standpunkte der Betrachtung" und durch die Vereinigung der scheinbaren „Widersprüche" in einem allgemeinen Systeme Großes gewirkt. Daß ihr „vermittelnder" Charakter theils mißverstanden, theils abgelehnt wurde, ist nicht schwer zu begreifen. Wer aber sich die Mühe nimmt, die Werke des Leipziger Philosophen gründlich durchzuarbeiten, wird finden, daß es sich bei Wundt um etwas ganz Anderes handelt als um einen Synkretismus nicht zusammenpassender Ideen. Freilich ist nicht Jedem das besonnene Abwägen aller Momente, das ruhige Prüfen aller Motive des Denkens sympathisch, Mancher schätzt mehr das impulsive, aus dem Gefühl und der Anschauung heraus schaffende phantasievolle Philosophiren. Nun hat dieses gewiß seinen hohen Culturwerth[1]), und es ist zu wünschen, daß die Stimmungsphilosophen und Begriffsdichter nicht aussterben. Neben der Philosophie als Kunst (Schopenhauer, Nietzsche und Andere) muß es aber auch eine objective, „exacte" Philosophie geben.

Solch eine wissenschaftliche Philosophie darf nicht bloß auf die Naturwissenschaft sich stützen wollen. Die letzten Decennien brachten einen schönen Aufschwung der Geisteswissenschaften; die geschichtlich-sociale Betrachtung der menschlichen Erlebnisse hat zwar von der naturwissenschaftlichen Methodik Manches profitiren können, auch hat der Entwicklungsstandpunkt es vermocht, Natur- und Geisteswissenschaften einander zu nähern, aber die Selbständigkeit der letzteren wird dadurch nicht in Frage gestellt. Nicht derart hat Wundt den Dualismus zwischen den beiden Gebieten des Forschens überwunden, daß er in den geistigen Vorgängen nur einen Ausschnitt der materiellen Processe erblickte, sondern durch kritische Besinnung auf die verschiedenen Standpunkte, die beide Arten von Disciplinen naturgemäß einnehmen. Während nämlich

[1]) Vergl. Eisler, Nietzsche's Erkenntnißtheorie und Metaphysik. Leipzig, Haacke. 1902.

die Naturwissenschaften als solche vom erlebenden, denkend-fühlend-wollenden Subjecte abstrahiren und die Gegenstände der Erfahrung in der ihnen eigenen Gesetzmäßigkeit zu erforschen suchen, wie sie durch mittelbare, begriffliche Erkenntniß gefunden werden kann, gehen die Geisteswissenschaften, an ihrer Basis die Psychologie, von der unmittelbaren, vollen, concret-lebendigen Erfahrung aus, um dieselbe Wirklichkeit, die von der Naturwissenschaft in begrifflichen Symbolen gedacht wird, in dem thatsächlich erlebbaren Zusammenhange der Geschehnisse bis in die einfachsten Elemente einerseits und bis zu den umfassendsten Verbänden andererseits zu erfassen. Da aber mittelbare und unmittelbare Erkenntniß nur Differenzirungen der einen Gesammterfahrung sind, so kann es niemals zu Widersprüchen zwischen ihnen kommen, vorausgesetzt, daß stets der Versuch gemacht wird, die Beziehungen aufzufinden, welche zwischen den Theilstücken beider Betrachtungsweisen der Wirklichkeit bestehen müssen.

Dies zu Ende gedacht, ergibt sich eine monistische Weltanschauung, für welche die Wirklichkeit in ihrem unmittelbarem Wirken, ihrem Eigensein lebendige, geistige Entwicklung ist, in ihrer begrifflichen Verarbeitung, in ihrem objectiven Sein aber sich als eine Summe materieller Substanzen darstellt. Die Natur ist einerseits die Vorstufe des (selbstbewußten) Geistes, andererseits in ihrem Eigensein selbst schon geistige Potenz, ein Durchgangsstadium in dem ewigen Processe schöpferischer Selbstentfaltung des Geistes. Der „Geist" ist aber nicht eine außer dem Universum stehende, isolirte, selbständige Macht, die kalt und fremd der Welt gegenüber stände, sondern er ist die Actualität, die lebendige Thätigkeit, die als unendlicher Quell alles Seins in jedem Moment sich in einer Reihe von Schöpfungsacten auswirkt. In ihrem Eigensein ist die Welt Wille. Aber nicht ein leerer, blinder, absolut unbewußter und intelligenzloser, sondern ein Wille, der als Anlage, die nach Entwicklung strebt, das logische Princip einschließt, wenn man bedenkt, daß es nach Wundt nicht bloß einen einfachen Willen gibt, sondern eine Mannigfaltigkeit von Willenseinheiten, die durch die unausbleiblichen Beziehungen, in welchen sie unter einander stehen, immer schon empfindend-vorstellend-fühlende Willenseinheiten sind. Der „reine" Wille oder die „reine Apperception" kommt nur in der Abstraction vor. Nun darf nicht außer Acht gelassen werden, daß nach Wundt die Elemente der Welt zwar geistige Wesen, aber nicht beharrende Monaden (wie bei Leibniz, Herbart, Lotze) sein sollen. Sie sind vielmehr Thätigkeiten, Actionen; erst in ihren Beziehungen stellen sie sich als Substanzen dar. In Folge dessen ist die Individualität zwar etwas Ursprüngliches, Wahrhaftes, von einem „Akosmismus", der die Wesenheit des Individuums in Frage stellt (Spinoza, Schopenhauer, Hegel), ist keine Rede, aber Wundt ist doch weit von der atomistischen Weltauffassung entfernt, für die das All ein Bündel von Elementen ohne wahren inneren Zusammenhang darstellt. Denn die lebendige Wechselwirkung zwischen den Willenseinheiten verbindet die Individuen zu Einheiten, die sich wiederum zu höheren Verbänden ordnen, bis schließlich das All eine höchste übergeordnete Einheit, den göttlichen Weltgrund als

Weltwillen anzeigt. Dieser Weltwille, das absolut Transcendente, ist zugleich die Weltvernunft, gleichsam das schöpferische (nicht bloß passive) Ideal, das alle Wesen zu beständiger Selbstentwicklung nöthigt. Würde und könnte man das Weltgeschehen in allen seinen Einzelheiten naturwissenschaftlich betrachten, so müßte sich der Verlauf der Begebenheiten streng causal denken lassen. Das hindert nicht, daß ebendieselbe Wirklichkeit vom Standpunkte der Philosophie sich als Zusammenhang von Mitteln und Zwecken darstellt. Causalität und Teleologie schließen also einander nicht aus; seit Leibniz ist dies immer klarer geworden. Es kommt eben nur auf die Art der Betrachtung an, ob eine Abfolge von Ereignissen causalen oder finalen Charakter hat. Es ist nach Wundt der Satz vom Grunde, der hier nur in verschiedener Weise auf den Inhalt der Erfahrung angewendet wird.

Wundt ist „Voluntarist" in dem Sinne, daß ihm der Wille die eigentliche Activität, das wahrhaft Dynamische in der Welt bedeutet, nicht aber mit dem Zusatze, daß die Vorstellung keine Realität habe. Die Außenwelt, als Inbegriff aller objectiv geordneten Vorstellungen und als begrifflich gefaßtes System von Kräften, ist weder Schein noch subjective Erscheinung wie etwa bei Schopenhauer, sondern sie ist der Ausdruck, das Symbol der Verhältnisse der Dinge selbst. Unsere Erkenntniß ist ein Product der Wechselwirkung des Subjects und der Objecte. Weder der (sensualistische) Empirismus, der in der Sinneswahrnehmung die einzige Quelle der Erkenntniß erblickt, noch der (rationalistische) Apriorismus, nach welchem die Vernunft im Besitze ursprünglicher Erkenntnißformen ist, sind, was den Ursprung und Charakter der Erkenntniß betrifft, im Rechte. „Reine" Erfahrung ist nur ein Abstractionsgebilde, kommt in Wahrheit nicht vor, ist vor Allem noch keine Erkenntniß; zu dieser bedarf es stets einer, wenn auch noch so primitiven Thätigkeit der „activen Apperception", des Denkens. Das Denken ist vergleichend-beziehende und dadurch analytisch-synthetische Function des Willens, es gestaltet und ordnet den Stoff der Erfahrung zu Begriffen, in welchen das Typische, Gesetzmäßige, Objective der Dinge zum Ausdruck kommt. Aber weder besteht schon ursprünglich jene schroffe Scheidung von Denken und Erfahrung, die von den Aprioristen gern angenommen wird, noch vermag das Denken rein aus sich heraus Erkenntniß zu schaffen. Nur an einem anschaulich gegebenen Inhalt vermag sich das Denken zu bethätigen, wobei es der ihm eigenen Gesetzmäßigkeit folgt. Diese allein ist nach Wundt das „a priori" in aller Erkenntniß; nicht gibt es aber besondere aprioriſche Denkformen, die an die Erfahrung herangebracht werden. Die allgemeinen Begriffe des Verstandes, die sogenannten Kategorien, entstehen erst durch logische Verarbeitung der Erfahrung, die in der räumlich-zeitlichen Ordnung ihrer Elemente schon die Eignung, kategorial verarbeitet zu werden, verräth. Auch die Anschauungsformen, Zeit und Raum, entstehen erst in der Erfahrung aus Reihen von Empfindungen. Aprioriſch ist an ihnen nur die synthetische Fähigkeit des Bewußtseins; ferner kann der eigenthümliche Charakter von Raum und Zeit aus keiner Erfahrung wirklich abgeleitet werden, obgleich man die Elemente kennt, aus denen die Raum- und die

Zeitanschauung sich aufbauen. Denn die „schöpferische Synthese", die in der Psychologie Wundt's eine wichtige Rolle spielt, schafft durch die Verbindung von Elementen stets etwas Neues, das in den Bestandtheilen selbst noch nicht gegeben ist.

In der „schöpferischen Synthese" tritt der Grundcharakter der psychischen Causalität hervor. Entgegen der „Associationspsychologie" hat Wundt die richtige, philosophisch und psychologisch ungemein bedeutsame Ansicht, daß im Bewußtsein sich eine eigene Wirksamkeit entfalte. Die Causalität des Bewußtseins besteht darin, daß jeder seelische Vorgang bedingt ist durch einen anderen, dieser wiederum durch einen anderen u. s. f. Alle einzelnen Bewußtseinsvorgänge sind Folgen des Gesammtzusammenhanges des Ichs, der bis in die fernste Vergangenheit reicht. Theils treten gleichzeitig mehrere psychische Elemente zu einem Gebilde zusammen, theils resultirt aus der Abfolge eines seelischen Zusammenhanges ein neues Product. Die Verbindung der psychischen Inhalte ist eine gesetzmäßige; sie erfolgt unter der bloß „passiven Apperception" und Aufmerksamkeit als „Association" und „Verschmelzung", unter der Einwirkung der „activen Apperception" als „apperceptive Verbindung", wie sie in den mannigfachen Formen des Denkens und der Phantasie auftritt. Allen psychischen Verbindungsprocessen entsprechen im Physischen raum-zeitliche Coordinationen. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß der sich so ergebende Begriff der physischen Causalität nichts von der Eigenart des Psychischen, weder von dessen Qualität noch von dessen Werthe, enthalten kann; wird ja doch von der Naturforschung geflissentlich von allem Subjectiv-Qualitativen abstrahirt. Da es sich also nur um verschiedene Standpunkte der Betrachtung und Verarbeitung eines und desselben Wissensobjectes handelt, kann nie ein Widerspruch zwischen psychischer und physischer Causalität obwalten. Die Activität des Bewußtseins kann nur Der leugnen, der so von metaphysischen oder einzelwissenschaftlichen Vorurtheilen befangen ist, daß er nicht einsieht, wie doch alle unsere Begriffe von Thätigkeit, Wirksamkeit, Synthese und dergleichen ursprünglich aus dem eigenen Bewußtsein geschöpft sind. Freilich muß man, um die Existenz der psychischen Causalität begreifen zu können, sich einen richtigen Bewußtseinsbegriff bilden. *Bewußtsein* ist eben nichts vom Psychischen Verschiedenes, sondern das jeden seelischen Vorgang als solchen Charakterisirende; jede Empfindung, jedes Gefühl, jedes Wollen ist, insofern es ein Erleben, ein „Innensein" ist, ein Stück Bewußtsein. „Das Bewußtsein" ist also nur ein Name für das psychische Erleben selbst, oder es bezeichnet den *Zusammenhang* von Erlebnissen in einem Individuum oder in einer Gesammtheit. Daher ist ein *unbewußtes* Psychisches, Geistiges ein Selbstwiderspruch.

Wenn nun Wundt vom „psychophysischen Parallelismus" spricht, so meint er nicht, es gebe zwei selbständige Reihen des Geschehens, die auf eine unbegreifliche Weise zu einander passen, sondern er versteht darunter nur ein Hülfsprincip, dessen Sinn der ist, daß die psychologische Betrachtungsweise der unmittelbaren Erfahrung stets nach der zugehörigen physischen Interpretation desselben Vorganges vom Standpunkte der mittelbaren Erkenntniß

zu streben hat. Psychologie und Physiologie, Geistes- und Naturwissenschaften sind dazu bestimmt, einander zu ergänzen; erst ihr Zusammenarbeiten ergibt die Gesammterfahrung, die möglichst treue Darstellung des Weltinhaltes in den beiden Arten seiner Existenz, als Eigensein und als Für-Andere-Sein. Nur so kommt jeder Standpunkt, jede Wissenschaft zu ihren Rechten, nur so wird jene Geschlossenheit der Naturbetrachtung einerseits, der Psychologie andererseits, die ein Postulat des causalen Denkens ist, wenigstens annähernd erreicht. Gerade die dualistische Betrachtungsweise der einen Wirklichkeit macht allen metaphysischen Dualismus überflüssig, denn sie stützt sich auf die ursprüngliche Einheit der Erfahrung, aus der sich Subject und Object, „innere" und „äußere" Erfahrung erst herausondern. Was die „Identitätsphilosophie" aus der romantischen Periode des Philosophirens in theilweise recht verschwommener Form erstrebte, das nimmt die Philosophie Wundt's und seiner Anhänger mit ganz anderen Methoden und mit voller Zielbewußtheit wieder auf. Das zeigt sich auch in der Naturphilosophie Wundt's. Sie fordert energisch möglichst vollständige physikalisch-chemische Interpretation der biologischen Phänomene. Andererseits betont sie allen mechanistischen „Zufallstheorien" gegenüber, daß die treibenden und primären Kräfte aller Entwicklung im Psychischen, in der Entfaltung von Trieben und Willensacten, deren Bethätigung die Structur der Organismen allmählich beeinflussen muß, zu suchen sind. Die natürliche Auslese kann nicht mehr bedeuten denn ein Hülfsmoment, eine conservirende, nicht aber selbst Zweckmäßigkeit schaffende Kraft. Alle Entwicklung ist im Grunde geistiger Art, — mit diesem einen Satze ist schon die Brücke zwischen Natur- und Geisteswissenschaften hergestellt. Fortan wird man diese Idee nicht mehr ungestraft aufgeben dürfen. Nur sie bewahrt vor einer öden, rein materialistischen Weltauffassung einerseits, vor einem zu Phantasterei neigenden „Vitalismus" andererseits. Wie werthvoll z. B. die von Wundt formulirten Principien der „Heterogonie der Zwecke" (nach welchen aus Zwecken Wirkungen entspringen, die selbst zu Zwecken werden können) und der durch Uebung erfolgenden „Mechanisirung" des Geistigen sowohl für die Biologie als auch für die Metaphysik sind, wird erst noch erkannt werden.

Bisher zeigten wir in aller Kürze, wie Wundt die Einseitigkeiten: Positivismus — Speculation, alogischen Voluntarismus — Panlogismus, Singularismus — Akosmismus, causal-mechanische — teleologische Weltauffassung, Apriorismus — Empirismus, Vermögenspsychologie — psychophysischen Materialismus, mechanistische — vitalistische Biologie bekämpft. Nur die Hauptpunkte konnten erwähnt werden, in welchen sich Wundt im Gegensatz zu anderen Denkern befindet. Bevor wir aber zur Darlegung seines ethischen Standpunktes übergehen, um dann das Facit aus dem Ganzen zu ziehen, muß noch Einiges über die psychologische Richtung Wundt's gesagt werden. Hat doch der Begründer der experimentellen Psychologie nie aufgehört, die eminente Wichtigkeit der Bewußtseinswissenschaft als Grundlage aller Geisteswissenschaften und der Philosophie festzuhalten. Die Psychologie hat Wundt die Bedeutung des Geistigen in der Welt klargemacht, und die

so gewonnene Werthung des Geistigen mußte auf die Schätzung der allgemeinsten Geisteswissenschaft, der Psychologie, zurückwirken.

Nach Wundt gibt es keine Seele *außerhalb* des Bewußtseinszusammenhanges. Der Begriff der Substanz dient nur zur Verknüpfung der objectiv-physischen Phänomene in festen, constanten Einheiten; deren Nothwendigkeit ergibt sich einzig und allein aus dem Umstande, daß die fortschreitende Verstandeserkenntniß den gesammten sinnlichen Inhalt der Erfahrung in das Subject herein nehmen muß, so daß die mittelbare Erkenntniß der Objecte, die dann übrig bleibt, diese in Form begrifflich-anschaulicher Symbole denken muß. Die psychischen Erlebnisse aber sind das, was unverändert zurückbleibt, nachdem an Stelle der Wahrnehmungsobjecte begriffliche Objecte getreten sind, und dieses Psychische hat unmittelbare, anschauliche Wirklichkeit. Es ist so, wie es erlebt bezw. auf experimentell-analytischem Wege genauer beobachtet wird, und wird erlebt, wie es ist. Nach der „Actualitätstheorie" ist die *Seele* empirisch nichts weiter als der concrete Zusammenhang der Bewußtseinsvorgänge selbst. Während aber die Associationspsychologie in diesen nur eine Summe von Elementen sieht, die, an sich wirkungslos, in ihrem Zusammentreten durch die physiologischen Processe des Gehirns bedingt sind, weist Wundt auf die dem Psychischen *eigene* Activität hin. Selbst die Associationen sind nicht rein mechanische, sondern schon Nachwirkungen einfacher und zusammengesetzter Willensvorgänge; sie haben den Charakter von Triebvorgängen. Weit entfernt, die seelischen Processe zu erklären, bedürfen die Associationen selbst der Ableitung. Wird diese versucht, so stößt man auf elementare Verbindungen, aus denen erst die Vorstellungsassociationen resultiren. Die Denkverbindungen aber können keineswegs durch Associationen erklärt werden. Während die letzteren stets unwillkürlich, passiv, in ungeregelter, wenn auch nicht in gesetzloser Folge verlaufen, zeigen die Denkverbindungen eine zweck- und planmäßige Thätigkeit. Indem Wundt den von Leibniz, Kant, Herbart in verschiedener Weise formulirten Begriff der „Apperception" neu begründet, stellt er der Associationspsychologie eine „Apperceptionspsychologie" entgegen, welche in dem Willen eine Function sieht, durch die das Ich in den Ablauf der Associationen selbstthätig einzugreifen vermag. Unter *Apperception* versteht Wundt die Klarwerdung eines psychischen Inhaltes dadurch, daß er aufmerksam erlebt wird. Aufmerksamkeit und Apperception sind die beiden Bestandtheile eines und desselben Vorganges, der wesentlich ein *Willensvorgang* ist. Bei der *activen* Apperception handelt es sich um einen Wahlact, bei dem der individuelle Bewußtseinszusammenhang, das Ich, als eine Totalkraft das gerade Gewollte, Gebrauchte im Vorstellungsflusse erfaßt, bewußt macht, fixirt, während alles Andere, nicht Gewollte gehemmt wird. So gelangt das Denken, von Gesammtvorstellungen ausgehend, zu Begriffen, Urtheilen, Schlüssen. Die Apperception ist aber keine geheimnißvolle Macht außerhalb des Bewußtseinszusammenhanges, kein Seelenvermögen, sondern objectiv ist sie der Vorgang der Klarwerdung, Fixirung, Hemmung selber, subjectiv die eigenthümliche Verbindung von Empfindungen und Gefühlen, die den ganzen Vorgang begleiten. Denn der Wille, als dessen Bethätigung die Aufmerksamkeit und Apperception erscheinen, ist für Wundt keine

einfache Qualität, sondern ein einheitlicher, stetiger Zusammenhang von Empfindungen, Gefühlen, Strebungen, wobei allerdings zu beachten ist, daß es keine isolirten Empfindungen u. s. w. gibt, sondern daß der vollständige Bewußtseinsvorgang erst die Willenshandlung ist. Gefühle sind die Elemente des Willens, die zugleich aber schon Zeichen, Momente des Wollens, Willensfactoren sind. Dieser psychologische Voluntarismus und diese „autogenetische" Willenstheorie sehen in dem Willen weder eine bloße Summe von Empfindungen noch eine elementare Kraft, die allen anderen Bewußtseinsinhalten zu Grunde liegt. Nur sofern das Willensmoment so recht die Eigenart alles Bewußtseins, die unaufhörliche, allen ruhenden Seins entbehrende Veränderlichkeit, sowie die Wirksamkeit desselben erkennen läßt, ist jeder Bewußtseinsvorgang a potiori als Willensvorgang zu charakterisiren, obgleich er immer Vorstellung (Empfindung) und Gefühl einschließt. Dies hat den Vortheil, der einseitig intellectualistischen Betrachtungsweise, die in der Psychologie so lange herrschte, das Gegengewicht zu halten. Die Apperceptionspsychologie wird zweifellos manche Modificationen erhalten, sie wird sich vielleicht der Associationspsychologie um ebenso viel nähern, als diese mit der Zeit ihr entgegenkommen muß; sicher ist aber, daß sie dazu berufen ist, der Wirklichkeit des seelischen Lebens selbst gerecht zu werden, während andere Richtungen vielfach an Stelle der lebendigen Seele etwas behandeln, das Alles, nur nicht Psyche ist.

Dem naturwissenschaftlichen Geiste des Zeitalters wird die Wundt'sche Philosophie und Psychologie in jeder Hinsicht gerecht. Das können nur verbohrte Materialisten verkennen. Wie weit entfernt aber von allem Naturalismus ist die Weltanschauung, die uns im „Systeme der Philosophie" entgegentritt! Hier finden wir es bestätigt, daß die Ideen eines Plato, Aristoteles, Spinoza, Leibniz, Herder, Kant, Fichte, Schelling, Hegel durchaus nicht todt sind. Sie leben noch, feiern immer wieder ihre Auferstehung, aber sie nehmen neue Gewänder an, kämpfen mit stärkeren Waffen, befreunden sich mit früheren Gegnern zu sieghaftem Vordringen, anderen Gegnern entnehmen sie die Waffenführung, mit der sie nun bessere Erfolge erringen. So geht aus dem Streite der idealistischen und der naturalistischen Weltanschauung immer wieder der Idealrealismus hervor. Bei Wundt in der Form, daß ihm die Grundsätze und Gesetze des Geistes auch der objectiven Welt zu Grunde liegen. „Natur" und „Geist" als Gegensätze sind nur Abstractionen aus der einen, durch und durch lebensvollen Gesammtentwicklung aller Wesen zu Gott, zur Harmonie hin. Immer wachsende Realisirung aller Anlagen und Potenzen, einer Unendlichkeit von geistigen Werthen, Schaffung immer höherer Lebenskreise und Culturen, rastlose Arbeit der Einzelnen im Dienste übergeordneter Einheiten, Zusammenwirken aller zur Erfüllung der in der Unendlichkeit liegenden Zwecke Gottes — das ist der idealistische Zug der Wundt'schen Philosophie. So ist denn auch seine Ethik der gerade Gegensatz zu allen eudämonistisch-individualistischen Moralsystemen, welche in der Lust, Glückseligkeit, im Nutzen das Ziel des Handelns erblicken. Groß ist der Werth der Persönlichkeit, aber gerade die ausgebildete Persönlichkeit kann nicht am eigenen Ich Genüge finden, sie kann sich nur ausleben im kraftvollen Wirken

für Gemeinschaften, sie kann ihrer Subjectivität nur froh werden im Schaffen objectiver Güter. Sich einfügen in den großen Ring des Geschehens, in die ewige Ordnung des Alls, als möglichst kraftvoller Streiter Gottes — dieses gut germanische Ideal ist auch das der Wundt'schen Ethik. Für die Regelung des gesellschaftlichen Lebens im Einzelnen mag sie vielleicht unzureichend sein; sie gibt sich ja nicht als Technik des sittlichen Handelns, sondern betrachtet das Sittliche als Product der Entwicklung, wie sie in der Entwicklung selbst im Fortschreiten zu höheren Ordnungen des Seins und Wollens, den letzten Zweck alles Sittlichen erblickt. Von diesem universalistisch-evolutionistischen Standpunkt aus erscheint jede That in letzter Linie dadurch werthvoll, daß und insofern sie geeignet ist, den Bestand an geistigen Gütern zu mehren. Egoismus und Altruismus sind demnach nicht an sich zu verdammen bezw. zu billigen, sondern die Bethätigung für die Gesammtheit und der Wille, sich so zu bethätigen, kommen bei der ethischen Werthung in Betracht. Das Sittliche, Geistige ist Selbstzweck; es ist nicht Mittel zu etwas Anderem, sondern hat seinen Werth in sich. Wundt's Ethik hat zum Theil einen metaphysischen Charakter, insofern nämlich das Princip der Sittlichkeit über alle gegebene Erfahrung hinaus weist. Der sittlichen Idee ordnet sich schließlich Alles unter, die gesammte Entwicklung in Natur, Geist, Geschichte, Cultur. Der Weltwille, die Weltvernunft, das „Uebergeistigte" ist zugleich das „Uebersittliche", der letzte zu postulirende Grund aller Entwicklung.

So sehen wir die Weltanschauung Wundt's sich würdig an die großen idealistischen Systeme der Vergangenheit anschließen. Mit neuen, dem Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung entsprechenden Methoden, mit Aufnahme des Realismus in den Idealismus, mit größerer Besonnenheit und Bescheidenheit, vor Allem mit ungemein kritischem Scharfsinn hat Wundt die, von Zeit zu Zeit nothwendig erforderliche, Synthese der Erfahrungsergebnisse zu einer widerspruchslosen, Geist und Gemüth befriedigenden Weltanschauung hergestellt. In erkenntnißkritischer Beziehung ist er der Kant, in metaphysischer der Leibniz des neunzehnten Jahrhunderts zu nennen. Gewiß ist die Philosophie Wundt's in so Manchem noch weiter auszugestalten, die in ihr steckenden positivistischen und metaphysischen Elemente werden von verschieden veranlagten Geistern nach verschiedenen Richtungen fortentwickelt werden. Wie die Nachwelt auch die Bedeutung des Leipziger Philosophen einschätzen mag, eins wird sie zweifellos anerkennen: daß Wundt ein Wegweiser, ein Meister der philosophischen Methode ist. Er hat den Anschluß der Philosophie und der Wissenschaften an einander wieder hergestellt zu einem dauernden und fruchtbaren Bunde. Wenn die Philosophie so rasch aus dem Zustande der Verachtung und Erniedrigung, dem sie nach dem Zusammenbruch des Hegelianismus verfallen war, sich zu schlichter, aber markiger Größe erhoben hat, wenn sie nun immer weitere Kreise des Denkens und Lebens in ihren Bann zieht und den Werth der Ideen für die Menschennatur wieder neu erglänzen läßt, wenn es ihr beschieden ist, wieder das zu werden, was sie einst war, die Königin der Wissenschaften, so wird an die Spitze Derer, die dies bewirkt haben, der Name Wundt zu stellen sein.

Ein historischer Roman aus Altindien.

Von

Richard Garbe.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Der Frühling des Jahres 326 v. Chr., in dem Alexander der Große den Indus überschritt, bezeichnet eine Epoche in der Culturgeschichte des Alterthums. Nicht mit Unrecht hat A. von Humboldt die Bedeutung, welche die Erschließung Indiens für das damalige Abendland hatte, mit dem Einfluß verglichen, den im Beginn der Neuzeit die Entdeckung Amerikas auf Europa ausübte. Durch die Bekanntschaft mit Indien wird der Gesichtskreis der Griechen gewaltig erweitert; die geographischen, naturwissenschaftlichen und ethnologischen Begriffe werden berichtigt; selbst auf die griechische Mythengeschichte wirkt das Wunderland umgestaltend ein. Neue Verkehrswege und Märkte öffnen sich dem griechischen Handel, und in großer Zahl wandern griechische Kaufleute nach Indien aus und siedeln sich dort an.

Auch für Indien, das bis dahin in vollster Abgeschlossenheit ein Leben für sich selbst geführt hatte, begann mit dem Alexanderzuge eine neue Zeit. Zwar ist der Name Alexander's des Großen weder in der indischen Literatur noch auf einer indischen Inschrift genannt — die gegentheilige Angabe bei A. Weber, Die Griechen in Indien, S. 6, beruht auf einem Irrthum —, aber obwohl die indischen Quellen über den großen Eroberer schweigen, der eben in den Theil Indiens nicht vorgedrungen war, der damals die höhere Bildung pflegte und die Literatur des Landes schuf, so sehen wir doch deutlich, wie griechisches Wesen in den Jahrhunderten nach Alexander in verschiedene Gebiete indischen Culturlebens eindringt. Es tritt uns entgegen in Wissenschaften und Künsten, namentlich in der Architektur und Plastik der indischen Grenzgebiete. Und wenn auch die griechischen Einflüsse in Indien nicht für lange Zeit vorgehalten haben, so bleiben doch die Beziehungen zum Auslande, seitdem einmal der Bann gebrochen und Indien in den Weltverkehr gezogen war, beständig rege; und diese Bewegung fand eine kräftige Unterstützung von innen heraus, nämlich durch den Buddhismus.

Die Ereignisse nach Alexander's Tod will ich hier nicht im Einzelnen verfolgen, sondern nur insoweit, als sie für die Kenntniß der Verhältnisse und Bedingungen von Belang sind, unter denen der indogriechische König Menander auf den Schauplatz der Geschichte tritt, der Held des indischen Romans, von dessen cultur- und literargeschichtlicher Bedeutung ich in diesem Aufsatz handeln will.

Das Erste, was von dem gewaltigen Reiche Alexander's verloren ging, waren die indischen Gebiete, in denen alsbald nach Alexander's Tod die fremde Herrschaft abgeschüttelt wurde. Seleucus Nicator muß nach einem unglücklichen Kampf den erfolgreichen Usurpator Tschandragupta (Sandrakottos), der zum ersten Male das ganze arische Indien unter seinem Scepter vereinigte, im Besitz der Indusländer belassen. Aber nachdem gegen Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. Diodotus das griechisch-baktrische Reich gegründet hatte, wird dieses einige Jahrzehnte später von Euthydemus durch Eroberungen wieder ziemlich weit nach Indien hinein ausgedehnt. Diese neuen und in der nächsten Folgezeit fortschreitenden griechischen Eroberungen in Indien sind offenbar durch den Verfall des großen national-indischen Reiches nach dem Tode Aschoka's, des Enkels des Tschandragupta, (im Jahre 222) erleichtert worden. Von dem griechisch-baktrischen Reiche löst sich im zweiten Jahrhundert das griechisch-indische Reich ab, wozu der Anstoß dadurch gegeben wurde, daß Demetrius, der Sohn des Euthydemus, aus Baktrien verdrängt, um 175 den Sitz seiner Regierung in das Pendschab verlegte[1]). Die Hauptstadt des griechisch-indischen Reiches hieß im Sanskrit Schâkala, volkssprachlich Sâgala, griechisch Sangala oder mit dem neuen, ihr von den Griechen gegebenen Namen Euthydemeia. Nach einer indischen Quelle, dem Vâyupurâna, herrschten in Indien acht griechische Könige 82 Jahre lang. Da die Zahl Acht (die übrigens auch andere Purânas nennen) „genau der der Könige entspricht, die nach den Fundorten ihrer Münzen über das ganze Reich geherrscht haben" (Demetrius, Eukratides, Apollodotus, Strato I., Strato II., Zoilus, Menander, Dionysius), so mißt Gutschmid auch der indischen Zeitangabe Glauben bei. Dieses griechisch-indische Reich trug ebenso die Keime baldigen Untergangs in sich, wie fast alle anderen Gründungen in der Zeit der Diadochen und Epigonen. Ohne Zusammenhang mit einer nationalen Basis und ohne eine feste Dynastie, war es ein Tummelplatz für den Ehrgeiz Vieler, die nach der höchsten Würde strebten. Sehr bezeichnend dafür ist der Umstand, daß wir aus den ungefähr hundert Jahren nach der Ermordung des Eukratides Münzen von nicht weniger als dreiundzwanzig verschiedenen griechischen Königen besitzen, die in Indien und Baktrien regiert haben. Wie oft müssen da die Könige gewaltsam entthront worden sein, und wie oft müssen mehrere neben einander in den verschiedenen Theilen des Reiches geherrscht haben! Solche Verhältnisse führten gegen 93 v. Chr. das Ende des indogriechischen Königreichs herbei. Wenn es in

[1]) Ich schließe mich auf diesem so vielfach dunklen Gebiete in einigen Punkten den Annahmen und Datirungen Alfred von Gutschmid's an (Geschichte Irans und seiner Nachbarländer von Alexander dem Großen bis zum Untergang der Arsaciden, S. 103 ff.).

einem indischen Werke über Astronomie, der Gârgî Samhitâ, die von dem berühmten holländischen Indologen H. Kern in das erste Jahrhundert v. Chr. gesetzt wird, heißt, daß die ungestüm kämpfenden Griechen nicht im Lande geblieben seien, weil ein schrecklicher Krieg in ihren eigenen Reihen ausgebrochen sei (im indischen Original werden nach beliebter Art diese Ereignisse als vorausgesehene, in der Zukunft zu erwartende erzählt), so haben wir keinen genügenden Grund zu der Annahme, daß erst der Einfall der Indoskythen, der Nachfolger der Griechen in der Herrschaft über jene Gegenden, den Sturz des Griechenthums in Indien herbeigeführt habe.

Unter den oben aufgezählten indo-griechischen Königen ragt an politischer Bedeutung und durch eine weise und glückliche Regierung als eine seltene Erscheinung in jenen unruhigen Zeiten Menander hervor, dessen Regierungszeit Gutschmid von circa 125—95 ansetzt; aber Gutschmid selbst bezeichnet diese Schätzung als eine etwas unsichere, und vielleicht ist Menander's Herrschaft damit zeitlich etwas zu weit herabgerückt; von anderer Seite wird sie von etwa 140—110 angesetzt. Jedenfalls aber wird man aus folgendem Grunde die Regierungszeit dieses Königs auf mindestens dreißig Jahre, eher noch auf eine längere Dauer taxiren dürfen. A. v. Sallet (Die Nachfolger Alexanders des Großen in Baktrien und Indien, S. 34) hat nämlich die Beobachtung gemacht, die überall, wo von Menander gehandelt wird, wiederholt ist: daß Menander's Gesicht auf seinen Münzen zum Theil jugendlich, zum Theil alt und gefurcht erscheine, woraus man auf eine verhältnißmäßig lange Regierungsdauer dieses Herrschers schließen müsse.

Die classischen Nachrichten über Menander sind überaus dürftig. Außer einer Notiz bei Justin (Cap. 41), daß Pompejus Trogus auch über die Thaten der indischen Könige Apollodotus und Menander gehandelt habe, besitzen wir nur zwei classische Angaben über Menander, die eine bei Strabo und die andere bei Plutarch.

Strabo berichtet (Geogr. XI, p. 516), daß die griechischen Dynasten, die Baktrien vom Reichsverband loslösten, so stark wurden, daß sie ihre Herrschaft auch nach Ariana und Indien ausdehnten und hier mehr Völker unterwarfen als Alexander. Das gelte insbesondere von Menander, der den Hypanis (Hyphasis, d. i. Setledsch) überschritten habe und bis zum Isamus (d. i. bis zur Dschumna) vorgedrungen sei. Die Eroberungen gingen theils auf ihn, theils auf (seinen Vorgänger) Demetrius, den Sohn des Euthydemus, zurück. Diese hätten nicht nur das Indusdelta, sondern von dem übrigen Küstenland auch Gudscherat im Besitz gehalten, ja, ihre Herrschaft sogar bis zum Lande der Serer (d. i. China) und der (uns völlig unbekannten) Phryner ausgedehnt. Die letzte auf China bezügliche Angabe, die als phantastisch in den Erörterungen über Menander nicht erwähnt zu werden pflegt, ist nichtsdestoweniger von Bedeutung; denn wir werden nachher aus indischen Quellen erfahren, daß Menander's Eroberungen über die Dschumna hinaus bis in das Gangesthal reichten; und an das Gangesland schloß sich nach den geographischen Vorstellungen der Griechen der damaligen Zeit das Land der Serer unmittelbar an.

Merkwürdig und bedeutungsvoll ist die andere Nachricht bei Plutarch (praec. ger. reip. Cap. 28, p. 821 d). Als Menander — so wird hier erzählt — nach einer milden Regierung im Feldlager gestorben und seine Leiche verbrannt war, streiten sich die Städte nach einer gemeinschaftlichen Todtenfeier um den Besitz seiner Asche, und nachdem der Streit nur mit Mühe durch Theilung der Reste geschlichtet war, errichtet jede Stadt ein Erinnerungsdenkmal über ihrem Theile. Zu den Schlußfolgerungen, die aus dieser einzig dastehenden Verehrung des verstorbenen Königs zu ziehen sind, komme ich erst im Zusammenhang mit den dazu gehörigen indischen Nachrichten im nächsten Capitel.

Außer an den eben angeführten Stellen ist der Name des Königs Menander nur noch ein Mal in der griechischen Literatur erwähnt, nämlich in der „Umschiffung des erythräischen Meeres", eines für die Schiffahrts- und Handelsgeschichte sehr wichtigen Tractates, der in der Zeit zwischen 70 und 75 n. Chr. von einem anonymen ägyptischen Kaufmann verfaßt worden ist. Unter dem erythräischen Meer verstand man in der damaligen Zeit allgemein nicht das heute sogenannte „Rothe Meer", sondern den arabischen Meerbusen mit dem nördlichen Theile des Indischen Oceans. Im 47. Capitel seines Werkchens erzählt der griechisch schreibende Aegypter bei Besprechung der Handelsstadt Barygaza (des heutigen Bharoach am Ausfluß der Narbada), daß noch zu seiner Zeit in dieser Stadt alte Drachmen vorkämen mit griechischer Schrift, geprägt „von den nach Alexander regierenden Königen" Apollodotus und Menander. Die Münzen Menander's müssen in der That in Indien eine sehr weite Verbreitung besessen haben, denn sie werden noch beständig auf dem großen Gebiet, das im Westen durch Kabul, im Norden durch Kaschmir, im Osten durch Mathurâ begrenzt ist, gefunden, einige Arten in so großer Zahl, daß man sie heute in Indien um wenig mehr als den Silberwerth kaufen kann. Man hat bis jetzt 22 verschiedene Arten von Münzen mit dem Namen des Menander gefunden, acht verschiedene mit seinem Bildniß. Schon die Embleme auf den Menander-Münzen zeugen für die Indianisirung des griechischen Königs; denn neben der Pallas und der Nike finden wir hier den Elephanten, den Elephantentreibstock, das Kameel, den Stierkopf, den Eberkopf, das Rad, den Palmenzweig und einiges Andere. Sämmtliche Münzarten zeigen auf der einen Seite eine Legende in griechischer, auf der andern eine in indischer Sprache und Schrift; auf 21 Arten lautet sie: „Des Königs Menander, des Erretters", nur auf einer Art: „Des Königs Menander, des Gerechten". Da das hier stehende indische Wort für „gerecht", dharmika, abgeleitet ist von dem Substantiv dharma, das nicht nur „Gerechtigkeit, Gesetz, Tugend" u. dergl. bedeutet, sondern auch die stehende Bezeichnung für die Glaubenslehre des Buddhismus ist, so könnte man sich versucht fühlen, schon in diesem Epitheton des Menander Beziehungen zum Buddhismus zu sehen. Wenn man aber in Betracht zieht, daß auch noch einige andere griechische Könige aus jener Zeit dasselbe Epitheton auf ihren Münzen führen, so verliert eine solche Vermuthung dadurch an Wahrscheinlichkeit. — Das Gesicht Menander's auf den Münzen macht einen klugen und energischen Ein-

druck; als schön aber kann es, schon wegen der stark entwickelten, kühn hervorspringenden Nase, nicht bezeichnet werden.

Das wäre Alles, was wir aus griechischen Quellen und aus den Münzen von dem König Menander wissen. Dazu kommen nun ein paar geschichtlich werthvolle Angaben in der Sanskritliteratur, die auf Menander bezogen werden müssen. Ein grammatischer Text aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr., das Mahâbhâshya, gibt die folgenden beiden Sätze als Beispiele für eine syntaktische Regel (es handelt sich um den Sprachgebrauch bei Ereignissen, die der unmittelbaren Vergangenheit angehören und noch frisch im Gedächtniß des Sprechenden sind): „Der Yavana belagerte Sâketa (d. h. die Stadt Ayodhyâ, die alte Hauptstadt des heutigen Oudh)", und: „Der Yavana bedrängte das Volk des Mittellandes." Unter dem Yavana kann nach Lage der Dinge nur Menander verstanden werden, da kein anderer der griechischen Könige jener Zeit seine Eroberungszüge so weit nach Osten ausgedehnt hat als er. Das Sanskritwort Yavana, das entweder von den Semiten (hebr. Yâvân) oder von den Persern (altpersisch Yauna) entlehnt ist, gibt das griechische Jaones (ursprünglich Javones, Jonier) wieder und bezeichnet die Griechen[1]). Im Pali, der buddhistischen Kirchensprache auf Ceylon, ist aus Yavana Yona, resp. mit Suffix ka Yonaka, geworden, unter welchem Namen uns die Griechen weiter unten begegnen werden. Der eben erwähnte Satz in dem grammatischen Werke, der von der Belagerung Sâketa's durch einen Yavana berichtet, würde uns also beweisen, daß Menander's Eroberungen noch erheblich weiter nach Osten sich erstreckten als bis zur Dschumna, wie gewöhnlich nach dem oben herausgehobenen Bericht des Strabo angegeben wird. Ja, aus einer anderen indischen Quelle, der schon vorher erwähnten Gârgî Samhitâ, geht hervor, daß auch Ayodhyâ noch nicht der östliche Endpunkt von Menander's Eroberungszügen gewesen ist. Denn es wird dort, wieder in prophetischem Stil, als zukünftiges Ereigniß verkündet, daß „die bösen, tapferen Griechen nach der Eroberung Sâketa's, des Pantschâla-Landes und Mathurâ's auch die Hauptstadt Pâtaliputra (Palibothra bei den Griechen, heute Patna) einnehmen werden"[2]), — ein Beweis dafür, daß sie es zu der Zeit, als dieser Satz geschrieben wurde, eingenommen hatten.

Alles in Allem ist so viel sicher, daß der König Menander in Indien ein gewaltiges Reich beherrscht und Kriegsthaten von solcher Bedeutung vollbracht hat, daß sein Name einen ehrenvollen Platz in der Weltgeschichte verdient hätte. Aber Indien ist kein Land, auf dessen Boden Geschichtsschreiber gedeihen. Leben und Thaten viel kleinerer Fürsten, die in Europa geherrscht, sind uns bis ins Einzelne bekannt und oft von sehr viel geringerem Interesse, als die fast völlig von dem Schleier der Vergessenheit bedeckten Lebensschicksale und Thaten einer so kraftvollen und zugleich menschlich merkwürdigen Persönlichkeit wie des Königs Menander für uns sein würden.

---

[1]) „Von den Griechen ist dann der Name Yavana auf ihre ebenfalls fremdsprachlichen Nachfolger im nordwestlichen Indien, die Indoskythen, von diesen dann weiter auf die Parther und Perser (Arsaciden und Sassaniden), danach auf die Araber resp. Moslim, schließlich auch auf die Europäer übergegangen." A. Weber, Die Griechen in Indien, S. 5, Anm. 1.

[2]) S. H. Kern, Einleitung zur Ausgabe der Brihatsamhitâ des Varâhamihira, S. 37, und Gutschmid, Geschichte Irans und seiner Nachbarländer, S. 105.

II.

Ein eigenartiges literarisches Denkmal ist Menander in Indien doch gesetzt worden; denn von ihm handelt ein berühmtes buddhistisches Werk, der Milindapañha „die Fragen des Milinda", — so hatten die Inder den Namen Menander volksetymologisch umgestaltet mit Anklang an indra (oder in den Volkssprachen inda) „König", worauf viele indische Namen ausgehen. Das Werk ist wahrscheinlich im zweiten Jahrhundert n. Chr. entstanden; es liegt uns in der Pali-Sprache vor, die auf Ceylon als Entstehungsland des Buches weist, aber wir haben alle Ursache, anzunehmen, daß es dort — in der Pflanzstätte des südlichen Buddhismus — aus einem Sanskritoriginal übersetzt worden ist, und daß der Verfasser des Originals im äußersten Nordwesten der vorderindischen Halbinsel gelebt hat; denn nur in jener Gegend dürfen wir das Fortleben der Erinnerung an den König Menander für mehr als zwei Jahrhunderte nach dem Sturz der Griechenherrschaft voraussetzen. Das Werk ist von V. Trenckner in Kopenhagen (1880) herausgegeben und von dem verdienten Pali-Forscher T. W. Rhys Davids ins Englische übersetzt worden (in Max Müller's Sacred Books of the East, Bd. 35 und 36, 1890 und 1894, mit ausführlichen und lehrreichen Einleitungen). Die Uebersetzung ist vortrefflich, nur manchmal vielleicht ein wenig zu frei.

In der Ueberschrift zu diesem Aufsatz ist der Milindapañha ein historischer Roman genannt; man könnte ihn ebenso gut auch als einen didaktischen Roman bezeichnen. Er enthält nach einer längeren Einleitung, in der die Personen und Verhältnisse geschildert sind, den Bericht über die angeblichen Unterhaltungen des Königs Milinda mit dem buddhistischen Weisen Nâgasena, der dem König auf seine zahlreichen Fragen über religiöse, ethische und philosophische Dinge Auskunft gibt und alle Zweifel und Bedenken des Königs zu beseitigen versteht, so daß dieser, der in jedem einzelnen Fall dem Nâgasena bewundernde Anerkennung spendet, schließlich als Laienjünger zum Buddhismus übertritt. Da das Werk einen phantastischen Charakter trägt, wie die meisten buddhistischen Bücher, so durfte man von ihm eine erhebliche Vermehrung unseres historischen Wissens nicht erwarten. Aber ganz extraglos ist es doch auch in dieser Hinsicht nicht. An einer Stelle (III. 7. 4, 5) sagt der König im Verlauf seiner Unterredungen von seiner Residenz Sâgala, daß sie 12 Meilen von Kaschmir entfernt liege. Diese genaue Angabe (die indische Meile, yojana, ist ungefähr 10½ Kilometer lang) kann sich von Werth erweisen für die geographische Fixirung des ehemaligen Sâgala. Die Lage, die General Cunningham in seiner Ancient Geography of India S. 179, 180 der Stadt zuweist, zwischen Akesines und Hydraotes, stimmt nicht — wie er selbst sagt — zu den Angaben der Geschichtschreiber (Arrian und Curtius)[1]), darf also noch nicht als gesichert betrachtet werden.

An derselben Stelle spricht Menander von seinem Geburtsort Kalasi auf der Insel Alasanda (Alexandria), die gegen 200 Meilen von Sâgala entfernt

[1]) S. auch B. Niese, Geschichte der griechischen und makedonischen Staaten seit der Schlacht bei Chaeronea, Bd. I, S. 137, Anm. 4.

sei. Gewöhnlich ist diese Angabe auf Alexandria am (indischen) Kaukasus gedeutet worden, auch von Gutschmid a. a. O. S. 105, der dabei im Hinblick auf eine Frage, die uns gleich näher beschäftigen soll, bemerkt, daß gerade in diesen Gegenden der Buddhismus früh eine Stätte gefunden habe. Ich halte die Richtigkeit dieser Localisirung für zweifelhaft und glaube mit Rhys Davids eher, daß Alexandria am Indus zu suchen sei. Rhys Davids spricht von einem island presumably in the Indus. Man könnte an die Stadt Alexandria zwischen Indus und Akesines denken; denn auf die Ecke zwischen den beiden großen Strömen könnte nach indischem Sprachgebrauch die Bezeichnung Insel angewendet worden sein; aber die Entfernungsangabe (200 Meilen von Sâgala) paßt keinesfalls zu dieser Auffassung. Deshalb möchte ich das Alasanda des Königs Menander im Indusdelta suchen und daran erinnern, daß Nearch den Hafen, der der nördlichsten Mündung des Indus nahe liegt, den „Hafen Alexander's" genannt hat, und daß außerdem die Stadt Alexandria ad Oritas nicht weit davon entfernt war. An dem „Hafen Alexander's" liegt heute die blühende Handelsstadt Karâtschi, und sollte nicht etwa in dem Namen Karâtschi der Name von Menander's Geburtsort Kalasi stecken?[1])

Wichtiger als die Betrachtungen, zu denen die Ortsangaben im Milindapañha Anlaß geben, ist für uns die Frage, was für ein historischer Kern in den Unterredungen des Menander-Milinda mit dem weisen Nâgasena und in der Erzählung von Menander's Uebertritt zum Buddhismus stecke. Oldenberg, Buddha (3. Auflage) 294, sagt: „In den Jahrhunderten, die auf den für die Geschichte Indiens so hochbedeutsamen Inderzug Alexander's folgten, kann es im Lande am Indus nicht an Begegnungen redegewandter Griechen mit indischen Mönchen und Dialektikern gefehlt haben und die buddhistische Literatur hat eine Erinnerung an solche Begegnungen, eben in jenem Dialog [dem Milindapañha] bewahrt." Ich kann die Auffassung Oldenberg's in dieser Allgemeinheit nicht theilen. Wie heutzutage Ausländer, die mit Indern auf Indisch über philosophische Fragen tiefgehende Unterhaltungen führen können, ebenso verschwindend selten sind wie Inder, die dies mit Fremden in der fremden Sprache zu thun vermögen, gerade so wird das im Alterthum gewesen sein. Ich glaube also, daß dem Milindapañha nicht eine allgemeine, sondern eine ganz specielle Erinnerung zu Grunde liegt. Ein griechischer Fürst, der sich nicht nur für indisches Denken und buddhistische Auffassungen lebhaft interessirte, sondern auch auf Indisch darüber zu disputiren im Stande war, stellte gewiß eine so bemerkenswerthe Ausnahme unter den Fremden dar, daß eben deshalb die Erinnerung an einen solchen König für längere Zeit bei dem indischen Volke fortlebte und in einem bedeutungsvollen Werke fixirt wurde, während alle anderen

[1]) Rhys Davids identificirt Kalasi vermuthungsweise mit dem Städtenamen Karischi, der sich auf einer von dem König Eukratides geprägten (oder vielmehr überprägten) Münze findet, auf der Eukratides als „die Gottheit der Stadt Karischi" bezeichnet wird. Aber diese Identification ist, zumal bei der Voraussetzung, daß Kalasi am Indus gelegen habe, gewiß nicht richtig, da Eukratides zuerst König von Baktrien war und nach einem Kampf mit Demetrius das indische Reich eroberte. Karischi ist offenbar die griechische Stadt Charis in Parthien (s. Gutschmid, Geschichte Irans, S. 48).

griechischen Beherrscher des Landes dem Gedächtniß der Inder vollständig entschwunden sind. A. Weber, die Griechen in Indien S. 31, fragt: „Sollten die in dem Milindapañha enthaltenen Dialoge nicht irgendwie mit den platonischen Dialogen in Connex stehen? nicht so zu sagen ein absichtliches indisches Paroli ihnen gegenüber darstellen?" Wenn meine Auffassung richtig ist, daß in dem Milindapañha die Erinnerung an eine vereinzelte Erscheinung bewahrt ist, so wäre diese Frage wohl zu verneinen; der Gedanke ist auch aus anderen Gründen wenig wahrscheinlich.

Wie mir eine historische Erinnerung in dem Bericht des Milindapañha über die Unterredungen des Menander mit dem buddhistischen Weisen vorzuliegen scheint, so möchte ich auch im Gegensatz zu Rhys Davids in dem Schluß des Werkes, wo die Bekehrung des Königs zum Buddhismus erzählt wird, eine solche Erinnerung sehen. Nicht etwa deshalb, weil die Erzählung an sich einen glaubwürdigen Eindruck mache. Ich gebe ohne Weiteres zu, daß ein solcher Abschluß für einen Autor, der ein Werk in majorem gloriam des Buddhismus schrieb, einfach gegeben war und uns nicht zu der Annahme nöthigt, daß der Verfasser ein historisch wirkliches Ereigniß habe berichten wollen. Der Verfasser konnte diese Erzählung mit Fug und Recht als eine historisch denkbare, nach Lage der Dinge nicht unwahrscheinliche erfinden. Aber hier tritt der oben herausgehobene Bericht des Plutarch nach meinem Empfinden mit aller Entschiedenheit für die entgegengesetzte Auffassung ein. Wenn wir dort hören, daß nach dem Tode Menander's der Streit der indischen Städte um seine Asche nur schwer zu schlichten war und jede den ihr überwiesenen Theil in einem Reliquienmonument beisetzt, daß sich hier also genau derselbe Vorgang wiederholt wie nach dem Tode Buddha's selbst[1]), — sollen wir da glauben, daß allein eine weise und gerechte Regierung der Grund gewesen ist, dem verstorbenen Herrscher, einem griechischen König, ein Maß von Verehrung zu bezeugen, wie es bis dahin nur dem Begründer des Glaubens zu Theil geworden war? Muß uns nicht ein ganz besonderer Anlaß für eine so erstaunliche Auszeichnung eines Fremdherrschers als wahrscheinlich gelten? Und welcher denkbare Anlaß hat in einem Lande, dessen Bewohner zu jener Zeit in der großen Mehrzahl Buddhisten waren, größeren Anspruch auf Wahrscheinlichkeit als eben die Bekehrung des fremden Herrschers zur Religion des unterworfenen Volkes? Wenn ich demnach eine festere historische Grundlage im Milindapañha zu finden glaube als der verdienstvolle Uebersetzer des Werkes, der in etwas spöttischer Weise von den Leuten spricht, welche die im Milindapañha enthaltenen historischen Angaben au grand sérieux nehmen, so bin ich mir der ungünstigen Position wohl bewußt, die der Traditionsgläubige dem Skeptiker gegenüber einzunehmen pflegt. Aber ich nehme diese

[1]) Wenn A. Weber, Die Griechen in Indien, S. 11, sagt, daß die griechischen Nachrichten allerhand berichten, was Menander zum Buddhismus, speciell seinem Reliquiendienst, in nahen Bezug bringt, so weiß ich nicht, was der hochverdiente, jetzt dahin geschiedene Altmeister der Indologie dabei im Auge gehabt haben kann. Factisch liegt in dieser Richtung nur die eine, eben angeführte Notiz bei Plutarch vor, und deshalb ist es wohl am wahrscheinlichsten, daß diese sich in Weber's Erinnerung vergrößert und vermehrt hat.

Position in guter Gesellschaft ein; denn auch Alfred von Gutschmid, Geschichte Irans S. 106, glaubt an die Bekehrung Menander's zum Buddhismus. Allerdings äußert Gutschmid dabei an jener Stelle einen Gedanken, den ich nicht theilen kann; denn er vermuthet, daß hier nicht bloß Pietät, sondern auch politische Motive im Spiel waren, und daß der Besitz der Gebeine des Menander eine ähnliche Rolle spielte wie einst der Besitz des Leichnams Alexander's in den Kämpfen um seine Erbschaft. Die Verhältnisse scheinen mir hier doch sehr anders geartet zu sein. Denn um die Asche des Menander streiten nicht ehrgeizige griechische Feldherren, sondern indische Städte; und in Indien hat der Todtencult von je her den Charakter einer so ernsten und intimen Feierlichkeit gehabt, daß er gewiß — zumal in buddhistischen Zeiten — nicht zu politischen Zwecken gemißbraucht worden ist.

Die nächste hier aufzuwerfende Frage ist, ob griechische Gedanken in den Reden des Königs Milinda erkennbar sind. Ich habe daraufhin den Milindapañha aufmerksam durchgelesen und muß diese Frage entschieden verneinen. Die griechische Ideenwelt ist dem Verfasser offenbar vollkommen unbekannt; denn die dem König in den Mund gelegten Reden tragen durchaus indisches Gepräge. Der König ist durch nichts anderes charakterisirt als durch seine griechischen (Yonaka) Begleiter, und auch diese reden und handeln wie Inder. Aus der Umgebung des Königs treten mit Namen auf die Höflinge Devamantiya (Rathgeber der Götter), Anantakâya (mit unendlichem Körper!), Mankura (Spiegel) und Sabbadinna (von Allen beschenkt). Da dies durchweg keine indischen Personennamen sind, so werden wir in ihnen volksetymologische Entstellungen griechischer Namen zu sehen haben. In Devamantiya hat man Demetrios, in Anantakâya Antiochos vermuthet, — den ersten Namen gewiß ebenso mit Unrecht wie den zweiten mit Recht[1]).

Zu den interessantesten Erscheinungen in der Culturgeschichte gehört zweifellos das Aufeinanderstoßen zweier verschiedenartiger Culturen und ihr Mischungsproduct. Wer etwas Derartiges im Milindapañha zu finden erwartet, kommt — wie aus dem eben Gesagten hervorgeht — nicht auf seine Rechnung. Das Buch verfolgt (wenigstens in der uns vorliegenden erweiterten Form) den Zweck, dem gläubigen Buddhisten vom Standpunkt des älteren und echten Buddhismus eine Lösung aller religiösen Zweifel und Räthsel zu bieten und ihn aus jedem Dilemma, in das er durch ein genaues Studium der heiligen Texte gerathen konnte, zu befreien. Die Klarheit und der Scharfsinn, womit diese Aufgabe erfüllt ist, mußten dem Werke für gelehrte Buddhisten einen unschätzbaren Werth verleihen. Aber auch vom allgemein menschlichen Standpunkt ist das Buch nach Form und Inhalt von großem Interesse. Rhys Davids nennt es „unzweifelhaft" das Meisterstück indischer Prosa und meint, daß überhaupt nur zwei oder drei Werke der altindischen Literatur mit dem

[1]) Mein College Dr. Rudolf Herzog, dem ich für anregende Unterhaltungen über die hier behandelten Fragen verpflichtet bin, möchte — wenn der Versuch der Namenreconstruction überhaupt gemacht werden soll — etwa in Devamantiya Theomantis (häufiger Mantitheos), in Mankura Menekles und in Sabbadinna (resp. in dem vorauszusetzenden Sanskritoriginal Sarvadatta) Sarapodotos oder eine Uebersetzung von Pasidotos (Pasidoros) sehen.

Buche verglichen werden könnten, und auch diese zwei oder drei seien buddhistische Paliwerke. Ich glaube nicht, daß viele Indologen dieses Urtheil unterschreiben werden, das auch mir von einer Ueberschätzung der buddhistischen und einer Unterschätzung der brahmanischen Literatur zu zeugen scheint. Bei einer energischen und liebevollen Beschäftigung mit einem Gegenstand ist es ja immer überaus schwierig, sich vor einer übertriebenen Bewerthung desselben zu hüten. An poetischem Werth dürfen gewiß literarische Kunstwerke wie die berühmten Episoden des Mahâbhârata, die Bhagavadgîtâ und die Erzählungen von Damayantî und Sâvitrî, dürfen der Meghadûta oder die Spruchsammlungen des Bhartrihari und manches Andere mit dem Milindapañha in Vergleich gezogen und über ihn gestellt werden. Auch wenn man seinen Blick auf die indische Prosa beschränkt, so wird man die Mrit'schakatikâ, die Sakuntalâ oder das Pantschatantra vom literar-ästhetischen Standpunkt dem Milindapañha vorziehen müssen. Aber trotz dieser Einschränkungen stimme ich Rhys Davids' hoher Werthschätzung des buddhistischen Romans vollkommen bei, der uns in anschaulicher Weise das Leben und Denken einer fremden Welt vor Augen führt. In dem folgenden Abschnitt will ich versuchen, in naturgemäßer Beschränkung auf die Hauptsachen ein Bild von dem Inhalt und der Darstellung des Buches zu geben.

III.

Der Milindapañha beginnt mit einer Beschreibung der Stadt Sâgala, bei der nach indischer Art die Farben etwas kräftig aufgetragen sind. Im Lande der Yonakas, in einer prächtigen, wohl bewässerten und hügligen Gegend, reich an Parks, Gärten und Teichen, von Bergen und Wäldern umgeben, ist Sâgala ein herzerquickender Aufenthaltsort für seine Bewohner, die sich voller Sicherheit des Lebens erfreuen, da alle Feinde und Gegner niedergeworfen sind. Starke Befestigungen mit zahlreichen Thürmen und prächtigen Thoren umgeben die Stadt, in deren Mitte — nach dem allgemein in Indien geltenden Bauplan — die königliche Burg mit ihren weißen Mauern, von tiefen Wallgräben umzogen, liegt. Die Straßen, Plätze und Märkte sind sorgfältig angelegt. Hunderte von Almosenhallen (die das buddhistische Zeitalter forderte) zieren die Stadt, und „Hunderttausende" prachtvoller Häuser ragen luftig empor, „den Berggipfeln des Himalaya vergleichbar". In den Straßen wogt das bunte Leben der indischen Großstadt; es drängen sich Elephanten, Pferde, Wagen und Fußgänger, schöne Frauen und Männer, Brahmanen, Adlige, Künstler und Dienstboten. Die Lehrer jedes Glaubens begrüßen sich mit lautem Willkommruf; denn die Stadt ist der Sammelpunkt der leitenden Männer aller Secten. Kostbare Waaren jeder Art sind in den Läden aufgespeichert, Muslin aus Benares und andere feine Stoffe, Juwelen in Hülle und Fülle, alle Nahrungsmittel im Ueberfluß; und süße Düfte strömen von den Bazaren aus, auf denen die verschiedenartigsten Blumen und wohlriechenden Stoffe in geschmackvoller Anordnung feilgeboten werden. So voll ist die Stadt von Schätzen und Kostbarkeiten aus edlen Metallen, daß nur überirdische Städte ihr an Reichthum und Pracht zu vergleichen sind.

Das ist die Residenz des Königs Milinda, wie wir ihn von nun an im Anschluß an das indische Original anstatt Menander nennen wollen. Im Besitz von Reichthum und Macht, auf ein riesiges Heer gestützt, hatte Milinda an Körperkraft, Gewandtheit und Tapferkeit seines Gleichen nicht in ganz Indien. Sorgfältig beobachtete er die religiösen Gebräuche und Ceremonien; vor allen Dingen war er aber weise, beredt und bewandert in allen Wissenschaften, die nach der indischen Schablone aufgezählt werden. Man denke sich den griechischen Herrscher, der ein gewaltiges Reich in Indien in Ordnung zu halten hatte, ausgestattet mit der Kenntniß der Sâmkhya-, Yoga-, Nyâya- und Vaiçeshika-Philosophie, der Arithmetik, Musik und Medicin, der vier Veden, der Purânas und der Legenden, der Astronomie, Magie u. s. w. Unübertroffen war Milinda's Disputirkunst, in der er den leitenden Männern aller philosophischen Schulen überlegen war. Die Denker der verschiedensten Richtungen wurden von dem König aufgesucht und in der Disputation zum Schweigen gebracht; deshalb flohen sie meist aus seiner Nähe. In der übrigen Welt wirkt der Hof eines solchen Königs anziehend auf die Männer von Geist und Gelehrsamkeit; in Indien, wo es mehr als anderswo eine Schande bedeutet, in der Disputation überwunden zu werden, wirkt er abstoßend. Und so war es gekommen, daß „zu jener Zeit" die Stadt Sâgala seit zwölf Jahren — wir sollen wohl denken: seit dem Regierungsantritt des Königs — leer war von gelehrten Männern, sowohl von Brahmanen als auch von buddhistischen Mönchen und Laien. Die Mönche hatten sich meist in die Berge des Himalaya fortbegeben.

Die in dem Roman geschilderten Verhältnisse sind in echt indischer Weise durch lange vorausliegende Ursachen begründet worden. Der König Milinda hat schon ein Mal mit dem Weisen Nâgasena, der später auftritt und in dem der König seinen Meister findet, zusammen gelebt: beide als buddhistische Mönche in einem Kloster am Ganges zu Buddha's Lebzeiten, Nâgasena als der Aeltere, der König als Novize. Und es war ein Streit zwischen beiden, weil der Novize keine Lust hatte, der Weisung gemäß den Klosterhof zu fegen. In den Jahrhunderten, die darauf folgten, wanderten dann die beiden Männer in dem Kreislauf des Lebens von Existenz zu Existenz unter Göttern und Menschen. Buddha selbst aber hatte sie damals gesehen und ihr zukünftiges Schicksal vorausgesagt: „Fünfhundert Jahre nach meinem Dahinschwinden werden diese beiden wieder erscheinen, und sie werden die tiefe von mir verkündigte Lehre erläutern, indem sie durch Fragen und Gleichnisse ihre Schwierigkeiten lösen werden." Der Novize von damals war als König Milinda wiedergeboren; aber der ältere Mönch war zu der Zeit, als Milinda's Scharfsinn und Wissen die gelehrten Männer aus der Gegend von Sâgala verscheuchte, noch nicht als Nâgasena auf die Erde zurückgekehrt. Und wie er zurückkehrte, das ging so zu.

Eines Tages nach einer großen Truppenschau äußert der König Milinda zu seiner Umgebung den Wunsch, mit einem Gelehrten, sei er Buddhist oder Brahmane, zu disputiren. Und die 500 Yonakas, die ihn begleiteten, nennen ihm die Namen von sechs berühmten Meistern, die von zahlreichen Anhängern

umgeben und vom Volke hochgeehrt seien. „Gehe, großer König, lege ihnen Deine Probleme vor und laß Dir Deine Zweifel lösen.“ Und Milinda besteigt den königlichen Wagen und begibt sich, gefolgt von den 500 Yonakas, zu dem Aufenthaltsort des ersten Meisters, den er alsbald durch seine Fragen in Verwirrung bringt, so daß dieser, niedergeschlagen und muthlos, schweigend dasitzt. Und mit dem zweiten Lehrer erging es nicht anders. Da dachte der König Milinda bei sich: „Indien wahrlich ist hohl! Indien wahrlich ist wie Spreu! Es gibt keinen Buddhisten oder Brahmanen, der mit mir disputiren und meine Zweifel lösen könnte.“ Und er sagte zu seinen Ministern: „Schön und klar ist die Nacht. Wer ist der Mönch oder Brahmane, den ich heute Nacht besuchen und befragen könnte? Wer ist fähig, mit mir zu disputiren und meine Zweifel zu lösen?“ Die Minister aber wußten keinen Rath mehr; sie standen schweigend da und blickten den König an. Die Worte des Königs jedoch waren auf übernatürliche Weise an einem weit entfernten Orte gehört worden. Im Himalaya an einer Stelle, die den Namen der „geschützten Fläche“ führte, lebten nämlich „Milliarden“ von Arahats oder Heiligen, d. h. von buddhistischen Geistlichen, die schon auf Erden das höchste Ziel erreicht hatten; unter ihnen der verehrungswürdige Assagutta, der durch die göttliche Kraft seines Gehörs jene Worte Milinda's vernahm. Sogleich berief er eine Versammlung der Heiligen auf den Gipfel des Yugandhara-Berges und fragte drei Mal hinter einander, ob Jemand mit dem König Milinda zu disputiren und seine Zweifel zu lösen vermöchte. Aber die Milliarden der Heiligen schwiegen. Da spricht Assagutta: „Im Himmel der Dreiunddreißig (d. h. der alten Götter des Veda) steht ein Palast Namens Ketumatî, und in ihm wohnt der Gott Mahâsena. Der vermag es.“ Und die Milliarden der Heiligen verschwinden von dem Gipfel des Yugandhara-Berges und tauchen wieder auf im Himmel der Dreiunddreißig. Hier kommt ihnen der König der Götter, Sakka (d. i. Indra), entgegen, begrüßt mit großer Ehrfurcht den verehrungswerthen Assagutta und fragt nach seinem Begehr, indem er sich als ergebenen Diener der Gemeinde bezeichnet. In der buddhistischen Literatur sind die Götter alle gute Buddhisten.

Assagutta schildert dem Götterkönig die unerfreulichen Verhältnisse in Sâgala, wie der König Milinda in der Disputation unüberwindlich sei, und wie er die Gewohnheit habe, die Mitglieder der Gemeinde aufzusuchen und mit Fragen speculativen Inhalts zu quälen. Indra bemerkt zunächst: „Dieser König Milinda lebte schon einmal hier, hat aber den Himmel verlassen und ist unter den Menschen wiedergeboren,“ und nennt ihm von sich aus sofort den Gott Mahâsena, um dessentwillen ja Assagutta sich auf den Weg nach dem Himmel gemacht hatte, als die geeignete Person, die hier helfen kann. Er sucht mitsammt der ganzen Gemeinde den Gott Mahâsena auf, umarmt ihn und bittet ihn im Namen der Gemeinde, in der Menschenwelt wiedergeboren zu werden. Aber Mahâsena schlägt diese nach buddhistischer Art dreimal vorgebrachte Bitte ab: er trage kein Verlangen nach der Menschenwelt; hart sei es, als Mensch zu leben; in der Stufenleiter der Daseinsformen sei er jetzt glücklich so weit aufgestiegen, daß er nun die Hoffnung habe, aus der Welt der Götter

in das Nirvâna einzugehen, in das Nichts dahin zu schwinden. Da wendet sich der verehrungswerthe Assagutta an den Gott Mahâsena und sagt, daß in den Welten der Götter und Menschen außer ihm Niemand lebe, der dem Glauben durch Widerlegung der ketzerischen Ansichten des Königs Milinda helfen könne. Als Mahâsena das hört, ist er bei dem Gedanken, dem bedrängten Glauben Hülfe leisten zu können, aufs Höchste erfreut und erklärt sich sofort bereit, zu einer neuen Existenz in die Welt der Menschen zurückzukehren. Die Gemeinde der Heiligen aber, die damit ihren Zweck erreicht hatte, verschwand aus dem Himmel der Dreiunddreißig und tauchte wieder auf der „geschützten Fläche" im Himalaya auf.

Ich habe die Erzählung bis hierher in ziemlicher Ausführlichkeit wiedergegeben, obwohl uns die Art, wie hier der ganze übernatürliche Apparat herangezogen wird, sehr wunderlich (und zum Theil lächerlich) erscheinen muß. Aber gerade dieser Theil der Erzählung ist so ganz charakteristisch buddhistisch, und er läßt uns zudem deutlich erkennen, wie der Verfasser des Romans die geistige Bedeutung des Königs Milinda bewerthet sehen will. Die Schwierigkeit, einen ihm ebenbürtigen Gegner herbeizubringen, ist fast unlösbar. Himmel und Erde müssen zu dem Zweck in Bewegung gesetzt werden. Im Folgenden bleiben wir nun auf Erden.

Der Gott Mahâsena wird also hienieden wiedergeboren in einem Dorfe am Fuß des Himalaya von der Frau des Brahmanen Sonuttara und erhält den Namen Nâgasena. Schon in dem Augenblick, als er gezeugt wurde, geschahen Wunder und Zeichen.

Als der Knabe sieben Jahre alt geworden war, wird er einem brahmanischen Lehrer zum Unterricht übergeben und in allen Zweigen brahmanischer Wissenschaft unterwiesen. Nachdem er gelernt, was von einem solchen Lehrer zu lernen war, überdenkt er Alles an einem einsamen Orte und erkennt es als werthlos und nichtig. In dieser Stimmung wird der Jüngling von einem buddhistischen Mönch, der von der Gemeinde der Heiligen im Himalaya abgeordnet war und langjährige Vorbereitungen für das große Werk getroffen hatte, zum Buddhismus bekehrt. Die Einzelheiten der Erzählung will ich hier übergehen; obwohl sie an sich merkwürdig genug sind, würden sie doch vielleicht als von dem Hauptgegenstand des Buches etwas abliegend den Leser ermüden. Nachdem Nâgasena das gelbe Mönchsgewand angethan und in die Gemeinde aufgenommen war, macht er der Anweisung gemäß bei mehreren berühmten buddhistischen Lehrern an verschiedenen Orten seine Studien. Bei den großen Abschnitten, die er auf dem Wege der Erkenntniß erreicht, rufen und klatschen alle Götter Beifall, die Erde erbebt, und vom Himmel fällt ein Regen von Blumen und von wohlriechendem Sandelholzpulver.

Endlich ist die Zeit gekommen, und Nâgasena wird von der schon mehrfach erwähnten Gemeinde der Heiligen im Gebirge aufgefordert, sich nach Sâgala zu begeben und den König Milinda in der Disputation zu überwinden und zu bekehren. Auch die Aeltesten der Gemeinde ziehen nach Sâgala, und ihre gelben Gewänder leuchten wie Lampen in den Straßen der Stadt.

Zu jener Zeit lebte der verehrungswerthe Âyupâla dort in der Nähe in einer Einsiedelei. Und der König sagt, wie schon einmal, zu seinen Räthen: „Schön und klar ist die Nacht. Wer ist der Mönch oder Brahmane, den ich heute Nacht besuchen und befragen könnte? Wer ist fähig, mit mir zu disputiren und meine Zweifel zu lösen?“ Die 500 Yonakas machen ihn auf Âyupâla aufmerksam, und der König begibt sich zu ihm. Nach freundlicher und höflicher Begrüßung erkundigt sich Milinda bei Âyupâla nach dem Zweck der mönchischen Weltentsagung und fragt dann, ob nicht auch Laien das höchste Ziel erreichen können, ohne in den Orden zu treten. Die Frage bejaht Âyupâla und sagt, daß zu der Zeit, als der Erhabene (Buddha) durch seine erste Predigt im Wildpark bei Benares das Königreich der Wahrheit gegründet, unzählige Scharen von Göttern die höchste erlösende Erkenntniß gewannen. Auch die Götter sind für den Buddhisten ja Laien, Wesen, die noch im weltlichen Dasein stehen. Und noch andere berühmte Predigten des Erhabenen nennt Âyupâla, durch deren Anhören gleichfalls unendliche Mengen von Göttern sofort zum höchsten Ziel gelangt seien. Und keiner von allen diesen Laien habe vorher dem weltlichen Leben entsagt. „Dann,“ erwidert der König, „ist die Weltentsagung ja zwecklos, und das elende Leben, das Ihr Asketen auf Euch genommen habt, ohne Heimstätte, ohne Besitz und ohne ordentliche Nahrung, ist nicht etwa ein Verdienst, sondern es ist die Folge davon, daß Ihr in früheren Existenzen Diebe, Räuber und Mörder gewesen seid. Zur Strafe dafür müßt Ihr jetzt das jammervolle mönchische Dasein führen.“ Darauf wußte der verehrungswerthe Âyupâla kein Wort zu erwidern, und ob auch die Umgebung des Königs den Weisen zu entschuldigen suchte — er sei gelehrt, nur fehle es ihm an Sicherheit —, ruft Milinda doch wieder aus: „Indien wahrlich ist hohl! Indien wahrlich ist wie Spreu! Es gibt keinen Buddhisten oder Brahmanen, der mit mir disputiren und meine Zweifel lösen könnte!“

Diesmal aber sieht der König die Yonakas seiner Umgebung furchtlos und mit Selbstvertrauen dastehen und merkt aus ihrem Verhalten, daß sie von einem Gegner wissen, der ihm in der Disputation gewachsen sein dürfte. Als der Minister Devamantiya dann dem König von Nâgasena spricht, der eben in Sâgala angekommen sei und sogleich das größte Ansehen als Gelehrter gewonnen habe, da ereignet sich etwas Wunderbares. Wie der König nur den Namen Nâgasena hört, fühlt er sich von Furcht gelähmt, und seine Haare sträuben sich. Rhys Davids weist in einer Note darauf hin, daß schon die etymologische Bedeutung des Namens Nâgasena „Anführer eines Heeres von Schlangengöttern“ schreckenerregend sei; aber ich glaube nicht, daß der Verfasser des Romans an etwas Derartiges gedacht hat. Ein König, der als muthig und tapfer ohne Gleichen geschildert wird, fürchtet sich in Indien nicht vor Schlangen und Schlangengöttern, zumal wenn sie nur in einem Namen vorkommen. Volltönende Namen mit solcher und ähnlicher Bedeutung sind in Indien zudem ganz gewöhnlich. Offenbar soll nur gesagt sein, daß in dem König auf übernatürliche Weise die beängstigende Vorahnung von der Nähe seines Ueberwinders sich regt. Der König läßt sich bei dem Weisen

anmelden, der in der Nähe, umgeben von einer großen Zahl von Mönchen — nach dem Original von 80 000 — in dem offenen, überdachten Vorraum einer Einsiedelei sitzt. Bei diesem Anblick packt den König aufs Neue ein furchtbares Angstgefühl. Nach indischer Weise kann hier der Verfasser sich nicht genug thun im Heranziehen von Vergleichen aus dem Leben der Natur. Es war dem König Milinda zu Muthe wie einem von Rhinocerosen eingeschlossenen Elephanten, einem von Riesenschlangen umringten Schakal, einem von Büffeln bedrängten Bären, einem von einer Schlange verfolgten Frosch, einem von einem Panther angegriffenen Hirsch, einer Schlange in den Händen des Schlangenzauberers, einer Ratte, mit der die Katze spielt, einem Vogel im Käfig, einem Fisch im Netz, einem Menschen, der seinen Weg in einem dichten, von wilden Thieren angefüllten Walde verloren hat, u. s. w. Aber der König fühlt doch, daß er seine Angst vor seinem Volke verbergen muß, und sagt zu seinem Begleiter Devamantiya: „Du brauchst Dich nicht zu bemühen und mir Nâgasena zu zeigen, ich werde ihn allein herausfinden." Und so geschieht es. Obwohl Nâgasena in der Mitte der dort versammelten Mönche saß und jünger war als die Hälfte von ihnen, erkennt ihn doch der König sofort und freut sich darüber, trotz seines Angstgefühls, das sich dann auch bald bei dem Austausch der üblichen höflichen Begrüßungen beruhigt.

Das Gespräch, das nun anhebt, führt uns sogleich in die Tiefen buddhistischen Denkens. Nâgasena benutzt sofort, als der König ihn nach seinem Namen fragt, die Gelegenheit zur Aufstellung des Lehrsatzes — eines fundamentalen Satzes der buddhistischen Philosophie —, daß es kein beharrendes Subject gebe in dem zeitlichen Dasein des Individuums. Oldenberg hat mit gutem Griff die interessanten Ausführungen, mit denen die Disputation beginnt, herausgehoben und in seinem Werke über Buddha (dritte Auflage, S. 294 ff.) mitgetheilt. Ich behandle deshalb den merkwürdigen ersten Dialog in möglichster Kürze; ihn ganz unter Verweisung auf Oldenberg's Darstellung zu übergehen, wäre kaum rathsam; denn das hieße bei einer Orientirung über den Charakter und Inhalt des Milindapañha den bemerkenswerthesten Abschnitt bei Seite lassen.

Nach seinem Namen gefragt, erwidert der Weise: „Ich heiße Nâgasena, o großer König, und so reden mich meine Mitbrüder an. Aber obwohl Eltern solche Namen geben wie Nâgasena, Sûrasena oder Virasena, so ist doch Nâgasena u. s. w. nur eine Benennung, eine Bezeichnung; ein Subject gibt es dabei nicht." Der König ist erstaunt und ruft die 500 Yonakas und 80 000 Mönche zu Zeugen der von Nâgasena behaupteten Ungeheuerlichkeit auf. „Wenn es kein Subject gibt, wer ist es denn, der Euch spendet, was Ihr nöthig habt? Und wer ist es, der diese Gaben empfängt? Wer ist es, der Gutes und Böses thut? Hättest Du Recht, so gäbe es ja weder einen Thäter noch einen Genießer und damit weder Verdienst noch Schuld, weder Lohn noch Strafe. Selbst wenn Jemand Dich tödtete, beginge er keinen Mord." Und weiter fragt der König, ob der Weise denn meine, daß die Haare Nâgasena seien oder Nägel, Zähne, Haut, Fleisch, Knochen, die körperliche Form, die Empfindungen, die Vorstellungen, das Erkennen oder die Verbindung dieser Dinge, oder daß es außerhalb von allem dem einen Nâgasena

gebe. Alle diese Fragen verneint Nâgasena, und der König sagt, daraus folge, daß es keinen Nâgasena gibt. Nun ist die Reihe zu fragen an dem Weisen, und er fordert den König auf, ihm den Wagen zu erklären, auf dem er gekommen ist. „Ist die Deichsel der Wagen, oder die Achse, die Räder, das Gestell, die Riemen, das Joch, die Speichen, oder die Vereinigung dieser Theile, oder ist etwas außerhalb von ihnen der Wagen?" Als der König diese Fragen verneint, folgert nun seinerseits Nâgasena daraus unter dem Beifall seiner Umgebung, daß es einen Wagen nicht gibt. Der König aber wendet ein, da, wo Deichsel, Achse, Räder, Gestell u. s. w. bei einander seien, gebrauche man die Bezeichnung „Wagen"! Nun hat Nâgasena gewonnen; er wendet die Erklärung des Königs natürlich auf sich selbst an und sagt: „Gerade so gebraucht man mit Bezug auf meine Haare u. s. w., meine körperliche Form, die Empfindungen, die Vorstellungen, das Erkennen die Bezeichnung Nâgasena; ein Subject aber im eigentlichen Sinne gibt es dabei nicht." Zur Bekräftigung führt er noch den Ausspruch einer berühmten Nonne an, die schon zu Buddha's Zeit den Satz aufstellte, daß mit Bezug auf die Vereinigung aller jener Daseinselemente nur die allgemeine Vorstellung von einer Persönlichkeit herrsche. Damit ist der König überzeugt und spendet dem Nâgasena in den Ausdrücken der höchsten Bewunderung Beifall.

So wenig wir geneigt sein werden, uns dem König anzuschließen, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß hier eine Hauptlehre des Buddhismus in klarer und präciser Fassung vorgetragen ist. Wie draußen in der Materie ein unablässiger Wandel und Wechsel herrscht, so gibt es nach buddhistischer Anschauung auch in unserem Innern nur ein Aufeinanderfolgen von momentanem Empfinden, Vorstellen und Erkennen. Was man Geist, Seele, Ich, Subject nennt, ist nichts Anderes als die in beständigem Wechsel vergehenden und entstehenden Complexe der Daseinselemente, mit denen man im gemeinen Leben den Begriff der Persönlichkeit verbindet. Neben dieser philosophischen Anschauung steht die auch bei den Buddhisten herrschende volksthümliche Ueberzeugung, daß der Mensch, welcher handelt, und der, welcher später Lohn oder Strafe für sein Handeln empfängt, ein und dieselbe Person sei. Der Widerspruch, der zwischen diesen beiden Vorstellungen liegt, ist im Buddhismus wohl gelegentlich erkannt, aber nicht ausgeglichen worden (s. Oldenberg, Buddha, 3. Auflage, S. 300).

In den Unterredungen zwischen dem König Milinda und Nâgasena wird die Frage nach dem Wesen der Seele oder des Ich, nach der Constanz der Persönlichkeit noch mehrfach berührt, und an einer Stelle (II. 1, 4) belehrt der Weise den ihn begleitenden Höfling Anantakâya, der nach volksthümlicher Vorstellung den Odem für die Seele hält, daß Ein- und Ausathmen nur Attribute des Körpers seien. Diese Erklärung war damals nicht so selbstverständlich, wie sie uns erscheint. Von größerem Interesse aber sind für uns die Gleichnisse, durch die Nâgasena dem König die Stellung des Buddhismus zu dem Problem von der Identität des Subjects klar zu machen sucht. II. 2, 6 fragt der König, was von dem Individuum in der nächsten Existenz wiedergeboren werde. „Name und Gestalt" (nâmarûpa, d. h. Wesen und körperliche

Form, also ungefähr das, was bei uns das Wort Persönlichkeit bedeutet). „Wird eben dasselbe nâmarûpa wiedergeboren?" „Nein, von diesem nâmarûpa werden gute und böse Thaten gethan; und durch die nachwirkende Kraft dieser Thaten entsteht in der Wiedergeburt ein anderes nâmarûpa." „Sollte nicht dann aber das neue Wesen von jener nachwirkenden Kraft befreit sein?" „Ja, wenn es nicht wiedergeboren würde; aber eben weil es wiedergeboren wird, deshalb ist es nicht davon befreit." Und nun erklärt Nâgasena das auf Bitte des Königs mit mehreren Gleichnissen, von denen hier die folgenden angeführt sein mögen. Man denke sich einen Mann, der Mangos stiehlt und, von dem rechtmäßigen Besitzer vor Gericht gezogen, sich also vertheidigt: „Ich habe die Mangos dieses Mannes nicht gestohlen; denn diejenigen, die er in den Boden gepflanzt hat, sind verschieden von denen, die ich genommen habe; also verdiene ich keine Strafe." Und doch würde der Dieb mit Recht verurtheilt werden, weil die gestohlenen Mangos das Resultat der gepflanzten Mangos seien. Oder man stelle sich vor, daß Jemand eine Lampe mit sich unter das Dach seines Hauses nimmt, daß dieses Feuer fängt und in Folge dessen nicht nur das Haus, sondern das ganze Dorf verbrennt. Wollte dieser Mann sich seinen Ortsgenossen gegenüber vertheidigen und sagen: „Ich habe das Dorf nicht in Brand gesteckt; das Feuer, das den Ort niedergebrannt hat, war verschieden von der Flamme der Lampe in dem Dachstock meines Hauses," so müßte der Mann Unrecht bekommen, weil das eine Feuer das Product des andern sei. Das gleiche Verhältniß bestehe zwischen „Name und Gestalt" in den verschiedenen Existenzen.

Aber auch in ein und derselben Existenz ist die anscheinende Constanz der Person nach der Lehre des Buddhismus gerade so zu beurtheilen. II. 2, 1 sagt Nâgasena, daß ein Mensch in den verschiedenen Lebensstadien weder derselbe noch ein Anderer sei, und er erläutert dies durch das Gleichniß der Lampe, die, am Abend angezündet, die ganze Nacht hindurch brennt. Wie die Flamme in der ersten Nachtwache nicht mit der in der zweiten oder in der dritten Nachtwache identisch ist, wie aber die Lampe, von der das Licht ausgeht, während der ganzen Zeit die gleiche bleibt, so ist das auch mit der Persönlichkeit, deren unabläßiger Wandel und Wechsel eine an der gleichen Körperlichkeit haftende Continuität darstellt. In jedem gegebenen Augenblick ist ein Mensch genau alles das, dessen er sich zur Zeit bewußt ist. Da nun der Gesammtinhalt des Bewußtseins einer beständigen Veränderung unterliegt, so ist der Mensch in gewissem Sinne zu keiner Zeit derselbe wie sonst; in anderem Sinne aber, mit Rücksicht auf die körperliche Identität, bleibt er derselbe. Im Gleichniß ist die Lampe der Körper und die Flamme der stets wechselnde Inhalt des Bewußtseins[1]).

Sehr nachdrücklich wendet sich Nâgasena II. 3, 6 gegen die Annahme der Seele, und er fragt zunächst den König, was er unter dem Begriff verstehe. „Das Lebensprincip im Innern," antwortet Milinda, „das durch das Auge sieht, durch das Ohr hört, durch die Zunge schmeckt, durch die Nase riecht,

[1]) S. Rhys Davids, Bd. I, S. 64 Anm.

durch den Körper fühlt und durch den inneren Sinn erkennt, — gerade so, wie ich in meinem Palaste sitze und aus jedem Fenster hinaussehen kann, aus dem ich will." Nâgasena greift das von dem König gebrauchte Gleichniß auf und belehrt ihn, daß die Parallele nicht stimmt: der König könne allerdings jedes beliebige Fenster seines Palastes zum Hinausblicken benutzen, aber das von ihm angenommene Lebensprincip sei nicht im Stande, in derselben Weise nach freier Wahl seine Fenster zur Wahrnehmung der Außendinge zu gebrauchen; es könne nur mit dem Auge sehen, aber mit keinem andern Sinne; und ebenso wenig könne es mit dem Auge hören, schmecken, fühlen, riechen und so fort. Diese Sinneskräfte ständen nicht mit einander in Verbindung, würden also nicht durch einen inneren Lenker zusammengehalten. Auch in anderer Weise passe der von dem König herangezogene Vergleich der im Körper angeblich wirkenden Seele mit einem in seinem Palaste thronenden Herrscher nicht. Wenn ein Höfling hinausgehe und unten am Thorweg stehe, so wisse der König das wohl. Die angebliche Seele aber könne z. B. den ausgesprochenen Geschmack eines eßbaren Gegenstandes nur so lange wahrnehmen, als dieser sich auf der Zunge befindet, dagegen nicht mehr, wenn er in den Magen hinab geglitten ist. Die ganze Voraussetzung des Königs sei falsch, und in Wahrheit verhalte es sich also: „In Abhängigkeit von dem Gesichtssinn und den Formen — oder von dem Gehör und den Tönen u. s. w. — entsteht die sinnliche Wahrnehmung und gleichzeitig mit ihr, je in Abhängigkeit von dem vorangehenden, die Berührung, die Empfindung, die Auffassung, der Gedanke, die Abstraction, das Lebensgefühl, die Aufmerksamkeit. Eine Seele (oder ein inneres Lebensprincip) aber gibt es nicht."

Ich habe hier nicht die Reihenfolge der Unterhaltungen zwischen Milinda und Nâgasena beobachtet, sondern das inhaltlich Zusammengehörige zusammengestellt. Ich kehre nun zurück zu der ersten Begegnung, bei der Nâgasena den König durch das Gleichniß von dem Wagen davon überzeugt, daß der Erscheinung eines Menschen kein Subject in dem gewöhnlich angenommenen Sinne zu Grunde liege. Unmittelbar darauf fragt der König den Weisen: „Wie alt bist Du, Nâgasena?" „Sieben Jahre, o großer König" (gerechnet von dem Eintritt in den Orden). Darauf will der König wissen, in welchem Verhältniß die Zahl sieben zu der Person des Nâgasena stehe: „Bist Du sieben, oder ist die Zahl der Jahre sieben?" Nâgasena aber deutet auf den Schatten, den der König vor ihm wirft, und fragt: „Bist Du der König, oder ist der Schatten der König?" „Ich bin der König, o Nâgasena, der Schatten ist da in Abhängigkeit von mir." „Gerade so, o großer König, ist die Zahl der Jahre sieben; ich bin nicht sieben. In Abhängigkeit von mir ist die Zahl sieben da, und sie gehört mir in demselben Sinne wie Dir der Schatten." Und wiederum ist der König, wie stets in Zukunft, voll von Bewunderung ob der Weisheit des Nâgasena. Auch dieser letzte Dialog steht deutlich im Zusammenhang mit dem Problem von der Constanz der Persönlichkeit.

Auf die Frage, ob der Weise geneigt sei, auch in Zukunft mit ihm zu disputiren, bekommt Milinda die Antwort: „Wenn Du mit mir wie ein Gelehrter disputiren willst, ja; wenn Du wie ein König disputiren willst,

nein!" „Wie disputiren Gelehrte?" „Gelehrte entwickeln und entwirren einen Gegenstand: der eine oder der andere wird überführt und erkennt seinen Irrthum an; Begriffe werden bestimmt und andere Bestimmungen dagegen ins Feld geführt; und doch werden die Gegner nicht zornig. So disputiren Gelehrte, o großer König." (Man möchte wünschen, daß immer nach Nâgasena's Recept verfahren würde.) „Und wie disputiren Könige?" „Wenn Könige in der Disputation zu einem Punkte gelangen, über den ihr Gegner anderer Meinung ist, so verhängen sie eine Strafe über ihn. So disputiren Könige, o großer König." „So will ich wie ein Gelehrter, nicht wie ein König disputiren. Sprich, Ehrwürdiger, ohne Rückhalt, wie mit einem Mönch, einem Novizen, einem Laien oder wie mit einem Diener. Sei ohne Furcht."

Auf dieser Basis finden dann die weiteren Unterredungen zwischen den Beiden statt, die nächste am folgenden Morgen im königlichen Palast in Gegenwart von zehn Mönchen aus der Umgebung des Nâgasena, die späteren auf Wunsch des Königs unter vier Augen. Die Unterredungen des zweiten Tages handeln von dem Ziel der buddhistischen Weltentsagung, von den in jener Religion besonders geschätzten Tugenden und von einigen philosophischen und religiösen Begriffen nach der Auffassung des Buddhismus. Ich darf hier nicht mehr in dem Maße wie bisher in die Einzelheiten eingehen und muß mich darauf beschränken, nur noch ein paar für uns besonders interessante Punkte herauszuheben. II. 2, 9 fragt der König, ob die Zeit existire, und Nâgasena antwortet, daß für Wesen, die durch die Erreichung des Nirvâna dahingeschwunden sind, die Zeit nicht existire, wohl aber existire sie für Wesen, die noch an den Kreislauf des Lebens gebunden sind. Wenn keine bewußten Wesen da sind (wenn man sich sämmtliche Wesen ins Nirvâna eingegangen denkt), so gibt es also auch keine Zeit; und damit ist hier eine Lehre vorgetragen, die in ihren Consequenzen zu der Kant'schen Auffassung der Zeit als einer Anschauungsform des menschlichen Geistes führen mußte[1]). Der König fragt weiter, was die Wurzel der Zeit sei, d. h. wodurch die Vorstellung der Zeit hervorgerufen werde, und Nâgasena gibt als Ursache den Factor an, der für den Buddhisten am Anfang der Causalitätsreihe steht, d. h. das Nichtwissen, aus dem ja das ganze empirische Dasein mit allen seinen Leiden herstammt. An dieser Ursache liege es auch, daß ein Anfangspunkt in der Zeit nicht erkennbar sei. Um ein Gleichniß gebeten, nennt Nâgasena zuerst das auch in der brahmanischen Philosophie oft angeführte Beispiel von der Pflanze und dem Samen und darauf das uns geläufigere von der Henne und dem Ei: wie es hier kein Ende der Continuität gebe, so sei auch ein Anfangspunkt nicht erkennbar.

In dem Abschnitt II. 3, 7 wird das Verhältniß von Sinneswahrnehmung und Erkennen behandelt, zwischen denen nach buddhistischer Auffassung kein

[1]) Merkwürdiger Weise ist das Problem des Raumes nicht im Zusammenhang mit dem der Zeit behandelt. Von dem Raumbegriff ist einmal in dem späteren Theile des Werkes, IV. 7, 13 die Rede, wo der Raum als ein Ding ohne Ursache bezeichnet ist.

innerer Zusammenhang besteht. Wo die Thätigkeit des Sinnenorgans stattfindet, da geht auch die des Verstandes vor sich, und die zweite folgt stets auf die erste; aber die sinnliche Wahrnehmung regt nicht etwa die Verstandesthätigkeit an, noch fühlt sich die letztere an die erstere gebunden. Der Buddhist erklärt das regelmäßige Aufeinanderfolgen der beiden Vorgänge einfach für eine blinde Naturnothwendigkeit. Nâgasena gibt dafür außer anderen die folgenden Gleichnisse. Wie beim Regen das Wasser auf abschüssigem Boden herabfließt und bei neuem Regen das Wasser wieder denselben Weg geht, ohne daß doch die erste Wassermasse der zweiten den Weg weist oder die zweite ihren Lauf von der der ersten abhängig macht, ebenso — in Folge der natürlichen Neigung — folge die Verstandesthätigkeit spontan auf die sinnliche Wahrnehmung. Oder man denke sich eine Festung, die nur einen Ausgang hat; so werden die Männer, die sie verlassen wollen, dazu diesen einen Ausgang benutzen. „Wie nun, o großer König? Wird der erste Mann zu dem zweiten sagen: ‚Gehe Du denselben Weg wie ich' oder der zweite zu dem ersten: ‚Denselben Weg wie Du werde auch ich gehen'!" — „Gewiß nicht, Herr. Es besteht keine Communication zwischen den Beiden; sie gehen eben von selbst den gleichen Weg, weil dort das Thor ist." — „Ebenso, o großer König, besteht auch keine Communication zwischen Sinneswahrnehmung und Verstandesfunction. Sie folgen auf einander, weil das der naturgemäße Weg ist."

Sehr bald nach dieser Ausführung, am Schlusse des zweiten Buchs, steht die Notiz: „Hier endet die Befragung des Nâgasena durch den König Milinda." Rhys Davids findet in einer Anmerkung diese Notiz höchst sonderbar, und im ersten Augenblick muß sie auch so erscheinen, da an dieser Stelle noch nicht das erste Sechstel des uns vorliegenden Werkes zu Ende ist. Trotzdem ist meines Erachtens in jener Notiz eine richtige Erinnerung bewahrt, die Erinnerung daran, daß der dialogische Theil des Romans in seiner ursprünglichen Fassung an dieser Stelle abschloß. Hier hat sich die Schlußerzählung von der Bekehrung des Königs einmal unmittelbar angeschlossen; mehr als fünf Sechstel des Buches, das wir vor uns haben, ist somit spätere und wahrscheinlich erst allmählich vorgenommene Erweiterung. Wenn von den beiden chinesischen Versionen des Milindapañha die ältere an genau derselben Stelle schließt, wo im Original die eben erwähnte Notiz steht, und die jüngere nur um ein Weniges weiter reicht, wie läßt sich wohl diese Thatsache anders erklären? Rhys Davids, der in der Vorrede zu dem zweiten Bande seiner Uebersetzung den Thatbestand anführt, scheut sich trotzdem, aus ihm den Schluß zu ziehen, den ich für unabweisbar halte. Ihm erscheint die Incongruenz zwischen der ausführlichen Einleitung und dem kurzen Inhalt als ein gewichtiger Grund dagegen, daß das ursprüngliche Ende des Milindapañha schon an der angegebenen Stelle anzunehmen sei. In der That würde die einleitende Erzählung, die so ganz allmählich auf das Zusammentreffen von Milinda und Nâgasena vorbereitet, volle drei Achtel von der erschlossenen Grundform des Buches umfassen. Und deshalb fragt Rhys Davids: „Ist es wahrscheinlich, daß eine so stattliche Vorhalle gebaut sei für ein oder zwei kleine Zimmer?

Ist nicht eher anzunehmen, daß der Architekt ein besseres Verständniß für Proportion hatte? Zu dem ganzen Werke, wie es uns vorliegt, würde jene Erzählung als Einleitung in durchaus richtigem Verhältniß stehen." Diese ästhetische Betrachtung erschüttert meine Ueberzeugung nicht, denn gerade der Sinn für das richtige Maß fehlt ja selbst denjenigen Indern, die auf künstlerischem Gebiet in ihrer Art das Beste geleistet haben. Für den ursprünglichen Schluß der Dialoge am Ende des zweiten Buches sprechen nicht nur die äußeren bisher angeführten Indicien, sondern auch ein schwer wiegender innerer Grund. Daß sich ein griechischer, für den Buddhismus interessirter Fürst über diejenigen Fragen, die bis zum Schluß des zweiten Buches im Milindapañha erörtert sind, mit einem buddhistischen Lehrer unterhalten konnte, erscheint nicht unmöglich. An jener Stelle aber — oder sehr bald darauf — hört die innere Wahrscheinlichkeit einer solchen Unterhaltung auf. Die in den späteren Theilen des Werkes aufgeworfenen Probleme und Dilemmata sind meist der Art, daß ihre Behandlung nur noch innerhalb eines Kreises von buddhistischen Gelehrten denkbar ist. Es handelt sich da um Zweifel, die sich nur aus einem umfassenden Studium der kanonischen buddhistischen Schriften ergeben konnten, für die also Sinn und Verständniß bei einem Griechen nicht vorauszusetzen war. Der ursprüngliche Verfasser des Werkes hat sich innerhalb der Grenzen der geschichtlichen Möglichkeit gehalten; als aber sein Buch zu hohem Ansehen gelangt war, ist es von weniger berufenen Händen ohne Rücksicht auf die historische Wahrscheinlichkeit als das Fundament zu dem großen apologetischen Bau benutzt worden, der die Freude jedes gelehrten und gläubigen Buddhisten bilden mußte. Das Werk, wie es uns vorliegt, enthält nicht weniger als 262 Fragen des Königs mit den Antworten und Erläuterungen des Nâgasena.

Ich übergehe nach dem hier Gesagten also den weitaus größten Theil des Milindapañha, den ich für spätere Zuthat halte, und komme zu dem Schluß der Erzählung, der auch für die Urform des Werkes schon der naturgemäße Abschluß war. Als alle Zweifel des Königs Milinda gelöst und damit seine Unterhaltungen mit Nâgasena zu Ende waren, erbebte die Erde sechs Mal, Blitze zuckten, die Götter sandten einen Blumenregen vom Himmel, der große Gott Brahman selbst rief Beifall, und ein gewaltiges, donnerähnliches Getöse ertönte in der Tiefe. Dieses Wunder veranlaßte die Höflinge des Königs und die Einwohner von Sâgala, ja selbst die Frauen des königlichen Palastes, aus der Stadt hinauszueilen und dem großen Lehrer Nâgasena ihre Verehrung zu bezeugen. Milinda selbst aber fühlte sein Herz von Glück erfüllt, und all sein Stolz und Widerspruchsgeist war in ihm erstickt. Er erkannte die Wahrheit der Lehre Buddha's, und von Bewunderung und Vertrauen zu dem Lehrer erfüllt, bat er diesen, „einer Cobra, die ihre Giftzähne verloren hat, vergleichbar", ihm seine Schuld zu verzeihen und ihn als Laienjünger in die Gemeinde aufzunehmen. Er erbaute ein Kloster für Nâgasena und seine Begleitung und sorgte für ihren Unterhalt. Und später übergab er sein Königreich seinem Sohn, zog aus der Heimath in die Heimathlosigkeit, wuchs an Einsicht und wurde ein Arahat oder Heiliger.

Die Maus.

Von

Anselm Heine.

[Nachdruck untersagt.]

Seine Bilder in der Ausstellung hatten uns frappirt. Fische im Wasser, fliegende Staare, ruhende Enten im Röhricht und eine zarte, träumerische Feldlandschaft am See, in der einfache, bedachtsame Menschen standen, mit dem Ewigkeitszuge in den Augen.

Im Bureau der Ausstellung erfragten wir seine Adresse. Der Ort, den er als Domicil angegeben hatte, war Allen unbekannt, seine Poststation ein Dorf an einem der Havelseen. Wir beschlossen, den Künstler aufzusuchen, sein Atelier zu sehen und ihn kennen zu lernen. Peter, der Maler, interessirte sich besonders für die Technik dieser Bilder, die mit Pastellstiften gemalt schienen und trotzdem keines Schutzglases bedurften. Bruno, den Lyriker, reizte der „Ausflug in den Vorfrühling" hinein, und ich selbst sammelte gerade damals Material zu einer Reihe von Aufsätzen: „Der Künstler als Kind", die in einer modernen Zeitschrift für Psychologie erscheinen sollten, und ich interwiewte zu diesem Zwecke fleißig, was nur irgend von Künstlern mir erreichbar wurde.

Es hatte Schwierigkeiten gemacht, einen Tag zu finden, der uns allen Dreien paßte. Wir wußten allzu gut, was wir unserem Programm: „Kunst nicht treiben, sondern sie leben", schuldig waren, und entzogen uns keineswegs den Verpflichtungen, die uns die absterbende Saison in Gestalt von Festreden, Decorationen zu Costümfesten und lyrischen Abenden auferlegte. Endlich aber vereinigten wir uns auf den Charfreitag.

Es wehte kühl übers Wasser, als wir unter der Führung eines schweigsamen Fährmanns den See überschifften. Wir waren alle Drei ein bißchen müde. Stunden lang auf kleinen Localbahnen hin und her gefahren, dann in der Posthalterei des Seedorfes einen miserabelen Kaffee getrunken, ohne von den Leuten dort Ausgiebiges erfragen zu können. Man sagte uns, der Maler drüben über dem Wasser sei selten daheim, fast den ganzen Tag mit dem Velociped unterwegs, manchmal auch noch die halbe Nacht. Malen? Ja, das thäte er wohl zu Hause, und Bilder gäbe es auch genug in seiner Stube, mehr als was Ordentliches. Aber sonst wäre er ein guter Mann.

Nun saßen wir drei Wißbegierigen und froren. Diese Wasserfahrt bei sieben Grad Réaumur war uns eine allzu reichliche Erfrischung nach unserem wohltemperirten Atelier- und Cafehaus-Winter. Während unserer Bahnfahrt hatte der Regen gegen die staubüberwehten Scheiben geschlagen, heftig, in einzelnen zischenden Güssen, allmählich aber kam die Sonne heraus und mit ihr alle unsere Lebensgeister. Bruno steckte sich die Nadel mit dem altflorentinischen Gemmenköpfchen gerader in die hohe Atlasbinde, über die sein feines Stubengesicht sanft geneigt war; Peter streckte seine neurastheniſchen langen Glieder und begann, Kunst zu dociren. Er verglich die Färbung der Frühlingslandschaft hier und in Deutschland überhaupt mit den Gemälden alter holländischer Meister. Genau wie hier stände da das lichte Goldgrün der Birken gegen den grauen, durchsonnten Gewitterhimmel. Man müßte natürlich von dem Eindruck absehen, den die Gemälde heute auf uns machten, nachdem sich die Staubschicht der Jahrhunderte mit ihren Farben chemisch verbunden habe. Er erklärte das weitläufig. Danach beleuchtete ich den Einfluß der Landschaft und der geographischen Lebensbedingungen auf das Nervensystem des Kindkünstlers, und zuletzt trug Bruno mit leiser und eintöniger Stimme ein Gedicht vor, das er kürzlich in der Erinnerung an ein den Schlachtensee darstellendes Bild von Leistikow verfaßt hatte. Wir hörten aufmerksam zu. Peter war ganz entzückt. Es sei das Simpelste, das je über diese Stimmung gedichtet worden, „eine Neubildung der Frühlingsnatur selbst". Bruno hatte das Werkchen einer illustrirten Zeitung eingereicht und dreißig Mark dafür bekommen. Für Lyrik, man denke! Wir constatirten das befriedigt als ein Zeichen, daß sich auch bei den Redactionen das künstlerische Gewissen verfeinert habe.

Inzwischen segelten ein paar erwachsene, graubunte Enten, ihre gelbe Zöglingsreihe schnurgrade hinter sich, der Fahrfurche des Kahnes nach, tauchten und gackerten und schienen mit sich und ihrer Neubildung der Frühlingsnatur zufrieden; Fische schossen als silbrige Striche durch das Schwarzgrün des Sees, vom Ufer hörte man das Pfeifen des Pyrols.

Wir legten an. Der Schiffer wies uns einen weißen Sandweg, der sich zwischen halb überschwemmten Wiesen und Feldern vom Ufer aufwärts zog. Nach einigen Minuten des Wanderns entdeckten wir ein vor Näſſe glänzendes, braunrothes Ziegeldach, das sich zur Erde herab zu bücken schien. Allmählich entwickelte sich darunter eins der würfelförmigen, weiß gestrichenen Häuschen, nur aus Erdgeschoß und Giebel bestehend, wie sie in der Gegend üblich sind. Eine civilisirtere Wohnstätte war nicht zu entdecken. Bei einem untersetzten, etwa vierzigjährigen Manne, der uns entgegen kam, erkundigten wir uns nach dem Maler. Er sah bei unserer Frage nur flüchtig auf und zeigte stumm mit dem Daumen hinter sich. Er schien ganz vertieft in den Anblick der Fische, die er in seinem Holzeimer am Arme trug und deren Uebereinanderschnellen ihn zu fesseln schien. Bruno behauptete, es hätte dabei etwas Intelligentes in dem Gesicht gelegen. Zwei Ellen Wegs lagen schon zwischen uns, als er sich noch einmal umwandte: „Ist Wilhelm noch unten?"

„Meinen Sie den Schiffer? Natürlich, er muß uns ja später wieder zurück rudern!"

„Wir haben ihn auch noch nicht bezahlt!" fügte Peter hinzu. Der Mann hörte uns nicht zu Ende. Er lief eilig weiter, daß der Eimer schwankte.

Auch bei näherer Besichtigung bot das kleine Haus nichts Originelles. Da gab es keine kunstvoll naiven Holzschnitzereien, keine epheuumsponnenen idyllischen Altane oder Thürmchen.

Innen war es schon fast dunkel. Man befand sich in einem einzigen, nicht wohnbar gemachten Raume, der als Küche und zugleich Remise zu dienen schien. Vorn an der niedrigen Thür stand das Velociped, das Fenster war mit Kisten und einem Haufen Knüppelholz verbaut; allerlei Feldgeräthe standen umher. Auf dem Kochherde sah man einige Pfannen und Töpfe mit Speiseresten. Nach oben führte eine hühnersteigartige Treppe. Bruno kletterte hinauf, kam aber, wie auf der Flucht vor etwas Entsetzlichem, wieder zurück.

„Was haben Sie denn?"

Er schien ganz verstört. „Blau, Zuckerhutpapierfarbenblau," stöhnte er.

„Ist er oben?" Bruno schüttelte matt das kläglich verzogene Gesicht. Erst als wir Zwei unerschrocken vordrangen, wagte auch er sich wieder empor. Jetzt sahen wir selbst. Einen schrägen Bodenraum, die unregelmäßigen und gänzlich kahlen Wände unbarmherzig mit Berliner Blau bestrichen. Keine Erker und Nischen, keine lauschigen Winkel mit Stoff verkleidet, Alles leer und vernünftig. Unser Maler war arm, das sahen wir, aber dieser Armuth fehlte das Rührende, das Intime. Selbst das herein blickende Dämmerlicht schuf keine Stimmung. Wie ein spießbürgerlicher Fensterladen legte sich die Dunkelheit vor die Scheiben und deckte sie zu.

„Wie kann er das aushalten?" seufzte nun auch Peter. Wir sahen uns weiter um. Zwei kleine Oberfenster, ein Tisch, ein Stuhl, eine Vorrathskiste und tief im Dachwinkel das Bett, ein schmales Holzgestell, mit bunt bezogenen Kissen gefüllt. Die Federdecke zeigte deutlich die Höhlung, aus der der hierher gehörige Schläfer unlängst heraus gekrochen schien. Auf der Kiste stand ein brauner, irdener Waschnapf, mit gebrauchtem Seifenwasser halb gefüllt. Dieser Anblick gab uns unsere Elasticität wieder. Dies wenigstens erinnerte an künstlerische Bohême. Wir fingen nun an, ästhetisch Stellung zu nehmen zu dem Unerwarteten, es zu harmonisiren. Wir versuchten, in der nüchternen Art der Behausung eine tiefere Beziehung zu entdecken, es als etwas Asketisches zu empfinden. Am Fenster stand eine leere Staffelei, daneben ein tüchtiger Tannentisch mit sauber ausgewaschenen Pinseln, Cartonstücken, Leimtopf, Schere, Farbentuben und ein Blechmaß, wie man es beim Obstverkauf benutzt, mit Sand gefüllt; außerdem, halb stehend an die Wand gelehnt, eine zugebundene große Mappe. Ueberdies war noch ein Schrank da, auf dem Zeitungen und Skizzenbücher aufgestapelt lagen. Am zweiten Fenster stand ein Teller mit Käse, über den ein Bierseidel gestülpt war; ein Stück Brot lag auf einem hölzernen Brettchen daneben. Am Fensterhaken, an einem Faden aufgereiht, hingen eine Anzahl Briefe, anscheinend alle uneröffnet. Bei dem obersten glaubte Peter Handschrift und Zierleiste des Leiters des Münchener neuesten Kunstsalon

zu erkennen. Auf das weiß lackirte Fensterbrett hatte der Maler sich allerhand merkwürdige Notizen hingekritzelt: „20. Juli Mittags 2 Uhr Kiezdorf Sandflecken grün“ und „16. März 11 Uhr erstes Viertel. Standpunkt unter der Brücke. Wasser Magenhöhe“. — „Regenstudien erste Novembertage Morgens 5—7 Uhr“. Mehr konnten wir nicht entziffern.

Es wurde nun auch hier oben dunkel, und noch hatten wir keins der Bilder betrachtet, die, in vielfachen Schichten gegen die Wand gelehnt, auf dem Boden standen, Oelbilder, Pastelle, Aquarelle. Endlich entschlossen wir uns, die Lampe anzuzünden, die auf dem Schranke stand, und machten uns daran, die Bilder abzuleuchten. Da waren wir freilich wieder im Lande der Wunder.

„Ein märkischer Fra Angelico des Thierreiches,“ sagte Peter. Eben waren wir dabei, noch weiter Geist zu produciren, als ein schwerer Schritt die Treppe herauf kommt. Wir blicken empor, richten uns auf — vor uns steht unser stummer Wegweiser von vorhin. Er legte einige Silberstücke, die er in der Hand hielt, in ein Pappkästchen, das er aus dem Tischkasten zog und auch wieder dort hinein that. „Die Herrschaften müssen entschuldigen,“ sagte er dabei; „ich hatte Eile wegen der Fische.“

Ich war der Erste, der sich faßte und in einer kleinen Rede um Verzeihung bat wegen unseres Ueberfalles. Dann ermannten sich auch die Anderen und sprachen von unserer Verehrung seines Genies. Peter konnte sich nicht enthalten, hinzuzusetzen, er habe sich eingebildet, der Künstler sei noch ein ganz junger Mann. „Wie ist es möglich, daß man Ihre Sachen jetzt erst kennt?“

Der Maler lachte vergnügt auf. „Ja, jetzt könnte ich Mode werden, wenn ich wollte. Aber ich will nicht. Die Sache ist mir zu dumm. Denn sehen Sie“ — er zog sich mit gewaltigem Aechzen die schweren, ziemlich beschmutzten Schaftstiefel aus und entnahm der Kiste ein Paar Filzpantoffeln, in die er augenscheinlich mit großem Behagen hinein schlüpfte — „vor einem Vierteljahrhundert habe ich achtzehn Bilder nach Berlin zur Ausstellung geschickt. Die Leute haben mich ausgelacht. Jetzt schreiben sie sich die Finger ab nach mir, aber ich will nicht.“

„Diesmal haben Sie zu unserm Glück doch eine Ausnahme gemacht?“

Er bekam einen rothen Kopf. „Ich habe mich auch schon genug darüber geärgert. Aber das verfluchte Karmin und Krapp! Ich brauchte eben Geld.“

„Sie könnten Reichthümer sammeln, wenn Sie nur wollten,“ meinte Peter ehrfürchtig. „Der Kunsthändler macht ein gutes Geschäft mit den Bildern, die er Ihnen spottbillig abgekauft hat, wie er mir gestand. In zehn Jahren sind sie das Zehnfache werth.“

Der Maler nickte ernsthaft. „Es sind ein paar gute Stücke darunter. Ist auch ganz in der Ordnung, daß er seinen Vortheil wahrnimmt; das ist sein Geschäft, aber ich“ — wieder stieg ihm eine Blutwelle in das ohnehin rothe Gesicht — „von mir ist es eine Gemeinheit gewesen. Hinterher hat's mir leid gethan.“

Bruno nickte. „Kenn' ich. Und warum sollen wir Künstler uns wegwerfen, nicht wahr?“

Der Maler hörte nicht. Immer mehr kam er in Aufregung. Seine Augen, kleine, scharfe, blaue Schifferaugen, wurden blank. „Von seiner Kunst soll man nicht leben. Das ist Unfug.“

„Aber warum nicht?“

Er stellte sich breitbeinig vor uns hin. „Bilder malen, was ist denn das? Man sieht's und man thut's, man kann eben nicht anders. Das ist wie ein Zweikampf in der Morgendämmerung. Ganz ruhig steht man auf und geht hinaus, plötzlich sieht man's liegen, das Motiv. Man ahnt noch nichts, will vorbei gehen, seinem Geschäfte nach, da aber wacht es auf, packt Einen und läßt nicht mehr los. Man wehrt sich, greift's an, beißt die Zähne zusammen und gibt keine Ruh, bis man es überwunden hat. Ah!“ er seufzte wie erleichtert auf. „Ums Leben geht's da jedesmal, das kennt jeder ehrliche Arbeiter, da kann ich mir nichts abschwindeln oder belohnen lassen. Und da soll ich hingehen und Handel damit treiben? Pfui Teufel!“

Wir hatten auf dem Bette und dem Kistenrande gesessen und zugehört, jetzt sprang Peter auf. „Das ist ein Mensch, Herr Gott, das ist ein Mensch! So etwas gibt es ja gar nicht mehr in unserer Zeit, so einen Ganzen, so einen Primitiven!“ Er ging hin und drückte ihm die Hand. Bruno saß mit gesenktem Kopf da und murmelte von Zeit zu Zeit Selbstvorwürfe in das bunt gewürfelte Federbett hinein: „Man schämt sich seiner Cultur. Zum Landleben sollte man zurückkehren, zur urwüchsigen Gesundheit. Wie lebt man denn? Rauchen, Schwatzen, Flaniren, Träumen, damit geht der Tag hin. Man verbrennt an seinen Nerven. Müde Decadenten verfeinert bis zum Abbrechen.“

Peter starrte tiefsinnig auf alle die Bilder ringsum. „Nur wenn der Mensch von seinem Zweck genesen, wie unser genialer Neutöner sagt, kann er ein wahrer Künstler sein.“

Der Maler bot uns jetzt Cigarren an. Es schien ihn nicht zu beunruhigen, daß wir ihn vivisecirten. Wir begeisterten uns nun immer ausführlicher, betrachteten aufs Neue seine Bilder, führten sie ihm gleichsam vor und theilten ihm mit, welche am stärksten „die Empfindung auslösten“ in uns. Er nickte ab und zu gleichmüthig.

„Ja, ja, ein gutes Stück.“ Wir betrachteten jetzt ein Mondscheinbild. Ganz kühl und dunstig, ein weiches, wunderbares Glänzen des unsichtbaren Mondes auf dem Wasser. „Das ist von unten gesehen,“ erklärte der Maler; „heute vor vier Jahren traf ich es zum ersten Male so, seitdem ziehe ich jedes Jahr, um dieselbe Zeit, wenn der Mond wieder im ersten Viertel steht, nach der Brücke, steige ins Wasser und studire. Das mache ich so mit all' meinen Bildern. An manchen arbeite ich auf diese Art schon zehn Jahre. Ich notire mir Zeit und Stunde, wo ich die Beleuchtung zum ersten Male gesehen habe, und genau dieselbe Mond- oder Sonnenstellung warte ich wieder ab. Dann liegt man im Hinterhalt wie auf der Jagd und beschleicht das Motiv. Kaum zeigt sich's, husch, ist es schon wieder weg. Man möchte mindestens ein halbes Dutzend Augen haben in solchen Momenten und ein Hirn wie von Wachs.“

„Sie stehen im Wasser?“ fragte Peter fröstelnd.

„Natürlich, wie sollte ich denn sonst den richtigen Standpunkt wieder finden?“

Dann weihte er Peter, der doch noch nicht so sehr „vom Zweck genesen“ war, daß er seine Absicht, sich zu belehren, vergessen hätte, in das Geheimniß seiner Pastelltechnik ein. Er zeigte ihm, wie man den Grund mit Leim bestreichen und mit Sand bestreuen müsse, in dem dann die bunte Kreide durchaus festgehalten werde. Es schien ihm Spaß zu machen, seine Recepte mitzutheilen. Peter konnte sich nicht losreißen von einem Bilde, das Fische unter dem Eise des Sees darstellte. Der Maler lachte. „Das glaube ich wohl, daß meine Hechte Ihnen gefallen. Vierzig Mark habe ich damals für meinen Fang bekommen. Es war ein Hundewetter, 19 Grad, die Havel dick gefroren; ich also mit meinem Beil raus und ein Loch in das Eis geschlagen. Da kommen denn meine Hechte und wollen Luft schnappen. Das Glänzen hätten Sie sehen sollen in der Februarsonne zwischen all' dem Blanken, Glitzrigen, und keine Gegenfarbe ringsum als der blaue Himmel. Die Augen möchte man verdoppeln und das Hirn, um Alles gehörig fassen zu können, daß man's nachher zu Hause auf die Pappen bringen kann, wie es sich gehört. Ich also nu die Aermel aufgestreift und mit dem Arm tief rein, bis zum Ellenbogen. Dreizehn Stück habe ich gefangen und einen darunter neun Pfund schwer. Aber länger als eine halbe Stunde hinter einander hielt ich's nicht aus, dann immer wieder zum Müller in die Küche und Kaffee getrunken und das Ding da angelegt. Ich konnte kaum einen Stift halten.“

Ich ließ kein Auge von dem psychologischen Musterexemplar, das sich da vor mir aufthat. Alles, aber auch Alles stimmte zu dem Bilde des naiven, unbewußten Naturkünstlers, der selbst nicht weiß, was er vollbringt. Es war förmlich eine Sensation für mich.

„Sie sind mir ein Erlebniß,“ sagte ich endlich, „ein Wendepunkt in meinem Leben.“

„Und mir erst,“ murmelte Bruno.

„Von heute fängt ein neues Schaffen an bei mir,“ behauptete Peter.

„Aber wir dürfen nicht ungerecht sein gegen uns selbst,“ begann ich von Neuem. „Diese rusticane Kraft zur Einfachheit, zu der wir uns erst mühsam erziehen müssen, ist dem natürlich, der von Anfang an auf dem Lande lebt, der dort geboren ist von Eltern, die gleichfalls die Scholle berührten. Ich muß an Millet denken, von dem die modernste Kunstgeschichtschreibung sagt“ — und ich citirte aus dem Gedächtniß — „er war nicht in einer großen Stadt geboren, wo sich dem Auge des Kindes schon allerorten der Anblick von Kunstwerken darbietet, er entstammte nicht einer jener Familien, wo Kunst geübt oder von Kunst gesprochen wird, er war ein Bauer, dessen Vater und Großvater Bauern, dessen Brüder Knechte waren. Der Knabe sah keinen Maler in der Nähe arbeiten, keiner ermuthigte ihn zu seinen ersten Versuchen.“

„So war es nun bei mir nicht,“ sagte der Maler ruhig, „bei mir ist es anders zugegangen.“ Er schritt im Zimmer auf und ab und rauchte in großen Zügen. „Sie kennen doch den Düsseldorfer Historienmaler,“ sagte er nach einer Weile, „den sie für sein großes Preußenbild geadelt haben?“ Er

nannte einen sehr bekannten Namen. „Na ja, das ist mein Onkel. Bei dem bin ich von meinem vierten bis zu meinem siebzehnten Jahre erzogen worden und habe in seinem Atelier gemalt. Auf seiner ‚Krönung Karl's des Großen' in der Wiener Galerie ist eine Figur, die ich gemalt habe, und hier in der Nationalgalerie bin ich auch ein paarmal verewigt unter seinem Namen mit rothen und lila Sammetgewändern oder Uniformen. Das war meine Force, das konnte ich zuletzt im Schlaf."

Ich fühlte, wie mich Bruno und Peter ansahen, halb selbst enttäuscht, halb spöttisch. In mir war ein großes Staunen. Sollte ich mich in meiner psychologischen Reconstruction so getäuscht haben? Der Maler fuhr fort: „Sie haben eben gesagt, ich würde der Wendepunkt sein in Ihrem Leben. Das kann wohl sein. Jeder ordentliche Kerl, dem es ernst ist mit seiner Meinung, hat einmal solchen Wendepunkt. Meiner war eine Maus, eine kleine, hungerige Maus, die ich mit meinen Frühstücksbrocken fütterte. Ja, da staunen Sie nun. Wenn es Ihnen Spaß macht, will ich Ihnen die Sache erzählen."

Er setzte sich behaglich an seinen Tisch, die Hände auf der Tischplatte, wie Arbeitsleute thun, die zu Besuch sitzen.

„Das war also im Jahre 71, am 18. Juni, beim Einzug der Truppen, die aus dem Kriege zurück kamen. Mein Onkel hatte den Auftrag bekommen, eine Denkmalshalle am Rhein mit historischen Bildern auszumalen; das Mittelbild sollte den neuen deutschen Kaiser verherrlichen. Er hatte sich zu dem Bilde schon im Voraus große Cartonskizzen entworfen und war besonders nach Berlin gekommen, um dort beim Einzuge die Studien nach dem Leben zu machen. Mich hatte er mitgenommen, denn ich sollte den großen patriotischen Eindruck in mich aufnehmen, wie er sagte, das könne eine ungeahnte Wirkung auf mich hervor bringen. Er hatte mich gern. Mit meinen siebzehn Jahren galt ich schon in Düsseldorf für einen tüchtigen Maler, hatte ausgestellt, Bilder verkauft, und der Onkel war stolz auf mich. Als vierjährigen Jungen hatte er mich meinem Vater weggenommen, weil er meine Schmierereien sah und behauptete, ich wäre ein Wunderkind. Lauter Soldaten und Pferde malte ich damals. Mein Vater war Officier, und ich sah nichts Anderes als Soldaten. Meine Mutter war schon todt. Na, wie ein richtiges Wunderkind hat er mich denn auch erzogen, der Onkel. Nichts als Zeichnen und Malen den ganzen Tag, dazu Geschichte lernen und einen Haufen Theorie. Wenn ich nur an den Baumschlag denke! Das wurde förmlich auswendig gelernt: So macht man eine Linde und so eine Eiche. Zu beobachten brauchte man da nichts. Mir gefiel's, und ich kam mir wunder wie klug und gescheit vor. Recht froh bin ich wohl nicht gewesen zu der Zeit. Ueberhaupt nicht ich. Das war ja auch ganz egal. Niemand fragte, was etwa aus mir heraus kommen wollte, nur immer hinein sollte was, immer hinein."

Nachdenklich sah er vor sich hin. Sein Gesicht hatte einen grübelnden Ausdruck.

„Und in Berlin?" fragte ich endlich, „wie war es da?"

„Ja so, ich wollte ja von der Maus erzählen. Nu ja, wir sitzen also in der Akademie, um den Einzug der Truppen zu sehen. Eine Menge berühmter

Maler war da; uns hatte man extra gute Plätze gegeben. Mir that der Kopf weh von Allem, was ich am Tage gesehen hatte. Onkel war mit mir herum gegangen, allein die Kaulbach'schen Wandgemälde hatten wir mit der Erklärung im Bädeker zwei Stunden lang studirt, die Cornelius'schen Fresken ebenso lange — mir schwindelte Alles wirr im Kopfe herum. Ein blasser, nervöser Junge war ich so wie so, immer angespannt, immer auf der Suche nach irgend einer Idee, einem Vorwurfe. Wenn ich jetzt daran denke, begreife ich mich selber nicht mehr.

„Also wir stehen am Fenster, und mein Onkel macht mich auf Das und Jenes aufmerksam, auf die Jungen, die schon seit dem frühen Morgen auf den Bäumen sitzen, um den Zug zu sehen, auf die Tribünen mit den hell gekleideten Damen. Wir sprechen davon, daß es schwer sein wird, einen rechten Augenpunkt zu finden. Mein Skizzenbuch habe ich mit und lege flüchtig ein paar Details hin, die Schutzleute, die Frauen mit Kränzen über dem Arm gehängt und einen alten Militär, der weinte. Ich war so sehr gewöhnt, nach Onkels Recept ‚auszuschalten, was das Bild zerstreut', daß ich erst heute, wo ich's erzähle, die beiden rothen Sonnenschirme auf der Galerie sehe, hinter denen die Sonne stand, und all' das Glänzen auf Seide und Stein ringsum. So was ist manchmal zum Verrücktwerden schön.

„Gut also, wir stehen uns die Beine in den Leib, Stunde um Stunde, kein Zug kommt. Wir haben Jeder unser Frühstück mit, wer keins hat, kriegt's vom Anderen; Onkel immer zwischen drein vom historischen Moment gesprochen, von Gruppirung und Kobaltblau. Auf einmal huscht was über meine Stiefel, und ich sehe eine kleine Maus wie der Blitz am Boden hinfahren und verschwinden. Ich weiß nicht, was mich treibt, ihr nachzugehen. Gerade haben sich Alle wieder an den Fenstern postirt, mein Platz ist von einem kleinen Herrn genommen, der mit scharfen, etwas vorstehenden Augen Jeden von uns gemustert hat und nun auf die Straße schaut. Ich nehme also ein paar Krumen von meiner Semmel und streue sie an die bröcklige Wandecke, wo meine Maus verschwunden ist. Es dauert nicht lange, so kommt sie hervor, schnuppert, hebt die Pfötchen, die weißen, spitzen Zähnchen werden sichtbar, das graue Fell hat zehnerlei Farben. Sie knuspert und dreht sich und sieht mich an, und ich streue ihr wieder und gucke. Noch heute fühle ich die Ruhe, die über mich kam, wie mir so Alle den Rücken drehten und ich da hinten allein saß mit dem Thierchen, das immer mehr Zutrauen faßte zu mir. Das Spiel der Gliederchen, wie sie kokett und listig die Bröckchen betrachtet, sie in die Pfötchen nimmt und damit spielt, ehe sie daran geht, sie zu verspeisen — ihre Art, mit den glänzenden Aeugelchen nach mir hinzublicken, mit den Ohren zu betteln, mit dem Schwanze zu danken, Alles verstand ich. Wie im Märchen hatte sich mir die Sprache der Thiere geöffnet, und ich spazirte nun ganz gemüthlich in dem neuen Reich herum und war aller Weisheit satt. Da Sie Maler sind," er wandte sich an Peter, „kennen Sie das. Ob es nun ein Thier ist, das man vor sich hat, ein Stein oder eine Pflanze, jedes fängt an, zu reden, wenn man es gewähren läßt. So ein Halm zum Beispiel, wie der aufgebaut ist, wie da Alles organisch trägt,

überall Stützen und Bänder und genauestes Kraftmaß, und wenn Sie ihn aufblättern, immer wieder neue Formen, die stehen schon und warten, daß das Alte, noch kaum Gekeimte vergangen ist, und in jedem Entstehenden wieder Neues, noch Ungefärbtes und so fort — Alles schon fertig mit Stützen und Bändern für künftigen Gebrauch. Ist das etwa keine Sprache? — Ja, was ich sagen wollte — ich unterhalte mich also richtig mit meiner Maus, ich weiß, was sie denkt, und sie redet zu mir. Musik hört sie, und sie wundert sich und erzählt, daß hier sonst die jungen Akademiker säßen, die fütterten sie in der Frühstückspause, und darum wäre sie so vertrauensvoll. Aber heute ist Alles anders, so viele Schatten auf der Erde und dabei Alles so still, nur draußen, da rufen sie laut ‚Hurrah, Hurrah!' Beim ersten Mal erschrickt sie und will wieder zurückkriechen in das kleine Kalkloch, in dem sie wohnt, aber sie merkt, daß ihr die Menschenstimmen nichts thun. Auch ich thue ihr nichts, obgleich ich sie immer ansehe (das war ihr zuerst unangenehm, sagt sie, aber sie weiß, daß sie hübsch ist und daß alle Leute sie gern haben), es stört sie auch nicht, daß ich mein Skizzenbuch heraus gezogen habe und unaufhörlich neue Bewegungsstudien nach ihr mache, immer wieder sie porträtire. Lange, lange. Tiefer Frieden um uns herum, nur selten verändert sich das Lichtdreieck, das zwischen irgend zwei Menschen vom Fenster zu uns herüber fällt. Das Mäuschen putzt sich und horcht, und ich zeichne.

„Auf einmal kommen die Leute am Fenster in allgemeine Bewegung, sie treten ins Zimmer zurück, die Fenster werden frei, ich sehe Helmspitzen, Reiter, ‚Kommen sie jetzt?' Ich stürze zum Fenster. Man sieht mich an wie einen Irrsinnigen. Mein Onkel kommt auf mich zu. ‚Warum bist Du nicht an meiner Seite geblieben, ich hätte Dir Alles erklärt; wo hast Du denn gesteckt?'

„Ich zeigte ihm stumm das Blatt mit den Mäusestudien.

„Er wurde ganz bleich vor Entsetzen; sein goldbrauner, langer Künstlerbart zitterte. Ich sah es trotz meiner grenzenlosen Verwirrung. Er nahm das Blatt und riß es durch; am liebsten hätte er mich geohrfeigt. ‚Du bist es wahrhaftig werth, daß man Dich mit nach Berlin nimmt!' Der kleine Mann mit den scharfen Augen hob das Blatt auf und sah es lange an. ‚Nicht übel, nicht übel.' Erst viel später wußte ich, daß das Menzel gewesen ist; damals sah ich Niemanden, ich war wie vernichtet, ich haßte mich selbst, fühlte mich als ein Verworfener vor den Menschen und vor der Kunst, besonders aber als ein Undankbarer. Mit brennender Scham im Herzen und ohne weiter ein Wort zu sagen, ging ich nach Haus ins Hôtel. Den ganzen Tag verbrachte ich dort wie ein Verbrecher. Mein guter Onkel kam, mich zum Diner abzuholen, ich weinte und blieb, wo ich war. Ihm gab es eine Erleichterung. Er hätte sich meiner doch nur geschämt vor seinen Collegen. So lag ich lange und war mir zuwider; dann ging ich zum Fenster. Und wie ich da die Leute sehe, die umher stehen und sich an dem großen Tage freuen, die Männer, die, mit Kränzen geschmückt, ihre Kinder Huckepack schleppen, die roth geweinten Gesichter mit der heiligen Rührung drauf, da wird mir wieder wohl und fromm zu Sinn, ein Hauch vom Geiste der Stunde faßt mich an, schöner vielleicht, denke ich mir, als wenn ich von da oben, von der Akademie,

Alles programmmäßig gesehen hätte. Ich fasse wieder Muth zu mir. Lange sitze ich da am Fenster. Man hat so einen Ausdruck ‚zum Manne erwachsen in einem Augenblick'. Damals bin ich's wirklich. Ich sehe auf und sehe die Cartonskizzen an, die der Onkel an die Wand geheftet hat, alle die großen, runden Bewegungen, wie ich sie nie an Lebendigen gesehen hatte und Alles so wohl geordnet, und ich fühlte, daß ich nie wieder solche Bilder malen könnte. Damals dachte ich, es wäre Demuth, die mir das eingab, heute aber weiß ich, es war Stolz. Als mein Onkel kam, redete ich mit ihm. Er war gut zu mir und wollte mich nicht lassen, da ging ich noch in derselben Nacht fort. Ich wollte zu meinem Vater, der seinen Abschied genommen hatte und auf einem kleinen, verschuldeten Anwesen in der Mark saß, das er bewirthschaftete. Ich half ihm und kam bald dahinter, daß dies das rechte Leben für mich sei. Ganz wohl und ruhig wurde mir zu Muthe, seitdem ich nicht mehr mein Hirn zu zermartern brauchte um das, was schön, poetisch und groß aussähe. Mit wahrem Hunger stürzte ich mich auf die körperliche Arbeit. Mein Vater hatte die Sache zu vornehm angegriffen, ich faßte selber zu, und als er nach zwei Jahren starb, verkaufte ich die paar Morgen Land und das Häuschen und zog weiter. Die Mark war mir lieb geworden, da wollte ich leben. Hier am See kaufte ich mir dann das alte Ding von Haus, und gemüthlicher und besser kann man nicht leben, wie ich thue; weniger beschwert. Als ich nun so viel Zeit hatte, kam mir auch das Malen wieder, unerbeten, ganz von selbst. Mein Kopf war ja angefüllt zum Zerspringen mit Formen und Farben, die ich genau gesehen hatte, die ich kannte mit allem ihren Willen und ihren Schicksalen. Nicht nur so äußerlich. Gerade so wie es mir mit der Maus gegangen war, daß ich ihre Sprache verstehen lernte, so war's mir nun mit allen anderen Dingen, die mich umgaben. Die Erde sprach und die Kornähre; der Roggen anders als der Weizen, und die Wolke sprach und erzählte, wo sie Regen aufgesogen hatte und wo sie ihn hinschütten würde, und die Sonne sprach und der Mensch. Und was ich kannte, das konnte ich auch nach und nach. Ich ließ nicht los. Tüchtig sein Handwerk lernen muß man, wenn was aus Einem werden soll. Nicht aufrecht stehen bleiben und mit allerlei Werkzeug hantiren, sich bücken und auch einmal Mist anfassen, wenn's Noth thut. Na, und so lernt man eben mit der Zeit was, wenn's Leben reicht." Er zündete sich eine neue Cigarre an. Offenbar war er fertig mit dem, was er sagen wollte. Wir schwiegen. Jeder von uns fühlte sich seltsam ergriffen, fast erschüttert durch die Persönlichkeit dieses Mannes, der ohne jede Wichtigmacherei oder Bekehrungswuth die Weisheit eines Tolstoi lebte.

„Sie sind ein großer Philosoph," sagte endlich Bruno. „Dank für diese Stunde. Wir, die wir sie erfahren durften, werden von heute ab ein neues Leben anfangen."

Wir Anderen nickten ernst bestätigend, voll süßen Genusses an der eigenen Erregung.

„Es ist eine heilige Stunde."

Der Maler lachte verlegen. „Andere machen es anders. Jeder wie er muß." Er ging zum Oefchen, das hinter der Kiste halb verborgen stand, und

machte sich dort mit seinen Stiefeln zu thun. Ich muß nämlich wieder raus heute Abend, meinen Seemondschein studiren."

„Natur, Einheit und Kraft," murmelte Bruno bewegt.

Wie im Traum gingen wir zum Treppchen. „Dürfen wir wieder kommen? Uns durch das Beisammensein mit Ihnen befestigen in unserer neuen Weltanschauung?"

Er nickte. „Gewiß, wenn es Ihnen Ernst ist." Er sah uns nach der Reihe prüfend an. „Kommen Sie lieber erst im Sommer wieder, da ist so nicht viel zu malen in der Gegend."

„Ein neues Leben," sagten wir beschwörend, als wir den Sandweg hinunter schritten. Auch am Ufer standen wir noch lange und faßten Vorsätze. Wir wollten uns irgendwo auf das Land zurückziehen, selber Landarbeit thun und die Natur studiren, unsere Bedürfnisse vereinfachen. „Man ist der Sklave des Objects geworden, es gilt, sich davon zu befreien."

Allmählich kam es uns zum Bewußtsein, daß unser Schiffer nicht vorhanden sei. „Gewiß hat ihm der Maler seine Fische zum Verkauf gegeben und er ist nun damit irgendwo ans Land gefahren?"

Wir warteten, der Regen machte sich wieder auf. „Er wird heute nicht viel Mondschein studiren können," bemerkte Peter.

Der Fährmann kam noch immer nicht. Wir wurden naß und kalt und begannen uns zu ärgern. „Was der Kerl sich wohl denkt?"

„Eigentlich eine komische Idee," begann Bruno wieder, „dieser Fisch- und Gemüsehandel für einen Künstler." Er hustete und sah erbärmlich aus.

„Wollen wir wieder zurück?" schlug ich vor; „er läßt uns gewiß gern bei sich übernachten, und wir genießen ihn noch eine Weile."

Tiefes Schweigen. „Nicht zurück," decretirte Peter endlich. „Dies ist abgeschlossen. Wer weiß, ob die Suggestion sich wiederholte? Eine Enttäuschung in dieser Beziehung könnte uns jetzt verhängnißvoll werden."

Wir fühlten Alle, es könnte sein.

Endlich kam das Fahrzeug in Sicht. Der Schiffer entschuldigte sich, er hätte die Enten auffischen und ins Dorf bringen müssen, damit sie ihre Eier nicht ins Wasser legten. Wir waren getröstet. „Das paßt zum übrigen Erlebniß."

Leidlich zufrieden, stiegen wir in das naß gewordene Boot. Mit Hülfe unserer Cigaretten machten wir es uns behaglicher, und nun begann mein Gehirn zu arbeiten. Konnte ich diesen Künstler für meine Aufsätze benutzen? Meine Theorie bestand ja gerade darin, daß man im Kinde bereits des künftigen Künstlers Richtung vorgebildet erkennen könne! Ich grübelte noch daran herum, als Peter aus tiefen Gedanken heraus bemerkte: „Zu meinem nächsten Ausstellungsbilde versuche ich es mit Leim."

Bruno hatte wieder Farbe bekommen. Er sah verträumt aus. „Plitsche Platsch Spagatelregen" sang er in die nasse Dämmerung vor sich hin. „Wissen Sie, daß heute die Cavallieri wieder im bunten Theater auftritt?"

Peter fuhr auf. „Da müssen wir natürlich hin. Ist's noch Zeit?" Er sah nach der Uhr. „Die singt ja Bruno's Todtentanz."

Wir vertieften uns in die neueste Ueberbrettl-Literatur. Bruno hatte eine Idee. „Mir geht die Mausgeschichte nicht aus dem Kopf. Sie hat mich wirklich in Stimmung gebracht.“ Er wollte eine mystische Balletdichtung machen: „Die Maus“, in der die Cavallieri tanzen und declamiren könnte. Sie sollte die Maus personificiren, ein weißes, verführerisches Mäuschen, das einen Don Juan zu Naivetät und Unschuld verlockt. Der Dualismus von Verführung und Unschuld würde etwas sehr Pikantes werden.

„Aber die Eysoldt müßte das geben.“ Ich war Feuer und Flamme für das Project. Wir beschlossen, das Ballet in „Schall und Rauch“ einzureichen und machten immer reizendere Pläne, spürten weder Kälte noch Regen und fühlten uns wohl, wie in unserm Stammcafé, wo wir sonst unsere literarischen Werke auszuhecken pflegten, von denen wir beide wußten, daß wir sie nie ausführen würden. Wir waren nicht productiv, wir Zwei. Fleißig war nur Peter.

„Er ruft,“ sagte der Schiffer. Wir folgten mit den Augen seinem Finger. Weit hinter uns, unterm Brückensteige, sah man etwas Weißes blinken. „Halloh!“ rief er herüber. Wir winkten schweigend mit der Hand. Dann stiegen wir eilig ans Land. Es fehlten nur noch drei Stunden bis zum Auftreten der Cavallieri.

Die Kunst auf der Düsseldorfer Ausstellung.

[Nachdruck untersagt.]

Kunst und Industrie sind seit Langem die wichtigsten Elemente in Düsseldorf gewesen, und immer noch hat das Leben dort ein künstlerisches Gewand behalten. Darum war es natürlich, daß man für die große rheinische Industrie-Ausstellung dieses Jahres von vorn herein eine würdige Vertretung der Kunst ins Auge faßte. Ja, wenn wir die Einleitung zum Kataloge recht verstehen, war der Plan einer großen deutsch-nationalen Kunstausstellung sogar der frühere. Durch die Industrie-Ausstellung wollte die Künstlerschaft die Mittel für einen großen Kunstpalast gewinnen, der in seinen regelmäßigen Ausstellungen nicht nur einen Sammelpunkt für das Kunstschaffen in den westlichen Provinzen unseres Reiches bilden, sondern Düsseldorf den eine Zeit lang erschütterten, ja vielleicht verloren gegangenen Platz neben München und Berlin dauernd sichern sollte. Dank dem großen Entgegenkommen des Arbeitsausschusses der Ausstellung und zahlreichen Schenkungen konnte dieser Palast denn auch in einer, wenn nicht sehr eigenartigen, so doch durchaus würdigen Form erbaut werden.

Die Grundsätze, die Professor Fritz Röber im Verein mit seinen Collegen für die erste große Düsseldorfer Ausstellung aufgestellt hatte und mit großer Aufopferung durchzuführen bemüht gewesen ist, waren die denkbar idealsten. In einer Art „Decennale" sollte dem deutschen Publicum das Schönste und Edelste, was unsere Kunst in den letzten Jahren geleistet hat, vorgeführt und so bewiesen werden, daß sie sich nicht nur neben den ausländischen Schwestern, sondern auch neben der alten Kunst mit Ehren zu behaupten vermag. Leider hat die deutsche Künstlerschaft diesen Plan nicht genug gewürdigt. Sehr viele Künstler haben nicht ihr bestes und charakteristischestes Werk, sondern ein beliebiges Verkaufsobject geschickt, ja, manche scheinen geglaubt zu haben, sich neben den in gewissen Münchner Ateliers mitleidig über die Achsel angesehenen Düsseldorfern selbst mit einer minderwerthigen Leistung sehen lassen zu können. Dann aber fehlen einige bedeutende oder interessante Künstler ganz. Was ist die Frankfurter Kunst ohne die knorrige Gestalt eines Fritz Böhle? Warum vermissen wir bei den Karlsruhern Friedrich Fehr, der in diese feine, oft aber etwas blasse Stimmungsmalerei eine kräftige, farbige Note hinein gebracht hätte? Wie kann man sich von der deutschen Landschaftsmalerei ein vollständiges Bild machen ohne Karl Haider, dessen bis vor Kurzem noch ganz kleine Gemeinde jetzt gewaltig wächst? Es scheint, daß es hier ein wenig wie bei der Pariser Weltausstellung zugegangen ist, daß die Vereine eine zu gewichtige Rolle gespielt haben. Dabei kommen natürlich die eigentlichen Secessionisten, die Künstler nämlich, die ihren eigenen Weg gehen und sich um die Vereine nicht kümmern, schlecht weg. So ist die Düsseldorfer Ausstellung zwar eine sehr besuchenswerthe Kunstschau, aber doch nicht ganz das große und segensreiche Ereigniß geworden, das wir erhofft hatten. Ja, sie steht an künstlerischem

und erzieherischem Werth vielleicht hinter der Karlsruher zurück, deren Hauptanziehungspunkte allerdings der kleine Saal mit den Meisterwerken Böcklin's, Leibl's und Trübner's und die Säle der Ausländer bilden. Die allerbeste Kunst, darüber dürfen wir uns keinen Illusionen hingeben, wird heute wohl überhaupt nicht in Deutschland geschaffen. Freilich auch nicht von den Franzosen und Engländern, die doch so lange abwechselnd die Führung gehabt haben, sondern in der Malerei von den Amerikanern und den Skandinaviern, in der Bildhauerei von den Belgiern. Es hat dies Zugeständniß durchaus nichts Beschämendes für uns, da die bildenden Künste doch nur einen Theil im Culturschaffen eines Volkes ausmachen und erst von dessen Gesammtheit seine Bedeutung abzuleiten ist.

Im Vordergrunde unseres Interesses steht natürlich die Düsseldorfer Kunst. Ist sie der Münchner, Berliner, Wiener, Dresdner ebenbürtig, pflegt sie nur mit mehr oder weniger Glück ihr altes Erbtheil oder zeigt sie neue und entwicklungsfähige Keime? — Das sind die ersten Fragen, die dem Kunstfreund beim Eintritt in die Ausstellung auf der Zunge liegen. Die Antwort fällt nach eingehender Betrachtung nicht ungünstig aus. Allerdings ist die Abtheilung viel zu groß, nimmt sie doch annähernd ebenso viel Raum ein wie alle übrigen zusammen. Ein großer, sehr großer Theil der Kunstwerke läßt uns vollkommen gleichgültig oder stört uns sogar beim Genusse der übrigen. Wie vortheilhaft eine, freiwillige oder unfreiwillige, Beschränkung wirkt, zeigen die Räume der Berliner Künstler-Genossenschaft, die sich hier neben der Secession viel besser hält als in ihren Riesenausstellungen. Dabei kann übrigens, wie ein kleiner, selbst durch Zuzug fremder Kräfte nicht genießbar gemachter Salon der Refusirten beweist, der Jury das Lob nicht vorenthalten werden, daß sie gerecht und tapfer ihres Amtes gewaltet hat und nicht davor zurückgeschreckt ist, Künstler zurückzuweisen, die in den Vereinen nicht die letzte Rolle spielen. Vor Allem macht die Düsseldorfer Kunst einen gesunden Eindruck. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, finden wir hier weder das allzu große Raffinement, das im Anschluß an die Schotten in jüngster Zeit in München und Wien eingedrungen ist, noch die Ueberschätzung der technischen Bravour, die den Ausstellungen der Berliner Secession ihren Stempel aufdrückt, noch die bizarren Einfälle mancher Dresdner Künstler, sondern ein ehrliches und tüchtiges Naturstudium und guten Geschmack. Und das ist wohl vor Allem den drei Männern zu danken, die im Mittelpunkte der Düsseldorfer Kunst und auch der Ausstellung stehen, Gebhardt, Janssen und Bochmann.

Vor Allem Eduard von Gebhardt. Wer in der Malerei einzig eine Kunst der Farben sieht, wird vor seinem „Christus auf dem Meere", seiner „Auferweckung des Lazarus", seiner „Kreuzigung" freilich keine volle Befriedigung finden. Aber auch Dürer's Gemälde sind in diesem Sinne meist keine guten Malereien, und doch gehören sie zu den allergrößten Kunstwerken. Was wir immer von Neuem an dem Düsseldorfer Meister bewundern, ist sein immenses Charakterisirungsvermögen, seine Kunst, auch die leidenschaftlichsten Erregungen der Seele aufs Vollkommenste zum Ausdruck zu bringen, eine Kunst, die in Deutschland mehr und mehr an Boden zu verlieren scheint und die doch gerade bei uns früher so herrliche Blüthen gezeitigt hat. Bei Gebhardt können die jungen Künstler gar nicht genug lernen. Mit einer bloßen Nachahmung seiner Aeußerlichkeiten ist es allerdings nicht gethan. Janssen hat in erster Linie seine Wandgemälde für die Universität Marburg ausgestellt. Man braucht kein besonderer Anhänger dieser Art decorativer Kunst zu sein und kann es etwas unverständlich finden, was die Schlacht von Lauffen und die Geschichte Otto's des Schützen mit der Aula einer Hochschule zu thun haben sollen, und doch wird man, wenn man nicht gerade auf eine moderne Richtung eingeschworen ist, von der Kühnheit der Composition und dem außerordentlichen Leben, das durch diese Gestalten zuckt, gepackt werden. Welch' fabelhafte Leichtigkeit des Schaffens und welch' stupende Sicherheit die Hand Janssen's besitzt, beweisen vor Allem seine Entwürfe; seine Vielseitigkeit geht besonders aus

seiner Faunenscene („Lustige Gesellschaft") und dem humorvollen Costümporträt hervor. Auch Gregor von Bochmann, der Landschaftsmaler, ist ein trefflicher Charakteristiker. Das Bezeichnende der Landschaft und der Figuren ist scharf hervorgehoben, ohne daß der Stimmungsgehalt darunter litte. Neben einigen sehr fein durchgeführten Werken überraschen andere durch die Kraft und Breite des Vortrages.

Zwei Gebiete der Malerei blühen seit mehr als zwei Menschenaltern in Düsseldorf ganz besonders: die Landschaft und das Genre. Die künstlerische Bedeutung der rheinischen Kunststadt auf diesen Gebieten ist vielleicht hie und da ein wenig übertrieben worden. Auch in anderen deutschen Städten, so in Hamburg und Frankfurt, gab es gute Landschafter und Genremaler. Aber während sie an den meisten anderen Orten ziemlich kümmerlich ihr Dasein fristeten, wurden sie in Düsseldorf recht eigentlich gepflegt. Von hier ging der Strom aus, der die deutschen Bürgerhäuser mit Originalen und Nachbildungen versorgte. Daß unter dem Deckmantel der Poesie viel falsche Rührseligkeit und Süßlichkeit mit eingeführt wurde, werden die Düsseldorfer wohl heute selbst zugestehen; andererseits ist es ungerecht und unkritisch, ihre Bedeutung gering zu achten. Andreas Achenbach hat nicht nur in Deutschland die fruchtbarsten Anregungen gegeben, sondern war auch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts einer der wenigen deutschen Künstler, die selbst in Paris sich Achtung errangen. Er ist der eigentliche Ahnherr der Düsseldorfer Landschaftsmalerei. Wie treffliche Künstler ihm nachgefolgt sind, davon kann man sich vor den Nebelstimmungen des jüngst verstorbenen Ludwig Munthe, den Sonnenuntergängen Eugen Dücker's, der Schneelandschaft Hugo Mühlig's überzeugen. Liesegang, Bergmann, Hermanns und viele Andere schließen sich ihnen würdig an. Von den jüngsten Landschaftern möchte ich Max Clarenbach hervorheben, dessen großer, leider schlecht gehängter „Stiller Tag" die allergrößten Hoffnungen erweckt, ebensowohl durch die Schönheit und Einfachheit der Composition wie durch die bezwingende Art, mit der die Luftstimmung gegeben ist. Wir glauben diese trübe und schwere Winterluft förmlich einzuathmen. In der Genremalerei haben die älteren Werke, Hasenclever's Spießbürger, Schrödter's Kellerscenen, Jordan's Fischer, zum Theil nur noch historische Bedeutung, wenn wir ihre treuherzigen, innig empfundenen Bilder in unseren Galerien auch nicht missen möchten. Aber aus Düsseldorf sind auch Knaus und Vautier hervorgegangen, zwei der größten Lieblinge des deutschen Volkes. Aus ihrer Generation ist vor Allem der greise Ferdinand Fagerlin dort noch thätig, der zwei Bilder, „Der Freier im Irrthum" und „Eine Herzensfrage", gesandt hat; aus der folgenden ragt Claus Meyer hervor, der mit seinem „Christus im Tempel" diesmal den Wegen Gebhardt's nachgegangen ist, wenn es ihm bei der Ausführung auch wohl mehr um das zarte Licht des Innenraumes und den reizenden Durchblick auf die alte Stadt als um eine durchaus erschöpfende Darstellung des geistigen Gehaltes der Scene zu thun war. Von nun ab tritt überhaupt mehr und mehr die eigentliche Sittenschilderung hinter den Problemen der Farbe und des Lichtes zurück. Wenn z. B. Henrik Nordenberg sein „Interieur aus Flandern" ganz auf zwei Farben, Blau und Gelb, stimmt oder wenn Max Stern auf einem coloristisch sehr bemerkenswerthen Bilde seine „Trödler im Amsterdamer Judenviertel" ohne jede anekdotische Beziehung einfach hinter seine Waare setzt, so stellen sie sich in einen sofort in die Augen springenden Gegensatz zur älteren Auffassung. Beide Richtungen vereint in glücklicher Weise Theodor Funk's „Bei der Wittwe Prins", das nicht nur durch seine malerischen Qualitäten in hohem Grade fesselt, sondern uns auch durch die eindringende und humorvolle Charakteristik der beiden Personen, der Wittwe und des alten Seebären, gewissermaßen in ein persönliches Verhältniß zu ihnen bringt. Auch bei Otto Heichert's prächtigem, nur leider ganz unnöthig groß gerathenem „Ora et labora" geht das Interesse über die Darstellung des Lichtes und der Bewegung der pflügenden Mönche weit hinaus, ohne daß es dadurch zersplittert würde. Ein reines Bravourstück, und als solches gewiß nicht ohne Verdienst, ist

dagegen Gerhard Janssen's Trinkscene „Een dolle Boel". Eine merkwürdige Sonderstellung nimmt neben diesen kräftigen Malern Peter Philippi ein, in dessen liebenswürdigen, gut beobachteten und minutiös durchgeführten Schilderungen aus dem kleinstädtischen Leben der selige Peter Hasenclever in verjüngter Gestalt wieder erstanden zu sein scheint.

Neben der Landschaft und dem Genrebilde treten die anderen Fächer in Düsseldorf sehr zurück. Eigentlich decorative Talente scheint es überhaupt nicht zu geben. Unter den Historienmalern ist mir neben Theodor Rocholl nur der junge Hans Kohlschein mit seiner „Schlesischen Landwehr bei Waterloo", einer sehr beachtenswerthen Talentprobe, aufgefallen. Verhältnißmäßig den meisten Raum beansprucht noch das Porträt. Walter Petersen mit seinen eleganten Damenbildnissen, der kraftvolle, nur hie und da ein wenig brutale Schneider-Didam und Ludwig Keller stehen hier unter den jüngeren Künstlern in der ersten Reihe. Alfred Sohn-Rethel hat unter dem Namen „Maternitas" ein eigenthümliches idealisirtes Porträt seiner Frau und seiner beiden Kinder ausgestellt, das in der Composition den Einfluß des Cinquecento verräth, während die Farbengebung an manche neuere Werke von Courtois und Dagnan-Bouveret erinnert. Ich glaube nicht, daß dies der richtige Weg für seine schöne Begabung ist. Auch von seinem Bruder Otto ziehe ich die unbefangene Porträtstudie dem an Thoma erinnernden seltsamen „Traum des Wächters" vor. Die Sculptur spielt in Düsseldorf neben der Malerei nur eine bescheidene Rolle. Josef Pallenberg's „Sauhatz", Gregor von Bochmann's jr. „Abschied" und Karl Janssen's „Steinklopferin" seien hervorgehoben.

Dies ist etwa das Bild, das ich von der heutigen Düsseldorfer Kunst gewonnen habe. Nicht alles Bemerkenswerthe, sondern nur einiges besonders Charakteristische sollte aufgezählt werden; es genügt, um zu zeigen, daß es an wirklichen Künstlern nicht mangelt und daß unter dem Nachwuchs ein ganzer Stamm hoffnungerweckender Talente vorhanden ist. Freilich werden erst die nächsten Ausstellungen zeigen, ob man hier die Kraft und die Ausdauer besitzt, um sich wirklich einen der ersten Plätze im deutschen Kunstleben wieder zu erobern.

Ueber die anderen Abtheilungen nur noch einige Worte. Die Münchner Künstlergenossenschaft füllt einen großen Saal, in dem fast jedes Werk ein anständiges Niveau zeigt, keins aber dauernd fesselt. Bei der Luitpoldgruppe wird der Eindruck durch zwei große religiöse Gemälde bestimmt, Firle's „Frauen an der Leiche Christi" und Carl Marr's „Madonna". Beide vermögen nicht durchaus zu befriedigen, sind aber voll von schönen Einzelheiten; insbesondere enthält das zweite einige Engelsköpfe von unendlicher Lieblichkeit. Um so verstimmender wirkt daneben Raphael Schuster-Woldan's manierirtes „Memento vivere". Recht wenig angenehm wird man von der Münchner Secession berührt. Gerade bei den Führern zeigt sich ein Stillstand, ja selbst ein Erlahmen der Kräfte. Nur ein Werk lädt hier zum längeren Verweilen ein, Ernst Oppler's „Musik". In einem nach englischer Art möblirten Zimmer sitzt hinten ein Herr im Frack am Klavier, sehen wir links eine Dame und ein Kind in weißen Kleidern, träumerisch der Musik lauschend, rechts, in sehr geschicktem Ausschnitt, wie ein schönes Stillleben, einen Tisch mit blauer Decke und einer Vase mit Rosen und einen Schrank mit Gläsern und Fayencen. Gedämpftes Nachmittagslicht hüllt die Gestalten wie in einen leichten Schleier, läßt die Umrisse verschwimmen und mildert die Farben zu einer äußerst zarten Harmonie. Obwohl Whistler's Einfluß unverkennbar ist, trägt das Werk einen durchaus persönlichen Charakter. Was das Bild aber so hoch hebt und über einzelne Mängel hinwegsehen hilft, ist, daß man fühlt, es ist erlebt, und der Hauch von Vornehmheit, der darüber ausgegossen ist. Wahre Vornehmheit aber ist gerade das, was unserer Kunst am häufigsten fehlt. Das empfindet man besonders, wenn man zur Berliner Secession kommt. Und doch macht deren Saal durchaus keinen ungünstigen Eindruck; man spürt hier, im Gegensatz zur Münchner, doch wenigstens ein frisches Streben, ein fröhliches Wagen.

Unter diesen Umständen nimmt man selbst Brutalitäten wie Slevogt's „Verlorenen Sohn" und Corinth's übrigens erstaunlich gut gemalte „Salome", die bereits von anderen Ausstellungen her bekannt sind, mit in den Kauf. Bei der Berliner Künstlergenossenschaft möchte ich die Gelegenheit nicht versäumen, meine Bewunderung für Hugo Vogel's nicht blendendes, aber durch und durch tüchtiges Riesengemälde „Der Senat der freien Hansestadt Hamburg" auszusprechen, das bereits in der Berliner Kunstakademie ausgestellt war. Es ist wahrlich keine leichte Aufgabe, vierundzwanzig lebensgroße Bildnißfiguren auf einer Leinwand zu vereinigen, und es gibt jedenfalls wenige deutsche Künstler, die sie besser gelöst hätten. Diese Tüchtigkeit ist übrigens in erfreulich vielen Werken dieser Abtheilung zu spüren. Um so mehr vermißt man sie in der Dresdner, der unerquicklichsten der ganzen Ausstellung. Bizarre Gedankenkunst und stammelndes Primitiventhum führen hier ein Concert auf, in dem sich die wenigen schlichten und guten Werke, wie Kühl's Waisenhausbilder, ganz verlassen ausnehmen. Es ist merkwürdig, daß gerade in der deutschen Stadt, die die geschmackvollsten Ausstellungen veranstaltet, die geschmacklosesten Bilder gemalt werden. Denn ernstlich gesprochen: es handelt sich bei einem Werke wie Sascha Schneider's „Um die Wahrheit" nicht um gute und schlechte Kunst, sondern in erster Linie um eine Frage des guten Geschmacks. Auch wenn es mit noch zehn Mal mehr Talent gemalt wäre, müßte es jeden feinfühligen Menschen empfindlich beleidigen. So erfreulich es ist, daß unser Publicum neuen Erscheinungen gegenüber nicht wie früher gleich mit Hohn und Spott bei der Hand ist, hier wäre eine unzweideutige Ablehnung wohl verständlich gewesen. Allein, es ist ja kein Wunder, daß die Künstler auf solche Gedanken kommen, wenn die letzten Jahrzehnte nicht etwa von den Alten, sondern von den Jüngsten als die erbärmlichste Periode der deutschen Kunst bezeichnet werden; wenn an die Stelle der Devise „Licht, Luft, Farbe, Leben" die Losung „Nervenkunst" gesetzt wird. Glücklicher Weise hört nur ein verschwindender Bruchtheil der deutschen Künstlerschaft auf diesen Sirenenruf. Am meisten folgt man ihm in Wien, wo Gustav Klimt's fascinirende Persönlichkeit der Secession ihre Signatur gibt. Aber gerade Klimt's Kunst zeigt einen fabelhaft hohen, vielleicht nur zu raffinirten Geschmack. Als reinen Augenschmaus, wenn das Wort verstattet ist, kann ich mir kaum etwas Köstlicheres denken als seine Supraporte „Schubert", auf die das Wort „Caviar fürs Volk" wie auf kein anderes Werk paßt. Aber so hoch dieser eine Künstler einzuschätzen ist, eine Aera Klimt würde ein Verhängniß für die deutsche Kunst sein. Von den beiden anderen Wiener Ausstellungen möchte ich der mit großem Verständniß ausgewählten und zusammengeordneten der „Genossenschaft" eigentlich den Vorzug geben. Der Saal des „Hagenbundes" macht wohl einen recht angenehmen Gesammteindruck, allein, man hat das Gefühl, als ob viele dieser jungen Künstler schon fertig wären, ehe sie noch recht angefangen hätten; als ob sie die Natur schon arrangirten, ehe sie noch ganz in sie eingedrungen wären; kurzweg, um einen französischen Ausdruck zu gebrauchen, als wenn sie zu viel „Chic" besäßen. Uebrigens hat die Scheidung in Genossenschaften und Secessionen heute gar keinen rechten Sinn mehr. Viele Bilder der Secessionisten könnten bei den Genossenschaften hängen und umgekehrt. Von den kleineren deutschen Kunstgemeinden ist Worpswede zahlreich, aber etwas zersplittert vertreten, da die meisten Bilder in zwei Reihen vertheilt sind, das Hauptstück aber, Vinnen's „Mittagsbrüten", seiner kolossalen Größe halber in dem Ehrensaale untergebracht werden mußte. Es ist schlechterdings nicht einzusehen, weshalb der Künstler für sein Motiv, eine Kuh unter hohen Bäumen, durch deren Kronen die Strahlen der Mittagssonne herabrieseln, dieses ungeheure Format gewählt hat. In Paris malen junge Künstler zuweilen solche Riesenbilder, um beim Publicum aufzufallen und von den Preisrichtern eine Fleißprämie zu erlangen. Vinnen hat so etwas doch wahrhaftig nicht nöthig. Sein gutes und reifes Werk ist in Privatsammlungen unmöglich und selbst in einem Museum schwer unter-

zubringen. Von Mackensen wird das Doppelbildniß, das Adolf Wörmann und seine Gattin darstellt, viel betrachtet. Die Köpfe, zumal der männliche, sind in der kühlen Luft sehr geschickt modellirt, die Körper und das Landschaftliche aber denn doch zu oberflächlich behandelt. Und im seelischen Ausdruck reicht es bei Weitem nicht an das Porträt heran, das Thoma's alter Freund Wilhelm Steinhausen von sich und seiner Frau gemalt hat. Mit diesem ergreifend innigen Werke sei der Rundgang durch die Säle der Malerei beschlossen.

Im Mittelpunkte der Plastik steht natürlich Klinger's „Beethoven", den ich bereits zu Ostern in des Künstlers Atelier gesehen hatte. Niemals vielleicht ist die Beurtheilung eines Kunstwerkes mehr erschwert gewesen. Noch ehe es vollendet war, hatte man es in gewissen Kreisen als das größte Werk unserer Zeit bezeichnet. Jetzt aber sind Dithyramben erschienen, denen gegenüber Herman Grimm's und Hermann Riegel's begeisterte Lobreden auf die Cartons des Cornelius beinahe kühl anmuthen. Auf einen solchen Rausch muß die Ernüchterung folgen, und vor ihr bangt es den wahren Freunden des Künstlers am meisten. Eine unbefangene Würdigung ist heute also kaum möglich. Nur Eines sei gesagt: ein ganz großes, ewiges Meisterwerk kann trotz wundervoller Schönheiten im Einzelnen dasjenige nicht sein, bei dem die Reflexion so sehr das freie Gestalten und das eigentliche plastische Empfinden überwiegt. Jedenfalls habe ich vor dem Beethoven nicht den unmittelbaren, durch nichts getrübten Genuß, den ich vor des Künstlers schönsten Radirungen empfinde[1]). Nebenbei sei auch an dieser Stelle noch einmal betont, daß es von Klinger unverantwortlich war, sein erstes Modell für die Ausstellung der Berliner Secession herzugeben. Im Atelier diente es gewissermaßen als Folie, zeigte es, wie aus einem höchst unvollkommenen Entwurfe ein bedeutendes Werk entstehen kann.

Recht unzulänglich ist auf der Ausstellung das Kunstgewerbe vertreten. Größere Collectionen haben nur die Münchner und die Wiener gesandt. Unter den Düsseldorfer Erzeugnissen sind mir die des Goldschmiedes Beumers aufgefallen, Gold- und Silberarbeiten nach Zeichnungen von Hugo Leven und Poterien in der Art der Japaner nach Angaben von Georg Oeder; bei den ersteren ist ein neues, zum Theil sehr apart und schön wirkendes Email zur Verwendung gekommen, bei dem die Farben ineinander fließen. Eine sehr große Enttäuschung bereitet der Raum des jetzt in Weimar lebenden Belgiers van de Velde. Sitze, auf denen sich Niemand wohl fühlen kann, Vitrinenformen, die Einem im eigentlichsten Sinne des Wortes „gegen den Strich" gehen, gebogene Glasscheiben in den Schaukästen, die zerspringen müssen, wenn das Holz sich nur im mindesten zusammenzieht — sind das die Segnungen der „Renaissance im Kunstgewerbe"? Hoffen wir, daß der hochbegabte Mann, der gleichzeitig in der Einrichtung des Osthaus-Museums in Hagen seine Kunst im schönsten Lichte gezeigt haben soll, seiner Verirrungen selbst gewahr wird. Bedauerlich und gefährlich aber bleibt dieses van de Velde-Zimmer auf jeden Fall, denn hier, wo es sich darum handelte, weite Kreise des Volkes in die Bewegung überhaupt erst einzuführen, wäre das Allerbeste gerade gut genug gewesen. Das Publicum läßt sich durch den berühmten Namen blenden, und unsere im „Jugend"- oder „Secessions"-Stil arbeitenden Industriellen haben zum großen Theil eine traurige Begabung dafür, gerade das Ungesunde der modernen Bewegung heraus zu finden und nachzuahmen.

Wer wahrhaft gutes Kunstgewerbe zu schätzen versteht, wird sich in den anstoßenden Räumen von diesen trüben Eindrücken erholen. Hier hat Professor Georg Oeder seine wundervolle Sammlung japanischer Kunst, die schönste, die es

[1]) Bei einem so viel umstrittenen Werke wie dem „Beethoven" Klinger's geben wir der im Juniheft dieser Zeitschrift (S. 461—464) von Herrn Koetschau vertretenen, total abweichenden Auffassung gegenüber obige Bemerkungen unseres Herrn Referenten ohne jeden weiteren Commentar. Die Redaction.

in Deutschland, und eine der schönsten, die es überhaupt gibt, ausgestellt. Sie allein lohnt den Besuch der Kunstausstellung, ja vielleicht die Reise nach Düsseldorf. Oeder scheint in der besten Zeit gekauft zu haben, nach dem ersten Enthusiasmus, in dem man Gutes und minder Gutes durch einander erwarb, und vor der Zeit, in der die auserlesenen Gegenstände schier unerschwingliche Preise erreichten. In der Sammlung Goncourt z. B., die vor einigen Jahren in Paris zur Versteigerung kam, befanden sich eine ganze Anzahl minderwerthige Stücke neben wahren Kleinoden. Oeder's Sammlung enthält ausschließlich Gutes. Nur Bing, der alles nicht Erstclassige zur rechten Zeit abzustoßen verstand, und Hayashi, der als geborener Japaner den Europäern natürlich überlegen ist, haben diesen unfehlbaren Blick. Wer diese herrlichen Stücke nur in den Schaukästen neben einander sieht, kommt allerdings nicht zum vollkommenen Genuß. Erst wenn man diese wundervoll ciselirten Stichblätter und diese Lackkästchen in die Hand nimmt, enthüllen sich ihre geheimsten Reize. Und welch erlesenes Vergnügen muß es sein, für diese Vasen genau stimmende Blumen und Blattpflanzen auszusuchen, aus diesen Räuchergefäßen seltsame Wohlgerüche aufsteigen zu lassen. Die keramischen Erzeugnisse scheinen mir den allerwerthvollsten Bestandtheil der Sammlung zu bilden. Nur die allerbesten Stücke von Delaherche und Chaplet reichen an den Durchschnitt dieser Werke heran. Neben den kunstgewerblichen Gegenständen finden wir aber auch eine ganz hervorragende Sammlung von Holzfarbendrucken, darunter ausgezeichnete Werke der besten Künstler, Haronobu, Utamaro, Hiroschige. Es ist in der letzten Zeit vielfach von der „Ueberwindung des Japanismus" die Rede gewesen. Ich glaube, der rechte Japanismus fängt bei uns eben erst an. Was wir überwinden müssen, ist die bloße Nachahmung des Fremden; was wir nie genug von den Japanern lernen können, ist der fabelhafte Geschmack in der Form und der Farbe, ist die genaue Kenntniß des Materials und die Ausnutzung aller seiner Schönheiten.

Hier, in diesem japanischen Saale, liegt das Band, das die moderne Abtheilung der Düsseldorfer Ausstellung mit der kunsthistorischen verknüpft. Es war ein schöner und fruchtbarer Gedanke, gleichzeitig mit den modernen Kunstwerken das Schönste von dem auszustellen, was in den Kirchen, Museen und Privatsammlungen von Werken der älteren rheinischen Kunst erhalten ist. Den Anstoß dazu hat wohl die denkwürdige Ausstellung älterer französischer Kunst gegeben, die gelegentlich der Weltausstellung 1900 im Petit Palais stattgefunden hat, und über die von mir damals an dieser Stelle berichtet worden ist. Die Franzosen sind sich so ihrer Ueberlegenheit in Allem, was mittelalterliche Kunst betrifft, bewußt, daß sie am liebsten jedes gute Stück für sich in Anspruch nehmen möchten. Da lohnte es sich denn wohl, einmal zu zeigen, daß die rheinische Kunst auf einigen Gebieten nicht nur der französischen ebenbürtig ist, sondern sie zuweilen sogar übertrifft. Die Seele des Unternehmens war der als Sammler und Kenner rühmlichst bekannte Kölner Domcapitular Schnütgen, ohne dessen Einfluß die Kirchen schwerlich ihre heiligsten Reliquarien hergeliehen hätten. Ihm und dem Provinzial-Conservator Professor Clemen haben wir das Zustandekommen in erster Linie zu verdanken. Den Hauptbestandtheil der Ausstellung bilden die Werke des Kunstgewerbes. Aber auch die Architektur, die Plastik und die Malerei sind, wenigstens für die ältere Periode, in reichem Maße herangezogen worden. Vor Allem sind hier die Abgüsse ganzer Theile von Bauwerken, insbesondere ganzer Kirchenportale, hervorzuheben. Auch hier war eine französische Sammlung vorbildlich, nämlich das Musée de Sculpture comparée im Trocadéro zu Paris, das in seiner wahren Bedeutung leider von den Fremden immer noch viel zu wenig erkannt wird. Ueber 100 000 Mark sind von der Regierung, den Provinzial-Verwaltungen und anderen Seiten für diesen Theil der Düsseldorfer Ausstellung bewilligt worden. So konnten, um nur das Wichtigste zu nennen, das nicht weniger als 15,20 Meter breite und 7,25 Meter hohe Paradies mit dem Südportal der Domkirche zu Münster und das Haupt-

portal der Liebfrauenkirche zu Trier vollständig abgegossen werden. Die Formerei der königlichen Museen zu Berlin, die noch durch eine rheinische und eine westfälische unterstützt wurde, hat sich dieser Aufgabe vollkommen gewachsen gezeigt. Allerdings ist die Nachahmung des Gesteins nicht immer in derselben täuschenden Weise geglückt wie in Paris. Sollte die Ausstellung weiter nichts erreichen als die Schaffung ähnlicher Abgußsammlungen größten Stiles in Deutschland, so wäre sie nicht umsonst gewesen. Die Abgüsse werden durch eine große Reihe riesiger Photographien der wichtigsten Bauwerke und durch eine Auswahl aus den farbigen Copien der alten Monumentalmalereien ergänzt, die für die Provinzial-Commission für die Denkmalpflege seit fünf Jahren angefertigt worden sind.

Unter den Werken des Kunstgewerbes stehen die Edelmetallarbeiten der Zahl und Bedeutung nach naturgemäß an erster Stelle. Es befinden sich darunter so unvergleichliche Stücke, daß Niemand es versäumen sollte, ihnen einige Stunden zu widmen. Leider ist der Irrthum sehr weit verbreitet, daß nur der Specialist an ihnen Gefallen finden könnte. Dies ist ganz und gar nicht der Fall. Sie besitzen eine absolute, außerzeitliche Schönheit, die Jedem aufgehen muß, der angewandte Kunst überhaupt zu schätzen vermag. Ich für meinen Theil bekenne mich auf diesem Gebiete gern als Laien, und doch wüßte ich kaum einen höheren Genuß, als etwa den Schrein des heiligen Anno aus Siegburg zu betrachten. Wie trefflich sind hier die Verhältnisse des Ganzen und der einzelnen Theile, wie kräftig und schön und materialgerecht ist die getriebene Arbeit der Bekrönung, wie fein und phantasievoll sind die Capitäle der zierlichen Säulchen, wie geschmackvoll ihre Emailornamente in der Zeichnung und in der Farbe! Wie klingen hier Blau, Grün und Gold, zu denen sich höchstens noch ein vornehmes Rostroth gestellt, zu gedämpften und doch kräftigen Accorden zusammen! Nicht mindere Bewunderung verdient der Schrein des heiligen Heribertus aus der Pfarrkirche zu Deutz mit seinen Rundmedaillons und Prophetenfiguren in Grubenschmelz. Wohl ist die Zeichnung der Gestalten naiv unbehülflich, die decorative Haltung und die Farbengebung aber können auch heute noch vorbildlich sein. Als besonders schön seien außerdem der Schrein der heiligen Ursula aus Köln und der der Heiligen Mauritius und Innocentius aus Siegburg genannt. Und alle diese Werke stammen aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts! Ja, das Merkwürdigste ist, daß bereits wenige Jahrzehnte später die Blüthezeit zu Ende ist. Wenigstens in den hier ausgestellten Werken wird die Arbeit flüchtiger und schablonenhafter. Und wieder wenige Jahrzehnte später tritt mit der Uebertragung von Architekturformen der Verfall ein. Der Sarg wird zu einer Miniaturkirche, die Monstranz zu einem Capellchen. Wohl gibt es auch hier wundervolle Stücke zu bewundern. Aber lieber wenden wir uns weiter zurück zum Ende des zehnten Jahrhunderts, dem Beginn dieser Blüthezeit der deutschen Goldschmiedekunst. Das Glanzstück ist hier der sogenannte Egbertschrein aus dem Trierer Domschatz, ein aufs Verschwenderischeste mit Gold, Edelsteinen, Alamandinen und Zellenschmelz geschmückter Kasten mit Elfenbeinwänden, der trotz alles Reichthums einen durchaus edlen und harmonischen Eindruck macht. Alles, was werthvoll erschien, wurde damals zur Ausschmückung der kirchlichen Heiligthümer verwendet; selbst an antiken geschnittenen Steinen und Bronzemünzen mit Kaiserbildnissen nahm man keinen Anstoß. Ein köstliches kleineres Stück ist das aus derselben Zeit und ebenfalls aus Trier stammende Behältniß für den heiligen Nagel, bei dem die Musterung in dunkelgrünem Zellenschmelz besonders vornehm wirkt. Ebenbürtig neben dem Egbertschrein steht der Deckel des Echternacher Codex aus Gotha, bei dem auch die berühmten Elfenbeinschnitzereien besondere Aufmerksamkeit verdienen, und der im Innern die herrlichsten Miniaturmalereien der Zeit enthält. Noch sei auf das Reliquienkreuz aus dem Berliner Kunstgewerbe-Museum hingewiesen. Das große Altarkreuz aus Fritzlar wirkt dagegen doch ein wenig überladen. Von der profanen Goldschmiedekunst läßt sich nichts mit dem in Mainz gefundenen Schmuck einer Fürstin des elften Jahrhunderts

aus dem Besitz des Freiherrn von Heyl vergleichen, seltsamen Goldgehängen, die wohl, an einer Krone befestigt, das Antlitz umrahmten, Fibeln, Ohrgehängen und Fingerringen. Der Geschmack in der Anordnung und der Farbenzusammenstellung und die unendliche Feinheit der Filigranarbeit erregen hier unsere höchste Bewunderung.

Wir haben nur einen flüchtigen Ueberblick über die werthvollsten Stücke einer Abtheilung, allerdings der schönsten, gegeben, um die Fülle dessen ahnen zu lassen, was es hier zu betrachten und zu studiren gibt, und ein wenig Interesse dafür zu erwecken. Die Holzschnitzereien und die Stickereien aus den Kirchen, die prächtigen Steinkrüge und Elfenbeinschnitzereien der Sammlung Oppenheim, die Schränke, Humpen, Becher und Kelche des Bürgermeisters a. D. Thewalt, die antiken Gläser der Frau vom Rath, die Porzellanfiguren der Sammlung Louis Hagen, die Waffen des Fürsten Salm-Reifferscheidt, die reiche, für Studienzwecke aus allen Gebieten zusammengetragene Sammlung des Domcapitulars Schnütgen und vieles Andere verdienen ebenfalls volle Beachtung. Nur ein Gebiet, das in Paris einen der Glanzpunkte ausmachte, ist sehr spärlich vertreten, das der Wandteppiche. Der erste, noch unvollständige Katalog umfaßt im Ganzen fast dreitausend Nummern. Sicherlich wird die Vergleichung dieser Kunstschätze manche Streitfrage auf diesen Gebieten schlichten; sicherlich werden aber auch manche neue Fragen durch sie angeregt werden. Darauf einzugehen ist hier natürlich nicht der Ort. Es sollte nur gezeigt werden, daß sich die Gelehrten und Kunstfreunde, die diese Ausstellung mit großer Mühe arrangirt haben, auch um die Laienwelt sehr verdient gemacht haben. Vielen wird das Verständniß für eine Kunst hier erst aufgehen, die einen der Ruhmestitel der deutschen Kunstgeschichte bildet. Wenn also manche Besucher von der modernen Kunstausstellung nicht durchaus befriedigt sein sollten: von der kunsthistorischen Abtheilung und der japanischen Sammlung werden sie einen dauernden Gewinn davon tragen.

Walther Gensel.

Das Deutschthum in Elsaß-Lothringen.

[Nachdruck untersagt.]

Die Frage, ob das Deutschthum in Elsaß-Lothringen Fortschritte macht oder nicht, weicht nicht von der Tagesordnung. Es rührt dies gewiß daher, daß die Deutschen es bei der Eroberung nicht bloß auf die Erwerbung eines neuen Gebietes, eines „Glacis", wie einst die Franzosen, sondern von vornherein darauf abgesehen haben, die Herzen der Bevölkerung zu gewinnen. Damit ist aber zugleich auch gesagt, daß das Ziel, welches sich Deutschland gesteckt hat, viel schwieriger ist als die Aufgabe, welche die Franzosen auf sich genommen hatten. Anfangs hat man den Fehler gemacht, diese Absicht zu deutlich zu zeigen. Die Folge war bittere Enttäuschung, da sich das Elsaß den Liebeswerbungen des neuen Freiers spröde verschloß. Erst allmählich hat man eingesehen, daß es nicht gut ist, das „Himmelhoch jauchzen, zu Tode betrübt" die schöne Dame Alsatia, sobald sie ein freundliches oder ein böses Gesicht macht, sehen zu lassen. Es verdreht ihr den Kopf. Man gewinnt sie viel leichter, wenn man sich möglichst kühl und zurückhaltend benimmt. Das ist sehr verständig, und wir begrüßen es mit großer Freude, daß die jüngste bedeutsame Erscheinung auf dem Gebiete der politischen elsässischen Literatur, das „Deutschthum in Elsaß-Lothringen" von Petersen[1]), diesen Grundsatz zu dem ihrigen gemacht hat. Mit Recht betont der Verfasser, welcher das Elsaß sehr gründlich kennt, wo er von 1871 bis zum Frühjahr 1883 als Landrichter gewirkt hat, und dem Lande auch später noch das wärmste Interesse bewahrt hat, es empfehle sich einerseits, den berechtigten Wünschen der Elsaß-Lothringer so weit wie möglich entgegenzukommen, andererseits aber den Fortgang der Entwicklung des vorhandenen Kernes von Deutschthum geduldig abzuwarten. Ruhe und Festigkeit, das Fernhalten jeder nervösen Hastigkeit, verbunden mit warmem Wohlwollen, das sind die Grundsätze, die er in seinem vortrefflichen Buche anempfiehlt. Dabei untersucht er so genau als möglich, auf welche Weise es thunlich ist, die Beschleunigung der Verdeutschung, ohne in den Fehler des bewußten Germanisirens zu fallen, herbeizuführen. Gehen wir des Näheren auf das Buch ein.

Nachdem Petersen zuerst die geschichtlichen Verhältnisse auseinandergesetzt hat — denn „eine genaue Kenntniß der Vergangenheit ist unumgänglich nöthig für das Verständniß der bisherigen Entwicklung und für die Beurtheilung der ganzen Sachlage" —, geht er im zweiten, wichtigeren Theile seines Buches dazu über, die Gegenwart und die künftige Gestaltung der Verhältnisse zu besprechen. Wir wollen namentlich unser Augenmerk darauf richten, welche Mittel und Wege er empfiehlt, um die Verdeutschung des Landes zu fördern, beziehungsweise die Hindernisse hinweg zu räumen, die sich dieser Verdeutschung hemmend entgegenstellen.

---

[1]) Das Deutschthum in Elsaß-Lothringen. Von Dr. Julius Petersen, Reichsgerichtsrath a. D. München, Lehmann. 1902.

Um den Preis eines Krieges will Niemand in Elsaß-Lothringen mehr Franzose werden. Auch der Kreis der Utopisten, welche meinten, Deutschland werde, „des langen Haderns müde", schließlich aus freien Stücken das Reichsland an Frankreich wieder zurückgeben, ist im Laufe der Zeit immer mehr zusammengeschmolzen. Man weiß im Elsaß, daß man deutsch bleiben wird. Ist man aber deshalb auch mit vollem Herzen deutsch geworden? Keineswegs. Wir stehen jetzt unter dem Zeichen des engsten Particularismus. „Mir sin güti Elsässer un so welle mer bliebe", in diesem im Elsaß beliebten Spruch spiegelt sich die Grundstimmung der meisten Elsässer heutzutage. Was muß nun geschehen, um diese particularistische Gesinnung, die ja an sich deutsch ist, in deutsch-nationale Bahnen einzulenken?

Vor Allem muß die Verwaltung, wie sie es bisher gethan, fortfahren, die Interessen des Landes nach jeder Hinsicht zu fördern. Der Abgeordnete Schlumberger dürfte wohl im Namen des ganzen Landes gesprochen haben, als er vor Kurzem ausführte: „Elsaß-Lothringen wird mustergültig verwaltet; darüber herrscht allgemeine Anerkennung." Auch muß die Regierung sich hüten, zu politisiren, bewußt germanisiren zu wollen, denn in Elsaß-Lothringen gilt ganz besonders das Wort: „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt." In dieser Hinsicht hat die Regierung, welche seit der Statthalterschaft des ersten Hohenlohe wieder in den Fußstapfen des Systems Möller wandelt und zum Glück das Experimentiren Manteuffel's, das auch den Eingeborenen nicht imponiren konnte, aufgegeben, entschieden segensreich gewirkt. Auch daß sie auf unnöthige Härten in der Verwaltung, so auf den Paßzwang, jetzt auf den Dictaturparagraphen, dessen Aufhebung auch Petersen dringend empfahl, verzichtete, kann nur den besten Eindruck machen. Die Pflege der einheimischen Mundart, welcher die Eingewanderten von jeher die größte Sorgfalt zugewendet haben, ebenso wie das Interesse um die Geschichte und die Kunst des Landes können auch in den Elsässern nur den Gedanken festigen, daß sie in ihren neuen Landsleuten nicht Gegner, sondern die wärmsten Freunde besitzen. Mit Recht legt Petersen auch großen Werth darauf, daß die Elsässer sich immer mehr mit den Altdeutschen zusammen an denselben Aufgaben betheiligen, daß sie in Vereinen und Versammlungen gemeinschaftliche Ziele verfolgen. Auch versteht er es, das Berechtigte der Forderung, daß Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern gehören möge, insofern es sich um die Anstellung loyal gesinnter Männer in der Verwaltung handelt, anzuerkennen. Fährt man auf diese Weise fort, so dürfte es nicht nöthig sein, wie Einige es vorgeschlagen haben, in staatsrechtlicher Hinsicht Neuerungen vorzunehmen und etwa das Reichsland mit Preußen zu verbinden. Die Maßregel, die vielleicht früher — wenn es den anderen Bundesstaaten gegenüber möglich gewesen wäre — den Verdeutschungsprozeß beschleunigt hätte, würde jetzt nur die allergrößte Erbitterung hervorrufen. Der Schaffung eines neuen Bundesstaates aus Elsaß-Lothringen sieht Petersen freilich nicht ohne Skepsis entgegen. Er meint zwar, daß das Bestehen eines Reichslandes mit den jetzigen Einrichtungen nach der deutschen Reichsverfassung eine Unregelmäßigkeit bildet, und daß die natürliche Entwicklung, wenn die Verdeutschung der Bevölkerung ihren ungestörten Fortgang nimmt, zur Einrichtung eines besondern Bundesstaates führen *kann*, doch sieht er nicht ein, daß in der Einrichtung eines „Reichslandes" eine Zurücksetzung der elsaß-lothringischen Bevölkerung liege. Wir können diese Auffassung nicht theilen. Schon der Name „Reichsland" hat etwas Demüthigendes, insofern er doch andeutet, daß das Land gewissermaßen unter Curatel des ganzen Reiches steht. Und der Umstand, daß die Zustimmung des Reichstages genügt, um einem Gesetzentwurf in Elsaß-Lothringen bindende Kraft zu verleihen, zeigt deutlich, daß dies wirklich der Fall ist. Beeilen wir uns aber hinzuzufügen, daß es, wie Petersen ganz richtig sagt, die Sache der Elsässer ist, durch ihre Haltung zu zeigen, daß sie verdienen den anderen deutschen Staaten gleichgestellt zu werden. „Der elsaß-lothringische Bundesstaat muß gut deutsch oder er darf nicht sein."

Welches sind aber nun die Mächte, welche Elsaß-Lothringen hindern, ganz deutsch zu sein? — Vor Allem die katholische Geistlichkeit. Der größte Theil des Clerus steht dem Deutschthum noch ganz feindlich gegenüber. Bei dem großen Einfluß, den der Priester, namentlich auf dem Lande, ausübt, erschwert diese seine Haltung die Gewinnung der Bevölkerung für das Deutschthum in hohem Grade. Die sog. elsaß-lothringische Gruppe im Reichstag besteht fast nur aus Priestern. Die deutschfeindliche Presse wird von den „Hetzcaplänen" geleitet. Die Haltung der Clerisei zu ändern ist aber außerordentlich schwer. Die Bischöfe hätten vielleicht die Macht, sie haben aber bisher nicht die nöthige Energie dazu gehabt. Durch die Einsetzung altdeutscher oder gut deutsch gesinnter Bischöfe denkt die Regierung hier Wandel zu schaffen. Hoffen wir, daß die Ernennung der Bischöfe Benzler in Metz und des Weihbischofs Zorn von Bulach in Straßburg die Erwartungen der Deutschgesinnten nicht täuschen wird, wie seiner Zeit diejenige des Bischofs Fritzen. Das wichtigste Hinderniß liegt aber in der Vorbildung des Clerus. Die Seminarien entziehen sich noch fast ganz dem deutschen Einfluß. Von diesem Standpunkte würde die Errichtung einer katholischen Facultät an der Universität Straßburg segensreich wirken können, freilich nur wenn die Cleriker in vollem Ernste gezwungen würden, ihre ganze und volle Ausbildung hier zu erhalten. In den Verband dieser katholischen Facultät müßte dann natürlich auch die neu errichtete confessionelle Geschichtsprofessur, der sich meinetwegen auch eine Professur für katholische Philosophie anschließen könnte, aufgenommen werden. Auf diese Weise könnte den Wünschen des Clerus, der ja solche Professuren erstrebt, und der philosophischen Facultät, in deren Mitte confessionelle Professuren ein Unding sind, in gleicher Weise Rechnung getragen werden.

Uebrigens ist es nicht recht zu begreifen, weshalb der Clerus so kurzsichtig ist, heutzutage noch nach Frankreich hinüber zu schielen. Unter dem gegenwärtig dort bestehenden anticlericalen Regiment hätte er es gewiß nicht besser als in Deutschland, wo das Centrum das Scepter führt. Sollen wir annehmen, daß es sich hier nur um „Gefühlsduselei" handelt? Es würde sich dann beim Priester dieselbe Erscheinung constatiren lassen wie bei den Frauen. Denn die Frauen sind in Elsaß-Lothringen — und darauf hat Petersen nicht genügend geachtet — noch vielfach dem Deutschthum feindlich gesinnt. Es rührt dies einerseits von dem sentimentalen Zug her, der jedem Frauenherzen anhaftet. Man schwärmt noch immer für das unglückliche chevalereske Frankreich, dem in blutigem Kampfe die armen Provinzen einst entrissen worden sind. Daß Frankreich sie schon längst vergessen hat, kann man und will man sich nicht vorstellen. Es rührt dies aber auch andererseits davon her, daß die Mädchen gerade wie die Priester, vielfach in Instituten auferzogen werden, in denen sie kaum mit Altdeutschen zusammenkommen. So treten sie in das Leben mit ganz falschen, von langer Zeit herrührenden Vorurtheilen, welche die jungen Männer, die auf der Schule und im Geschäft täglich mit den Eingewanderten zusammenkommen, schon längst überwunden haben. Wenn es sich einrichten ließe — es ist aber sehr schwer und erfordert sehr viel Tact —, daß die elsässischen Töchter in ihren Instituten mit jungen deutschen Mädchen zusammengebracht würden, wäre viel gewonnen. Es würde dann auch die Verbreitung der deutschen Sprache gewiß mehr Fortschritte machen, denn es versteht sich, daß französisch gesinnte Mädchen, wenn sie heirathen, ihren ganzen Einfluß aufbieten, um die französische Sprache in ihrem Familienkreise zu erhalten.

Petersen hat die Frage des Französisch-Sprechens im Reichslande auch sehr eingehend behandelt. Wenn er von einem französischen Unterricht in der Volksschule nichts wissen will, bin ich mit ihm einverstanden. Das Volk kann nur eine Sprache beherrschen. Wenn er ferner meint, daß die Elsässer durch den Gebrauch der französischen Sprache im Geschäftsleben oder bei feierlichen Gelegenheiten, auf ihren Verlobungsanzeigen, Visitenkarten u. s. w. die Gefühle der Altdeutschen oft verletzen, so will ich auch nicht mit ihm streiten, wenn ich diesen eigentlich recht

äußerlichen Dingen auch keine große Bedeutung beilege. Dagegen kann ich ihm nicht beipflichten, wenn er sagt, daß die deutschgesinnten Gebildeten nunmehr in der Familie auf den Gebrauch der französischen Sprache ganz verzichten müßten. Es sei dies eine nationale Pflicht. Andererseits verwahrt er sich dagegen, daß er die Kenntniß der französischen Sprache einschränken wolle. Das thut er aber dadurch unbewußt doch. Denn wenn diese Kreise Französisch sprechen, so thun sie es sicher nicht um politischer Motive willen, sondern weil sich nur in der Familie Gelegenheit bietet, die Kenntniß der großen Culturſprache zu erhalten, die sonst, draußen im Leben, nur recht wenig gebraucht wird. In einer Zeit des Verkehrs wie der unsrigen ist es aber unumgänglich nothwendig, mehrere moderne Sprachen zu beherrschen; es ist um so nothwendiger, als das Betreiben der alten Sprachen immer mehr in den Hintergrund gerückt wird. Im 16. Jahrhundert sprach jeder Gebildete neben seiner Muttersprache Latein. Zu unserer Zeit müssen, wenn wir den Anforderungen der Gegenwart gerecht werden wollen, die Deutschen neben ihrer Muttersprache Französisch oder Englisch beherrschen. So sehr schwer ist es nicht. Man bedenke doch, daß jeder gebildete Holländer, Schwede, Norweger, Däne, Russe neben seiner Muttersprache mehrere andere Sprachen spricht und schreibt. Das führt nicht unbedingt zum Zwitterwesen. Auch glauben wir nicht, daß das Sprechen mehrerer Sprachen dem nationalen Empfinden schadet. Friedrich der Große war gewiß ein guter Deutscher, und doch hat er das Französische höher geachtet als seine Muttersprache. Darin, daß sich in den gebildeten Familien des Elsaß ein gutes Französisch erhält, ist meines Erachtens eine Gefahr für das Deutschthum nicht zu erblicken. In Altdeutschland gibt man sich ja alle Mühe, um die Erlernung des Französischen möglichst zu fördern. Sollen die Elsässer das, was sie schon können, eines zweifelhaften Princips wegen vergessen, um es später wieder mühsam zu erlernen? Das ist keine politische Frage, und es schadet der guten Sache, wenn man dagegen eifert. Der Elsässer, dem man verwehren will, nach seiner alten Gewohnheit in der Familie Französisch zu sprechen, empfindet dieses Schelten als ein unberechtigtes Eingreifen in seine Familienrechte. Deshalb sollte man es lieber lassen. Uebrigens kann es dem Deutschen Reiche nicht schaden, wenn es unter seinen Landeskindern solche zählt, die des Französischen gut mächtig sind. Als Lehrer der neueren Sprachen, als Beamte im auswärtigen Reichsdienste, als Geschäftsleute können sie ihrem neuen Vaterlande die größten Dienste leisten. Die Elsässer haben früher, als sie Franzosen waren, das deutsche Geistesleben nach Frankreich vermittelt; sie können jetzt vielfach die umgekehrte Culturaufgabe übernehmen. Gerade in unserer Zeit halten wir es nicht für gerathen, wenn sich die Völker hinter chinesische Mauern verschanzen. Die Bestrebungen der slavischen Völkerschaften Oesterreichs imponiren uns nicht. Die Engländer, namentlich in ihren industriellen und Handelskreisen, fangen jetzt schon an, als einen bitteren Mangel zu empfinden, daß sie die anderen Sprachen so wenig geachtet haben. Wir möchten nicht, daß sich die Deutschen, um des alldeutschen Ideals willen, im Momente, wo sie sich anschicken, überall im Auslande Fuß zu fassen, die gleiche Kurzsichtigkeit zu Schulden kommen ließen.

Da wären wir weit von unserem Thema abgeschweift. Und doch ist es an der Zeit, die Resultate von Petersen's Buch noch kurz zusammen zu fassen. Der verdienstvolle Verfasser hält bei der Beurtheilung der elsässischen Verhältnisse die richtige Mitte ein zwischen rosigem Optimismus und schwarzem Pessimismus. Er sieht zuversichtlich der Entwicklung der Dinge entgegen, wenn er sich auch nicht verhehlt, daß es noch lange dauern wird, bis alle Wünsche erreicht werden. Festigkeit, mit Wohlwollen gepaart, das ist die Richtschnur, die man befolgen muß.

Die Entwicklung der außerelsässischen Verhältnisse wird dann auch noch gewiß viel zur Einigung beitragen. Die Dreyfus-Affaire hat z. B. zur Erkältung der Sympathien für Frankreich ganz wesentlich beigetragen. Wohl im Hinblick darauf hat Herr Notar Götz im Landesausschuß am 5. Februar 1901 die bemerkenswerthen

Worte gesprochen: „Die Entwicklung der französischen Verhältnisse, die Zerfahrenheit, die Erschütterung der staatlichen Autorität, die Lockerung der Disciplin in der Armee, die Erschütterung der Unabhängigkeit des Richterstandes haben die Sympathien der Elsaß-Lothringer für Frankreich ganz erheblich abgekühlt. Ich glaube, sagen zu dürfen, daß wir uns in den neuen Verhältnissen ganz wohl fühlen als Glieder des Reiches unter der zielbewußten Führung eines kraftvollen Monarchen." Mit Recht nennt Petersen diese Rede eine Frühlingsrede. Der Frühling wird aber im Reichslande auch noch herbeigeführt werden durch die Betheiligung der Elsaß-Lothringer an allen großen Aufgaben, die das Deutsche Reich übernimmt. Die Weltpolitik hat neue Horizonte eröffnet. Die engen europäischen Schranken sind gefallen. Künftige Kriege werden wohl nicht mehr auf den Gefilden Europa's ausgefochten werden, sondern auf den Fluthen des Oceans. Sollte einst der Tag kommen, wo Deutschland gezwungen würde, das Schwert zu ziehen, um seine Weltpolitik zu vertheidigen, so würden die Elsaß-Lothringer Hand in Hand mit ihren neuen Brüdern kämpfen. Und das Blut, welches in diesen Schlachten flösse, es würde zwischen Altdeutschen und Elsässern einen ebenso festen Kitt bilden wie das Blut, welches einst die Elsässer auf den Schlachtfeldern des großen Napoleon mit den Franzosen vergossen haben, und welches sie eigentlich erst mit ihnen ganz verbunden hat. Es würde endgültig Elsaß-Lothringen mit Altdeutschland verbinden wie das Blut, welches bei Weißenburg und Wörth Nord- und Süddeutsche zu einem einigen Volke zusammengeschweißt hat.

Würzburg. Heinrich Schneegans.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Mit tiefstem Bedauern ist überall in Deutschland die Nachricht vom Hinscheiden des Königs Albert von Sachsen vernommen worden. In ihm, der am 19. Juni in Sibyllenort nach schwerem Leiden sanft und ruhig entschlafen ist, hat Deutschland den letzten der Paladine des großen Krieges verloren, dem es seine Einheit verdankt. Als diesen letzten großen Heerführer aus jener Zeit konnte die deutsche Armee dem König Albert bei seinem fünfzigjährigen Militärdienstjubiläum eine imposante Huldigung bereiten, und Kaiser Wilhelm II. bezeichnete seinen väterlichen Freund, den letzten Ritter des Eisernen Kreuzes mit dem Großkreuz, als eine feste Stütze des Deutschen Reiches in Kriegs- und Friedenszeiten. Nur selten vereinigte ein Fürst in demselben Maße wie König Albert Fähigkeiten des Regenten mit ausgezeichneten Eigenschaften des Herzens, die ihm zugleich die Liebe der Bevölkerung seines Landes und allerorten volle Sympathien sicherten. Auch außerhalb des Königreichs Sachsen wird die Treue hochgeschätzt, mit der der Kronprinz Albert im Jahre 1866, nachdem Sachsen einmal sein Bündniß mit dem Kaiser von Oesterreich geschlossen hatte, diesem bis zuletzt anhing. Dieselbe deutsche Treue hat der König dann seinem neuen Verbündeten zunächst als Kronprinz auf den Schlachtfeldern Frankreichs in unvergeßlicher Weise bethätigt, so daß sein Name neben denen der großen Heerführer Deutschlands in goldenen Buchstaben in den Annalen der Geschichte verzeichnet steht. Auch als König legte er, wie glaubhaft versichert werden darf, den größten Werth darauf, die Würde eines Generalfeldmarschalls des deutschen Heeres zu besitzen. Mit den drei deutschen Kaisern fühlte er sich durch die innigsten Bande aufrichtiger Freundschaft verknüpft; das echte Muster eines Bundesfürsten, wirkte er stets für die Idee des geeinten Vaterlandes. Bezeichnend ist, daß er, von demselben Idealismus beseelt, schon als junger Officier im Jahre 1849 für Schleswig-Holstein gegen die Dänen kämpfend, schrieb: „Der Krieg hier hat, abgesehen von Recht und Unrecht, das schwer zu erklären, für mich eine höhere Bedeutung, es ist das erste Zusammenwirken deutscher Stämme zu einem Ziele, es ist der wahre Weg zur Einigung, und diese Bahn zu eröffnen, ist es Pflicht, voraus zu gehen, und gelte es das Leben; denn die Monarchie stirbt nicht durch den Tod eines Gliedes, aber Deutschland geht zu Grunde, wagt es nicht, durchzukämpfen."

So erfüllte sich für den Kronprinzen Albert von Sachsen sein Jugendideal, als er, Führer des zwölften Armeecorps, an dem glücklichen Ausgang der Schlacht von Sanct-Privat in hervorragender Weise mitwirkte, als er, zum Höchstcommandirenden der Maasarmee ernannt, den Sieg bei Beaumont herbeiführte, durch den die Entscheidung bei Sedan mit vorbereitet wurde.

Wie als Heerführer hat der nunmehr Verewigte sich auch als Friedensfürst in vollem Maße bewährt, nachdem er im Jahre 1874 nach dem Tode des Königs Johann den Thron bestiegen hatte. Daß die Beziehungen Deutschlands zu Oesterreich-Ungarn, insbesondere das persönliche Verhältniß des Hauses Hohen-

zollern zum Hause Habsburg sich immer fester und unerschütterlicher gestaltete, war sicherlich zum Theil das Verdienst des Königs von Sachsen. Wenige Tage nach seinem Hinscheiden, am 28. Juni, wurde das Bündniß der europäischen Centralmächte erneuert, das von Anfang an dem Herzenswunsche dieses Fürsten entsprochen hatte.

Da der Dreibund erst am 16. Mai 1903 abgelaufen wäre, ohne daß eine bestimmte Kündigungsfrist festgesetzt war, darf in der frühzeitigen Erneuerung des Friedensbündnisses der europäischen Centralmächte ein deutliches Symptom für die Bedeutung erblickt werden, die von den betheiligten Regierungen der raschen Lösung der insbesondere in der ausländischen Presse aufgeworfenen Frage beigemessen wird. Vor wenigen Monaten noch wurde die Erneuerung der Tripelallianz in französischen Blättern überhaupt angezweifelt; um so größer war dann die Enttäuschung, als die leitenden Staatsmänner der Dreibundmächte der Reihe nach die bevorstehende Erneuerung des Dreibundes ankündigten. Im geeigneten Moment sollte, wie der Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns, Graf Goluchowski, hervorhob, die Tripelallianz verlängert werden, und daran knüpften wieder die Combinationen auswärtiger Organe an. Nachdem nun der 28. Juni als dieser geeignete Moment sich erwiesen hat, wird man annehmen dürfen, daß die italienische Regierung, insbesondere der Minister des Auswärtigen, Herr Prinetti, zunächst in der Lage sein sollte, den Staatshaushalt in beiden parlamentarischen Körperschaften zu erledigen. Die Erklärungen, die Herr Prinetti zuerst in der Deputirtenkammer und dann im Senate im Hinblick auf die Erneuerung des Dreibundes abgab, erregten selbst bei den Ultraradicalen keinen so lebhaften Widerspruch, wie es vor Jahren constatirt werden mußte, als noch der Führer der Rechten, Marchese di Rudini, sich am Staatsruder befand und ebenfalls geraume Zeit vor dem Ablaufe des Bündnißvertrages dieses erneuerte.

Noch muß einer Legende, die sich an die Unterzeichnung der Tripelallianz knüpfte, im Interesse der historischen Wahrheit mit Entschiedenheit entgegengetreten werden. Von französischer Seite war wiederum im Hinblick auf das italienisch-französische Abkommen über das Mittelländische Meer kategorisch verlangt worden, aus dem Bündnißvertrage der europäischen Centralmächte müßten alle Bestimmungen beseitigt werden, die ihre Spitze gegen Frankreich richteten, und dasselbe sollte in Bezug auf militärische oder andere Protokolle gelten, die etwa neben dem Hauptvertrage beständen. Kurz und bündig wurde nun in der ersten authentischen Mittheilung über die Erneuerung des Dreibundes erklärt, daß dieser in unveränderter Form verlängert worden ist. In Wirklichkeit hat die Tripelallianz auch früher keine Spitze gegen eine andere Macht aufgewiesen; ebenso wenig waren militärische oder andere Protokolle neben dem Hauptvertrage vorhanden, und die Erneuerung hat sich thatsächlich für die beim Eintritt in die Verhandlungen vorgefundenen Stipulationen ohne jede Abänderung vollzogen. Der volle defensive Charakter des Friedensbündnisses ist also erhalten geblieben. Dadurch könnten sich also lediglich Friedensstörer beschwert fühlen, gegen die allerdings der Dreibund Front machen würde, falls dessen auf die Erhaltung des Friedens gerichteter Zweck in Frage gestellt werden sollte. In der Richtung, den vollen defensiven Charakter der Tripelallianz abgeschwächt zu sehen, bewegten sich unzweifelhaft die Wünsche der Widersacher Deutschlands, die jetzt eine wohlverdiente Enttäuschung erfahren haben.

Wie wenig andererseits die Anhänger der Aufrechterhaltung des Weltfriedens mit der Erneuerung des Dreibundes unzufrieden sein dürfen, erhellt daraus, daß jede der Dreibundmächte Werth darauf legt, nicht bloß selbst gute Beziehungen zu den übrigen Staaten zu pflegen, sondern auch die Bundesgenossen von den gleichen friedlichen Dispositionen beseelt zu wissen. Wie daher Deutschlands auswärtige Politik selbst diesen Grundsätzen angepaßt ist, konnte es auch bei uns nur mit Genugthuung begrüßt werden, daß Oesterreich-Ungarn mit Rußland über die wechselseitigen Interessensphären auf der Balkan-Halbinsel und Italien mit Frankreich

über ihre Beziehungen am Mittelländischen Meere Abkommen schlossen, durch die Gefahren für die Störung des Weltfriedens gleichsam im Keime erstickt werden.

Von demselben Gesichtspunkte aus mußte die Meldung erfreulich wirken, wonach der König von Italien seine ersten Auslandsreisen nach seiner Thronbesteigung unternimmt, um dem Kaiser Wilhelm und dem Kaiser von Rußland seinen Besuch abzustatten. In dieser Reihenfolge sollten die beiden Besuche nach der amtlichen italienischen Mittheilung ursprünglich gemacht werden; äußere Verhältnisse machten jedoch eine Aenderung in dem Reiseplane nothwendig, weshalb König Victor Emanuel III. sich zuerst nach St. Petersburg begeben hat. Die Reisedispositionen des Kaisers Wilhelm für den Monat Juli waren bereits getroffen. Ueberdies werden gerade zu dieser Zeit auf der via triumphalis der deutschen Reichshauptstadt, der Straße „Unter den Linden", sowie vor dem Brandenburger Thor umfassende Veränderungen vorgenommen, die die Entfaltung des bei königlichen Empfängen üblichen Gepränges nicht gestattet hätten. Wie willkommen der König von Italien am deutschen Kaiserhofe und bei der deutschen Bevölkerung sein wird, das zeigte schon der Empfang, der dem Prinzen von Neapel bereitet wurde, da er als Kronprinz bei den Festlichkeiten in Berlin erschien, die zur Volljährigkeit des Kronprinzen des Deutschen Reiches veranstaltet wurden. Wie seinen Vater, den König Humbert, und seinen Großvater, den Begründer der Einheit Italiens, verknüpfen auch König Victor Emanuel III. innige Bande mit dem Hause Hohenzollern. Als nach dem Tode Victor Emanuel's II. der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich III., in Rom an den Trauerfeierlichkeiten Theil nahm, machte es einen unvergeßlichen Eindruck, die hohe Gestalt des Kronprinzen des Deutschen Reiches auf dem Balkon des Quirinal zu erblicken, wie er den jugendlichen Prinzen von Neapel in die Arme schloß, hoch hielt und den die Symbolik dieses Vorganges sogleich erfassenden Römern zeigte. Sicherlich haftet die Erinnerung an diesen Vorgang fest in den Herzen der römischen Bevölkerung. Auch gelangten damals nicht bloß die innigen Beziehungen zwischen der casa Savoia und dem Hause Hohenzollern zum charakteristischen Ausdrucke, sondern es zeigte sich auch im Volksbewußtsein, daß die italienische und die deutsche Nation, wie sie ihre nationale Einheit zu derselben Zeit und unter ähnlichen Voraussetzungen errungen haben, durch keinerlei politische und wirthschaftliche Gegensätze von einander getrennt sind. Hierin liegt die sicherste Bürgschaft, daß zwischen Deutschland und Italien, abgesehen von dem in aller Form abgeschlossenen Bündnisse, ein inniges Gefühl der Zusammengehörigkeit und Solidarität Wurzel gefaßt hat. Da der Minister des Auswärtigen, Prinetti, den König Victor Emanuel bei seiner Reise nach Berlin begleiten wird, kann es ihm an Gelegenheit zur Aussprache mit dem leitenden deutschen Staatsmanne nicht fehlen, als deren günstiges Resultat gehofft werden darf, daß Italien auch in wirthschaftlicher Hinsicht zu einem die Interessen beider Länder wahrenden Einvernehmen mit Deutschland gelangen wird.

Der Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, White, hat bei der Feier des Jahrestages der Unabhängigkeit, die von der amerikanischen Colonie in Leipzig veranstaltet wurde, eine Rede gehalten, die in mancher Beziehung sehr beachtenswerth ist. Wie die Rede in einem Hoch auf den Präsidenten der Union, Roosevelt, ausklang, nahm der hervorragende Diplomat und Gelehrte auch Veranlassung, einen knappen historischen Rückblick auf die bewährten Vorgänger des gegenwärtigen Chefs der Executivgewalt seines Landes zu geben. Nicht übergehen durfte dabei Mr. White, daß im Laufe der letzten vierzig Jahre drei Präsidenten der Vereinigten Staaten durch Mörderhand ihr Leben voll treuester Pflichterfüllung verloren haben. Der Botschafter kündigte nun an, daß in Zukunft gegen die anarchistische Gefahr in der Union schärfer vorgegangen werden soll. Auch hält Mr. White dafür, die Zeit sei gekommen, wo die großen Nationen gemeinsame Maßregeln ergreifen müssen, damit die besten Interessen und die höchsten Bestrebungen der Völker nicht länger durch eine verschwindende Minorität auf grausame

und brutale Weise vereitelt werden. Nur dürfte sich die Idee des Botschafters kaum so bald verwirklichen, wonach Männer und Frauen, die anarchistischen Anschauungen huldigen, diese unter einander bethätigen könnten, indem sie in irgend einem entfernten Winkel der Erde, den sie allein bewohnen, ihr Programm durchzuführen versuchen. Sicherlich handelte es sich lediglich um eine nicht allzu ernsthaft gemeinte Hypothese, wenn Mr. White hinzufügte, daß die Unionregierung eine der zahlreichen Inseln des Philippinen-Archipels den Anarchisten zur Verfügung stellen könnte.

Was nun das Zusammengehen der civilisirten Nationen gegenüber der anarchistischen Gefahr betrifft, so dürfte es nach wie vor ungemein schwierig sein, durchgreifende praktische Maßnahmen zu treffen. Am ehesten Aussicht auf einen gewissen Erfolg hätte wohl das Zusammenwirken der Polizeiorgane der verschiedenen Länder, so daß Anarchisten, die ihren Wohnsitz verlassen, nach außerhalb signalisirt würden. Nur durch ein sorgfältig organisirtes Ueberwachungssystem könnte hier und da anarchistischen Verbrechen vorgebeugt werden.

Nach den gegen den Anarchismus vorgebrachten Ausführungen mußten die Betrachtungen, die Mr. White den guten Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland widmete, um so sympathischer berühren. Dem Präsidenten Roosevelt rühmte er nicht nur volles Interesse für das materielle Wohl der Vereinigten Staaten nach, sondern er hob auch die literarische Befähigung des Nachfolgers Mac Kinley's und den Wunsch hervor, die Union möchte in der Welt eine des Landes würdige wissenschaftliche und literarische Stellung einnehmen. So ergeben sich die Beziehungen zur deutschen Wissenschaft und Kunst von selbst, auf die Mr. White um so überzeugungsvoller hinweisen durfte, da er selbst als Student bereits die deutsche Wissenschaft an ihrer Quelle in vollem Maße schätzen lernte. Die jüngste Kundgebung des Botschafters White kann nur dazu beitragen, sowohl die Sympathien für ihn selbst als auch die für den Präsidenten Roosevelt noch zu erhöhen. Sehr bezeichnend ist, daß es gerade die diplomatischen Vertreter der Vereinigten Staaten und der Schweiz, Mr. White und Dr. Roth, sind, die wohl unter dem gesammten diplomatischen Corps in Berlin sich der größten Beliebtheit erfreuen. Welche Sympathien der Schweizer Gesandte in Berlin genießt, das zeigte sich auch, als er unlängst auf diesem Posten sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern durfte. Persona gratissima beim Kaiser, wußte Dr. Roth stets die besten Beziehungen zur deutschen Regierung zu wahren, und ebenso verbinden den in vieljähriger Wirksamkeit erprobten und bewährten Gesandten der Schweiz innige Beziehungen mit der wissenschaftlichen Welt. Ueberraschen mußte es daher, daß die Ansprache, die der Professor der Universität Bern, Professor Vetter, beim Jubiläum des germanischen Museums in Nürnberg gehalten hat, um die innigen Beziehungen zwischen seinem Vaterlande und Deutschland zu betonen, in der Schweiz selbst mißdeutet worden ist. Nur von der Wechselwirkung auf geistigem Gebiete konnte die Rede sein, während kein ernsthafter Staatsmann Deutschlands je daran denken wird, die absolute Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Schweiz auch nur im geringsten in Frage zu stellen. Was die deutsche Literatur einem Gottfried Keller, einem Konrad Ferdinand Meyer, was die deutsche Kunst einem Böcklin verdankt, ist stets ohne jede Einschränkung anerkannt worden. Wie ausgeprägt schweizerisch aber auch die Individualität dieser geistigen Führer gewesen ist, fühlten sie sich doch zugleich als Bahnbrecher der deutschen Cultur. Alle besonnenen Elemente in der Schweiz werden daher die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß Herrn Professor Vetter's Wort nur so gemeint und in Deutschland nicht anders verstanden sein konnte.

König Eduard VII. war kurz vor dem Tage, an dem seine Krönung erfolgen sollte, so schwer erkrankt, daß eine Operation erfolgen mußte. Eine Zeit lang war sogar das Schlimmste zu befürchten; erfreulicher Weise befindet der hohe Patient sich jetzt in der Reconvalescenz, so daß bereits ein naher Termin für die

Krönung, wenn auch in verringertem Maßstabe, in Aussicht genommen worden ist. Das Mitgefühl für den König war überall, wo menschlich empfunden wird, ein um so aufrichtigeres, als unwiderlegbar feststeht, daß die Friedensunterhandlungen von Lord Kitchener und Lord Milner hauptsächlich deshalb mit besonderem Nachdrucke betrieben wurden, weil König Eduard das größte Gewicht darauf legte, daß an seinem Krönungstage der südafrikanische Krieg seinen endgültigen Abschluß gefunden hätte. Hieraus erklären sich auch, wie in der englischen Presse hervorgehoben wurde, gewisse Zugeständnisse, die den Boeren gemacht worden sind. Als ebenso sicher darf gelten, daß gerade König Eduard, insofern er das innerhalb des constitutionellen Rahmens vermag, nichts verabsäumen wird, was zur Beruhigung der Gemüther in der früheren Südafrikanischen Republik wie dem Oranjestaate beitragen kann. Als ein erfreuliches Symptom darf zugleich bezeichnet werden, daß, wie die tapferen Führer der Boeren und ihre muthigen Soldaten, auch die Bevölkerung selbst, nachdem ein ehrenvoller Frieden geschlossen worden ist, allem Anscheine nach die Neuordnung der Verhältnisse anerkennt. Von dem versöhnlichen Wirken des Mutterlandes, dem obliegen wird, alle berechtigten Empfindungen der früheren Freistaaten zu schonen, wird es daher wesentlich abhängen, ob in absehbarer Zukunft volle Ruhe in Südafrika von Neuem hergestellt wird.

Als ein keineswegs diesem Zwecke dienendes Mittel hätte es angesehen werden müssen, falls der Antrag des Gouverneurs der Kapcolonie auf provisorische Aufhebung der Verfassung zur Annahme gelangt wäre. Wiederum bezeichnend für die friedliche Strömung, die in den maßgebenden englischen Kreisen in vollem Einklange mit den Dispositionen des Königs Eduard herrscht, ist nun die Ablehnung, die von Seiten des Colonialministers Chamberlain auf diesen Antrag erfolgt ist. In dem jüngsten dem englischen Parlamente vorgelegten Weißbuche wird der Wortlaut dieser Ablehnung mitgetheilt. Mit Genugthuung kann es nur begrüßt werden, daß Chamberlain vielmehr für nothwendig erachtet, im Kapparlament ein Indemnitätsgesetz einzubringen, um die während des Kriegszustandes getroffenen Anordnungen zu sanctioniren und die Ausgaben nachträglich zu bewilligen, die ohne Ermächtigung des Parlaments gemacht worden sind. Die englische Regierung gibt zugleich der Hoffnung Ausdruck, daß das Kapparlament jede Bitterkeit, jeden Rassezwist bei der Erörterung dieser Fragen vermeiden werde, in dem vollen Bewußtsein, daß wechselseitige Beschuldigungen hinsichtlich der Vergangenheit durchaus unersprießlich seien. Diese Mahnung, die der Colonialminister sowohl an die Regierung der Kapcolonie wie an die Afrikander des Kapparlaments richtet, wird, wie mit Zuversicht erwartet werden darf, auf einen fruchtbaren Boden fallen. Sie zeigt zugleich, daß Chamberlain selbst jetzt von einer entschieden versöhnlichen Gesinnung beseelt ist. Auch dieser englische Staatsmann wird, sobald er von dem Unfalle wieder hergestellt ist, der ihn in diesen Tagen betroffen hat, alle seine Kräfte einsetzen, um in Südafrika, sowohl in der Kapcolonie als auch in den früheren Freistaaten, geordnete, ruhige Verhältnisse wieder herzustellen.

Der am 11. Juli vollzogene Rücktritt Lord Salisbury's und dessen Ersetzung durch seinen Neffen, des ersten Lord des Schatzes und Führer des Unterhauses, Mr. Balfour, bedeutet sicherlich keinen Systemwechsel. Unter den großen Verdiensten, die Lord Salisbury sich um Großbritannien erworben, wiegt sicherlich nicht am leichtesten, daß er seinem Vaterlande noch den Frieden wieder gegeben hat. Der neue Ministerpräsident Mr. Balfour sieht sich vor eine schwere Aufgabe gestellt, da es nun darauf ankommen wird, auf friedlichem Wege und in großem Stile zu organisiren. Die ganze Vergangenheit Mr. Balfour's bürgt dafür, daß er alle Kräfte einsetzen wird, um sich seiner hohen Aufgabe gewachsen zu zeigen.

Literarische Rundschau.

Aus dem römischen und griechischen Italien.

[Nachdruck untersagt.]

1. Der Palatin, seine Geschichte und seine Ruinen. Von Eberhard Graf Haugwitz. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Chr. Hülsen. Mit 6 Tafeln Reconstructionen, 4 Plänen und 7 Illustrationen. Rom, Loescher & Co. 1901.
2. Von Palermo zur Scylla und Charybdis. Aus dem Nachlasse von Freiherrn Alexander Warsberg. Mit 45 Illustrationen von Ludwig Hans Fischer und einer Karte von Sicilien. Wien, Carl Konegen. 1901.

Deutsche Cavaliere, die vom Boden des classischen Alterthums her ihre werbende Stimme erheben, sind heute gewiß keine alltägliche Erscheinung mehr. Doch bildete dieser sociale Gesichtspunkt für uns noch keineswegs das eigentliche Motiv, um die beiden eleganten Schriftchen des Grafen Haugwitz und des Barons v. Warsberg unter gemeinsame Besprechung zu stellen. Erst da ein jedes in seiner Art aus der Masse verwandter Literatur bedeutsamer hervorzuragen schien, glaubten wir nicht trennen zu sollen, was zunächst ein ordnender Zufall äußerlich zusammengelegt hatte.

Beide Verfasser einigt überdies die gleiche warmherzige, ja sehnsuchtsvolle Theilnahme an den Zeiten der Antike, an ihrer historischen und monumentalen Größe; der gleiche Sinn für die Naturformen des Menschenthums und die culturgeschichtliche Bedeutung der Oertlichkeit; endlich die gleiche Regsamkeit der ergänzenden und nachschaffenden Phantasie.

Gerade um dieser gemeinsamen Basis willen ist es nun allerdings nicht ohne eignes Interesse, zu verfolgen, wie weit in allem Uebrigen die Gegensätzlichkeit der beiden kleinen Werke geht, und wie ihre Urheber eigentlich zwei grundverschiedene Typen des rückwärts gewandten Betrachters repräsentiren.

Unser Geleiter auf dem Palatin geht völlig in seiner Führerrolle auf. Unter gewissenhafter Berücksichtigung der alten Gewährsmänner wie der modernsten Forschung siedelt er auf engem Raume die Fülle der Erinnerungen und auch der „Gesichte" sorgfältig zwischen den heutigen Trümmern an. — Herr v. Warsberg scheint nur mit sich und für sich selber zu sprechen. Er kennt keine Schranken des Systems und schweift beständig selbst über die weiten Horizonte Siciliens hinaus. Seine Art, künstlerisch zu sehen, erstreckt sich auf Landschaft und Volksthum so gut wie auf die Denkmäler; sie hat ihre eigenen Maßstäbe und bindet sich nicht an Autoritäten.

Aber auch ohne vergleichend auf beiderlei Pfaden zu wandeln, werden nicht bloß Italienreisende, sondern auch heimische Leser jedem der Verfasser für das in seiner Art Gebotene Dank wissen.

Des Grafen Haugwitz Studie über den Palatin schließt sich unverkennbar einer noch nicht ausgedehnten Reihe populär-wissenschaftlicher Monographien über classische Ruinenstätten und Museen Italiens an. Wir haben es mit sehr dankenswerthen Anfängen eines „Cicerone" in Einzeldarstellungen zu thun, für den bisher zumeist die zuständigen Fachgelehrten selber (Mau, Petersen, Hülsen, Amelung) ihr Wissen in den Dienst der Laienführung stellten und gleichsam den „Baedeker" zu entlasten begannen. Es gereicht der vorliegenden Arbeit indessen wohl kaum zum Nachtheil, wenn sich dies Mal ein Nichtarchäologe zum Vermittler des Stoffes gemacht hat. (Einzelne Kleinigkeiten, die ihn als solchen verrathen, wird man ihm gerne zu Gute halten.) Ihm stand, wie schon Hülsen's Vorrede beweist, jederlei wissenschaftliche Auskunft zur Verfügung. Wohlinformirt, tactvoll und conciliant, sehen wir den Verfasser auch in hypothetischen Fällen seine Stellung nehmen. So tritt lediglich als ein Vorzug der Umstand in Kraft, daß er selber nur zu der außenstehenden Gemeinde der Alterthumsfreunde gehört. Bei seiner intimeren Fühlung mit den Bedürfnissen des Laien weiß er sein Material anschaulich zu ordnen, an passenden Stellen Ruhe- und Aussichtspunkte zu schaffen, Stimmungen zu erwecken und, wo es erlaubt ist, die Phantasie herbeizurufen. Für solche im Geiste geschaute Bilderreihen findet er gelegentlich poetisch abschließenden Ausdruck.

Das Thema ist trefflich gewählt und prägnant genug. Wie der Palatin die Geburtsstätte des kleinen Rom war, so blieb er ja jeder Zeit ein Rom im Kleinen, ein Spiegelbild aller Phasen der republikanischen und der cäsarischen Stadtentwicklung.

Baron Warsberg's Schrift erscheint aus Gründen, die uns unbekannt geblieben sind, erst geraume Zeit nach dem (wohl nun bereits seit einem Decennium erfolgten) Tode des edlen Verfassers der „Odysseischen Landschaften" und der „Museen Athens" [1]).

In der sinnvollen bildnerischen Ausstattung, sowie in dem beigegebenen (fast zu ausführlichen) Register legen die Herausgeber Zeugniß von ihrer hohen Werthschätzung des Verstorbenen ab. Aber das Büchlein darf uns mehr sein als bloß ein Denkmal der Pietät. Freilich tragen diese Reiseskizzen nur Tagebuchcharakter; aber sie sind so ausgefeilt, so sehr auf selbständige künstlerische Wirkung gestellt, daß sie schon als Beiträge zur Charakteristik einer höchst eigenartigen Persönlichkeit Gemeingut zu werden verdienten. Auch hier, wie in den früheren Werken Warsberg's, sind es Bekenntnisse, Eindrücke, Ausblicke aus einer mit der Seele suchenden, romantisch-empfindsamen Reise in classisches Land. Den Maßstab für alle Urtheile und Vergleiche liefert eine Welt, die der Vielgewanderte und Vielbelesene bereits im Busen trägt, die ihn bald befriedigt, bald zu neuer Sehnsucht lockt. Sein Wegweiser ist vor Allem Homer, daneben Goethe, — aber auch Byron und Schack; Rottmann, — aber auch Claude Lorrain. Sein Schönheitsdurst findet nur im Griechenthum, in griechischer Landschaft oder in den Ueberresten griechischer Kunst dauernde Befriedigung. Von letzteren bieten sich auf seiner Route, die ihn von Palermo quer durch die Insel zur Südküste, alsdann zum östlichen Meere und zur Aetnaregion führt, fast nur die Tempel Agrigents als überwältigende Offenbarung. Auch in der sicilianischen Landschaft ist ihm die hellenische Formen- und Farbenscala noch keineswegs überall zum Durchbruch gelangt. Und doch enthüllen sich gerade in den Naturschilderungen, wo auch immer sie einsetzen, Warsberg's Wesen und Begabung von ihrer anziehendsten, ja glänzendsten Seite. Mit der Feinfühligkeit des Malers und Dichters weiß er sich in weitem wie in engstem Rahmen dem Charakter seines Vorwurfs anzupassen. Er vermag in der breiten Frescomanier seines Rottmann wie in den weichen, milden Tönen Claude Lorrain's oder

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1893, Bd. LXXVII, S. 152 ff.: „Neuere Schriften über Griechenland".

in den tiefen Farben eines Böcklin zu reden. Es begegnen sprachliche Bildungen von überraschender Plastik. Die Natur regt sich ihm in wesenhafter Handlung. Wir gruppiren, um ein Beispiel herauszugreifen, ein paar Motive, welche er seinen Fahrwegen abgewinnt: Jenseits der Gärten Palermo's ist die Straße „endlich ihrer Mauerfesseln ledig geworden"; und später: „die Fahrstraße muß die Höhe hinauf"; anderswo scheinen die „sehr dunkel eingeschatteten Berge" „fast in die Straße hineinzufallen"; oder vom Küstenwege bei Reggio in Calabrien: „So legt sich die Straße in eine Felsenspalte um die andere und um eine Menge Kaps, ganz in den gelben Stein gehauen. Cactusgewürme hängt daraus von oben herab, und unten hin in den Abgrund sind schwarze Scoglien gefallen; die tigern das Meer in wirksam grüne und blaue Flecken." Hier ist eben das Gebiet, wo das subjective Empfinden, dem Warsberg sich oft nur allzu ausschließlich hingibt, zur Seele des Unbelebten werden kann. *ep.*

Constantin Rößler.

[Nachdruck untersagt.]

Constantin Rößler's Ausgewählte Aufsätze. Berlin, Georg Stilke. 1902.

Die vorliegende Sammlung ist von einer biographischen Einleitung H. Delbrück's begleitet, die Wesen und Eigenthümlichkeit Constantin Rößler's so glücklich schildert, daß ein Wiederabdruck derselben die geeignetste Anzeige dieses Buchs bilden würde. „Der Gelehrte als Politiker, genauer der deutsche Gelehrte als Berufspolitiker", eine der „charakteristischsten Figuren" des Deutschthums unserer Periode, ein Publicist, „dessen praktische Wirkungen darauf beruhten, daß er nicht nur ein ungewöhnlich gebildeter und ungewöhnlich kenntnißreicher Mann, sondern daß er deutscher Gelehrter war und blieb", ein Rufer im Streit, von dem gesagt werden konnte, daß er schließlich „die Personen als objective Erscheinungen behandelte" —: mit jedem dieser Sätze ist eine Seite der complicirten Natur Rößler's bezeichnet und zwar so zutreffend bezeichnet worden, daß derselbe zum Ausgangspunkt des besonderen Capitels einer Biographie gemacht werden könnte.

Das Hauptgewicht ist auf den ersten Satz zu legen. In so eminentem Sinne war der am 14. October 1896 verstorbene vortreffliche Mann eine deutsche Gelehrtennatur, daß er allein von Deutschen voll verstanden und gewürdigt werden kann. Ein ausgesprochener Hegelianer, der bei jeder ihm begegnenden Erscheinung (mochte dieselbe literarischer oder politischer Natur sein) nach der Idee derselben fragte, und dabei ein Publicist, dem sein politischer Instinct beinahe ausnahmslos die richtige Fährte wies; ein Idealist reinster und edelster Art und dabei der früheste Prophet des großen Realisten, der den deutschen wie den europäischen Geschicken eine veränderte Richtung geben sollte. Ein durchaus politisch gerichteter Mensch, der nichtsdestoweniger Zeit und Neigung übrig hatte, um sich in die Probleme des Goethe'schen Faust und in die Bedeutung Wagner's für die deutsche Bildung zu vertiefen; ein praktischer Politiker, der nichtsdestoweniger allem Ernste des Glaubens sein konnte, der sogenannte Kulturkampf werde „zu einer Verjüngung des Christenthums in der Form einer deutschen Nationalkirche führen"; ein preußischer Patriot, wie es ihrer nur wenige gegeben und dennoch ein Historiker, dem das Verständniß für die Natur Kaiser Wilhelm's I. abging; Leiter und bedeutendster Mitarbeiter officiöser Preßorgane und dabei so selbständig, daß Fürst Bismarck ihn als Beamten nicht verwenden zu können glaubte; ein Verehrer Bismarck's, der sich bereits im Jahre 1890 innerlich von seinem Idol trennte —

im Grunde seines Herzens Liberaler vom reinsten Wasser, d. h. politischer Rationalist ohne eigentlich historischen Sinn und dabei einer der entschlossensten Vorkämpfer gegen den deutschen Liberalismus, und ein historischer Kritiker, der die Lücken und Schwächen des Sybel'schen Hauptwerkes auf den ersten Blick und früher als Andere erkannte. Und bei alledem eine geschlossene Persönlichkeit, deren sittliche und intellectuelle Lauterkeit Niemand auch nur für einen Augenblick zweifelhaft werden konnte; ein Mann, „der sein eigenes Ich ganz hingab an die Objecte seines Schaffens" und der „gar nicht merkte, daß er in bescheidenen Verhältnissen lebte".

Naturen solcher Art haben dem Durchschnitt irdischer Menschen niemals nahe gebracht werden können. Neben dem Dank dafür, daß eine solche uns gegönnt gewesen, bleibt bei Lectüre des vorliegenden Buches die Hoffnung übrig, daß Idealisten von der Art Rößler's uns auch künftig nicht fehlen werden. — Zum Verständniß des trefflichen Mannes wird dieses Buch, auch abgesehen von der Delbrück'schen Vorrede, beitragen. Nicht als ob die vorliegende Sammlung die gelungensten Aufsätze des Verstorbenen zusammenfaßte und als ob gegen die getroffene Auswahl nicht im Einzelnen Einwendungen erhoben werden könnten: glücklich ist die Zusammenstellung vornehmlich deshalb zu nennen, weil sie sich wesentlich aus Arbeiten zusammensetzt, die für den Verfasser und für die verschiedenen Seiten seines Wesens wahrhaft charakteristisch sind. Weder hat das Wesen Rößler's sich in seiner politisch-publicistischen Thätigkeit ausgegeben, noch kann diese publicistische Thätigkeit beurtheilt werden, wenn der Leser nicht zugleich den philosophischen und literarischen Schriftsteller kennen gelernt hat. Gerade da, wo die meisten Einwendungen erhoben werden könnten, z. B. bei der Abhandlung über Schopenhauer, stellt die Natur des Mannes sich am deutlichsten dar. Darauf aber kam es vorliegenden Falls ganz besonders an. Interessant und lehrreich ist das Buch ja vornehmlich deshalb, weil es Mit- und Nachwelt an einem besonders wohlthuenden Beispiele darüber aufklärt, wie die Entwickelung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich in der Seele eines Mannes gespiegelt hat, der nach Bildung und Denkungsart einem durchaus anders gearteten Zeitalter angehörte. Emporgekommen in einer Periode „des Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künste, der Wissenschaften . . . einer Periode, in der Alles nach Innen wirkte", hatte Rößler gleichwohl „das andere Moment der Weltgeschichte . . . die Epoche des Benutzens, des Kriegens . . . und der Wirkungen, die nach außen gerichtet sind" früher als die meisten von uns verstehen gelernt und zu dem richtigen Verständniß der unvermeidlich gewordenen großen Wandlung in einem Maße beigetragen, wie es nur Wenigen gegönnt gewesen ist. Das sichert ihm auch außerhalb des Kreises seiner Freunde und der Wenigen, die ihm innerlich verwandt waren, ein dauerndes und ehrenvolles Gedächtniß.

— ck. —

λζ. **Friedrich der Große.** Von Wilhelm Wiegand. Mit 2 Kunstbeilagen, 3 Facsimiles und 138 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1902.

Seitdem L. v. Ranke vor rund fünfundzwanzig Jahren für die „Allgemeine Deutsche Biographie" das Leben Friedrich's des Großen schrieb und damit die erste wissenschaftliche Darstellung der Geschichte des Königs in kurzem Umriß gab, sind Forschung und Edition rastlos fortgeschritten. Eine neue zusammenfassende Arbeit fehlte bisher. Diese Lücke ist das vorliegende Werk Wiegand's auszufüllen geeignet, das zu den werthvollsten Bänden der bisher erschienenen „Monographien zur Weltgeschichte" gehört. Wollte Ranke „eine Gesammtanschauung der politischen Handlungen Friedrich's und seiner kriegerischen Thaten gewinnen und der Nation vorlegen", so steht für Wiegand vor Allem die Persönlichkeit des Königs in ihrer Entwicklung und Abwandlung im Vordergrunde. Mit vollem Recht verweilt er daher ausführlicher bei der Schilderung der Jugend Friedrich's; finden wir doch gerade in der „furchtbaren Schule der Gegensätze", die er durchzumachen hatte, die Quelle für eine Fülle widerspruchsvoller Züge, die seiner Natur sich unauslöschlich eingeprägt haben. Auf der anderen Seite ist sie die große Lehr- und Lernzeit, in der er sich für seinen Königsberuf vorbereitete. Und damals schon schuf er sich „seine neue Welt, im Verkehr mit den ersten Geistern Europa's, im Anschluß an die großen Ideenströmungen seines Jahrhunderts". Seine innere Entwicklung war im Wesentlichen abgeschlossen, als er den Thron bestieg. — Das Resultat seiner feinsinnigen, das Verständniß trefflich vermittelnden Ausführungen zieht der Verfasser im letzten Capitel, in dem Friedrich's Persönlichkeit und geschichtliche Stellung kurz charakterisirt werden: „All' das Abgründige, Zerklüftete in seinem Wesen umschließt mit eisernen Klammern das Bewußtsein seines Königthums und seiner Königspflicht. Alle Disharmonien seines Innern übertönt der reine eherne Klang dieser imperativen Stimme." In seiner geschichtlichen Stellung ist Friedrich ihm für das Zeitalter der Aufklärung „der königliche Repräsentant", für den aufgeklärten Despotismus „der maßgebende vollendete Typus", und er rechnet den König in Folge seiner abschließenden Bedeutung für die Weltepoche des Absolutismus „zu jenen wenigen Großen der Geschichte, welche die Summe der Ideen und Strebungen ihrer Zeit zusammen fassen, und die damit zugleich eine große historische Entwicklungsreihe beenden oder einleiten, wie Alexander der Große die hellenistische Zeit, Cäsar die römische Weltherrschaft, Karl der Große das mittelalterliche Imperium und Napoleon die Revolution".

λφ. **William Pitt.** Von Felix Salomon. Erster Band: Bis zum Ausgang der Friedensperiode (1793). Erster Theil: Die Grundlagen. Mit dem Bildniß William Pitt's in Lichtdruck. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1901.

Ein würdiger Gegenstand und eine eindringende, methodische Behandlung. Der bis jetzt vorliegende Theil ist die grundlegende Einleitung, welche das Interesse für die darzustellende Persönlichkeit des großen englischen Staatsmannes und seiner langen Wirksamkeit in angemessener Weise weckt und vorbereitet. Auf die vorhandene reichhaltige wissenschaftliche Literatur und auf neue Quellen gestützt, wird in der „Grundlegung" erstens die Situation des englischen Staats- und Verfassungslebens, welche der Thätigkeit des jüngeren Pitt vorauf geht oder ihn aufnimmt, des Näheren geschildert: hier insbesondere die beiden großen Staatsmänner, Lord Chatham (der Vater des jüngeren Pitt) und Edmund Burke. Zweitens wird die englische Volkswirthschaft des 18. Jahrhunderts, gestützt auf die vorhandene nationalökonomische Literatur, dargestellt in ihrer Wendung zu den neuen Umwälzungen und anknüpfend an deren Propheten — Adam Smith. Möchte nun recht bald auf die Einleitung die Fortsetzung und die Vollendung des Werkes folgen. Diese ersten zweihundert Seiten haben es verstanden, den Leser in den Reiz des Stoffes hinein zu führen und ihn begierig zu machen auf den Genuß des Ganzen.

βλ. **Erinnerungen einer Urgroßmutter.** Katharina Freifrau von Bechtolsheim, geb. Gräfin Bueil. Herausgegeben von Carl Graf Oberndorff. Berlin, F. Fontane. 1902.

Der Herausgeber dieser „Erinnerungen" und Enkel der liebenswürdigen Frau, die sie niederschrieb, hat sie mit einer Einleitung und Noten versehen, die stellenweise eine noch recht jugendliche Unerfahrenheit verrathen. Seine Urgroßmutter väterlicherseits, die berühmte, geistreiche und gütige Freundin J. J. Rousseau's, die Geliebte von Francueil und Baron Grimm, ist den Kennern des 18. Jahrhunderts so genau bekannt, daß die Notiz S. 6 über sie, die keine Andere als Madame de la Live d'Epinay war, sich doch gar zu dürftig ausnimmt. Sie ist es ja nicht gewesen! Ebenso wenig ist es zulässig, von Katharina II. zu sagen, sie sei viel gehaßt und viel geschmäht, und „doch eine so schöne und liebenswürdige Herrscherin" gewesen. L'un n'empêche pas l'autre, und sie war noch viel mehr als das, wie auch Jedermann weiß. Im Uebrigen können wir dem Grafen nur zu seinen Großmüttern Glück wünschen. Die Verfasserin der „Erinnerungen", die ein wenig abgeblaßt und in alten Tagen niedergeschrieben sind, war, wir können es selbst noch bezeugen, eine charmante, gebildete, heitere und vorzügliche Frau. Mit ihrer Schwiegermutter, Julie von Bechtolsheim-Keller, correspondirten Goethe, Wieland, Herder; Ersterer corrigirte eigenhändig ein Gedicht von ihr. Baron Grimm belebte, bis zu seinem 1807 zu Gotha erfolgten Tode, diesen Kreis interessanter und liebenswürdiger Menschen. Grimm war nicht nur väterlich für die Familie von Madame d'Epinay gesinnt; er gehörte zu den geistreichsten Köpfen des revolutionären Paris, und Frau von Bechtolsheim, die Verfasserin der „Erinnerungen", hat seiner nicht vergessen. Grimm hat am meisten dazu

beigetragen, ihr Deutschland zur zweiten Heimath zu machen. Sie behielt, jung Wittwe geworden, noch hochbetagt die Anmuth und Beweglichkeit des französischen Geistes. Unter den an sie und die Ihrigen gerichteten, vom Enkel veröffentlichten Briefen ist Manches nicht uninteressant, wenn auch das Beste, Katharina's Briefe an Grimm, nur wieder abgedruckt.

βλ. **La Jeunesse de la Grande Mademoiselle** (1627—1652). Par Arvède Barine. Paris, Hachette. 1901.

Die Verfasserin, wohlbekannt unter ihrem russischen Pseudonym, versteht es meisterhaft, ihre Leute zu porträtiren. Ohne jede Pietät für Traditionen und historische Vorarbeiter, packt sie ihren Stoff mit kühner Selbständigkeit, stößt Piedestale um, errichtet neue, entreißt den Einen ihren Kranz und umflicht damit die Stirne Anderer. Nicht willkürlich, denn sie kennt die Quellen und erniedrigt die Geschichte nicht zu Romanen. Es ist vielmehr der Reiz ihrer Darstellung, daß sie die Vergangenheit durch vertraute Kenntniß derselben in lebendige Gegenwart verwandelt und dementsprechend erzählt. Ihre Biographien Alfred's de Musset und Bernhardin's de Saint-Pierre sind vortrefflich, ihre Studien über die heilige Theresia, Mrs. Carlyle, der Markgräfin von Bayreuth u. s. w. Leistungen der feinsten Psychologie. Aber mehr noch, wenn Persönlichkeiten, wie die Königin Christine von Schweden oder, wie dieses Mal, die Heldin der Fronde, Condé's frivole Schwester, Gegenstand ihrer biographischen Arbeit sind. Es erfolgt eine Hinrichtung und in spottender Laune, mit Witz und Ironie wird sie in bestem Stil, aber auch erbarmungslos vollzogen. Die „Grande Mademoiselle" hat es nicht besser verdient. Sie war leichtsinnig, eitel, gedankenlos, und der Bürgerkrieg, den sie mit entfachte, war ein ebenso nutzloses wie grausames Unternehmen und ein Hochverrath dazu. Er brachte ihr die Niederlage, die Ungnade des Hofes und die Verwünschungen ihrer armen Opfer. Als Flüchtende, in Thränen und Elend, verläßt sie vorläufig ihre Biographin: „Lassen wir sie weinen," schließt Arvède Barine. „Sie hatte nur, was sie verdiente. Vier Jahre eines verbrecherischen Krieges, der, zu Gunsten allgemeiner Interessen begonnen, in einem Markt der Eitelkeiten und in der Jagd nach Gold endigte, nachdem er Frankreich materiell und moralisch ruinirt hatte . . . Die Helden von Corneille, mit ihrem überirdischen Ideal, à la Nietzsche, hatten ihre Zeit gehabt. Die Franzosen brauchten von nun an anders geartete Vorbilder."

δφ. **Up from slavery.** An Autobiography by Booker T. Washington, author of „The future of the American Negro". New York, Doubleday, Page and Co. 1901.

Sehr bald, nachdem der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Mr. Roosevelt, sein Amt angetreten hatte, überraschte er das Publicum der Union durch einen Act kühner Unabhängigkeit — durch die Einladung eines Negers an seine Tafel und in die Mitte seiner Familie. Jeder, der den Stand der Negerfrage in den Vereinigten Staaten, zumal in den Südstaaten, einigermaßen kennt, wer da weiß, wie durch den Bürgerkrieg vor vierzig Jahren zwar die Knechtschaft der Neger aufgehoben worden ist, dagegen ihr socialer Zustand Vieles oder das Meiste von der alten Ungleichheit bis zur Stunde behalten hat, wer die tiefe Kluft zwischen der „Coloured race" und der weißen Bevölkerung Amerika's, die im Staats- und Privatleben fortdauert, sich hiernach vergegenwärtigt, der hat ein Verständniß für die Kühnheit jener That des neuen Präsidenten. Der Mann, welcher durch die Einladung ausgezeichnet wurde, hat sich bereits zuvor der Welt in einer Autobiographie vorgestellt. Es ist dasselbe Buch, das wir hier zur Anzeige bringen. — Wenn es überhaupt der Beruf der Spitzen einer großen Nation ist, die besten Vertreter jeder Gruppe der Gesellschaft in ihre Nähe zu ziehen, um in den ausgezeichneten Männern jedes Standes diesen Stand selber auszuzeichnen, so hat in diesem Falle die Absicht einer Ehrung der Negerbevölkerung wohl den rechten Mann ausgewählt. Booker Washington ist ein selfmade man in der vollendetsten Bedeutung des Wortes. Aus dem Nichts — aus der tiefsten Misère der Sklaverei entsprossen, hat er sich ganz und gar durch eigene Kraft, eigenes Talent, eigene moralische Tüchtigkeit von Stufe zu Stufe empor gebracht, um mit denselben Mitteln seinen schwarzen Brüdern zu helfen, wie ihm einstmals geholfen worden ist. Er steht seit jungen Jahren (und er ist heute noch keine fünfzig alt) an der Spitze eines Erziehungsinstituts, das Hunderte und Tausende von Negern erhebt zu der normalen Gesittung der weißen Rasse, das an der Aufgabe arbeitet, die eigenthümliche „sociale Frage" der Neger in Amerika zu lösen. Das Nähere mag man in dem Buche nachlesen: es ist ein höchst bemerkenswerthes Denkmal der amerikanischen Staats- und Gesellschaftsentwicklung und der Culturgeschichte im Allgemeinen.

βλ. **Lebensführung.** Von Ralph Waldo Emerson. Deutsch von Karl Federn. Minden i. W., Bruns' Verlag.

Emerson bedarf keines Lobes mehr. Er ist ein Dichter, ein Denker, ein Ethiker, der für alte Wahrheiten neue Ausdrucksformen gefunden und unter einem vorwiegend praktischen und realistisch gestimmten Volk der Lehrer einer idealistischen Weltanschauung ist. Das Alltagsleben adeln, „seinen Wagen nach einem Stern richten," wie er sagt, das ist der bestimmende Ton seiner Moral. „Aller Besitz ist geistiges Product." „Glück ist nur ein anderer Name für zähes Aushalten." „Die Nationalökonomie ist ein Buch, in dem das Menschenleben und der Sieg der Weltgesetze über alle einzelnen und feindlich gearteten Einflüsse gerade so gut zu lesen ist wie in irgend einer Bibel, die auf uns gekommen ist." Das sind Sätze, die den Amerikaner kennzeichnen. Aber Emerson hat andere: „Alle hohe Schönheit," sagt er, „hegt ein sittliches Element in sich; ich finde die antike Sculptur gerade so ethisch wie Marcus

Antonius. Die Schönheit steht immer im geraden Verhältniß zur geistigen Tiefe." — „Das Leben ist eine Reihenfolge von Lectionen, die gelebt werden müssen, um verstanden zu werden." — „Ich sehe in den einfachen und kindlichen Tugenden der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit die Wurzel alles Dessen, was das Erhabene an einem Menschen ausmacht." — „Wenn Einer kein Gesetz in sich hat, dann gibt es nichts, womit man ihn binden könnte." — „Kraft wohnt bei den Fröhlichen; Hoffnung macht uns arbeitsfreudig, während die Verzweiflung keine Muse ist." — „Die feinen Seelen sind es, die etwas für uns thun, nicht die feine Gesellschaft." — „Höher als die Frage unserer Fortdauer ist die Frage, ob wir sie verdienen. Unsterblichkeit wird Denen zu Theil werden, die für sie bereit sind. Und wer im Künftigen eine große Seele sein will, der muß jetzt eine große Seele sein." — „Wenn wir keinen Göttern begegnen, so ist es, weil wir keine beherbergen." Wir brechen ab und empfehlen Emerson und seinen deutschen Uebersetzer.

βε. **Aus Insulinde.** Malayische Reisebriefe von Ernst Haeckel. Mit 72 Abbildungen, 4 Karten im Text und 8 ganzseitigen Einschaltbildern. Bonn, Emil Strauß. 1901.

Der Inhalt des Buches ist bis auf einige kleine Zusätze den Lesern der „Deutschen Rundschau" bekannt. In wunderbarer Geistesfrische hat der siebenundsechzigjährige Forscher zum zweiten Male seine Wallfahrt in die Tropenwälder bestanden und ist mit Schätzen reich beladen glücklich in sein stilles, nur im Kampfe der Ideen stets so lautes Jena heimgekehrt. Zu diesen Schätzen gehörte insbesondere auch eine köstliche Sammlung selbstgemalter Aquarelle, Charakterbilder aus den Vulcan- und Urwaldgegenden Java's und Sumatra's, die ebenso hohen künstlerischen wie wissenschaftlichen Werth besitzen. Einige Proben bietet jetzt die Buchausgabe der Reisebriefe, leider nur „einige", und auch diese — des sonst allzu erhöhten Buchpreises wegen — nicht in farbiger Reproduction. Zierliche Vignetten von der Hand einer Malerin von Beruf, der Schwiegertochter Haeckel's (sein Sohn ist bekanntlich ebenfalls Landschaftsmaler) und einige sehr gut gewählte Photographien treten aushelfend in die Lücke. Den vielen Freunden der „Indischen Reisebriefe" tritt dieses liebenswürdige Buch entgegen wie ein zweiter Theil. Wer möchte nicht noch einen dritten lesen!

ρ. **William Shakespeare.** Sein Leben und seine Werke. Von Sidney Lee. Rechtmäßige deutsche Uebersetzung. Durchgesehen und eingeleitet von Professor Dr. Richard Wülker. Leipzig, Georg Wigand. 1901.

Wir haben das Original — „A Life of William Shakespeare by Sidney Lee" (London 1898)—in dieser Zeitschrift (1899, Bd. LXXXXIX, S. 318) mit der Anerkennung, die das vortreffliche Werk verdient, besprochen, und es ist nicht nöthig, zu seinem Lobe hier noch etwas hinzuzufügen; diese Uebersetzung jedoch können wir nicht loben. Sie ist geschmacklos, schwerfällig und in einem so schlechten Deutsch abgefaßt, daß man manche dieser verwickelten Sätze sich erst construiren muß, um sie zu verstehen. Die Versübertragungen — man vergl. z. B. Milton's berühmtes Sonett, S. 312 — sind nun gar stümperhafte Schülerarbeit; aber auch sonst verräth sich überall, auf jeder Seite, die ungeübte Hand der Uebersetzerin, als welche im Vorwort uns Fräulein Martha Schwabe genannt wird. Dadurch, daß sie sich die unnütze Mühe gibt, bei uns recipirte Bezeichnungen, wie Guildhall (bald so, bald Rathhaus), wie Curtain-Theater (bald so, bald Vorhang-Theater) oder Duke's Theater (Theater des Herzogs) zu übersetzen, richtet sie nur Verwirrung an. Um consequent zu sein, hätte sie dann auch für Blackfriar's-Theater „Dominicanertheater", für Paternoster Row „Vater-Unser-Reihe", für St. Paul's Churchyard „Kirchhof des heiligen Paulus" setzen müssen. Einen „Leicester-Platz" (S. 280) gibt es nicht in London; gemeint ist Leicester Square. Für den englischen „Peer" erhalten wir zweimal (S. 30 und 86) einen französischen „Pair", und wer wird unter dem „Vicegrafen" (S. 133) einen „Viscount" wieder erkennen? Namen wie Bernays und Freiligrath (S. 328) sind falsch geschrieben, Kreyssig hieß Friedrich, nicht Theodor (S. 330), und Wilhelm Shakespeare (S. 2) wirkt doch gradezu scurril. „The two gentlemen of Verona" übersetzt Fräulein Schwabe: „Die beiden Edelleute von Verona"; das ist falsch: „nobleman", nicht „gentleman", entspricht unserem Begriffe des Edelmanns; „gentleman" ist der Mann von guter Familie. Richtig lautet der Titel jener Komödie bei Schlegel-Tieck „Die beiden Veroneser". Das Buch Sidney Lee's, das für den gegenwärtigen Stand der Shakespeare-Forschung unentbehrlich genannt werden darf, wäre wohl werth gewesen, dem deutschen Publicum in einer correcteren und lesbareren Uebersetzung vermittelt zu werden.

ρ. **Lenau's Gedichte.** Stuttgart, Carl Krabbe. 1902.

Recht wie ein Festgeschenk zu Lenau's hundertjährigem Geburtstag kommt diese hübsche und dabei doch sehr billige Miniaturausgabe, die sich den ähnlichen Bändchen desselben Verlages, Goethe's und Schiller's Gedichten, Heine's Buch der Lieder und Rückert's Liebesfrühling würdig anreiht. Denn neben diesen Großen hat auch ihn das deutsche Volk in sein Herz geschlossen, und unter den Lyrikern des 19. Jahrhunderts ist keiner, der es mehr in seine Tiefen bewegt hätte als Lenau, dessen Gesang so voll Lieblichkeit und Schwermuth ist. Keinem hat die Natur ihr eigenstes Leben, ihre Seele reiner geoffenbart, zu Keinem hat die heimathliche Haide, der Wald und das Meer in stärkeren Accorden, das Schilf, die Rose, die primula veris in zarteren Lauten gesprochen. Er, wenn irgend Einer, hat sein Schicksal in der Brust getragen, männlich tapfer, bis die Nacht und das Schweigen kamen und das einsame Grab in Weidling. Aber er lebt in seinem Liede, das, wie das der Nachtigall, mit jedem neuen Frühling neu geboren wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 16. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achelis. — Die Ekstase. Von Thomas Achelis. Berlin, Johannes Räde. 1902.

Arnefeldt. — Der Sohn des Sträflings. Roman von F. Arnefeldt. Berlin, Albert Goldschmidt. 1902.

Baedeker. — Nordwestdeutschland. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 39 Karten und 59 Plänen. Siebenundzwanzigste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1902.

Baedeker. — Südbayern, Tirol und Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Handbuch für Reisende. Von K. Baedeker. Mit 53 Karten, 11 Plänen und 8 Panoramen. Dreissigste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1902.

Bär und Quensel. — Bildersaal deutscher Geschichte. Herausgegeben von Adolf Bär und Paul Quensel. Erste bis fünfte Lieferung. Stuttgart, Berlin und Leipzig, „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft.

Berling. — Kunstgewerbliche Stilproben. Ein Leitfaden zur Untersuchung der Kunststile. Für Schulen und zum Selbstunterrichte. Mit Erläuterungen von K. Berling. Auf Veranlassung des Königl. sächs. Ministeriums des Innern herausgegeben von der Direction der Königl. Kunstgewerbeschule zu Dresden. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 248 Abbildungen und 32 Tafeln. Leipzig, Karl W. Hirsemann. 1902.

Bernstein. — Die Leiden des armenischen Volkes und die Pflichten Europa's. Von Ed. Bernstein. Berlin, John Edelheim. 1902.

Beyer. — Lichter. Poesien von Max Beyer. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Bilharz. — Die Lehre vom Leben. Von Alfons Bilharz. Mit 22 Abbildungen im Text. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1902.

Böhlau. — Salin Kaliske. Novellen von Helene Böhlau. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Bohn und Busse. — Geisterschriften und Drohbriefe. Mit 40 Handschriften-Facsimiles und einer Bibliographie. München, Karl Schüler. 1902.

Bühler und Luck. — Walthari. St. Galler Festspiel 1903 zur Jahrhundertfeier der Gründung des Cantons 1803. Von M. Bühler und G. Luck. St. Gallen, Verlag des Cantons St. Gallen. 1902.

Damaschke. — Die Bodenreform. Von Adolf Damaschke. Berlin, Johannes Räde. 1902.

Deutsche Thalia. — Jahrbuch für das gesammte Bühnenwesen. Herausgegeben von F. Arnold Mayer. Erster Band. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1902.

Dolorosa. — Confirmo te chrysmate. Von Dolorosa. Berlin, M. Lilienthal. 1902.

Durand de Fontmagne. — Un séjour à l'ambassade de France à Constantinople sous le second empire. Par la Baronne Durand de Fontmagne. Paris, Librairie Plon. 1902.

Feeg. — Die modernen Verkehrsmittel zu Wasser und zu Land. Von Otto Feeg. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1902.

Fischer. — Der Schutz der Geisteskranken in Person und Eigenthum. Von Max Fischer. Leipzig, S. Hirzel. 1902.

Foerster. — Lebensfragen und Lebensbilder. Socialethische Betrachtungen. Von Wilhelm Foerster. Berlin, John Edelheim. 1902.

Füssenhäuser. — Die Wohnungsfrage mit besonderer Berücksichtigung der Stuttgarter Verhältnisse. Von C. Füssenhäuser. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1902.

Günther. — Traumfrühling. Gedichte von Paul Günther. Mit einem einleitenden Gedicht von Marie Madeleine. Berlin, „Berolina" (F. Cronmeyer & Co.). O. J.

Hardt. — Bunt ist das Leben. Novellen von Ernst Hardt. Köln, Schaffstein & Co. O. J.

Hawel. — Mutter Sorge. Wiener Volksstück in vier Aufzügen. Von Rudolph Hawel. Wien, Wiener Verlag. 1902.

Hieronymus. — Lebendige Kraft. Gedichte von Karl Hieronymus. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

Hoffmann. — Harzwanderungen. Von Hans Hoffmann. Dem Prachtband „Der Harz" entnommen und ergänzt. Leipzig, C. F. Amelang. 1902.

Jahn. — Im Dienste der Menschlichkeit. Festspiel zu der Hundertjahrfeier der Jacobson-Schule in Seesen. Von Hermann Jahn. Goslar, J. Jäger & Sohn. 1901.

Klaar. — Wir und die Humanität. Von Alfred Klaar. Berlin, Johannes Räde. 1902.

Kraemer. — Weltall und Menschheit. Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Forschung der Natur und Verwerthung der Naturkräfte. Herausgegeben von Hans Kraemer in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern. Erste bis sechste Lieferung. Berlin, Bong & Co.

Kruse. — Gedichte von Heinrich Kruse. Zweite, noch von dem Verfasser bearbeitete Auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1902.

Kuhns. — The German and Swiss settlements of Colonial Pennsylvania. A study of the so-called Pennsylvania Dutch. By Oscar Kuhns. New York, Henry Holt & Co. 1901.

Lagerlöff. — Jerusalem I. In Dalarne. Erzählung von Selma Lagerlöff. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber. München, Albert Langen. 1902.

Le gouverneur d'un prince. — Frédéric César de Laharpe et Alexandre premier de Russie. D'après les manuscrits inédits de F. C. de Laharpe, et les sources russes les plus récents. Avec deux portraits. Fribourg en Brisgau, C. Troemer. 1902.

Liebmann. — Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. Von Otto Liebmann. Zweiter Band, drittes Heft. Straßburg, Karl J. Trübner. 1902.

Lindner. — Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Von Theodor Lindner. Zweiter Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Meisterwerke, Die, der National Galery zu London. — 222 Kunstdrucke nach den Originalgemälden. Mit einleitendem Text von Karl Voll. München, Franz Hanfstängl. 1902.

Meyer's Reisebücher. — Deutsche Alpen. Dritter Theil: Wien, Ober- und Niederösterreich, Salzburg und Salzkammergut, Steiermark, Kärnthen, Krain, Kroatien und Istrien. Fünfte Auflage. Mit 18 Karten, 7 Plänen und 6 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Meyer's Reisebücher. — Riesengebirge und die Grafschaft Glatz. Von D. Letzner. Dreizehnte Auflage. Bearbeitet unter Mitwirkung der Gebirgsvereine. Mit 12 Karten, 3 Plänen und 2 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Meyer's Reisebücher. — Schweiz. Siebzehnte Auflage. Mit 28 Karten, 12 Plänen und 29 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Mirbeau. — Bauernmoral. Von Octave Mirbeau. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Drittte Auflage. Wien, Wiener Verlag. 1902.

Morrison. — Ein Kind des Jago. Roman von Arthur Morrison. Dritte Auflage. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Clara Markus. Wien, Wiener Verlag. 1902.

Müller. — Blätter zur Pflege persönlichen Lebens. Herausgegeben von Johannes Müller. Erster Band. Erste öffentliche Ausgabe. Leipzig, Verlag der „Grünen Blätter". 1902.

Müller. — Das sexuelle Leben der alten Culturvölker. Von Josef Müller. Leipzig, Th. Grübner. 1902.

Müller-Waldenburg. — Das sind wir. Ohrenbeichten moderner Frauen. Von Walther Müller-Waldenburg. Berlin, Moderner Berliner Verlag. O. J.

Münz. — Ritualmord und Eid. Ein offener Brief an den Reichstagsabgeordneten Herrn Liebermann von Sonnenberg. Von Rabbiner Dr. Wilhelm Münz. Vierte, vermehrte Auflage. Gleiwitz, Neumann's Stadtbuchdruckerei. 1902.

Neurath. — Gemeinverständliche nationalökonomische Vorträge. Geschichtliche und letzte eigene Forschungen. Von Wilhelm Neurath. Herausgegeben von Edmund O. von Lippmann. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1902.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Alte Hessen.

Zwei Capitel aus vergangener Zeit.

I. Der Bürgermeister von Ehringhausen.

Es war in einer stillen Juninacht und einer kleinen Landstadt, Namens Ehringhausen, in der ehemals hessischen Grafschaft Schaumburg, die seit wenigen Jahren erst preußisch geworden.

In dieser Nacht saß der alte Herr Balthasar Thilenius, Bürgermeister von Ehringhausen, noch lange wach. Seine Wohnung lag im oberen Stocke des Hauses, das noch viel älter war als Herr Thilenius selber; in einem Aufbau, welcher „der Erker" hieß, und nachweislich erst aus späterer Zeit stammte. Denn in diesem Hause, das seiner Familie gehörte, so lange Menschen denken konnten, und ursprünglich den meisten anderen des Städtchens darin geglichen haben mochte, daß es zwar überflüssig vielen Raum, aber nur äußerst wenig Wohngelegenheit enthielt, war immer wieder, von Zeit zu Zeit, gebaut, renovirt und verschönert worden. Es machte darum, trotz seines ehrwürdigen Alters, den Eindruck eines sehr freundlichen, wohlgehaltenen Hauses und war sicher eines der ansehnlichsten in Ehringhausen. Es hatte steinerne Stufen vor der Thür, die Fenster waren braun, die Läden grün und die Wand gelb gestrichen. Vor etwa zwanzig Jahren erst hatte der Herr Bürgermeister einen Stubenmaler nebst Gehülfen, da es solche Künstler in diesem Städtchen nicht gab, aus einem entfernteren Orte der Grafschaft kommen lassen; die hatten fast einen ganzen Sommer lang ihre Pinsel geschwungen und Alles in so guten Stand gesetzt, daß es heute noch ordentlich glänzte.

Die Wohnung des alten Herrn indessen, eine geräumige Stube mit zwei kleineren Zimmern rechts und links, das eine für seine Acten, das andere sein Schlafzimmer, war ziemlich verräuchert und von ganz altmodischem Aussehen. Denn der Herr Bürgermeister ließ die Pfeife selten kalt werden und er trennte sich schwer von irgend Etwas, das mit ihm jung gewesen und mit ihm alt geworden war. Es lag und stand Alles noch so, wie es seit dreißig oder vierzig Jahren gelegen und gestanden hatte; er konnte jeden Gegenstand im Dunkeln finden.

Als er an diesem Abend in seine Stube gekommen war, ging er an den Tisch, auf welchem die kleine, grüne Schirmlampe stand, mit den Schwefelhölzern daneben, und machte Licht; dann nahm er aus dem Pfeifenkasten diejenige, welche heute an der Reihe war, stopfte sie mit Knaster und zündete sie mit einem Fidibus an.

Unten in der Straße regte sich nichts mehr, obwohl es die Hauptstraße des Städtchens oder, wie sie hier hieß, die „Vorderstraße" war; nur daß zuweilen noch, hier oder dort, eine Hausthüre klingelte, wenn ein Bürger etwa hinaussah, bevor er sie schloß. Dann kam der Nachtwächter, der auf einem Horne blies — „tut, tut, tut", zehnmal, hierauf zur Bekräftigung noch hinzusetzte: „Die Glock' hat Zehn geschlagen", und endlich war es ganz still.

Die Nacht war mild und klar; man konnte den nahen Ehringhäuser Berg und ihm gegenüber, am anderen Ende des Ortes, die dunkleren Umrisse des Deisters unterscheiden.

Der Herr Bürgermeister hatte aus der Actenkammer einen Stoß Papiere geholt, mit welchem er sich an den Tisch setzte. Die Schirmlampe ward näher herangeschoben, und er begann eifrig zu studiren, indem er zugleich mit einem Bleistift schrieb, Zahlen und sonstige Bemerkungen. Aber die Arbeit war nicht erfreulich. „Die Sache steht schlimm," rief er ein um das andere Mal aus; „sie steht noch schlimmer, als ich mir gedacht hatte." Der Nachtwächter war schon wieder gekommen und hatte geblasen und gerufen: „Die Glock' hat Elf geschlagen!" Und der Herr Bürgermeister saß noch immer vertieft bei seinen Acten.

Nun erhob er sich aus dem alten, mit Leder bezogenen Lehnstuhl, stellte die Pfeife fort, blieb einen Augenblick nachdenklich stehen und murmelte mit einem Seufzer: „Es wird mir nichts übrig bleiben, als dieses Haus zu verkaufen."

Nach einer Weile nahm er wiederum Platz. Aber der Gedanke, den er eben ausgesprochen, ergriff ihn vollständig, und er vermochte nicht in den Rechnungen weiter zu gehen. Er lehnte sich in den Sessel zurück.

Ihm gegenüber, an der Wand, von der Lampe schwach beschienen, hing ein Oelbild, der einzige Schmuck dieses sonst so bescheiden eingerichteten Zimmers. Es war ein Porträt, wenn nicht von einem der alten Meister, so doch in ihrer kräftigen Weise gemalt, mit jenen Farben, welche durch den Verlauf der Zeit wohl dunkler, aber auch tiefer werden; und es stellte einen würdigen Herrn in der Amtstracht des 17. Jahrhunderts dar. Dieser Mann war Wilfried Balthasar Thilenius, Ihrer Hoheit der verwittweten Frau Landgräfin Amalie von Hessen Kanzleidirector zu Ehringhausen; und die Ziffern von stark nachgedunkeltem Weiß in einer Ecke des Bildes besagten, daß es im Jahre des Herrn 1644 gemalt worden sei. So lange waren die Thilenius in Ehringhausen, und so hohe Würden hatten sie daselbst inne gehabt.

Sie stammten aus dem eigentlichen Hessen, dem Hauptlande, mit welchem die Grafschaft Schaumburg als ein außenliegender, aber nicht werthloser Theil erst gegen Ende des dreißigjährigen Krieges vereinigt worden war. Der letzte Graf war am 15. November 1640 in einem Alter von siebenundzwanzig Jahren ver-

storben, nachdem er vierzehn Tage zuvor dem berühmten oder berüchtigten Gastmahle beigewohnt hatte, welches in der Stadt Hildesheim den schwedischen General Banner mit den protestantischen Fürsten vereinte. Aus dem Umstande, daß noch mehrere Gäste, darunter auch der Prinz Christian von Hessen, gleichfalls starben, Andere und selbst Banner erkrankten, hat man, wie der zeitgenössische Chronist verzeichnet, auf vergifteten Wein geschlossen, gemischt von der Hand der Jesuiten; obwohl, fügt der spätere Geschichtschreiber hinzu, die damals herrschende Unmäßigkeit, durch welche man sich in den ausgehungerten Ländern nach so vielen Leiden des Krieges schadlos halten wollte, vollkommen zur Erklärung ausreicht, auch ohne die Jesuiten.

Nun waren gewisse Burgen und Aemter der Grafschaft Schaumburg seit der Zeit Philipp's des Großmüthigen dem mächtigen Landgrafen von Hessen zu Lehen aufgetragen; auf andere Lehngüter erhob das Stift Minden Ansprüche; Braunschweig und Hannover meldeten sich gleichfalls, so daß, kaum nachdem der arme, junge Graf Otto die Augen geschlossen, ein Erbschaftsstreit und Federkrieg entstand, welcher mit dem Dreißigjährigen um die Wette ging. Zum Ueberfluß mischte das Reichskammergericht sich ein, Reichshofrathsbeschlüsse wurden extrahirt, der Kaiser erließ Edictal-Citationen; kurz, der ganze schwerfällige Apparat der damaligen Reichsjustiz setzte sich in Bewegung, und alle Hoffnung schwand, das Schaumburger Nesselblatt zu retten, welches, silbern auf rothem Grunde, sechshundert Jahre lang im deutschen Fürstenrathe geprangt hatte. Da that die Frau Landgräfin von Hessen, als Vormünderin ihres Sohnes Georg, das Klügste, was unter so bewandten Umständen geschehen konnte: sie legte die Hand auf Das, was ihr von Rechts und Gottes wegen zukam, nahm Besitz von den heimgefallenen Burgen und Aemtern und sandte ihren getreuen Diener Wilfried Balthasar Thilenius als Kanzleidirector nach Ehringhausen. Dieser trug denn auch nicht wenig durch Schrift und Wort und rasche That bei, den Handel zum erwünschten Ende zu bringen, so daß — nach mancherlei Conferenzen und Gesandtschaften hin und her — Anno 1645 unter seiner Assistenz, zwischen den hessischerseits und von Reichswegen deputirten Räthen ein Theilungsvertrag zu Stande gebracht und drei Jahre später im Westphälischen Frieden bestätigt ward, auf Grund dessen vom alten Erbe der Grafen von Schaumburg die schönen und fruchtbaren Landstriche längs der Weser und am Deister an das Haus Hessen kamen. Zweihundert Jahre hatte die Grafschaft unter hessischem Scepter ein zufriedenes und beschauliches Stilleben geführt, und ein Thilenius war es gewesen, der nicht am Wenigsten dafür gethan, daß der alte Löwe von Brabant fortan das Nesselblatt zwischen seinen Prangen hielt.

Ehringhausen war nicht mehr die Stadt, die es in den alten Zeiten offenbar gewesen; aber immer waren die Thilenius in Ehringhausen oder wenigstens der Grafschaft verblieben, und immer hatten sie, zur größeren Ehre Hessens, das Recht gepflegt, Aemter verwaltet und Magistraturen bekleidet. Unverbrüchlich in dieser Familie, vom Vater auf den Sohn, vererbte sich der Talar oder die Robe; denn nicht Beamte nur, auch Professoren waren aus ihr hervorgegangen. Vor nicht vielen Jahren, hochbetagt als Achtziger, war ein

Vetter gestorben, welcher noch Professor des römischen Rechtes an der im Jahre 1809 aufgehobenen alma mater Ernestina in der lieblichen, von Ulmen- und Buchenwald umkränzten Weserstadt Rinteln gewesen; und von diesem würdigen Streiter Justinian's hatte Balthasar Thilenius, als er das dortige Gymnasium besuchte, welches aus den Trümmern der Universität und in ihren eigenen, zeitgeheiligten Räumen empor gewachsen war, die ersten Feinheiten und Amönitäten der römischen Rechtsbücher kennen gelernt, zugleich aber auch den ersten strengen Rechtsbegriff erhalten. Oft, an den Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittagen, waren sie zusammen spaziert, bald in dem Wiesenthal der Exter, bald an den Ufern der grünlichen Weser. Mannigfach waren die Gegenstände des Gespräches; denn reich an historischen Erinnerungen, sowohl aus der ältesten wie der mittleren Zeit, ist diese Gegend. Doch der wackere Emeritus mochte, was es auch sei, berühren: alle Wege führten nach Rom, das heißt nach *seinem* Rom, dem des Juristen; und einerlei, von welchem Punkt er ausging: er war gewiß, mit einem Rechtsfall zu schließen. Eine Wiese, durch welche sie gingen, der „Streitanger" genannt, gab ihm Gelegenheit, seinem Zuhörer die ganz unerhörte Geschichte von einem Processe vorzutragen, welche die Grafen von Schaumburg gegen die Stadt geführt und welche die Letztere gewonnen hatte. „Denn fiat justitia pereat mundus," sagte er; „die Gerechtigkeit sieht nicht auf den Stand; sie beugt sich vor keinem Grafen oder Fürsten, ja selbst nicht vor einem König oder Kaiser. Sie steht höher als alle Großen dieser Welt, und wer ohne Furcht in ihrem Namen spricht, schreibt oder handelt, der ist so vornehm und edel als jene!" Welchen Satz er hiernächst mit einem eleganten Citat aus den Institutionen des Gajus oder den Schriften des Ulpian belegte.

Balthasar's Vater hätte gewünscht, daß dieser nicht Amtmann von Ehringhausen werde, wie schon so mancher Thilenius vor ihm und in der That er selber war. Aber die große Bewegung, welche sich in Folge der französischen Revolution von 1830 auch nach Hessen verpflanzte, hatte Balthasar bestimmt, den Beruf des Rechtsanwalts vorzuziehen, welcher ihm Unabhängigkeit sicherte. Denn der beschränktere Gesichtskreis des bloßen Juristen hatte sich allmählich durch den Ausblick auf das Feld allgemeiner politischer Thätigkeit erweitert. Diese Generation war schon unter den Einfluß einer neuen Zeit und Richtung aufgewachsen. Sylvester Jordan war in Marburg sein Lehrer gewesen, und er hatte die modernen Geschichtswerke gelesen.

Da standen sie vor ihm, dem nunmehr alten und vielgeprüften Manne, die Bücher seiner Jugend — einige die Führer in einem langen und schweren Kampf, andere die Früchte desselben.

Der Herr Bürgermeister schlug den grünen Schirm seines Lämpchens auf, und er grüßte mit einem wehmüthig-frohen Blick die alten Waffengefährten und Trophäen. Da war Rotteck, „diese nie wankende, geborene Stütze des Volkes", wie der Marburger Professor seinen Freund, den Freiburger Professor, zu nennen pflegte; „dieser aufgeklärte Verfechter der Volksrechte, dieser über alles Lob erhabene Schriftsteller!" Dieser hatte den Ehrenplatz; dann kam in einem beträchtlichen Schweinslederband mit vergoldetem Rücken der „Codex

Electoralis Hassiacus" von 1805 und die kurhessische Gesetzsammlung von 1815 mit den Ergänzungen. An diese schloß sich die hessische Gemeindeordnung von 1834, dieses Werk echtester Freisinnigkeit, welches zum ersten Male die ganze Masse der Bevölkerung, auch die Bauern in den Dörfern, zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten berief. Und da war vor Allem sie, die kurhessische Verfassung, das Palladium eines starken, tapferen, hartbedrängten, ungebührlich mißhandelten, aber an seinem Rechte dennoch zähe hängenden Volkes — fünfunddreißig Jahre lang gegen List und Gewalt und Treubruch hatten die tapferen Hessen sich um dieses Banner geschart, gleichsam mit eisernen Ringen aneinander geschlossen, wie die Katten, ihre Urväter, wenn sie zur Schlacht gingen — zweimal war es, durch feigen Verrath, niedergeworfen worden, zweimal hoben sie es aus dem Staube siegreich wieder empor und trugen es, wiewohl mit den Spuren eines so langen Kampfes, dennoch rein und fleckenlos hinüber in einen neuen Staat, um es als schönste Huldigung niederzulegen vor der unter Kaiser und Reich geeinten deutschen Nation.

Der Herr Bürgermeister bemerkte nicht, wie die Stunden der Nacht vorschritten; noch vernahm er, wie der Wächter eben zweimal geblasen und dann gerufen hatte: „Die Glock' hat Zwei geschlagen!" Er lebte noch einmal das Leben der Vergangenheit.

Er sah sich wieder, wie er damals war, vor vierzig oder einundvierzig Jahren, ein junger Rechtsanwalt oder Procurator in der alten Stadt der Thilenius, in dem „Erker" oder Aufbau, der für ihn errichtet ward, als er sich verheirathete mit seiner Marburger Flamme. Diese war das einzige weibliche Wesen, um welches Thilenius in seinem ganzen Leben sich bemüht, obwohl auch nicht allzusehr. Denn es lag nicht in seiner Natur, viele Zeit mit Liebessachen zu verlieren. Seine Schriften und Pandekten waren ihm wichtiger. Seine Frau war eines ehrsamen und vermögenden Bürgers Kind gewesen, gut, gescheidt und wohlerzogen, aber keine Schönheit, was dem fleißigen Studiosen Umgang und Werbung erleichterte, zumal er bei deren Eltern zur Miethe wohnte. „Gelt," sagte sie manchmal lachend, nachdem sie schon in glücklicher Ehe mit einander lebten, „Du würdest mich nicht genommen haben, wenn Dir nicht Alles so bequem gemacht worden wäre?" — Manchmal auch ward sie ernst, die Gute! die nun schon längst ihm wieder genommen war. „Thilenius," sagte sie, wenn sie des Abends beisammen saßen, sie mit einer Handarbeit, er ihr gegenüber, vor der Zeitung oder den Büchern. Denn er konnte nicht sein, ohne zu lesen; sogar, wenn sie mit ihm von der Wirthschaft und den häuslichen Angelegenheiten sprach, blickte er noch in die Blätter hinein. „Kannst Du mir denn nicht einmal ganz zuhören?" sagte sie; „geh' — Du denkst auch mehr an die Politik und an Deine Proceßacten, als an mich und die Kinder." Worauf er, frohherzig lachend, seine Hand über den Tisch streckte, um die ihrige zu berühren. „Ja, Frauchen, so ist es und so muß es sein! Aber wir haben uns darum nicht weniger lieb." . . . Wie dieses Wort jetzt, in der Stille der Nacht und gleichsam von Geisterlippen gesprochen, ihn tief erschütterte! . . .

Um jene Zeit, im Herbste des Jahres 1830, war ein Rechtshandel, welchen der alte Baron Jobst Hermann von Hohenhorst gegen den hessischen Fiscus

führte, die Veranlassung, daß Balthasar Thilenius, von dem Freiherrn mit der Fortführung betraut, nach Cassel reisen mußte. Der Proceß hatte schon seine siebzehn Jahre gedauert, und es war nicht abzusehen, wie lange er noch dauern würde. Derselbe glich so vielen anderen, die damals in Hessen anhängig waren, reichte zurück bis in die Tage des Königs Jérôme, und es handelte sich um ein ehemaliges Kammergut, Namens Heidebrink, nicht weit von Ehringhausen, welches Kurfürst Wilhelm I. während eines Aufenthalts in der Grafschaft, und kurz vor der Invasion, seiner Maitresse, der Gräfin Hessenstein, geschenkt, diese, beim ersten Anmarsch der Franzosen, in vorsorglicher Weise dem Könige von Westfalen, und der König von Westfalen, der Käufer, wiederum dem Baron von Hohenhorst verkauft hatte. Das Erste, was der Kurfürst nach erfolgter Rückkehr zu seinem geliebten Volke that, war, daß er dem Baron sein Kammergut wieder wegnahm und es der Gräfin zum zweiten Male schenkte, die sich ihrerseits aber weigerte, den erhaltenen Kaufpreis herauszugeben, wie der Kurfürst seinerseits sich weigerte, dem Baron sein Geld zu ersetzen. Es war ein starkes Stück, obwohl nicht stärker als alles Andere, was sich zu der Zeit ereignete. Denn der Kurfürst war ein wunderlicher alter Herr, welcher allen Ernstes das Jahrhundert da fortzusetzen gedachte, woselbst er es bei seiner Flucht am 1. November 1806 gelassen hatte: die dazwischen liegenden Jahre wurden ausgestrichen, wie man Blätter aus einem Buche reißt, und das Königreich Westfalen war niemals gewesen. Die Soldaten, die zum Befreiungskrieg aufgerufen wurden, die Veteranen von 1806, mußten in der Kleidung jener Zeit, in den damals mitgenommenen Armaturstücken und mit Zopf und Puder erscheinen; und ihre Officiere trugen den Stock neben dem Degen. Und wäre das noch das Schlimmste gewesen! Aber noch war der Erbfeind, der Räuber, nicht vom vaterländischen Boden vertrieben, da wurden vom Kurfürsten alle Titel, Würden, Orden und Standeserhöhungen für null und nichtig erklärt, welche jener während der Usurpation verliehen hatte. Viele Tapfere, die sich in blutigen Schlachten die Epauletten verdient hatten, marschirten wieder unter den Gemeinen, und Oberste, die bei Salamanca oder Borodino Regimenter geführt, waren wieder Secondeleutnants. Beamte, die sich zu hohen Stellungen emporgeschwungen, traten wieder in den Vorbereitungsdienst zurück. Gerichtspräsidenten rückten unter die jüngsten Mitglieder, Tribunalräthe wurden Assessoren und Legationsräthe Hülfsarbeiter. Hoffouriere, welche für die Schlösser und Parks Arbeiten geliefert hatten, bekamen ihre Rechnungen nicht bezahlt, aber auch ihre Sachen nicht zurück. Häuser, Forsten, Güter, welche König Jérôme gekauft, behielt der Kurfürst, und diejenigen, die von ihm verkauft worden, nahm er ohne Weiteres wieder an sich. So machte der Kurfürst von Hessen Weltgeschichte.

Bei dem alten Jobst Hermann aber kam er damit an den Rechten. Obwohl damals schon ein gelähmter Mann, der sich nur noch mühsam in seinen Wagen heben und herumfahren lassen konnte, floß doch das Blut des ältesten Rittergeschlechts der Grafschaft unverfälscht in seinen Adern. Einer seiner Ahnen war mit Adolf IV., Grafen von Schaumburg, unter des Barbarossa's Fahnen nach Palästina gegangen, und daher stammten die drei Nägel in seinem

Wappen und die Dornenkrone über seinem Helm. Auch hatte Jobst Hermann der hessischen Regierung immer viel zu schaffen gemacht. Die Grafschaft war jener Zeit dem Kurfürstenthum noch nicht eigentlich incorporirt, sondern es bestand Personalunion mit einem eigenen Landtage. Auf diesem hatte Jobst Hermann jedesmal tapfer Opposition gemacht, wenn — und es geschah nicht selten — die Herren von Cassel zu tief in den Seckel der Grafschaft greifen wollten, und die Grafschaft war stolz auf ihren ritterschaftlichen Deputirten. „Macht ohne rechtliche Basis," hatte er ausgerufen, „entbehrt der heiligen Achtung und ist dem Spiele des Glückes wie des Zufalls unterworfen. Ich werde erwarten, welche Gewaltschritte von Seiten des Gouvernements vorgenommen werden mögen!" Das war ein adliges Wort und that seine Wirkung, und ebenso wie bei diesen öffentlichen Angelegenheiten hatte Jobst Hermann in seiner eigenen gesprochen und gehandelt. Er sagte, daß er es mit dem Kurfürsten von Hessen wohl noch aufnehmen könne; und eher sollte die ganze Herrschaft und Baronie Hohenhorst darauf gehen, bevor er auch nur so viel als einen Fußbreit Erde von Heidebrink abtrete. Jérôme oder nicht Jérôme — derjenige sei der Räuber, der ihm sein Vorwerk nehmen wolle, welches er für ein schweres Stück Geld gekauft, sieben Jahre lang bewirthschaftet und durch mannigfachen Aufwand auf mehr als den doppelten Werth gebracht hatte. Von den Gerichten an den Bundestag und von dem Bundestag an die Gerichte gewiesen, hatte Jobst Hermann diesen Handel mit eiserner Festigkeit und beträchtlichen Geldopfern durch ein halbes Menschenalter fortgesetzt. Ein Kurfürst und ein Rechtsanwalt waren ihm darüber hingestorben; aber Jobst Hermann fürchtete sich vor Wilhelm II. nicht mehr als vor Wilhelm I., und in Balthasar Thilenius fand er den Mann, den er brauchte. Dieser gedachte des Wortes, welches ihm einst sein Vetter, der Professor, auf dem Streitanger an der Weser gesagt, und demgemäß verfuhr er.

Als er nach Cassel kam, war die Hauptstadt in Bewegung. Hessen hatte keine guten Tage gehabt. Das Land war verarmt, das Volk niedergebeugt.

Was überall in der großen Welt sich begeben, das wiederholte sich in dieser kleinen; der hohen Begeisterung, mit welcher ein gewaltiger Nationalkrieg freudig begonnen und siegreich beendet worden, war die Hoffnungslosigkeit gefolgt, und die Rückkehr zur Ordnung bedeutete vielmehr Rückkehr zum Absolutismus. Und doch war seine Zeit vorüber; der Strom des erwachten Lebens und Freiheitsgefühls war wohl noch einmal durch Gewalt zu hemmen, doch er wühlte weiter unter der Erde.

Welch' ein Anblick für den jungen Mann aus der kleinen Landstadt! Ein Küpermeister, Namens Herbold, hatte die Zünfte versammelt. Ein Aufruhr wälzte sich durch die Straßen. Die Häuser der Bäcker wurden gestürmt, die Fenster zerschlagen, die Thüren zerbrochen, die Läden geplündert. Die Nacht kam, Fackeln beleuchteten die schauerliche Scene, Tumult und Schrecken wuchsen. Da tritt ein Mann auf, Einer gegen Tausende, wirft er sich furchtlos dem wilden Haufen entgegen und bringt ihn durch die Macht seiner Persönlichkeit zum Stillstand. Das Werk der Zerstörung ruht; Cassel, das Schloß der Kurfürsten ist gerettet, und als seine Stimme sich über dem Brausen

Gehör verschafft, gelobt er den von seinem Wort Gebannten, ihre Sache, die Sache des Volkes, zu der seinen zu machen. Es war Cassel's erster Bürgermeister; und hier zuerst sah Thilenius den edlen Mann in der Fülle seiner Kraft, der zehn Jahre später in der Fremde starb, sein letzter, schmerzerfüllter Ausruf: „Ich hinterlasse meinen Kindern nichts, nicht einmal ein Vaterland!"

Diesen Mann sah Thilenius erst vierzehn Tage nach jener fürchterlichen Nacht wieder. Es war ein sonniger Septembermorgen. Es war ein Tag, an welchem Männer vor Freude weinten und solche, die sich zuvor wenig gekannt, einander umarmten auf Cassel's Straßen. Schomburg hatte vor dem Kurfürsten gestanden, furchtlos wie damals vor der rebellirenden Menge, der er sein Wort gehalten. „Um Liebe flehen wir für unsere Liebe, nur um Vertrauen für unser Vertrauen." . . . . Unabsehbar, Kopf an Kopf, drängt sich die Bevölkerung vor dem Palais, ängstlich harrend, gespannt hinaufschauend, bis ein Fenster sich öffnet, hinter welchem Cassels Masaniello, der Küpermeister, sichtbar wird. Er winkt mit dem weißen Taschentuch; es ist das verabredete Zeichen. Der Kurfürst hat sein Volk erhört — tausendstimmig schallt es herauf: „Heil Kurfürst Wilhelm Dir!" — und die Jubelkunde: „Wir werden eine Ständeversammlung, wir werden eine Verfassung haben!" geht von Cassel's Friedrichsplatz weit über das Land hinaus, südwärts bis an den Main, nordwärts bis an die Weser. Dankadressen treffen ein, Deputationen erscheinen, und die Feuer, welche zum letzten Mal gebrannt am 18. October 1816, lodern noch einmal empor auf Hessens Bergen.

Der Eindruck auf Thilenius war tief, unverwischbar; er gab seinem künftigen Leben die Richtung. Jetzt erst ward, was er im Rotteck gelesen, eine Wirklichkeit für ihn. Er erkannte den Zusammenhang der Begebenheiten. In Paris fallen die ersten Schüsse, die Kanonen donnern in Brüssel, und zu Braunschweig geht das herzogliche Schloß in Flammen auf. Ist es denn wahr, daß die Völker fortan frei sein werden und daß wir in Hessen eine Verfassung haben?

Die Augen des alten Mannes feuchteten sich; er lebte noch einmal, was doch so weit, so weit hinter ihm lag. Er sah Sylvester Jordan wieder, seinen Lehrer. Er sah noch einmal die Freunde der alten Zeit, seine Kampfgenossen. Sie gingen wie Schatten an ihm vorüber. Denn die meisten von ihnen waren todt — Einige gestorben im Exil, Andere still und vergessen in den kleinen Städten, und nur Wenige, Wenige lebten noch, um das Ende zu schauen.

Er riß sich mühsam los von diesen Betrachtungen, als ob es noch einmal gelte, über so vielen denkwürdigen Ereignissen die Sache seines Clienten, des alten Barons Jobst Hermann, nicht zu vergessen. Er vergaß sie nicht. Er führte sie gut und sicher. Die momentane Stimmung begünstigte sein Vorhaben. Die Regierung bequemte sich zu einem Vergleich, durch welchen das Gut und Vorwerk Heidebrink dem Hause Hohenhorst für alle Zeiten gewährt ward.

Dies war der erste Proceß, welchen Balthasar Thilenius gewonnen: er war gegen den Kurfürsten geführt worden, und der Kurfürst hatte nachgeben müssen. Dies war es, was dem alten Herrn Jobst Hermann die größte

Freude machte; fast mehr noch als der erstrittene Besitz. „Das soll Dir nicht vergessen werden, Balthasar," sprach er den jungen Advocaten an, den er von Kindesbeinen an hatte aufwachsen sehen und daher „Du" nannte. „Hörst Du's, Junker", wandte er sich an seinen Sohn und Stammhalter, der eigentlich Liborius hieß, jedoch Börries genannt ward, etwas jünger als Balthasar, aber doch schon ein ausgewachsener junger Herr und sogar verheirathet war, obgleich sein Alter ihn immer noch als „Junker" tractirte. Denn er war etwas mürrisch und von langsamer Fassungsgabe. „Hörst Du, Junker, das soll dem Balthasar nicht vergessen werden, so lange noch ein Stein auf dem anderen steht zu Hohenhorst!" Worauf der mürrische junge Herr, mit beiden Händen in den Hosentaschen, wie ein rechter Bauer, sich ein paarmal auf den Zehen hob und dann sagte: „Gut!" Denn er war kein Freund vieler Worte und liebte besonders die einsilbigen.

In die kleineren Verhältnisse von Ehringhausen zurückgekehrt, fragte sich Thilenius, ob das der geeignete Schauplatz sei für die erweiterte Thätigkeit, wie sie nunmehr ihm vorschwebte? Doch war er darüber keinen Augenblick im Zweifel. Er liebte seine Heimath innig. Schon in Cassel, in der vollen Erregung der ersten Stunde, war es über ihn wie Heimweh gekommen nach der kleinen Stadt, nach seinem Hause, seiner Gattin, seinen zwei Knaben. Hier erst, wo sie nicht um ihn waren, hatte er empfunden, wie sehr sein Herz an ihnen hing. Sie fehlten ihm, und das Geschäft ersetzte sie nicht. Als er die Berge wieder sah, zwischen denen Ehringhausen liegt, begrüßte er sie mit dem schönen Vers des Euripides, der ihm aus den Schultagen in Erinnerung geblieben war: „Glücklich ist der Mann, der seine Heimath nicht verläßt", und er beschloß, sein Leben dem Wohle seiner Mitbürger zu widmen. Er wollte nicht mehr das Recht der Einzelnen, sondern das Recht Aller vertreten, und schmückte die Zukunft mit den Frühlingsträumen der Jugend, der Freiheit und des Glücks.

Aus der ersten Wahl, welche nach der neuen Gemeindeordnung vorgenommen ward, ging Balthasar Thilenius als Bürgermeister von Ehringhausen hervor, und bald darauf sandten die vier Städte der Grafschaft ihn als ihren Deputirten nach Cassel.

Achtunddreißig Jahre waren seitdem vergangen. Aber immerfort, immerfort wandelten die Begebenheiten durch das nächtliche Schweigen, einem ziehenden Wasser gleich, fast hörbar und vermischt mit jenem geisterhaften Rauschen: wir meinen, es sei das Rauschen der Zeit; aber es ist von innen, die Wallung des erregten Blutes.

Thilenius erhob sich aus seinem Sessel. Er war trotz seiner neunundsechzig Jahre noch immer ein starker Mann. Er war hochgewachsen und breitschulterig. Sein Gesicht zeigte die Spuren der Arbeit, aber nicht der Jahre; des Kummers, aber nicht der Unterwerfung.

„Sie sind todt," rief er, „gestorben in der Wüste, bevor sie Kanaan erreicht!"

Und er lebte noch! Es gab kein Kurhessen mehr. Der Kurfürst war jetzt selbst in der Verbannung, aus welcher kein Weg zurückführte. Lange, lange schon war der alte Jobst Hermann zu seinen Vätern versammelt worden,

sein Sohn Liborius, genannt Börries, war ihm vor Jahren gefolgt, und sein Enkel Ernst, der letzte Hohenhorst, war bei dem Kurfürsten in Böhmen.

Der Sommermorgen begann zu dämmern.

„Es bleibt mir nichts übrig, als zu verkaufen," sagte der Bürgermeister, mit großen Schritten das Zimmer durchmessend, ehe er noch einmal zu seinen Acten zurückkehrte.

„Hier saß sie mir gegenüber," sprach er leise, — hier!" Und er gedachte der treuen Gefährtin, die lange dahin, der beiden Knaben, von denen einer jetzt verschollen war in der weiten Welt und die Leiche des anderen unten lag, in diesem Hause — mit dem Brandmal der Schande.

Jetzt bedeckte der alte Mann sein Gesicht mit beiden Händen, als ob er nicht weiter denken wolle.

Der Wächter kam nicht mehr. Die Runde der Nacht war vollendet. Ueber dem Deistergebirge färbte sich der östliche Himmel mit Violett und Purpur. Der Ehringhäuser Berg gegenüber begann zu glühen, die Sonne ging auf. Der Bürgermeister schloß das Fenster und verlöschte die Lampe, deren mattes Licht noch mit dem Morgenschimmer kämpfte. Dann trug er seine Acten in das Repositorium und begab sich zur Ruhe.

II. Der Rehbruchsmüller.

Die Anzeige des Bürgermeisters, daß er sein Amt niederzulegen wünsche, war bei dem Gemeinderath der Stadt Ehringhausen eingegangen und hatte diesen in große Bestürzung versetzt. Sogleich ward, wie bei jeder wichtigeren Angelegenheit geschehen mußte, der Gemeindeausschuß berufen, und beide Körperschaften zusammen tagten in der oberen Stube des Rathskellers. Eine Deputation begab sich in das Haus des Bürgermeisters, um diesen im Namen der Stadt einmüthig zu bitten, daß er seinen Entschluß zurücknehme. Der Bürgermeister dankte den erschienenen Männern, drückte jedem von ihnen warm und herzlich die Hand, sagte jedoch, daß es bei der einmal ausgesprochenen Absicht sein Bewenden haben müsse.

Zugleich vernahm man von der Straße herauf eine Klingel, deren schriller Ton, nach regelmäßig eintretenden Pausen und in ganz bestimmtem Tacte sich wiederholend, immer näher kam, bis er das Haus des Bürgermeisters erreichte. Der Mann, der die Schelle so kräftig und kunstgerecht handhabte, war der Gemeindediener Harmening und zugleich das Polizeiorgan der Stadt. Wenn er in der letzteren Eigenschaft auftrat, so hatte er einen Säbel umgeschnallt, während er bei Ausübung der ersteren, friedlicheren Function meistens mit einer Klingel kam. Für jede dieser beiden Gelegenheiten hatte Harmening auch ein verschiedenes Gesicht; roth und tapfer war es immer, denn Harmening war ein alter Kriegsknecht gewesen, Tambour seines Zeichens, und trank. Aber wenn er in Polizeisachen thätig war, so wußte er sich durch irgend ein Manöver mit seinem Rock und seiner Dienstmütze, die er alsdann schief setzte, solch ein furchtbares Aussehen zu geben, daß nicht leicht Jemand mit ihm anbinden mochte; jedoch in Civilsachen und namentlich als Ausrufer befleißigte sich

Harmening eines bürgerlich gesetzten, sittigen, Zutrauen erweckenden Aeußern und vervollständigte den Eindruck durch eine Brille, welche Fensterglas hatte. Denn die Augen dieses alten Gauners ließen sonst nichts zu wünschen übrig; sie hatten nur den einen Fehler, daß sie Geschriebenes nicht recht lesen konnten. Wenn er nun im Gefühl seiner Würde daher schritt und zu klingeln begann, mit derjenigen Bravour, mit welcher er einst seine Trommel geschlagen, so lauschten die Bewohner von Ehringhausen. Leute, die vorüber gingen, blieben stehen, um ihn zu hören, Andere traten vor die Thür, und die Fenster wurden aufgethan. Was in den großen Städten das Intelligenzblatt oder die Localnachrichten und Anzeigen der Zeitung sind, das ist in diesen kleineren der Ausrufer und seine Klingel. Sie tragen die Neuigkeiten des Tages herum und geben dem Stadtgespräch seine Nahrung. „Es wird hierdurch bekannt gemacht!" rief Harmening, rückte seine Brille zurecht und brachte sein Papier in die gehörige Distanz. Was ihm indessen nicht viel half. Denn sein Auge wurde durch keines dieser Mittel im Punkte des Geschriebenen besser. Er fing wieder an: „Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß der Bürgermeister von Ehringhausen, Herr Wilfried Balthasar Thilenius . . . ." Die Spannung, welche das Erscheinen Harmening's auf der Straße jedesmal hervorbrachte, steigerte sich beträchtlich, als dieser Name genannt ward; und man erfuhr nun in Ehringhausen, daß der Herr Bürgermeister gesonnen, sein Haus an den Meistbietenden aus freier Hand zu verkaufen. An dem und dem Tage sollte Termin anstehen, die Verkaufsbedingungen seien von heute ab im Rathskeller einzusehen, und mit dem Zuschlag sei Herr Baumeister Kilian beauftragt, welcher auf Befragen auch jede weitere Auskunft geben werde.

Die Nachricht, daß der Herr Bürgermeister abdanke, hatte sich schon früher am Morgen verbreitet; diese jedoch, daß er auch sein Haus verkaufen wolle, wirkte geradezu niederschmetternd.

Kaum hatte Harmening seine Mittheilung beendet und war mit seiner Klingel, seinem Publicandum und seiner Brille weiter gegangen, so klopfte es bescheidentlich an des Herrn Bürgermeisters Zimmer, und herein trat ein bescheidenes Männlein in einem langen, hechtgrauen altmodischen Rock, mit einem dicken, dunkelblauen, altmodischen Regenschirm unter dem einen und einer Kappe, die ganz voll Mehlstaub war, unter dem anderen Arm. Als er in der Thüre stand, machte er zunächst eine sehr tiefe Verbeugung; denn dieser bescheidene Mann war auch äußerst höflich, und um seine dünnen Lippen spielte beständig ein Lächeln. Schön war er nicht; seine Nase war ebenso lang, als sein Mund breit war. Aber ein Zug von Gemüthlichkeit und Güte gab seinem Gesichte dennoch einen gewinnenden Ausdruck.

„K'horschamer Diener, Herr Borgemester," sagte dieser Mann, immer noch in der Thüre, von der er sich unter keinen Umständen entfernen zu wollen schien. So gebot es ihm nämlich seine Höflichkeit.

Aber als der Bürgermeister seiner ansichtig ward, eilte er ihm mit offenen Armen entgegen.

„Guten Morgen," rief er, „mein lieber, guter, alter Freund — seien Sie mir herzlich willkommen."

Aber der also willkommen Geheißene wollte noch immer nicht herein kommen.

„De Wege sind en beeten dreckerig, mit Verlaub tau seggen, Herr Borgemester, und es wollte mich fast bedünken . . .“ Und dabei betrachtete er mit einer Art von Rührung seine Stiefel, welche die Spuren eines weiten Marsches an sich trugen.

„Was liegt daran!“ sagte der Bürgermeister; „wir beide sind doch schon lange genug mit einander durch Dick und durch Dünn gegangen.“

„Dat soll woll sin, Herr Borgemester,“ sagte der höfliche Mann, und das Lächeln um seinen Mund ward noch breiter; „na, wenn Sie's denn einmal nich anners hewwen willt —“ Und mit diesen Worten stellte er seinen dunkelblauen Regenschirm vorsichtig an einen Stuhl, legte behutsam seine Kappe daneben, besah noch einmal seine Stiefel und reichte dann dem Bürgermeister seine große, harte Hand.

Dieser Mann war der Rehbruchsmüller oder, wie er mit seinem richtigen und vollen Namen hieß, der Mühlenbeständer Müller von der Rehbruchsmühle.

Genannte Mühle lag an einem hübschen Teich und ganz von Bäumen, Gärten und Wiesen umgeben etwa zwei bis drei Stunden hinter dem Ehringhäuser Berg. Es war ein werthvolles Besitzthum und der Rehbruchsmüller ein vermögender Mann. Er war nicht verheirathet und mochte jetzt ein mittlerer Sechziger sein; ein Mann von Bildung, der regelmäßig seine Zeitung las und über nichts lieber sprach als über Politik. Er besaß das Vertrauen der Bauern in hohem Grade und war mehrfach in der alten hessischen Zeit als bäuerlicher Vertreter der Grafschaft Schaumburg in den Landtag gewählt worden. Seit er in Cassel gewesen, war es sein Bestreben, hochdeutsch zu sprechen; aber von Jugend auf an nichts als Plattdeutsch gewöhnt, vermischte er unaufhörlich das Eine mit dem Anderen, besonders wenn er mit Standespersonen zu thun hatte.

„Nehmen Sie Platz, mein lieber Müller,“ sagte der Bürgermeister und schob seinem Gast einen bequemen Stuhl hin, auf welchem dieser es sich so unbequem wie möglich machte. Denn der Rehbruchsmüller war auch ein äußerst ceremonieller Mann, der sich immer erst lange bitten und nöthigen ließ, bevor er zugriff; eingedenk der goldenen Regel, daß man sich nie mehr Ehre nehmen soll, als Einem gegeben wird. Weswegen er sich auch nur auf die Kante des Stuhles setzte.

Jedoch der Bürgermeister drang in ihn. „Sie fallen ja bald vom Stuhle herunter,“ sagte er. Worauf der Müller mit dem ganzen Gesichte lächelte, so lang und so breit es war. Er fühlte sich überaus geschmeichelt durch die Bemerkung des Bürgermeisters. „Sau slimm will et just nich wesen,“ sagte er, indem er endlich nachgab; „und es wollte mich fast bedünken, als ob Sei tau vel Umstänne mit mi maken dähten.“

Aber es war nicht das allein, was den höflichen Mann heute fast noch höflicher erscheinen ließ, als er unter gewöhnlichen Verhältnissen schon war. Offenbar hatte er etwas auf dem Herzen, was nicht herunter, und auf den Lippen, was nicht heraus wollte. Jedesmal, wenn er die Klingel des Ausrufers

hörte, die jetzt nur noch schwach aus der Ferne klang, bewegten sich seine Mundwinkel, wie wenn eine geheime Verbindung zwischen beiden bestünde. Diese Klingel erinnerte ihn an die des Präsidenten im hessischen Ständesaale zu Cassel an dem Tag, an welchem er, der Rehbruchsmüller, seine Rede gehalten — seine einzige und sein Stolz. Er hatte sich sonst einen guten Namen gemacht durch seine Schweigsamkeit, und er würde auch diesmal lieber „Ja" gesagt und geschwiegen haben. Es war seiner Natur mehr angemessen. Aber es handelte sich um eine Sache von großer Wichtigkeit für seine ländlichen Wähler, und ihr Vertreter mußte sprechen. Und er sprach: „Meine Herren Landstände . . ." Doch als er so weit gekommen war, konnte er nicht weiter. Er konnte sich, mochte er thun, was er wollte, nicht auf den Anfang besinnen. Er fing noch einmal an: „Meine Herren Landstände . . ." Mehr fiel ihm nicht ein, und er sagte zuletzt nichts weiter als: „Auf dem Ende beruht's. Das Wort ist gesprochen." Das waren nämlich die Schlußsätze seiner Rede, auf die er sich, wie jeder ordentliche Volksvertreter soll, gewissenhaft vorbereitet hatte. Sie hatten indessen einen unerwarteten Erfolg. Die Herren Landstände, welche sich auf eine lange Rede gefaßt gemacht hatten, waren froh, mit einer so kurzen davon zu kommen, riefen laut „Bravo!" und stimmten Alle für das Gesetz. Sein Triumph war vollständig. Die Bauern bereiteten ihm, als er in die Grafschaft heimkehrte, einen festlichen Empfang, und er entschädigte sich, indem er ihnen die ganze Rede vortrug, die er in Cassel nicht gehalten, Anfang und Alles. Er wußte sie noch heute auswendig, und nicht viel fehlte, so hätte er sie jetzt dem Bürgermeister noch einmal gehalten. Aber er begnügte sich, heute wie damals zu sagen: „Auf dem Ende beruht's, Herr Borgemester; das Wort ist gesprochen."

Diese beiden Schlußsätze seiner berühmten Rede hatten sich seiner Seele so tief eingeprägt, daß er sie gern bei den bedeutenderen Anlässen seines Lebens wiederholte.

„Ja," sagte der Bürgermeister, dem wackeren Manne die Hand drückend, „ich weiß es, Sie halten treu zu der Vergangenheit und Ihren Freunden."

„Der Treue Ruhm
Ist meiner Hessen Eigenthum!"

erwiderte der Rehbruchsmüller, dem nun auf einmal die Zunge wie gelöst schien, indem er den Vers citirte, welcher einst, vor vielen, vielen Jahren, bei der Illumination zur ersten Verfassungsfeier an dem kurfürstlichen Palais in Cassel gestrahlt hatte.

„Das waren bessere Tage," sagte der Bürgermeister.

„Als wi noch tausamen im Ständehause zu Cassel waren," fuhr der Rehbruchsmüller fort.

„Und ich meine," sagte der Bürgermeister, „daß es auch bei uns zu Lande, hier in Ehringhausen und in der Nachbarschaft, ganz anders herging . . ."

„Als de ole Baron Jobst Hermann noch lebte," fiel der Rehbruchsmüller ein. „Dat was en putzigen Kerel, groww was hei as Bohnenstroh, awer ehrlich."

Nun sprudelten die beiden Alten von Reminiscenzen über, und Einer that es immer dem Anderen zuvor.

„Wissen Sie noch, lieber Müller?“ sagte der Bürgermeister.

„Ih,“ versetzte Müller, „wie schall eck dat vergeten hebben? Dat was dunntaumolen, nah miner Rede. Da hett de Herr Baron mi ok sehen wolln, und ich besuchte ihn auf sinem Schloß in Hohenhorst.

„‚Guten Tag, Herr Landstand,‘ sagte er, ‚dat hewwt Se brav maket. Nu möt Ji äwer ok en Sluck Win drinken — eck kann nich middrinken, denn Se seiht woll, eck hewwe de Gicht. Aber Sei schallt en guden Sluck Win hewwen. Schorse!‘ röpt hei nah sinen Lakai, ‚en Glas Win, vom besten, für den Herrn Landstand Müller.‘ De Lakai holt de Buddel und gießt mi in. Eck segge: ‚Ihre Gesundheit, Herr Baron,‘ un drinke. Doch et will mi nich recht in der Kehle herunner. Wi sprekt wider, un de Herr Baron seggt: ‚Wat makt Sei denn för en Gesichte, Herr Landstand, so drinket Se doch!‘ Und eck sette noch en Mol an un drinke ok wirklich dat Glas ut, un nu will de Herr Baron mi mit Gewalt noch eins inschenken laten. Eck danke, doch hei seggt: ‚Nicht tau bescheiden, Herr Landstand, drinket Se man. De Win is gut!‘ Un eck sette wedder an, doch nu ging et nich mehr, Herr Borgemester, et ging nich mehr. ‚Na,‘ fragt der Herr Baron, ‚schmeckt Sei denn de Win nich, Herr Landstand?‘ Eck warte noch so ene Wile, denn aber kann eck nich anners un segge: ‚Herr Baron,‘ segg eck, ‚es wollte mich fast bedünken, als ob dieser köstliche Wein ein wenig säuerlich wäre.‘ ‚Gewt Se mal her,‘ seggt de Herr Baron und probirt von meinem Glase, spuckt aber glik — mit Respect zu melden — Allens wedder ut. ‚Gott verdamm' mich,‘ röppt hei denn, ‚der Kerl hat Essig gesoffen.‘ Un so was et denn ok. De Lakai harre sich vergrepen, he harre nämlich de Essigbuddel statt de Winbuddel gebracht!“

Der Bürgermeister lachte laut auf. Es that seinem gepreßten Herzen wohl, einmal wieder lachen zu können.

Der Rehbruchsmüller aber war durch seine Erzählung und den Beifall, den sie beim Bürgermeister gefunden, in eine so gehobene Stimmung versetzt worden, daß er die Stubenthür öffnete und hinaus rief: „Hupen, kommt Se mal 'rin!“

Die Hupen war eine propre Wittfrau, zwischen vierzig und fünfzig Jahren, heimathberechtigt in Ehringhausen, hieß mit ihrem bürgerlichen Namen Frau Hupe und war Wirthschafterin bei dem Rehbruchsmüller. Sie war eine rechtschaffene Person, sehr freundlich, sehr reinlich und befleißigte sich, nach dem leuchtenden Vorbild und Beispiel ihres Brotherrn, einer gebildeten Sprache. Sie trug stets eine weiße Schürze und, wenn sie ausging, einen Korb unter dem Arm. Ihr Mann, der, doppelt so alt als sie, längst gestorben war, hatte ihr nichts hinterlassen als ein kleines, baufälliges Haus, das die Unterhaltungskosten nicht werth war, und einen Sohn, den alle Welt in Ehringhausen Hampeter nannte, wiewohl er Otto hieß. Dieser Sohn war die Freude des mütterlichen Herzens. Er war Bäckergeselle, conditionirte gegenwärtig in Hannover, und liebliche Bilder gaukelten vor den Augen der Frau Hupe, wenn sie sich ausmalte, wie er demnächst heimkehren, sich verheirathen, das kleine Haus wieder in Stand setzen und Brot darin backen werde nach der Hannöverschen Mode.

Sie saß draußen auf dem Gange, sittsam und bescheiden, neben einem runden Tisch, auf welchem ihr Korb stand. Sie pflegte den Rehbruchsmüller nur zu begleiten, wenn Markt in Ehringhausen war oder sonst Einkäufe gemacht werden sollten. Dann gingen sie den ganzen Weg schweigsam, er immer voran, sie immer hinterdrein, wie sich das für zwei so ehrbare Personen ziemt.

Als der Rehbruchsmüller die Thüre geöffnet, erhob sie sich sogleich unter mannigfachen Knixen und strich die weiße Schürze glatt. „Kommt Se, Hupen," wiederholte der Rehbruchsmüller in einem gütigen Ton, um der schamhaften Wittfrau das Erscheinen vor solch einem Herrn wie dem Bürgermeister zu erleichtern, „un laten Se ja den Korw nich stahn."

In diesem Korbe befanden sich gewöhnlich die kleinen Liebesgaben, wie Butter, Eier, manchmal auch ein Käse, welche der Rehbruchsmüller seinen Freunden in der Stadt mitbrachte. Heute jedoch mochte wohl etwas Anderes darin sein; denn er schien sehr schwer, und die Dame Hupe schleppte gehörig daran, was indessen der Anmuth ihrer Bewegungen keinen Eintrag that. Sie knixte vielmehr vor dem Herrn Bürgermeister nach allen Regeln der Kunst und setzte dann ihre Last auf einen Stuhl, indem sie sich entschuldigte, daß sie so frei gewesen.

Der Bürgermeister, der die treffliche Frau sehr wohl kannte, erkundigte sich nach ihrem Befinden und, als hierauf eine befriedigende Antwort erfolgte, nach dem Wohlergehen und Fortkommen ihres Sohnes. Jetzt wurde Frau Hupe sehr gerührt und holte, nachdem sie vielmals um Entschuldigung gebeten, aus einer Seitentasche ihrer weißen Schürze eine Photographie heraus, welche sie dem Herrn Bürgermeister präsentirte. „Das ist mein Sohn, wenn ich so frei sein darf," sagte sie. Es war in der That ihr Sohn, ein stämmiger Bursche, mit Backenbart, Sonntagsrock und dickem Ring am Finger. Aber er war nicht allein. Er hatte den einen Arm auf die Schulter eines Frauenzimmers in seidenem Kleid gelegt, welche auf ihrem Schoß einen strammen Jungen von zwei oder drei Jahren hielt.

„Das ist wohl die Frau Gemahlin Ihres Herrn Sohnes?" fragte der Bürgermeister, das Bild einer glücklichen Familie musternd.

„Bitte sehr zu entschuldigen, Herr Bürgermeister, daß ich so frei bin, es ist sein Fräulein Braut!"

„Ach so," sagte der Bürgermeister, während Frau Hupe mit einem ganz leisen Anflug von Stolz diese Pfänder einer verheißungsvollen Zukunft wieder in ihrer Seitentasche verbarg.

„Nu könnt Se man wedder 'rutgahn, Hupen," sagte der Rehbruchsmüller, „bet eck min Geschäft mit dem Herrn Borgemester afemacht hewwe."

Worauf die Dame sich empfahl und ihren Platz draußen auf dem Gange vor der Thür wieder einnahm.

„Herr Borgemester," begann der Rehbruchsmüller, nachdem Jene gegangen, „eck weit Allens. Sei brukt vör mi kein Geheimniß tau maken. Se hewwt Ihre Stelle neerlegt un willt Ihr Hus verköpen. För mi awerst bliewt Sie jümmer de Borgemester von Ehringhusen, un dat Hus schallt Se nich verköpen.

Dat dörft Se nich. Et is dat Hus Jhrer Vorfahren west, un et mot ok dat Hus Jhres Enkels bliwen."

Der Bürgermeister war äußerst betroffen. Auf diese Wendung des Gesprächs war er nicht gefaßt. Er konnte gar kein Wort finden, um dem Rehbruchsmüller zu erwidern. Aber es war auch nicht nöthig. Denn Dieser war jetzt im besten Zuge. Jede Schüchternheit war von ihm gewichen und er redete, wie er damals in der Kammer nicht geredet, — fließend, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen oder zu stocken.

„Eck weit, wat Se mi seggen willt," fuhr er fort; „Se willt mi seggen: ‚ich bin gezwungen, das Haus zu verkaufen, um die Schulden meines verstorbenen Sohnes zu bezahlen.' Aber, min lewe Herr Borgemester, bin eck denn nich mehr da, — ich, der alte Müller von der Rehbruchsmühle?"

Und nun hob er den schweren Korb mit beiden Armen von dem Stuhl, stellte ihn auf den Tisch, öffnete den Deckel und nahm etwas heraus von unbestimmter Form und in ein baumwollenes, rothes Taschentuch gewickelt. Er knüpfte das Taschentuch auf, und nun kollerten lauter kleine Rollen über den Tisch. „Tein, twintig, drüttig," zählte der Rehbruchsmüller, indem er eine Rolle neben der anderen hinlegte, bis zu hundert. Alsdann nahm er ein zweites Taschentuch heraus, diesmal von gelber Farbe, welchem noch verschiedene andere folgten, ein dunkelbraunes, ein lilafarbenes u. s. w., bis der ganze Tisch voller Rollen lag und die Zahl Tausend erreicht war.

„Et sind dusend Pistolen," sagte der Rehbruchsmüller, mit seinem eigenen, blau gewürfelten Taschentuch sich den Schweiß von der Stirne wischend; „eck harr vandage mit dat Geld eine Hypothek afflösen wullt; as eck awer in'n Ort kam un den Ausrufer hörte, da heww' eck mi seggt: der Herr Borgemester geht vor!"

Sprachlos stand der Bürgermeister dem Rehbruchsmüller gegenüber. „Um Gotteswillen," rief er, „was soll das bedeuten?"

„Nix anners, Herr Borgemester, as dat eck Jhnen das Geld vorschieße; Sei könnt et mi taurüggezahlen, wenn Sei willt."

„Aber ich werde Jhnen das Geld nie zurückzahlen können, und darum kann ich es auch nicht annehmen."

Das hatte der Andere nicht erwartet; denn wenn der Bürgermeister einmal gesagt hatte „Nein", so war es „Nein". Das wußte der Rehbruchsmüller. Aber nun war auch alle Höflichkeit dieses sonst so musterhaften Mannes wie weggeblasen. Er fühlte sich sehr beleidigt. „Jh," rief er, „Sei willt mi doch dat nich andauhn?"

„Lieber Müller," sagte der Bürgermeister sehr ernst, „ich bin tief ergriffen von diesem Zeichen echter und wahrer Freundschaft. Aber es sind die sauren Ersparnisse eines langen und mühevollen Lebens, die Sie mir anbieten, — das Capital, mit dem Sie sich selber von einer Schuld frei machen wollten, und ich würde mich erniedrigen, wenn ich Jhr edles und opferwilliges Herz in dieser Weise mißbrauchte. Packen Sie das Geld wieder ein, lieber Müller; ich kann nicht, — ich kann wirklich nicht."

Aber jetzt war der Müller tief gekränkt. „Eck harr et mi vorher seggen solln," rief er; „Sei sind tau stolt, um dat Geld von mi tau nehmen; Sei sind der Herr Borgemester, und ich bin bloß der Müller von der Rehbruchsmühle."

Da ergriff der Bürgermeister die beiden Hände des Müllers und sagte: „Ja, ich bin stolz, einen solchen Freund zu haben — einen Mann, der nach achtunddreißig Jahren der genauesten Bekanntschaft mir einen solchen Beweis seines Vertrauens gibt. Dieser Gedanke richtet mich auf in meinem Kummer; aber ich würde den besten Theil des Trostes, der darin liegt, aufgeben, wenn ich auf Ihr nobles Anerbieten einginge. Darum noch einmal, lieber Müller — ich kann nicht!"

„Na, denn man tau," sagte der Rehbruchsmüller und öffnete die Thür. „Hupen, kommt Se mal wedder 'rin."

Die Dame Hupe, die wohl bemerkte, daß nicht Alles so gegangen, wie es hätte gehen sollen, war etwas verwirrt. Ihr Herr packte die Rollen in die Schnupftücher und diese wieder in den Korb, und Frau Hupe entfernte sich, mit dem Korb unter dem Arm, ohne sich auch nur einmal entschuldigt zu haben, daß sie so frei sei.

„Sei willt et nich anners, Herr Borgemester," sagte der Rehbruchsmüller, „un so bliwwt mi denn ok kein annerer Weg öwer." Worauf er, gleichfalls höchst unceremoniell, von dannen ging.

Der Bürgermeister war allein. Erschöpft, wie von einer heftigen Anstrengung, sank er in seinen Sessel und stützte den Kopf in die Hand. Er mochte eine Stunde, er mochte zwei Stunden so gesessen haben; er wußte es nicht. Da that sich abermals die Thür auf, und abermals trat der Rehbruchsmüller ein; diesmal aber in Begleitung von Kilian's Fritz, dem Baumeister. Dame Hupe, die wieder mitgekommen, blieb draußen; aber jetzt war ihr Korb leicht, und ihr Gemüth war es auch.

„Hier stelle ich Ihnen den Käufer Ihres Hauses vor, Herr Bürgermeister," sagte Fritz, indem er auf den Rehbruchsmüller hinwies.

„Was haben Sie gethan, Müller?" rief der Bürgermeister.

„Na," gab der Müller zur Antwort, „wenn Sei denn tau stolt wieren, min Geld zu nehmen, so wiert Sei doch nich tau stolt sin, min Miethsmann zu werden."

Der Bürgermeister war besiegt; die Rinde schmolz von seinem Herzen, und er konnte nicht anders, — er sank an die Brust des treuen Freundes. Frau Hupe indessen hatte das Familienbild wieder aus ihrer Tasche gezogen und vergoß Thränen der Seligkeit in dem Gedanken, daß es auf Erden noch immer solche Dinge gebe, wie treue Freundschaft und treue Liebe.

Der Rehbruchsmüller aber sagte: „Dat was en schwier Stück Arbeit, Herr Borgemester, und es wollte mich fast bedünken, as ob eck et zum zweiten Male nich fertig brächte. Doch, wie eck mi dunntaumolen in der Ständekammer utedrückt hebbe: Auf dem Ende beruht's. Das Wort ist gesprochen."

Und damit schüttelte er dem Bürgermeister treuherzig die Hand.

Die Lebensanschauung Theodor Storm's[1]).

Von

Otto Frommel (Karlsruhe).

Um Storm's religiöse Stellung recht beurtheilen zu können, ist an seine Beziehungen zur Romantik zu erinnern. In Mörike und Eichendorff trat ihm der Geist der Romantik zum ersten Mal entgegen. Namentlich zu Moerike zog ihn Wahlverwandtschaft. „Die Töne klingen bei Storm fort, wenn Jener süßer Wehmuth unersättigt holde Gespenster der Vergangenheit, die kommen, um lächelnd zu verwirren und halbvergessene Dinge zu sprechen, verlorene Liebe und versunkenes Glück vor sich oder den von ihm erschaffenen Gestalten auftauchen läßt:

„Die Wehmuth lehnt an Deine Schulter sich
Und wiederholt in Deiner Seele Dir,
Wie lieblich Alles war, und daß es nun
Damit vorbei auf immer sei — auf immer!"

So urtheilt Storm's Biograph, Paul Schütze. Zu den ersten Veröffentlichungen Storm's gehören Gedichte, welche in dem „Liederbuch dreier Freunde" im Jahre 1843 erschienen und ganz den Geist Eichendorff's, theilweise auch Heine's athmen. Ein „Volksbuch für die Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg," an welchem Storm betheiligt war, und das ungefähr um die gleiche Zeit erschien, zeigt des Dichters Interesse für das Volksmärchen. „Die Märchenzeit," so heißt es in der Vorrede, „ist vorbei, aber die Märchen sind noch übrig; wir haben uns entschlossen, diese zu sammeln." Volkslied und Märchen gaben Storm reiche Anregung für die eigene Production. So war er, mit Schütze zu reden, „in seinen Anfängen durchaus von romantischen Stimmungen getragen". Allein, der Geist der Romantik, frei von den Absonderlichkeiten eines bestimmten literarischen Schulgeschmacks, hat ihn auch bei seinen späteren Schöpfungen nicht verlassen.

---

[1]) Dieser Aufsatz, wie der früher erschienene desselben Verfassers über Gottfried Keller, wird zusammen mit mehreren anderen ähnlichen Inhalts unter dem Titel: „Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung" von Otto Frommel, demnächst im Verlage von Gebrüder Paetel erscheinen.

Ein Aufsatz Uhland's definirt „das Romantische" in folgenden allgemein gültigen Worten: „Es ist das mystische Erscheinen unseres tiefsten Gemüthes im Bilde, das Ahnen des Unendlichen in den Anschauungen . . . . Eine Gegend ist romantisch, wo Geister wandeln . . . . Die Romantik ist nicht bloß ein phantastischer Wahn des Mittelalters, sie ist hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte immer nur dürftig aussprechen." Diese Sätze treffen zu auf Storm's Naturbetrachtung. Die weltabgeschiedene Einsamkeit des Waldes oder eines von Mondlichtgespinst überwobenen Gartens, eines zauberhaften Parks, mit stillen Wassern, von Marmorstatuen bevölkert, belebt er gerne mit Gestalten seiner eigenen Welt. Hier vernimmt er Töne, leise Seufzer, verhaltenen Athem, nächtige Stimmen, die wohl aus dem Rauschen der mondhellen Fluthen, der windbewegten Blätter an sein Ohr herüber klingen, in denen aber doch noch etwas Anderes, Geheimnißvolles klingt, etwas vom einfachen Naturlaut Unterschiedenes. Die Seele selbst lebt in dieser räthselvollen Musik, sie vernimmt sich selbst darin und doch wieder ein Fremdes. Es vollzieht sich hier die Einigung des eigenen Geistes mit dem Geist des Alls. Frage und Antwort, Ruf und Echo verschmelzen sich zu einem selig-bangen Lied mit sehnsüchtig anschwellenden Accorden und ungelösten, verschleierten Harmonieen. Hohen Genuß bietet solch ungestörtes Lauschen auf den Gesang der Nacht. „Wir gingen," so erzählt der Dichter in der Novelle „Auf dem Staatshofe", „durch die kleine Pforte in den Baumgarten hinein, zwischen die schimmernden Stämme der ungeheuren Silberpappeln, deren Laubkronen keinen Lichtstrahl durchließen. Die dürren Zweige, welche überall den Boden bedeckten, knickten unter unseren Füßen; und über uns, von dem Geräusch aufgestört, flogen die Raben von ihren Nestern und rauschten mit den Flügeln in den Blättern. Zwischen den Bäumen, welche jenseits des Wassers standen, sah man wie durch einen dunkeln Rahmen in die weite, mondhelle Landschaft hinaus, in welcher hier und da die einzelnen Gehöfte wie Nebelflecken aus der Ebene ragten. Es war so still, daß man nichts hörte als das Säuseln des Schilfs, das in den Gräben stand. ‚Sieh, Anne Lene,' sagte ich, ‚die Erde schläft; wie schön sie ist!'"

Allein der Mensch empfindet die nächtliche Natur und ihre Schönheit nicht nur als etwas der eigenen Seele Verwandtes, — auch das Gefühl unendlicher Einsamkeit und Verlassenheit mag ihn da wohl plötzlich überkommen: „In diese heimlichen Laute," heißt es an jener Stelle weiter, „drang plötzlich von der Gegend des Deiches her der gellende Ruf eines Seevogels, der hoch durch die Lüfte dahin fuhr. Da mein Ohr einmal geweckt war, so vernahm ich nun auch aus der Ferne das Branden der Wellen, die in der hellen Nacht sich draußen über wüsten, geheimnißvollen Tiefen wälzten und von der kommenden Fluth dem Strande zugeworfen wurden. Ein Gefühl der Oede und Verlorenheit überfiel mich; fast ohne es zu wissen, stieß ich Anne Lene's Namen hervor und streckte beide Arme nach ihr aus."

Mit dem Auge des Romantikers betrachtet Storm auch die Geräthe und Gegenstände des häuslichen Lebens. Er borgt gleichsam selbst, wie die alte

Marthe in der Novelle, Theilchen der eigenen Seele den Erzeugnissen menschlicher Kunstfertigkeit. Alles fängt an, sich ihm zu beleben:

Da müht sich der Lehnstuhl, die Arme zu recken,
Den Rococofuß will das Canapee strecken,
In der Kommode die Schubfächer drängen
Und wollen die rostigen Schlösser sprengen!

Leblose Dinge gewinnen in Storm's Novellen, zumal in seinen früheren, oftmals die Bedeutung von Symbolen, in denen der Dichter die Idee der Dichtung selbst versinnbildlicht. Solche Symbole sind bei Storm mehr als zufällige Beigabe. Sie werden häufig in ein Zwielicht gestellt, welches erlaubt, einen tieferen Zusammenhang zwischen ihnen und dem Schicksal der Menschen anzunehmen, sie anzusehen als geheimnißvolle Zeichen einer in der Verborgenheit waltenden Macht. Es sei erinnert an die Puppe Kasperl in „Pole Poppenspäler", die ihren Besitzer durch sein ganzes Leben geleitet und endlich sogar das Grab mit ihm theilt. In ihr verkörpert sich die Idee des volksthümlichen Puppenspiels, in welchem Tiefsinn die Form der burlesken Posse annimmt. — In der Erstlingsnovelle „Immensee" läßt der Dichter den ewig um eine zarteste Liebe Betrogenen auf nächtiger Wasserfläche erfolglos nach der Wasserlilie schwimmen. Nach seiner Rückkehr ans Land „liegt die Lilie wie zuvor fern und einsam über der dunkeln Tiefe".

Symbolische Bedeutung haben für Storm selbst die Namen, die er seinen Helden gibt, durch den Klang, durch das unnennbare Etwas, das oft im Namen eines Menschen liegt und in geheimnißvollem Zusammenhang mit seinem Träger zu stehen scheint. Bekannt ist das reizende Verschen:

Bedenke wohl, eh' Du sie taufst,
Bedeutsam sind die Namen,
Und fasse mir Dein liebes Bild
Nun in den rechten Rahmen.

In romantische Stimmung getaucht ist endlich Storm's Pinsel, wo er seine lieblichen Mädchen- und Frauengestalten vor unser Auge zaubert. Diese Frauen treten herein in die Prosa des Lebens, ohne aus ihr zu stammen und ohne von ihr im Grunde ihres Wesens je berührt zu werden. Sie tauchen aus verhüllten Tiefen, blühen und verwelken, sich selbst und ihren Mitmenschen räthselhaft und unverständlich. Ein Schatten der Wehmuth liegt darum über sie gebreitet, der sich mit dem keuschen Licht ihrer Lieblichkeit vermählt und jenes beängstigende Helldunkel erzeugt, in dem der Dichter uns gerne verweilen heißt. Im Auge ligt meist ihre ganze Seele. Schütze stellt in seinem Buch über Storm die Wendungen zusammen, in denen er die Augen seiner Mädchen- und Frauengestalten beschreibt. Immer ist der Reiz ihrer äußeren Erscheinung nur der Abglanz ihrer geheimnißvollen Seele. Je reiner, geistiger sich dies innerste Wesen entfaltet, desto durchsichtiger, ätherischer, wesenloser wird die äußere Hülle. In der kleinen Stizze „Posthuma" zeichnet der Dichter ein Mädchen, das, schon dem Tode eigen, noch das Glück begehrt, geliebt zu sein. Der Geliebte hebt sie lächelnd auf den Schoß und wundert sich, daß er keine

Last fühle, nur die Form ihres zarten, elfenhaften Körpers; er sagt ihr lächelnd, „sie sei eine Hexe, sie wiege keine dreißig Loth". In die Maschen des zarten, durchsichtigen Gewebes, das diese geisthaften Seelen nur lose umhüllt, nistet sich daher so gerne und so erfolgreich der Tod. Ihnen ist nicht gegeben, der derben Berührung des Lebens erfolgreichen Widerstand zu leisten. Ein Regenschauer, eine Frostnacht, — und ihre Blüthe ist geknickt. Es ist oft hervorgehoben worden, daß Storm's Novellistik gegen Ende seines Lebens den romantischen Zug immer mehr verliere. Sicher ist, daß der älter werdende Dichter größere Zugeständnisse an den Realismus macht. Er wird herber, steht fester auf dem taghellen Boden des wirklichen Lebens. Dennoch zeichnet er in einer seiner letzten Novellen, „Ein Bekenntniß", in Elsi eine Frauengestalt, deren Romantik unleugbar ist. Als Knabe hat ihr Gatte sie schon gesehen in seltsamem Nachtgesicht, ihre „lichtgrauen Augen unter dunkeln Wimpern" in die seinen versenkend, „mit unsäglichem Erbarmen auf ihn hin blickend". Als er ihr später im Leben wirklich begegnet, wirkt das erste Sehen „einem elektrischen Schlage gleich" auf ihn. Er gewinnt sie zum Weib. In der Gemeinschaft mit ihr ist ihm oft zu Muthe wie dem Ritter Huldbrand in Fouqué's „Undine": „Es war so manches Eigene, Fremdartige an ihr, das mich im ersten Augenblick verwirrte und zugleich entzückte; ich hatte ja auch nichts Anderes erwartet." In den Flechten ihres üppigen Haares lassen sich furchtlos die Schmetterlinge nieder, das weiße Kätzchen folgt ihrem Schritt, „zierlich eins ums andere die Pfötchen hebend geht es dicht hinter der Herrin, das Köpfchen aufreckend und bei jedem Schritt ihr auf die kurze Schleppe ihres Kleides tretend."

„‚Was machst Du für Faxen, Elsi!' rief ich endlich lachend; ‚bist Du eine Undine, eine Elbe, eine Fee? Was bist Du eigentlich?' — ‚Und das weißt Du noch nicht?' frug sie, und der Strahl der grauen Augen zitterte in den meinen. Ich schüttelte den Kopf: ‚Du bist so unergründlich!'" — Kein Wunder, daß diese Blüthe aus Geheimnißland eine nervöse Todesangst befällt beim Gedanken an furchtbaren körperlichen Schmerz. Ihr muß das Entsetzliche begegnen, was ihr Gemahl als Arzt bald erkennt, daß sie von der tückischesten aller Krankheiten, dem Carcinoma, befallen wird. In Todesqualen fleht sie den Gatten um Erlösung von ihren Leiden an. Und sie empfängt von seiner Hand das tödtliche Gift.

Elisabeth in „Immensee", mit den goldenen Augen der Waldeskönigin, war einst für Reinhard der „Ausdruck für alles Liebliche und Wunderbare seines aufgehenden Lebens". Vierzig Jahre beinahe liegen zwischen dem Erstlingswerk Storm's und der Novelle „Ein Bekenntniß". Aber die Gestalten Elisabeth's und Elsi's, die gleichsam an den Thoren Storm'scher Poesie stehen, grüßen sich geschwisterlich; es sind Blüthen, die beide aus dem zauberhaften Grunde der Romantik hervor schießen. Der Besitz solcher überirdischer Gebilde ist gleichsam die blaue Blume, das Glück, dem der Mann mit aller Sehnsucht entgegen drängt. Sie sind, um Uhland's Worte zu wiederholen, „die mystischen Erscheinungen des eigenen tiefsten Gemüths im Bild". Alles Holde, Zarte, aller ungestillte Drang in des Mannes Brust strebt nach innigster Vereinigung mit

ihnen. Der Augenblick, da dem Manne diese Sehnsucht in Erfüllung geht, ist Seligkeit und Ewigkeit zugleich.

Ihr Verlust — ach, ein schauervolles Ahnen davon schleicht sich in die Augenblicke wonnigsten Genusses — ihr Verlust ist Ende und Tod des Glücks. Auf ihren Besitz verzichten heißt das Glück opfern und ein freudeloses Leben führen müssen, dem die edelste Blüthe fehlt.

Freilich, auch diese Liebesromantik führt zuweilen an Abgründen vorbei. Es gibt auch Frauen, denen etwas dämonisches eignet, in deren Augen geschrieben steht: „Scientes bonum et malum." Ein alter Aberglaube, der an der unteren Donau zu Hause ist, kommt dem Dichter in den Sinn: „Dort aus den Haiden erhebt sich in der Dämmerung ein Ding, das einem weißen Faden gleicht, und das sie dort den „weißen Alp" nennen. Es wandert gegen die Dörfer, es stiehlt sich in die Häuser, und wenn die Nacht gekommen ist, legt es sich an den offenen Mund der Schlafenden; dann schwillt und wächst der anfänglich dünne Faden zu einer schwerfälligen Ungestalt. Am Morgen darauf ist Alles verschwunden, — aber der Schläfer, der dann die Augen aufthut, ist über Nacht blödsinnig geworden; der weiße Alp hat ihm die Seele ausgetrunken." Aehnlich jene dämonischen Frauen: sie trinken ihren Opfern die Seele aus.

So hat Storm das erotische Problem von einer neuen Seite angefaßt. Dadurch, daß er es in die Sphäre des Romantischen versetzt, vertieft er es, erhebt er es über die platte Zufälligkeit. Das Verhältniß von Mann und Weib wird ihm selbst Symbol. Und sofern die großen Räthsel des Lebens, Werden und Vergehen, mit ihm in unmittelbarem Zusammenhang stehen, wird jenes Problem für Storm geradezu Ausgangspunkt seiner Weltanschauung.

In der Novelle „Psyche" scheint sich Storm von der romantischen einer mehr antik-humanen Lebensauffassung zuzuwenden. Hier ist Alles aufgelöst in die reine Harmonie schöner Menschlichkeit. Ein geistig und körperlich vollentfaltetes Menschenpaar reicht sich gleichsam instinctiv, dem unbewußten Gesetz der Wahlverwandtschaft folgend, nach einer seltsamen ersten Begegnung über den Tiefen der Todeswelle die Hand zum Lebensbund. Die Kunst ist Vermittlerin. Schönheit und Genie feiern in dieser Verbindung ihren höchsten Triumph. Allein, man würde irren, wollte man aus dieser Dichtung den Schluß auf Storm's Grundstimmung ziehen. Im Allgemeinen ist Storm nur selten auf einen so klaren Ton gestimmt. Bei aller Sinnenfreudigkeit und Vorliebe für den feinen Lebensgenuß drängt das romantische Element in der Seele Storm's aus den Grenzen der erfahrbaren Wirklichkeit hinaus. Ein unüberwindlicher Zug zum Uebersinnlichen ist ihm eigen. Für Storm ist die ästhetische Romantik die poetische Form für das Geheimniß überhaupt. Im Grunde ist Storm Mystiker, so fremdartig das klingen mag. Mit magischer Gewalt ziehen ihn die großen Menschenräthsel Werden und Sterben in ihren Bann. Weit entfernt von seichter Aufklärung und flacher Freigeisterei, zermartert sich sein Geist immer wieder an den letzten Fragen nach dem Woher und Wohin.

Die Güter, um die sich der Durchschnittsmensch quält, die Götzen, um die sich der große Menschentanz dreht, Geld und Ehre nach außen, sie sind eitel:

Halte fest, Du hast vom Leben
Doch am Ende nur Dich selber.

Allein, auch der Selbstbesitz und Selbstgenuß ist ein fragliches Glück. Was folgt, wenn der Tod auch seine Hand an unser eigenes Ich legt? Es ist vor Allem das Problem des Sterbens, an dem Storm immer wieder anlangt. Er gehört nicht zu Denen, die „von keiner Ahnung des Todes angeweht, brutalen Sinnes ihr Werk beschicken, unkundig seiner stillen Majestät". Auf seiner Stirn lag des Todes dunkles Auge, und von diesem Blick betroffen fühlt er sich stärker, des Lebens Kampf zu bestehen, als die Gedankenlosen, die den Tod nicht sehen können oder wollen. Allein, diese Kraft hat etwas Resignirtes, etwas von der Ergebung des Stoikers. Denn wie intensiv der Dichter auch seinen Blick auf das Dunkel des Sterbens richtet, er sieht kein freundliches, tröstliches Licht vom Jenseits der großen Nacht herüber grüßen; kein Leben erblüht ihm aus den zerfallenden Ruinen. Erschütternden Ausdruck hat Storm dieser skeptischen Stimmung in dem Gedicht „Ein Sterbender" verliehen.

Ein dem Tode naher Greis hält letzten Zwiesprach mit sich selbst. Er fühlt seine Kraft von Stunde zu Stunde schwinden. Da beleuchtet die Wintersonne das Bild der längst verstorbenen Geliebten. Ihr Mädchenlachen kommt ihm wieder in den Sinn:

Sein Ohr ist trunken, „o, nur einmal noch!"
Es lauscht umsonst, und seufzend sinkt sein Haupt.
„Du starbst. — Wo bist Du? — Gibt es eine Stelle
Noch irgendwo im Weltraum, wo Du bist? —
Denn daß Du mein gewesen, daß das Weib
Dem Manne gab der unbekannte Gott,
Ach, dieser unergründlich süße Trunk,
Und süßer stets, je länger Du ihn trinkst,
Er läßt mich zweifeln an Unsterblichkeit;
Denn alle Bitterniß und Noth des Lebens
Vergilt er tausendfach, und drüberhin
Zu hoffen, zu verlangen, weiß ich nichts!"

Er greift zum Glas mit rothem Wein, aber ohne Genuß kostet er seinen Inhalt. Seine Gedanken werden wirr und „jagen sich im ungemeßnen Raum". Da dringt Gesang von der nahen Kirche an sein Ohr. Im Geist erblickt er Beter, die vor dem Kreuz knieen, und denen aus der Nacht des Todes ein Quell rosigen Lebenslichtes entgegen fluthet:

„Sie träumen," spricht er — leise spricht er es —
„Und ihre bunten Bilder sind ihr Glück.
Ich aber weiß es, daß die Todesangst
Sie im Gehirn der Menschen ausgebrütet."

Solche Wahnvorstellungen lehnt er ab:

„Was ich gefehlt, des Einen bin ich frei;
Gefangen gab ich niemals die Vernunft,
Auch um die lockendste Verheißung nicht;
Was übrig ist — ich harre in Geduld."

Wie es nun allgemach zu Ende geht, ergreift er mühsam noch einmal die Feder und schreibt, während ihm die „Dämmerung wie Asche auf die Schrift fällt“:

„Auch bleib' der Priester meinem Grabe fern;
Zwar sind es Worte, die der Wind verweht,
Doch will es sich nicht schicken, daß Protest
Gepredigt werde dem, das ich gewesen,
Indeß ich ruh' im Bann des ew'gen Schweigens.“

Erschütternder noch als das Bild des sterbenden Greises malt der Dichter den Anblick der vom Tode dahingerafften Jugend aus:

In jenem hohen, dämmrigen Gemach,
Beklommne Schwüle ist drin eingeschlossen —
Dort hinterm Wandschirm auf dem Bette liegt
Etwas — geh nicht hinein! Es schaut Dich fremd
Und furchtbar an; — — für viele Tage
Kannst Du nicht leben, wenn Du es erblickst.

Ein entseelter Jüngling liegt in jenem Gemach. „Hilf, lieber Vater!“ hatte er im Todeskampf gerufen, —

taumelnd schlug
Er um sich mit den Armen; ziellos griffen
In leere Luft die Hände; noch ein Schrei —
Und dann verschwand er.

Der Dichter entläßt uns mit dem resignirten Wort:

Und weiter — Du, der Du ihn liebtest — hast
Nichts weiter Du zu sagen? Weiter nichts.

Manches Mal gewinnt es für einen Augenblick den Anschein, als überwinde der Dichter die Zweifel, die auch „in ehrlicher Männerfaust“ nicht alle Pforten der Hölle zu sprengen vermögen. Das Reich der Todten umgibt uns, unserm Blick zwar entzogen, aber doch als ein Reich sich sehnender, nach Liebe schmachtender Seelen:

Indessen Du Dich herzlich
In Lebensluft versenkst,
Wie sehnen sie sich schmerzlich,
Daß ihrer Du gedenkst!

Sie nahen Dir in Liebe,
Allein Du fühlst es nicht;
Sie schau'n Dich an so trübe,
Du aber siehst es nicht.

Die Brücke ist zerfallen,
Nun mühen sie sich bang,
Ein Liebeswort zu lallen,
Das nie hinüber drang.

In ihrem Schattenleben
Quält Eins sie gar zu sehr:
Ihr Herz will Dir vergeben,
Ihr Mund vermag's nicht mehr.

Im Freundeskreise, erregt von der Wirkung perlenden Weines, nimmt der Dichter Antheil an dem lauten und ausgelassenen Tischgespräch. Da ist ihm plötzlich, als ringe sich aus weiter Ferne mühsam eine todesmüde Stimme zu ihm hin. Und bang, daß er erbebt, klingt sie an seine Seele: „Was lärmst Du so und weißt doch, daß ich schlafe." Es ist die Stimme der geliebten Frau, die er erst jüngst begraben. Ihr Sarg steht in der Gruft bei den alten Särgen, umduftet von Maienlilien und Buchengrün:

Geschlossen sind die Steine,
Nur oben ein Gitterlein;
Es liegt die geliebte Todte
Verlassen und allein.

Aber auch solche Stimmungen, in denen das Herz etwas zu ahnen meint von einem, wenn auch nur schattenhaften Dasein im Todtenreich, sind Luftgespinste. Nur Wahngebilde sind's, welche der Unsterblichkeitsgedanke wie die Fata Morgana der Wüste in die blauen Düfte der Ferne zaubert. Im unerbittlichen Lichte des Tages erweist sich jenes Land als Oedniß, voll Entsetzen der Einsamkeit, als Abgrund, darin das Nichts, als ewige Macht, die dereinst Alles, auch die Träume der Sehnsucht und den Träumer selbst, begraben wird.

Der einzige Weg, der vom Rande des unermeßlichen Abgrundes wenigstens eine Zeitlang hinweg führt, ist der Weg zurück ins Leben, zurück zum Genuß, an den Herd des häuslichen Glückes, in die zärtlichen Arme der Schönheit und der Liebe. Der alternde Dichter geht ihn selbst, wenn er der geliebten Frau zuruft:

Am Himmel steht der letzte Stern,
O halte nicht Dein Herz zurück;
Zu Deinen Füßen sink' ich hin,
O fühl's, Du bist mein letztes Glück!

Laß einmal noch durch meine Brust
Des vollsten Lebens Schauer wehn,
Eh' seufzend in der großen Nacht
Auch meine Sterne untergehn.

Auch den Helden seiner Novelle „Viola tricolor" läßt Storm diesen Weg einschlagen. Einmal schon hat die Hand des Todes in das Haus Rudolf's hineingegriffen und ihm die Gattin geraubt. Durch das Eingehen einer zweiten Ehe hoffte er die Lücke wieder zu schließen. Allein, das Bild der geliebten Todten lebt in seinem Herzen weiter, und in dem Kind der Verstorbenen geht es wie eine stumme Klage durch das Haus. Ines, die zweite Frau, leidet schwer unter der Last dieser lebendigen Vergangenheit. Erst nach furchtbaren inneren Erschütterungen, und als auch Ines ein eigenes Kind in den Armen wiegt, kehrt das volle Liebesglück in die Herzen der Gattin ein. Nur ein Bedenken steigt noch in Ines auf: „‚Wenn einst die Zeit da ist', redet sie ihren Gatten an, ‚wenn wir alle dort sind, woran Du keinen Glauben hast, aber doch vielleicht eine Hoffnung, — wohin sie uns vorangegangen ist, dann' — und sie hob sich zu ihm empor und schlang beide Hände um seinen Nacken — ‚schüttle mich nicht ab, Rudolf! Versuch es nicht, ich lasse doch nicht von

Dir!' Er schloß sie fest in seine Arme und sagte: ‚Laß uns das Nächste thun; das ist das Beste, was ein Mensch sich selbst und Anderen lehren kann.' ‚Und das wäre?' fragte sie. ‚Leben, Ines, so schön und lange, wie wir es vermögen.'" Viele Gestalten der Storm'schen Novellistik, die auf einer höheren Bildungsstufe stehen, solche, denen sich der Dichter innerlich verwandt fühlt, theilen den Standpunkt Rudolf's. Sie verzichten auf eine Lösung des großen Räthsels und suchen Befriedigung im Leben.

Allein, Storm gehört nicht zu jenen starken Diesseitigkeitsnaturen, die nach endgültigem Abschied von den Problemen der transcendenten Welt sich in der eng umgrenzten Wirkungssphäre ihres Erdenlebens dauernd wohl und glücklich fühlen. Sein Profil trägt den Zug schmerzlicher Wehmuth, die der Sehnsucht nach unverlierbarem Glück, der leisen Furcht vor den Rücksichtslosigkeiten des Schicksals entstammt.

Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt,
Und daß ich endlich scheiden muß,
Daß endlich doch das letzte Lied
Und endlich kommt der letzte Kuß.

Es drängt ihn immer wieder an die dunkel verhängten Fenster, durch die der Blick hinaus geht auf die Unendlichkeit. Aber sie bleiben für ihn verhüllt. Storm ist in religiöser Hinsicht absoluter Skeptiker. Glauben im christlichen Sinne haben bei ihm fast nur einfache, ungebildete Leute. Der Gebildete kennt wohl Naturordnungen, Entwicklung, einen Fortschritt vom Niederen zum Höheren, aber keinen persönlichen Schöpfer, zu dem der Mensch in das Verhältniß gegenseitiger Liebe treten könnte. Die Novelle „Im Schloß" bietet uns einiges werthvolle Material für die Kenntniß dessen, was Storm über diese abschließenden Fragen gedacht hat. Die junge Aristokratin Anna beichtet dem Hauslehrer ihres Bruders ihre religiösen Zweifel: „‚Ich habe bisher noch immer den Finger des lieben Gottes in meiner Hand gehalten', sagte ich schüchtern. Seine Augen ruhten eine Weile wie prüfend auf mir. Dann sagte er leise: ‚Es gibt noch einen andern Gott. Aber der ist unbegreiflich'. Ein mildes Lächeln glitt über sein Antlitz. ‚Das sind noch Kinderhände, die nach Sternen langen.' — Er stand einige Augenblicke in Nachdenken verloren, dann sagte er: ‚In der Bibel steht ein Wort: So Ihr mich von ganzem Herzen suchet, so will ich mich finden lassen! — Aber sie scheinen es nicht zu verstehen; sie begnügen sich mit dem, was Jene vor Jahrtausenden gefunden oder zu finden glaubten'. Und nun begann er mit schonender Hand die Trümmer des Kinderwunders hinwegzuräumen, das über mir zusammengebrochen war; und indem er bald ein Geheimniß in einen geläufigen Begriff des Alterthums auflöste, bald das höchste Sittengesetz mir in den Schriften desselben vorgezeichnet wies, lenkte er allmählich meinen Blick in die Tiefe. Ich sah den Baum des Menschengeschlechts herauf steigen, Trieb um Trieb in naturwüchsiger, ruhiger Entfaltung, ohne ein anderes Wunder als das der ungeheuren Weltschöpfung, in welcher seine Wurzeln lagen.'" In der nämlichen Novelle wird ein alter, adliger Oheim der Heldin gezeichnet, der sich mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt und das junge Mädchen an der Hand der Natur-

geschichte lehrt, daß Liebe weiter nichts ist als „die Angst des sterblichen Menschen vor dem Alleinsein." Dieser ist ungesehener Zeuge jenes Gespräches zwischen den beiden jungen Leuten. Er tritt herzu, legt seine Hand auf die Werke neuerer Naturforscher, die auf dem Tische liegen und sagt: „Das sind die Männer, die ihn suchen, von denen er sich wird finden lassen; aber der Weg ist lang und führt oftmals irre."

Es ist der Geist des Evolutionismus, welcher aus diesen Worten spricht. Die anthropomorphische Gottesvorstellung des Christenthums, welche Gott Persönlichkeit zuschreibt und einen Verkehr mit Gott für möglich hält, ist fallen zu lassen. Eine neue, „bescheidene Gottesverehrung" muß in den Herzen Raum gewinnen: Es gibt für die Andacht nur einen Gegenstand der Betrachtung, das ist die lückenlose Entwicklung der Menschheit, wie sie dem Wunder der ungeheuren Weltschöpfung gefolgt ist. Die Erforschung der Natur und ihrer Zusammenhänge ist geradezu die religiöse Aufgabe der Zukunft. Was frühere Geschlechter von Erkenntniß des Göttlichen besaßen, das kann für uns nicht mehr absolute Wahrheit sein. Vielmehr gilt es, auf dem mühsamen Weg der Forschung allmählich der Wahrheit näherzukommen. Langwierig ist dieser Weg, aber er wird schließlich doch zum Ziele führen.

Für die kirchliche Form der Religion, aber auch für die Stimmungen und Ideale des geschichtlichen Christenthums hat Storm wenig Verständniß. Was über die christliche Moral hinaus geht, verfällt derselben zweifelnden Beurtheilung wie der christliche Unsterblichkeitsglaube. Ein Anstoß ist dem Dichter vor Allem das christliche Symbol, das Kreuz. Bekannt sind seine Worte auf den Crucifixus:

So jedem reinen Aug' ein Schauder,
Ragt es herein in unsre Zeit;
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unversöhnlichkeit.

Mag auch jenes Gedicht frei sein von jeder Mißachtung des Gekreuzigten, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß Storm im Kreuz nicht mehr sehen kann als „das Bild der Unversöhnlichkeit". Zumal da Storm in den „Zerstreuten Capiteln" bekennt, das Gedicht aus „einer gewissen Sympathie für die Juden" gedichtet zu haben.

Schon als Knabe trat bei Storm, ähnlich wie bei Gottfried Keller, bewußte Abneigung gegen die Kirche hervor. Als Kind, wenn er der Noth gehorchend zur Kirche ging, hatte er kein Ohr für die Predigt des Propstes. Sie drang wie ein eintöniges Wellengeräusch zu ihm herüber, während seine Phantasie in die Vergangenheit zurück schweifte. Mit einem gewissen Behagen erzählt er, wie seine Freundin Lena Wies die Auseinandersetzungen und Bekehrungsversuche ihres Seelsorgers abwehrte: „Hm, Herr Propst, Sie kriegen mi nich".

Doch hält sich Storm frei von jeder leichtfertigen Art, über den Glauben Andersdenkender zu reden. Von einem der Religion untreu Gewordenen urtheilt er in der Novelle „Hans und Heinz Kirch": „Er glaubte ein Loch in seinem Christenglauben entdeckt zu haben und pflegte nach der Art geringer

Menschen gegen Andere damit zu trotzen." Auch die Vertreter des geistlichen Standes, welche in Storm's Novellen gezeichnet werden, unterscheiden sich wohlthuend von den Carricaturen, in denen gewisse deutsche Belletristen eine Zeitlang den Pfarrerstand lächerlich zu machen suchten. Wir begegnen bei Storm sehr verschiedenen Pfarrertypen. In „Aquis submersus" stellt der Dichter neben den düsteren Asketen früherer Zeiten, der in jeder Kunst nur Teufelswerk erblickt, und dessen Züge nie ein freundliches Lächeln erhellt, den gemüthvollen, in sich gekehrten Pfarrer einer ruhigeren Gegenwart, der sich in seinen bescheidenen Verhältnissen wohl und glücklich fühlt. Eine kleine Reminiscenz an Berlin theilt der Dichter in den „Zerstreuten Capiteln" mit. Dort wird erzählt, wie in Storm's Nachbarschaft zwei Stunden lang Choräle geblasen werden. Die erbaulichen Weisen scheinen einem Täufling zu gelten. Wenigstens fährt ein Wagen mit einem Wickelkind und einem geistlichen Herrn vor dem Nachbarhause vor.

„Was mag das Wickelkind dazu" — nämlich zu der geistlichen Musik — „gedacht haben? Am Ende hat es gar nichts dazu denken sollen! Denn wir wohnen hier im Quartier der Frommen; wie der Berliner Pastor zu unserer Freundin Rosa sagte, als er in einer Abendgesellschaft beim ragoût fin an ihrer Seite saß: ‚Und wo wohnen Sie denn, mein liebes Fräulein?' — ‚Ich, ich wohne in der Matthäikirchstraße'. — ‚In der Matthäikirchstraße! Ei, das ist eine liebe Gegend, eine herrliche Gegend! Eine liebe Seele bei der andern. Und die Glocken, sie lo—cken.'" — — „Es ist mir," fügt der Dichter bei, „in diesem Augenblick eine seltsame Erquickung, daß ich aus dem Fenster, an welchem ich dieses schreibe, den Blick auf die Hamburger Abdeckerei habe, die drüben mit ihrem braunrothen Ziegeldach aus grünen Bäumen hervorschaut."

Die erfreulichste Pfarrersgestalt hat Storm in der Novelle „Schweigen" geschaffen. Ein junger Adliger, Rudolf von Schlitz, begehrt die Tochter eines einfachen Landgeistlichen zur Gattin. Frau von Schlitz, seine Mutter, kann sich nur aus Gründen der Klugheit dazu entschließen, in eine Ehe einzuwilligen, die so gar nicht standesgemäß ist. Nach schwerem innerem Kampf gibt sie zu, daß die still-sichere, gut erzogene Pfarrerstochter, an deren Erscheinung auch ihr verwöhntes Auge nichts auszusetzen hat, von ihrem Sohn geehelicht werde. Sie ist überzeugt, daß Anna's Eltern sich den Antrag ihres Sohnes zu höchster Ehre annehmen werden. Wie ist sie betreten, als der sonst so lebhafte Pfarrer Rudolf's Worte zunächst mit ernstem Schweigen beantwortet! Erst nach längerer Stille ergreift er das Wort: „Es lag nicht in seiner Absicht, Hindernisse gegen Rudolf's Antrag aufzusuchen; er hatte sich nur sammeln müssen und that jetzt ruhig eine und die andere Frage, welche nicht wohl unbeachtet bleiben konnte. Dann wurde auch Anna hereingerufen, und der Vater legte sein Kind an die Brust des ihm vor wenig Wochen noch völlig fremden Mannes; Frau von Schlitz aber ging an diesem Abend mit einem Unbehagen schlafen, über dessen verschiedene Ursachen sie vor sich selber jede Rechenschaft vermied." In jeder Hinsicht ist Anna's Vater, der Pfarrer, eine frische, kernige Persönlichkeit. Er ist ein Feind von „Schwachgefühlen", die er mit schelmischen Worten aus den geheimsten Winkeln aufzustöbern versteht. Als Rudolf eines

jener schwärmerischen Notturnos von Chopin spielt, kommt er aus seiner Studirstube und legt schweigend die G-dur Sonate von Haydn mit dem Allegretto innocente auf das Pult. Als es beendet ist, ruft er sein Bravo: „Das hat rothe Wangen; wir haben kaum gemerkt, wie Sie uns durch die Schneiderstunde hindurch gespielt haben! Nun aber Licht! Die Schneiderstunde ist zu Ende." —

Eine solche Gestalt beweist indeß nur, daß Storm die Objectivität des Blicks und Urtheils besitzt, die auch dort anerkennt und echte Menschlichkeit zu würdigen versteht, wo sie in einem Gewand auftritt, dessen Zuschnitt dem Auge unsympathisch ist. Für die Sache des Christenthums und der Religion hat Storm nur Zweifel und Ablehnung. Trotzdem ist er der religiösen Bedürfnisse nicht völlig Herr geworden. Die Frage des alten Jobst Sackmann: „Wo is he blewen? Wo is he blewen?" — sie kehrt mit immer elementarerer Gewalt wieder, je einsamer es um den Dichter wird. Es packt ihn immer wieder und rüttelt sein Innerstes auf, wenn es von einem der Freunde heißt: „Mortuus est."

Wie das gleichförmige Rollen der Meereswoge geht schwermüthig durch alle, auch die reinsten Accorde Storm'scher Poesie die Klage über die Vergänglichkeit: „Hu, wie sie kommen und gehen, die Menschen! Immer ein neuer Schub und wieder: Fertig! — Rastlos kehrt und kehrt der unsichtbare Besen und kann kein Ende finden. Woher kommt all' das immer wieder, und wohin geht der grause Kehricht? — Ach, auch die zertretenen Rosen liegen dazwischen." Er findet überall ein unheimliches Wehren gegen die Vernichtung, und an einzelnen Stellen ist es, als wolle sich das Dunkel für des Dichters Auge lichten. Oder klingt nicht ein leiser Hoffnungsklang durch die Schilderung jener edlen Frauengestalt — sie trägt den Namen Anna, wie so manche der schönen Gestalten Storm'scher Novellistik — aus „Karsten Kurator": „Sie war völlig verblüht; nur ihr schönes, blondes Haar hatte sie noch behalten; aber eine geistige Schönheit leuchtete jetzt von ihrem Antlitz, die sie früher nicht besessen hatte; und wer sie damals in ihrer hohen Gestalt zwischen dem Kinde und dem zum Kind gewordenen Manne erblickt hat, dem mußten die Worte der Bibel ins Gedächtniß kommen: ‚Stirbt auch der Leib, doch wird die Seele leben'." Sehnsucht nach Ewigem, heißes Verlangen nach befriedigender Lösung der Lebensräthsel, rücksichtsloses Streben nach abschließender Wahrheit und Verzicht auf alle letzten Erkenntnisse, Mißtrauen gegen jede positive Religion, diese echt moderne Doppelstimmung beherrscht Storm völlig. Sie spricht sich am deutlichsten aus in dem kurzen Wort:

Es ist eine Stelle im Wege,
Du kommst darüber nicht weg.

In der Behandlung sittlicher Probleme steht Storm, trotz seiner romantischen Grundstimmung und trotz seiner religiösen Skepsis, dem Geiste des Christenthums sehr nahe.

Zwar, die Eigenschaften, die er am Manne in erster Linie schätzt, sind wesentlich humaner Art: Lauterkeit, Ritterlichkeit, Selbstachtung. In classischen Worten zeichnet er seinen Söhnen das Bild eines rechten Mannes. Gerade und aufrecht schreite er durch die Welt, muthig im Bekennen der Wahrheit, rücksichtsvoll, wo zarte Rücksicht am Platze ist, von „goldener Rücksichtslosigkeit" gegen das Kleinliche, Erbärmliche, unerreichbar für die Stimmen der Schmeichelei, vornehm und selbstbewußt, frei vor Allem vom Streben nach Carrièremachen, arbeitsam und streng gegen sich selbst. Denn:

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: Du hast vom Leben
Doch am Ende nur Dich selber.

Storm hat dies Ideal vornehmer, unabhängiger Männlichkeit nicht nur in Gestalten seiner Dichtung verewigt, seine eigene Persönlichkeit war von solchem Schlag. Hierin wurzelt zu einem guten Theil die charaktervolle Haltung des Dichters in den Kampfeszeiten Schleswig-Holsteins. Er, der an der Heimath mit ganzer Seele hing, zog ein freiwilliges Exil der Unterwerfung unter die dänische Herrschaft vor. Und auch in der Fremde — denn als solche empfand Storm die Stätten der Zuflucht, welche er in Preußen fand — hat er mit bewußter Zähigkeit heimathliche Art und Sitte festgehalten. Th. Fontane pflegte diesen Zug in Storm's Wesen etwas mißbilligend „Husumerei" zu nennen. Für Storm war dieses Betonen seiner Stammesweise sittliches Bedürfniß, sie gehörte zum Kern seines Wesens. Es mochte dazu kommen, daß Storm sich von der in Preußen herrschenden Hochachtung vor Rang und Uniform abgestoßen fühlte. Eine Episode in den „Zerstreuten Capiteln" diene hierfür als Beleg. Dort erzählt der Dichter von einer edlen Dame, die sich während der Dänenzeit mit ihrer Familie aus der Heimath nach dem mittleren Deutschland begeben hat. Trotzdem sie in kärglichen Verhältnissen lebt, weiß sie es einzurichten, ihre zu Hause zurückgebliebenen Eltern zu besuchen. Als sie auf der Reise durch Unkenntniß eines fremden Bahnhofes genöthigt ist, die höflich angebotene Hülfe eines jungen Officiers in Anspruch zu nehmen, muß sie erleben, daß ihr Beschützer in dem Augenblick seine ritterlichen Dienste einstellt, als er bemerkt, daß die Dame in der dritten Classe fährt. Storm fügt dem nur die Worte bei: „Der arme junge Officier; was soll denn Einer machen, der zufällig seine Persönlichkeit nicht in sich selbst, sondern in der Armeerangliste stecken hat!" In dieser unabhängigen Gesinnung wurzelt wohl auch Storm's Verständniß für das niedere Volk. Die Auffassung gewisser Kreise, nur durch ein strammes Regiment, durch rücksichtslosen Bureaukratismus das Volk lenken zu können, parodiert er köstlich in dem Gedicht „Der Beamte", wonach in Zukunft bei jeder Geburt der Antrag zu stellen ist, die Behörde wolle dem Kind in Gnaden gestatten, zu existieren. Er zählt sich, wiewohl selbst Geistesaristokrat durch und durch, mit Stolz zum Volke und hat schärfste Ausdrücke für jene „Sorte im deutschen Volk", die nicht zum Volk gehören will, dagegen mit dem Pöbel zu gehen sich nicht schämt.

Aus persönlicher Erfahrung weiß Storm, welche Schätze treuherzigen Gemüths, praktischen Verstandes, aufopfernder Gesinnung im einfachen Volk zu finden sind. In den „Zerstreuten Capiteln" hat er einer schlichten Frau aus dem Volk, der Freundin seiner Jugend, Lena Wies, ein schönes Denkmal gesetzt. Sie war eine Bäckerstochter, aber Storm sagt von ihr: „Lena regierte mich mit scherzenden Worten, ja bloß mit ihren klugen Augen sicher genug. — Sie gehören mit zu den Sternen, die über meiner Kindheit standen, und mitunter in dunkeln Stunden glaube ich sie noch jetzt zu sehen, obgleich auch sie erloschen sind." Von ihr, der stillen alten Jungfer, bekennt der Dichter, „Achtung vor ernster bürgerlicher Sitte" gelernt zu haben. Das einzige Mal, wo er sich als Knabe einen unpassenden Scherz in ihrer Gegenwart erlaubt hatte, empfing er dafür eine zwar moralische, aber darum nichtsdestoweniger empfindliche Züchtigung. Als Lena von einem schweren Krebsleiden befallen wird, trägt sie es mit unendlicher Geduld. Sie stirbt wie ein Held, „nicht ihrer Leiden, sondern nur mit Dank der Liebe gedenkend, die sie während derselben von den Ihrigen empfangen hatte." Bis zum letzten Augenblick hat sie Interesse für ihre Umgebung. Sterbend geht sie noch auf die Gasse, um einen blödsinnigen Knaben gegen die Scherze seiner Kameraden zu schützen.

Storm kennt die Schwierigkeiten, mit denen das Volk in der Tiefe zu kämpfen hat. In der Novelle „Ein Doppelgänger" schildert er das furchtbare Ringen eines entlassenen Zuchthäuslers. Der Fluch seiner Gefangenschaft haftet diesem Manne an, auch nachdem er ein ehrlicher Mensch geworden ist. Der Kampf endet mit seinem und seiner Familie Untergang. Diese Novelle gibt ein Stück socialen Lebens und führt vor Probleme, denen wir sonst in Storm's Novellistik selten begegnen. Sie stammt aus den späteren Jahren und zeigt, daß auch der sonst so weltabgewandte Meister sein Ohr den Tönen nicht verschloß, die klagend und murrend aus der Tiefe des Volkslebens empor zu steigen begannen.

Die Verehrung Storm's für die Fähigkeit entsagender und aufopfernder Liebe, die bei kleinen Leuten aus dem Volk zuweilen getroffen wird, beweist vor Allem sein dem Geist des Evangeliums verwandtes sittliches Empfinden.

Häufig sind es ältere Mädchen, die in bescheidener Zurückgezogenheit ihr einsames Leben dem Dienst verborgener Nächstenliebe weihen. Sie haben, ohne zu murren, auf die Begründung eigenen Glückes verzichtet und freuen sich nun des Glückes Anderer, dessen Grundstein sie legen halfen. Von der Heldin der Novelle „Abseits" heißt es: „Das alte Mädchen saß da, vom blassen Abendschein umflossen. Es war ein Antlitz stillen Friedens, in dem freilich der Zug des Entsagens auch nicht fehlte, aber er war nicht herbe: es mochte wohl nur ein bescheidenes Glück sein, das hier vergeblich erhofft worden war." Am ergreifendsten hat Storm dieses Thema in der Novelle „In St. Jürgen" behandelt. Ein Frauenleben voll zarter, inniger Liebe, voll hoffender Kraft und entsagungsreicher Geduld, ein Leben, dessen Anfänge in den knospenden Frühling fallen, und dessen langer Abend überhaucht ist von der Wehmuth des Herbstes, wird hier von feinster Hand dargestellt. Gleichsam als Motto wählt der Dichter selbst eines seiner Lieblingsworte aus der Heiligen Schrift: „Niemand

hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde." Ihren höchsten Ausdruck findet auch die Liebe von Mann und Weib in der That opferfreudiger Hingabe.

Wir sahen, wie für Storm das erotische Problem im Mittelpunkt seiner Gesammtanschauung steht. Es ist darum vom größten Interesse, auch seine ethische Stellung zur Frage nach dem Verhältniß der Geschlechter kennen zu lernen. Storm's Novellen sind theilweise von einer starken Sinnlichkeit. Es glüht in ihnen eine Leidenschaft, die nicht schwächer wirkt, weil sie oft verhüllt, verschleiert erscheint. In einer von ihnen, „Waldwinkel", entführt ein alternder Mann ein üppiges junges Mädchen in die unberührte Einsamkeit eines fast undurchdringlichen Waldes, um seiner jäh erwachten Leidenschaft fern von allem menschlichen Verkehr zu leben. Jedes tiefere, ethische Motiv fehlt. Hier ist der rein sinnlichen Seite vielleicht ein zu breiter Raum gegönnt. Dennoch fehlt es nicht an einem das Unnatürliche jener Verbindung ausgleichenden Moment. Franzi, Richard's Geliebte, läßt ihn schließlich im Stich. Die Natur rächt sich instinctiv für das ihr angethane Unrecht.

Sinnliche Liebe ohne geistige Verehrung trägt einen verderblichen Keim in sich. Der alte Curator Karsten glaubte einst sein Glück in der Ehe mit einem schönen, aber leichtfertigen und oberflächlichen Mädchen finden zu können. Aus materiellen Gründen willigt sie ein, ohne eine Spur von Interesse und Verständniß für den etwas linkischen, aber grundbraven Mann. Als nach kurzer, unglücklicher Ehe das Weib stirbt, hinterläßt sie dem Gatten einen Sohn, der ihre Schönheit und ihren Leichtsinn geerbt hat. Der Vater geräth durch die Liederlichkeit des Sohnes in Schulden und schließlich in Schande. Der Schritt, den er einst, der Wallung seines Blutes folgend, rasch gethan, erweist sich als verderblich für ihn und seine ganze Umgebung. Etwas wie Gerechtigkeit waltet in verborgener Stille, und nie rächt sich Schuld so sicher und so furchtbar, als wo sie gegen den Geist der Liebe begangen wird. Wenn sich der Mensch in dieser Frage gar von niederer Geldsucht leiten läßt, wie die Heldin der Novelle „Im Nachbarhause links", und ein schönes Glück dem elenden Mammon opfert, dann wundere er sich nicht, wenn ihn das Gericht ereilt.

Storm's ideale, tief sittliche Auffassung der geschlechtlichen Liebe bildet die Grundlage seiner Liebeslyrik, vielleicht der feinsten Blüthe seines dichterischen Schaffens überhaupt. Storm war zwei mal verheirathet, beide Male glücklich. Seine erste Gemahlin zumal scheint von seltener Schönheit und erlesenem Geiste gewesen zu sein. Ludwig Pietsch hat uns ein hoch sympathisches Bild dieser Frau gezeichnet. Er rühmt den „idealen Stil" ihrer körperlichen und geistigen Bildung, die Fähigkeit, dem Aesthetischen zu leben, ohne den Pflichten der Hausfrau gegenüber zu versagen, die bis in spätere Jahre bewahrte Jugendlichkeit ihres Wesens. Storm hat alle beglückendsten und schönsten Erfahrungen einer hochgestimmten Liebe in Gemeinschaft mit dieser Frau sammeln dürfen. In seinen unvergänglichen Liedern leben sie fort als Zeugnisse einer Liebe, die im geliebten Weib mehr sieht als ein schönes Gebilde der Natur, die hinabsteigt in die Geheimnißtiefen der Seele und dort

Schätze hebt, die dem unreinen Auge ewig verhüllt bleiben. Von allen Liedern sei nur eines, vielleicht das schönste, angeführt:

So komme, was da kommen mag,
So lang Du lebest, ist es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo Du mir bist, bin ich zu Haus.

Ich seh' Dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

Diese Frau mußte Storm in der Blüthe seiner Jahre verlieren. Vielleicht regten ihn persönliche Erfahrungen dazu an, in „Viola tricolor", einer seiner reifsten Dichtungen, das Problem der zweiten Ehe novellistisch zu behandeln. Es ist oben schon auf den Inhalt der Novelle hingewiesen worden.

Mit psychologischer Meisterschaft deckt Storm hier die in der Natur der Sache liegenden Gefahren auf, die wohl jeder zweiten Ehe drohen, wenn die erste glücklich gewesen ist. Im Gegensatz zu der üblichen Behandlung des Gegenstandes zeigt er, wie keineswegs bloß das Stiefkind immer der besonders schwer leidende Theil zu sein braucht, wie vielmehr die zweite Frau sich unter Umständen in eine äußerst schwierige Lage versetzt sehen kann. Alte Erinnerungen auf Seiten des Gatten, Mißtrauen auf Seiten der Stiefkinder erschweren es unendlich, die Herzen zu gewinnen. Einer taktvollen Natur, die ihre Aufgabe mit Liebe zu lösen unternimmt und unter liebenswerthen Menschen lebt, wird das keine absolute Unmöglichkeit sein. Wenige seiner Novellen zeigen die hohe sittliche Auffassung, welche Storm von den intimsten menschlichen Beziehungen hat, in so glänzendem Licht wie „Viola tricolor".

Um dieses sittlichen Idealismus willen, werden Storm's Dichtungen, ganz abgesehen von ihrem ästhetischen Werth, der ja längst allgemein anerkannt ist, auf lange hinaus zu dem Edelsten gehören, was wir an novellistischer und lyrischer Poesie besitzen. Es ist der beste ethische Gehalt unseres deutschen Gemüthslebens, der hier künstlerische Form empfing. Bei aller Kraft und Gluth der Leidenschaft bleibt Storm im Grunde seiner Seele rein wie Krystall. Jene Schmetterlingserotik, die von Blüthe zu Blüthe flattert, ist ihm fremd. Sind doch die schönsten seiner Liebeslieder in der Ehe entstanden. Er erfaßt das Liebesleben, sowohl das eigene wie das seiner dichterischen Gestalten, groß und tief, und das Leben im engen Bunde der Liebe ist ihm ein Abbild der Beziehungen, welche den Einzelnen mit dem Dasein überhaupt, mit seinen Wonnen und seinen Schmerzen verbinden.

Aus Tunesien.

Briefe
von
G. Wilmanns.

[Nachdruck untersagt.]

(1873—74.)

Mit Einleitung und Schlußwort von C. Bardt.

(Schluß.)

V.

Susa, 11. Januar.

Mir ist zu Muthe — ja wie ist mir zu Muth? Etwa wie ehedem dem Dulder Odysseus, als er, naß und nackt an die Phäakeninsel geworfen, warme Kleider und ein gastliches Wohnhaus fand, oder wie den Israeliten, als sie nach der Wanderung durch die Wüste das Land sahen, da Milch und Honig floß. Ich blieb in Kairuan zwei Tage und begab mich dann hierher. Ohne daß ich es wußte, hatte der Gouverneur von Kairuan einen reitenden Boten vorauf gesandt, um meine Ankunft zu melden; und so fand ich auch zwei schöne Zimmer für mich bereitet; in ihnen unseren Vice-Consul, mich erwartend. Das deutsche Banner wehte über dem Consulat mir zu Ehren. Zehn Minuten später erschien der Kaid mit zahlreichem Gefolge, mich zu begrüßen, und mir Alles, was Stadt und Land vermöge, zur Verfügung zu stellen. Als er mich verlassen, erschien ein Abendessen, das geradezu lächerlich war. Ich habe die Gänge nur bis sechzehn gezählt; was dann kam, ließ ich passiren. Dazu trank ich trefflichen Bordeaux, den der Consul gesandt, und dessen Folgen Ihr in den vielen Correcturen seht; ich bin ja gänzlich der Spirituosen entwöhnt.

Während dessen geht das materielle Leben so weiter, wie am ersten Abend. Der Kaid, dessen Gast ich bin, kann sich kaum rühren vor Corpulenz, ich begreife es vollkommen. Am ersten Tage habe ich nach den vergangenen Entbehrungen gern das Gebotene genossen; jetzt ist's mir schon zu viel; und besonders fürchte ich schlimmen Einfluß auf meine Leute, die ich jetzt kaum dem Verdauungsfieber und dem Katzenjammer entreißen kann.

Sfakes, 28. Januar 1874.

Denkt wenig an mich und überlaßt es lieber mir, an Euch zu denken. Eben kehre ich von einer zweitägigen Tour nach den Inseln Kerkenah zurück und bin müde zum Umfallen, da ich zwei Nächte kein Auge zugethan; das Ungeziefer hat mich fast toll gemacht. Auch sonst war die Tour wenig vom Glück begünstigt; man rechnet für gewöhnlich auf die Fahrt dorthin von hier drei Stunden. Wir brauchten das eine Mal vierzehn, das andere Mal achtzehn Stunden, da wir nur Windstille und conträren Wind hatten. Uebrigens reut es mich trotzdem nicht, die Tour gemacht zu haben. Die Kerkenieten sind mit Recht als die bravsten Leute der Regentschaft bekannt, und Stunden wie den Montag-Abend vergißt man nicht so leicht. Zum ersten Mal empfand ich den Zauber einer subtropischen Natur. Kerkenah ist ein mächtiger Palmenhain; wir mußten von dem Platze, da wir gelandet, bis zum Dorfe, da wir die Nacht blieben, eine gute Stunde durch die Insel wandern. Kein Lüftchen regte sich, heilige Ruhe lag über der Natur, als wir in lauer Frühlingsluft, im hellen Mondschein unter den schlanken Bäumen dahin schritten; nur hier und da flatterte, durch unseren Schritt aufgescheucht, eine Taube aus einem Palmenwipfel auf, oder ließ sich der in Afrika nie fehlende Schrei einer Eule hören. Inschriften fand ich nicht, wie ich überhaupt seit Susa nichts gefunden habe; ich habe es auch nicht erwartet. Nichtsdestoweniger ist diese Tour auch wissenschaftlich nicht ganz ohne Interesse. — Aber — ich bin zu müde; laßt mich lieber schlafen.

Tozer, 2. März.

Um 8 Uhr saßen wir alle zu Pferde, Machmed — so hieß der Neugemiethete, — zu Esel, und es ging gen Westen. Das erste Viertel des Weges nach Gafsa ist völlig sicher: es ist das Küstenland von demselben Charakter wie das zwischen Mahedia und Sfakes und auch von demselben trefflichen Stamm, den Metellit, bewohnt; ein leicht bewegtes, sich zur Küste allmählich abwellendes Terrain, in dem Olivenhaine und Getreidefelder mit weiten, wüsten Strecken wechseln, den Vorboten der weiter westlich beginnenden Einöden. Ich gönnte meinen Leuten noch zweimal ein Nachtquartier in diesem Gebiete. — Die Grenze des Küstenlandes nach Westen bezeichnet ein niedriger, von Nord nach Süd ziehender Hügelrücken aus bröckligem Tuff, Djebel Tuâl esch Schich genannt. Hier beginnt, was der Araber mit Sáchara bezeichnet, ein Name, mit dem wir meist sehr verkehrte Vorstellungen verbinden. Die Sáchara ist keineswegs ein ödes, einförmiges Sandmeer, sondern sie hat in ihren verschiedenen Theilen einen sehr verschiedenen Charakter; allen Theilen gemeinsam ist nur das Fehlen der Bodencultur und jeglicher Art von Bäumen: Beides findet sich nur in den inselartig in sie eingesprengten Oasen. Der Weg von Sfakes nach Gafsa durchschneidet ihre nördliche Zone, die bei einer gleichmäßigen Breite von etwa drei Stunden gen Mittag wie gen Mitternacht ihre scharfe Grenze in zwei ungefähr 300 Meter hohen Gebirgsketten findet, so jedoch, daß, wenn man von Osten kommt, die nördliche früher anfängt und aufhört als die südliche. Im Osten bleibt ein weites Thor nach Süden, im Westen ein gleiches nach Norden, durch die das Auge in endlose Fernen strebt. Ein

schmales, seichtes Rinnsal in sehr breitem, sandigem Bett windet sich in tausend Krümmungen durch das Land, — das einzige Wasser weit und breit. Stellenweise ist es gesäumt von dichtem Röhricht, das oft genug nicht nur das Raubthier, sondern auch den Hamema verbirgt, wenn er auf seine Beute lauert. Besonders auffallend ist der Wechsel der Fauna, wenn man den Djebel Tuâl überschritten. Bald näher, bald ferner, bald in langsamem Schritte und weidend, bald dahin fliegend wie leichte Sturmwölkchen, sieht man ungeheuere Trupps von Gazellen; gurrend heben sich Ketten von grauweißen Steppenhühnern in die Lüfte; überall aber hört man, wie über unseren lachenden Feldern das Triliren der Lerche, so über diesen traurigen Prairien den klagenden Ruf des kleinen, schwarzweißen Moku. Mehr aber noch als alles dies sind es die zahlreichen starken Kameelheerden, welche diesen Ebenen ihren eigenthümlichen Charakter geben. Gemächlich auf drei Beinen stehend — das linke Vorderbein ist ihnen aufgebunden, damit sie nicht entlaufen, — weiden sie das harte Gestrüpp ab und verschmähen die spärlichen Gräser. Das Kameel ist wohl unter allen Hausthieren nicht nur das häßlichste, sondern auch das unliebenswürdigste; genügsam freilich, aber auch verdrossen und mißmuthig wie ein Sklav. Nur hier auf der Weide kann man wenigstens die Stuten zuweilen freundlichere Saiten aufziehen sehen im Spiel mit ihren Jungen, und es kann nichts Drolligeres geben, als wenn diese ungeschickten Thiere zärtlich werden. — Herren jener Heerden sind die Hammâma Uled Asis, der gefürchtetste Räuberstamm der Regentschaft; ich habe andere Stämme nie anders ihren Namen nennen hören als mit schmückenden Beiworten wie „Hunde", „Söhne des Hundes" ꝛc., und sie verdienen diesen Namen. Ich hielt es für das Beste, unser Schicksal sofort zu entscheiden, indem ich mich dem Haupte dieses Stammes präsentirte und seinen Schutz forderte. Es war ein köstlicher, sonniger Tag, als wir die Arrug en Naam betraten. Aber in meinem kleinen Zuge wollte es dem Tagesgestirn nicht gelingen die Gesichter zu erheitern. Machmed's Gesang verstummte, Giulio vergaß, Cigaretten zu drehen, Alberto hielt die Pfeife kalt im Munde, die Hambas ritten hinter meiner Büchse und Revolver, — Alles schwieg. Wir trafen nur auf Hirten, welche die zusammengeraubten Heerden hüteten und uns erstaunt nachgafften; um 3 Uhr hielten wir wenige Schritte von dem Duar, in welchem der Häuptling Si Sala ben Ayed sein Zelt hatte. Es war der größte, den ich bis dahin gesehen; in weitem Kreise waren wohl hundert Zelte aufgeschlagen. Ein Rudel Hunde sprang auf uns ein, ohne daß man sie zurück rief; im Lager selbst schwirrte es hin und her, bis endlich einige zwanzig bewaffnete Männer herauskamen. Ich erklärte, ich wolle den Schich sprechen, ich überbringe einen Befehl des Bey — allgemeines Gekicher — und einen Brief Si Chaireddin's (des neuen Ministers), — hier spitzte man die Ohren. Man erwiderte, Si Sala sei abwesend, wir müßten außerhalb des Duars seine Rückkehr erwarten; ich wollte absteigen, — man wehrte es mir. So blieben wir denn bis 4 Uhr zu Rosse, und ich musterte indeß die uns umgebende Schaar; wahrlich, Keiner hätte den Galgen verunziert; die Mehrzahl war verunstaltet durch schlecht vernarbte Schmarren, Fehlen eines Auges u. A.; Alle aber gleichmäßig waren

äußerst schmutzig. Man führte die unziemlichsten Reden über uns, bei denen besonders die Hambas herhalten mußten. Endlich, zur genannten Zeit, erschienen drei Reiter, der mittlere eine köstliche Stute reitend, die von unseren Thieren mit hellem Gewieher begrüßt wurde. Ein verschrumpfter Greis mit stechendem Auge, zu jeder Seite ein junger Mann. Der Greis war Sala. Wir musterten einander eine Weile, dann übergab ich ihm den Amr el Bey; er warf ihn, ohne ihn anzusehen, einem seiner Begleiter zu und fragte, was ich hier wollte? Ich sei wohl gekommen, ihr Gebiet auszuspioniren? Ich erwiderte, was ich hier wolle, finde er in dem Schreiben seines Herrn; zudem führe ich ein Schreiben Si Chaireddin's, das ihn für meine und meiner Leute Sicherheit verantwortlich mache. Ich hielte es aber nicht für geeignet, ferner vom Pferde herab zu sprechen, und erwarte, daß er mich in sein Zelt führe. Während der Dolmetscher ihm Satz für Satz meine Rede wiedergab, richtete er sich mehr und mehr im Sattel auf, und sein Gesicht, dessen untere Hälfte mit dem weißen Barte bisher im Burnus steckte, wurde frei. Er sagte kein Wort, lud uns aber mit einer Handbewegung ein, ihm in den Duar zu folgen. — Die Gesichter der Meinigen erheiterten sich; vorläufig waren wir Gäste. Vor dem größten Zelte sattelten wir ab und sahen dabei, wie eine zum Skelett geschwundene Menschengestalt heraus geschleift wurde in ein Nachbarzelt. Es war ein Mann aus dem Bruderstamm der Uled Asis, der Hamema Uled Raduan. Seit einem Monat lag er gefesselt in des Häuptlings Zelt, und noch immer weigerten sich seine zähen Stammesgenossen, das verlangte Lösegeld zu zahlen. Bald war die rechte Hälfte des Zeltes für uns bereitet, mit Halfamatten, für mich mit einem Teppich, der Boden bedeckt, und es begann nun die übliche Unterhaltung: was? woher? wohin? und das unterbrochen von dem immer wiederkehrenden: „Wie geht es? Gott schütze Dich!" u. s. w. Nachdem wir von seinem Brote gespeist, hielt ich es für an der Zeit, unserem Wirthe das Teskeyeh Chaireddin's zu übergeben, das alle Obrigkeiten der Regentschaft für meine Sicherheit verantwortlich machte. Er las es lange, während ich scheinbar unbefangen meine Nachttoilette machte, die Uebrigen in gespanntem Schweigen verharrten. Als er es zusammengefaltet, überreichte er es mir und legte dann die Rechte ehrerbietig auf Brust, Stirn und Lippe: „Morgen früh werde ich selbst aufsitzen und Dich bis Gafsa geleiten." „Santa Madonna," murmelte mein Malteser und schlug ein Kreuz, indeß der Dolmetscher den lang ersehnten Tabaksbeutel hervorzog und die Hambas, welche bisher stumm mit niedergeschlagenen Beinen gesessen, sich erhoben und dem Häuptling die rechte Schulter küßten.

Ich hatte richtig speculirt. Das Verhältniß dieser Stämme, wie die Uled Asis zur Regierung ist ein eigenthümliches. Verhaßt und verfeindet, wie sie mit allen sie umgebenden Tribus sind, besonders mit den mächtigen Beni Sid, würde es der Regierung ein Leichtes sein, sie zu ecrasiren oder zur Raison zu bringen; aber sie ist weit entfernt davon und benutzt sie vielmehr in doppelter Weise. Braucht sie Geld, so läßt sie von solchem Stamm eine Razzia machen und theilt dann mit ihm; von Zeit zu Zeit aber schickt sie auch ein paar hundert Mann gegen sie und läßt sie durch

diese selbst auspressen. Hieraus ergibt sich, wie einerseits ihr Gebiet höchst unsicher ist, da die Regierung ihrer Wegelagerei und ihrem Raub gegenüber durch die Finger sieht, wie aber andererseits doch ihnen daran liegt, in einem leidlichen Verhältniß zur Regierung, d. h. zum allmächtigen Premierminister, zu stehen; der Bey ist eine Null im Lande. Jetzt war Ministerwechsel gewesen; ich hatte darauf gerechnet, daß man sich Chaireddin gegenüber zuvorkommend erweisen und sein Teskereh respectiren werde; so erzählte mir denn auch Sala, daß er wenige Tage zuvor an Chaireddin ein köstliches Pferd als Geschenk gesandt habe, und er bat mich immer wieder, dem Minister zu erzählen, wie freundlich er mich aufgenommen. — In Begleitung dieses Alten also machten wir unsere Fahrt bis Gassa, und er wurde die drei Tage nicht müde, von seinen und seiner Bande Streichen zu erzählen. Die Araber haben die Sitte, überall, wo ein Mord verübt, einen kleinen Steinhaufen zu errichten, und der wird mit der Zeit größer und größer; denn jeder Wanderer fügt einen neuen Stein hinzu mit einem Fluche über den Mörder. Solcher, wie man sie nennt, Mechads trifft man unzählige auf dem Wege und oft dreißig bis vierzig an einer Stelle, nämlich wo man Karawanen abgefangen. Si Sala wußte die Schauergeschichten fast aller dieser Mordstätten und rühmte behaglich seine Thätigkeit dabei. War übrigens die Reise auf diese Weise hinlänglich sicher, so war sie keineswegs angenehm. Der Stamm ist nicht nur räuberisch, sondern auch äußerst geizig und schmutzig. Für die Geldgier ist das Charakteristischeste mein Abschied von unserem Beschützer. Er bat um ein Trinkgeld! Es ist dies etwas ganz Unerhörtes für einen Schich von seiner Bedeutung, der ein paar hundert Zelte commandirt und tausend Kameele besitzt. Ich nahm drei Fünfpiasterstücke und sagte: „Si Sala, ich sehe, Du bist ein guter Vater Deines Stammes; denn ich bin überzeugt, daß ein reicher Schich wie Du nicht für sich bittet — denn das wäre ewige Schande — sondern für irgend einen Armen der Tribus; ich werde Si Chaireddin erzählen, wie Du für die Deinen sorgst." Ich sagte dies lächelnd, und Malaspina verdolmetschte offenbar sehr gut. Es schoß wie Blitze aus des Häuptlings Augen; er wollte die fünfzehn Piaster nun nicht nehmen und machte, daß er aus dem Zimmer kam; ich warf sie ihm nach, er wandte sich um, als es klimperte — er vermochte es nicht über sich, sie liegen zu lassen. — Unsere Ankunft in Es Sned erregte erst großen Schrecken; man erkannte von Ferne Si Sala und hielt uns für Uled Asis; als wir in das Dorf einritten, flüchteten Kinder und Weiber in die Häuser; Männer waren nicht sichtbar. Endlich erschien der Schich, begleitet von ein paar bewaffneten jungen Männern, und nun änderte sich schnell Alles. Das ganze Dorf, Männer, Weiber und Kinder, war hinter mir her, als ich den Berg, auf dessen halber Höhe das Dorf liegt, bestieg, um die auf der Spitze liegenden Ruinen zu besichtigen, und ebenso gab man mir am anderen Morgen das Geleite. Am Spätnachmittag dieses Tages, des fünften, seit ich Sfakes verlassen, kamen wir in Gassa, der nördlichsten Oase der Sahara, an. Mein und Malaspina's Pferd waren seit Monaten fast täglich lange unter dem Sattel gewesen, und sie hatten in Folge dessen breite Wunden auf dem Rücken; die fünf Tage in Sfakes hatten lange nicht

genügt, sie zu heilen; sie bedurften einer Ruhe von mindestens drei Wochen, um wieder kräftig und brauchbar zu werden; durch meine Tour nach Gafsa gewann ich die Möglichkeit, ihnen dieselbe zu geben. Ich habe dort Alberto mit ihnen und meiner Mula gelassen, Malaspina das Pferd gegeben, das Alberto ritt, und für mich eines für diese südliche, sehr anstrengende Tour gemiethet. In jener köstlichen Oase bei gutem Futter und täglichem Bade werden meine Thiere sich trefflich erholt haben. — Den Weg von Gafsa nach Gabes legten wir in 3½ Tage ohne jede Schwierigkeit zurück; schon am zweiten Abend machten wir in einem Duar der Beni Sid Quartier, des Stammes, der mir entschieden unter den bis jetzt bekannten am besten gefällt. Bei ihnen findet man wenigstens außer den vielen üblen Seiten der Araber auch noch die schönen. Sie sind bekannt als die tapfersten Männer der Regentschaft und die besten Reiter; kein Stamm ist gastfreier als sie, und sie zeichnen sich aus durch Sauberkeit. Ich lasse mich jetzt nur noch selten auf Unterhaltung mit den Beduinen ein, aber in diesem Stamm habe ich oft eine Ausnahme gemacht und mich herzlich dabei amüsirt. „Rumi, Du bist glücklich," sagte mir gleich am ersten Abend ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, „daß Du so herum reisen kannst durch alle Länder; nimm mich mit. Ich habe zwei schöne Pferde; davon nimmst Du das eine und ich das andere; Deines ist schlecht, das verkaufen wir. Kommen wir dann ins Preußenland, dann schlagen wir uns zusammen gegen die Franzosen; aber Du mußt mir dann auch eine Büchse geben, wie Du sie hast. Ich habe schon vier Uled Asis im Kampfe getödtet, als sie in der Nacht kamen, um zu stehlen. Nach ein paar Jahren kehre ich zurück, und dann schenkst Du mir viel Geld, daß ich Kameele und Ziegen kaufen kann; aber ich bleibe Dein Bruder; wird Deine Stadt von den Franzosen angegriffen, dann rufst Du mich." Es ist das erste Mal, daß mir die Sehnsucht in die Ferne bei den hiesigen Arabern entgegen tritt, und charakteristisch genug bei dem Stamm, der die Sahara vornehmlich bewohnt. Ich dachte der Bemerkung A. von Humboldt's, der das Sehnen in die Ferne als eine Eigenthümlichkeit der Völker bezeichnet, die in weiten Ebenen und an der Meeresküste wohnen. — In Gabes blieben wir den Rest des vierten Tages; schon am nächsten wollte ich in der Frühe zur See nach Djerba, da der Weg zu Lande bis zur Meerenge, wo man in einer Viertelstunde übersetzt, jetzt sehr gefährdet ist durch übergetretene tripolinische und südliche Stämme, besonders durch die Uerramma und Uderna. Aber vergeblich warteten wir den ganzen folgenden Tag und Nacht auf günstigen Wind. Endlich riß mir die Geduld, und ich befahl den Landweg. Ich verstärkte meinen kleinen Trupp um einen Spahi und ließ dafür Machmed mit seinem Esel in Gabes. — Die erste Station ist ein Dorf Sarât; der directe Weg dorthin führt an der Küste entlang und war von Guérin gemacht; ich wählte daher einen anderen, der einen Bogen nach Süden beschreibt und verschiedene Hanschirs berührt. In dem letzten derselben fand ich eine freilich sehr gleichgültige Inschrift und copirte sie, indeß einer meiner Hambas einen von ihm verwundeten Hasen verfolgte. Auf einem Hügel machte er plötzlich Kehrt und berichtete, daß neun Araber die Straße zögen, denen er nicht traue. Ich saß

eben wieder im Sattel, als sie hinter jenem Hügel auftauchten und, so bald sie uns sahen, sich trennten; fünf kamen auf uns zu, — so viel wie wir waren, — zwei gingen rechts, zwei links; die feindliche Absicht war klar, und mein Hamba lud eilig seine Flinte von Neuem. — Malaspina, der Spahi aus Gabes und ich stiegen nun ab, das Gewehr schußbereit im Arm; meine Hambas ließ ich den Fünf langsam entgegen reiten, langsam, damit sie in unserem Schußbereich blieben. Als die Gegner unsere Bereitschaft sahen, sie zu empfangen, verging ihnen offenbar die Lust. Die Vier wurden herangewinkt, und bald hielten die Neun in einer Entfernung von zwanzig Schritt den Hambas gegenüber. Es waren Uderna, die uns versicherten, sie hätten sich nur vertheidigen wollen; denn sie hätten gemeint, wir wären Sarâti, mit denen sie in Feindschaft lebten; sie versicherten das noch mehr, als ich ihnen meinen Hinterlader zeigte, den ich in einer Minute achtmal laden und entladen könne. — Anderthalb Stunden später langten wir in Sarât an, wo wir freundliche Aufnahme, leider aber auch unsägliches Ungeziefer fanden, das mich die Nacht kein Auge schließen ließ. Vor Sonnenaufgang waren wir bereits wieder im Sattel, um Djorf Ejim, die Meerenge, wo man übersetzt, zu erreichen. Nach einem siebenstündigen Ritt durch triste Oeden langten wir kurz nach Mittag am Djorf an und gaben ein paar Gewehrsalven, das Zeichen, auf das hin sich am anderen Ufer die Barken lösen und die Ankömmlinge nach Djerba hinüber führen. Aber wir warteten vergebens, — keine Menschenseele rührte sich. Die Spahis hatten kein Pulver mehr; ich hatte meine Patronen bis auf einen groben Schrotschuß und drei Kugeln verplatzt; ich opferte noch eine, — auch sie erfolglos! Was nun thun? Das Ufer, an dem wir waren, ist öde; etwas landeinwärts Duars der Uerramma, die uns hatten kommen sehen oder wenigstens nach dem vielen Schießen von unserem Dasein wußten. Blieben wir die Nacht, wo wir waren, so war nichts sicherer als ein wenig freundschaftlicher Besuch; zu unserer Vertheidigung hatten wir meine beiden Revolver und drei Gewehrschüsse.

Gegen $^1/_2$6 Uhr kamen wir vor einem Duar von zweiundsiebzig Zelten an; wir hielten, wie immer, fünfzig Schritte entfernt. Nach einer Weile versammelten sich in der Mitte der Zelte einige fünfzig Männer in großem Kreise und führten eifriges Gespräch; sie gingen bald wieder aus einander, und nun rührte sich nichts mehr. Es wurde dunkel; da ließ ich absitzen an der Stelle, wo wir waren. Wir sattelten die Pferde ab und ließen sie grasen oder vielmehr das struppige Kraut fressen, mit dem die Erde bedeckt war; die Sättel legten wir in die Mitte; wir, mit dem Rücken an sie gelehnt, machten Front nach allen Seiten; die Gewehre, von denen nur das meine und Malaspina's, jedes mit einem Schusse, geladen war, im Arm. Man hatte im Duar das offenbar nicht erwartet; man dachte, nicht angenommen, würden wir abziehen, und was dann geschah, war klar; vor den Zelten selbst uns zu überfallen, hatte man wohl Scham. So verbrachten wir zwei üble Stunden; da gegen 8 Uhr kam ein Beduine auf uns zu und lud uns in sein Zelt ein. Dasselbe war sehr klein, aber es bot uns Alles, was wir brauchten, nämlich Sicherheit. Ich war nach der vergangenen schlaflosen Nacht und der Aufregung des Tages todmüde und schlief sofort ein, nachdem ich ein paar Hände

voll von dem Gerstenbrei gegessen, den man uns vorsetzte, während die Anderen noch eine sehr freundschaftliche Unterhaltung der Duargenossen zu theilen hatten, die damit endigte, daß der Greis, der uns aufgenommen, sie aufforderte, Achtung vor seinem Zelte zu haben oder es zu verlassen; derselbe geleitete uns am nächsten Morgen zum Djorf und verließ uns nicht, bis die Barke vom anderen Ufer kam; als ich ihm dankte, sagte er zu mir: „Rumi, kehre zu Meere nach Gabes zurück; ich sage es Dir, denn Du hast mein Brot gegessen und mein Kind beschenkt.“ So waren wir nun glücklich in Djerba und so freundlich aufgenommen, daß mein Zorn gegen die Wache, die uns Tags zuvor nicht bemerkt, bald vor den Bitten der Einwohner wich. Aber Djerba war nicht mein Endziel, sondern eben diese ungastliche Küste, die wir soeben verlassen. Es liegt dort noch weiter östlich nach Tripolis ein ungenügend erforschtes Hanschir bu Grara, das ich sehen mußte. Ich erklärte in Folge dessen gleich nach den Begrüßungsgesprächen dem Kalifen von Chumt Ejim, ich brauche für den nächsten Morgen eine Barke dorthin. Dieser, ein gutmüthiger feister Alter, der schon bei dem Namen Uderna erschrickt, bat mich, doch davon abzustehen, denn sein Kopf stehe auf dem Spiel, wenn mir etwas zustoße. Nach langem Hin und Her wurden wir einig, einen Courier an unseren Viceconsul in Suk el Kebir und an den Gouverneur der Insel zu schicken; derselbe trug einen Brief von mir, in dem ich die Regierung von jeder Verantwortlichkeit entband, und der zur Folge hatte, daß noch in derselben Nacht vier andere Spahis in Chumt Ejim eintrafen, mit der Ordre, mich zu begleiten. Um 7 Uhr am anderen Morgen waren wir unter Segel. Aber ich muß nun einmal auf dieser Reise das Wohlgelingen im Großen und Ganzen mit unsäglichem Pech im Kleinen erkaufen, so begannen denn auch hier bald neue Leiden. Um 8 Uhr hörte jeder Wind auf, und unsere Barke drehte sich bis Abends 4 Uhr um sich selbst; wir hatten gehofft, denselben Tag zurückkehren zu können, und danach unseren Proviant bemessen; statt dessen trug uns ein träger Wind erst nach Sonnenuntergang an die Küste, wo das Hanschir liegt. So schliefen wir die Nacht auf der See und betraten erst am anderen Morgen um 6 Uhr das Ruinenfeld. Als ich es $2^1/_2$ Stunden später verließ, hatte ich fünf früher copirte Inschriften sehr wesentlich rectificirt, und andere vier gefunden, dazu eine hübsche, kleine Gemme. Die Rückfahrt war noch unglücklicher als die Hinfahrt; wir waren erst ein paar Büchsenschüsse vom Lande, als, wie Tags zuvor, die gefürchtete Windstille eintrat. Als um 3 Uhr noch immer kein Lüftchen sich regte, bestieg ich mit Malaspina das Boot und der Capitän mit zwei Matrosen ruderten uns ans Land; um 8 Uhr Abends waren wir in Chumt Ejim; die Barke kam am anderen Morgen mit heftigem Contrawinde, der sich um Mitternacht erhoben, an. Mit ihm war eine Rückfahrt nach Gabes unmöglich. So beschloß ich denn, es war am 18. Februar, der Einladung des Viceconsuls und des Gouverneurs nach Suk el Kebir zu folgen; ein Besuch, der mir zugleich Gelegenheit gab, Djerba kennen zu lernen, denn der Weg durchschneidet quer die ganze Insel von Süd nach Nord. Ich will nicht noch einmal das Lob der Lothophagen-Insel singen, was seit Homer von so vielen Reisenden geschehen; aber wahr ist's, lieblich und freundlich ist dies sonnige Eiland mit seinen schattigen

Olivenwäldern und schlanken Palmen, mit seiner kräftigen Seeluft, die noch Millionen von Blumen mit ihrem köstlichen Aroma würzen; es ist zugleich der entschieden bestcultivirte Theil der Regentschaft. Aber Eines fehlt — Inschriften; und so war meines Bleibens hier nicht länger. Am anderen Morgen um 7 Uhr ging es zurück nach Chumt, wo ich mich sofort einschiffen wollte. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Statt besser zu werden, wurde der conträre Wind nur heftiger, und um 3 Uhr hatten wir bereits einen furchtbaren Nordweststurm, der bis zum anderen Morgen ca. fünftausend Palmen auf der Insel umgeworfen hat; das hörte ich später. Verstimmt zog ich mich in meine Behausung am Strande zurück und befahl dem Capitän, uns eventuell in der Nacht zu wecken, wenn der Wind umschlüge. Nichts davon ereignete sich, aber am anderen Morgen war der Sturm schwächer, und das Barometer stieg. Der Capitän gab meinem Wunsche nach, wir schifften uns mit unseren Pferden ein und versuchten dem Wetter zum Trotz vorwärts zu kommen. Bis Abends 5 Uhr arbeiteten die Matrosen angestrengt, mit Wind und Wogen kämpfend; da erneuerte sich der Sturm so, daß wir Zuflucht suchten in einer Bucht, an der das Hanschir el Gurin liegt. Nach zehnstündiger Arbeit waren wir nicht weiter gekommen; wir sahen noch deutlich mit bloßem Auge das Dorf, das wir verlassen. Meine Geduld war erschöpft; zum Ueberfluß fielen in der Bucht noch Regenschauer — die ersten wieder nach langer Zeit, denn seit Kairuan hatten wir köstliches Wetter —, die uns ganz durchnäßten. Am nächsten Morgen ließ ich da, wo wir waren, unsere Pferde ans Land setzen, wir schwangen uns in den Sattel und stiegen nicht ab, bis wir nach zehnstündigem Ritt Gabes erreichten; von Uerrammas und Udernas sahen wir dies Mal nur einen armen Teufel, der, so bald er uns erblickte, hinter einen Dornbusch sprang und anlegte, aber mit frohem Gesicht zum Vorschein kam, als er unter meinem Burnus den Europäer erkannte. Es war ½ Stunde vor Laseït (?); er hatte uns für Sarâti gehalten, und die tödten freilich jeden Uderna, dessen sie habhaft werden, weil Jene ihnen das Gleiche thun. Die Freude meiner Leute war unmäßig, als wir endlich bei Sonnenuntergang wieder in die gastlichen Straßen von Gabes einritten, „Arfi (Herr)" sagte Si Terhat, der neue Hamba, den ich mir nach Susa kommen ließ, „heute sind wir nach Tunis zurückgekehrt!" — „Wieso?" — „Was nun kommt, ist Vergnügen; aber daß wir von diesen Touren heimkehren, ist Allah's Werk!" Seit der Scene von Sfakes hat man mir ohne Widerspruch gehorcht, und ich war in jenen kritischen Momenten zufrieden mit der Haltung meiner Leute. Jetzt schenkte ich jedem Hamba einen neuen Burnus und Haik (Untergewand); als ich sie ihnen gab, legten sie ihren Turban zu meinen Füßen nieder: „wenn Du willst, legen wir unseren Kopf daneben." Noch einmal blieben wir einen Tag — 22. Februar — in Gabes, dann traten wir den Weg in die Nefsaua an, jene wüste, aber mit vielen kleinen Oasen bedeckte Halbinsel, die weit in die große Sebka, den sogen. Lago Faraûn, vorspringt. Wir legten den Weg bis in die Hauptstadt derselben, Kebilli, in drei Tagemärschen zurück, bei wolkenlosem Himmel und schon jetzt glühender Sonne; ich wählte den nördlichen, der bisher von keinem Europäer gemacht war, und der zwischen Sebka und Djebel Tbaga hinzieht. Der Landstrich, den ich auf diese Weise durchzog, ist

der erste, von dem man sagen muß, daß er wohl im Alterthum ebenso aussah, wie jetzt, d. h. keine Städte trug, sondern nur von Nomaden bevölkert war. Es ist eine lange, vielfach von Schluchten und trockenen oder mit Salzwasser gefüllten Flußbetten zerrissene und hier und da von niedrigen, aber schroffen Sandhügelrücken belebte Ebene; der Boden ist größtentheils mit einer dünnen krystallinischen Salzkruste bedeckt, durch die sich in Büscheln eine struppige, graugrüne oder rothgraue Vegetation bricht, meist dickblättrig und stachlig; dazwischen sprießen dünn und spärlich einzelne winzige Blumen und zarte Grashalme, die, vor Kurzem erblüht, bald wieder sterben werden unter der versengenden Gluth der Saharasonne; nur an wenigen Stellen, wo der Boden feuchter und fetter ist, wuchern kräftiger Tamariskenbüsche und versucht wohl auch eine Palme, freilich vergeblich, sich zu erheben. Im Norden dehnt sich wie ein Schneefeld die große Sebka aus; über ihr lagerte eine dicke Dunstatmosphäre, welche die jenseitigen Gebirgszüge nur wie durch einen bläulichen Schleier sehen ließ, im Süden zieht der eintönige Djebel Tbaga, dem Blicke, aber freilich nur diesem, begrenzend die weiten Oeden, die außer sparsamen Beduinenstämmen mit ihren Kameelherden nur wilde Esel und zahlreiche Rudel von Gazellen nähren; hier und da erschallt der klagende Ruf des Moka oder erhebt sich ein Trupp Saharahühner; der Strauß, der hier zu Hause ist, wohnt jetzt im Gebirge, das er erst in einiger Zeit, um Eier zu legen, verläßt. In der ganzen Ebene ist nur eine Oase, die wir am dritten Tage nach langem Ritt gegen 1 Uhr erreichten: Limäges. Im Schatten ihrer Palmen machten wir eine kurze Rast, indeß unsere Pferde nicht satt wurden, das sumpfige Wasser zu schlürfen, das einer nie versiegenden Quelle entströmt. Es war unmöglich, sie zurückzuhalten, als sie das nasse Element sahen; erst als sie die Zunge gefeuchtet, ließen sie Zeit, ihnen wenigstens den Zaum abzustreifen. Die Oase selbst ist ein Bild der Regentschaft im Kleinen: Moderduft aus reicher Natur. Die Quelle, die eingefaßt, wie alle Saharaquellen köstliches Wasser spenden würde, ist versumpft und ihr Bassin mit grünem Schlamm bedeckt; die hohen Palmen sind theils umgebrochen, theils geköpft, um Lagmi (Palmensaft) zu gewinnen, theils angebrannt oder ganz verkohlt; aber überall sprossen junge aus dem Boden, kämpfend den Kampf ums Dasein mit der sie erstickenden Gras-, Schilf-, Rohr- und Dornenvegetation. Das Dorf ist in sich zusammengestürzt und wird nur noch von zwei Familien bewohnt. Ich raffte mich mit Gewalt auf, als sich der Schlaf auf meine Lider senkte, um ihm nicht und damit unzweifelhaft in dieser dicken Luft dem Fieber zu verfallen. Wir wandten uns nun südwestlich, um den Djebel Tbaga, der uns bisher zur Linken begleitet, zu durchschneiden. Eine mächtige Sandwelle legt sich in seiner ganzen Länge auf der nördlichen Seite vor ihn, Tbaga ep P'haira, d. h. Tbaga der Ebene genannt; ihr folgt eine schmale, nur zehn Minuten breite Ebene, die außer gelben Halfabüscheln keine Vegetation trägt, aber überall glitzert von unzähligen Quarz- und Glimmerstücken, die den Boden bedecken; hat man sie durchschritten, ist man am Fuße des auf dieser Seite schroff abfallenden Tbaga.

Es ist ein eigenthümliches Bild, das sich dem Auge entrollt, wenn man aus dem Engpaß in die neue Ebene eintritt; auch sie ist mit einer Salzkruste

bedeckt und wüst wie die nördliche, auch sie hat im Hintergrunde den weißen Spiegel der Sebka Faraûn; sie unterscheidet sich aber von der nördlichen dadurch, daß hier schon auf lange Strecken ein tiefer Flugsand eintritt, über den nur die Gazelle leichtfüßig dahin flieht, und, was ihr den Charakter gibt, daß, wohin der Blick sich wende, er zahlreiche, mit hohen Palmen bedeckte Hügel umfaßt, die wie Inseln über den Meeresspiegel sich erheben; es sind dies die Oasen der Nefsaua. Noch vor zwanzig Jahren waren sie blühend und wohlhabend. Seit dem grausamen Kriege, der von der Regierung des Bey gegen sie geführt wurde, sind sie verarmt und versunken wie die übrige Regentschaft. Theilweise sind die Oasen in demselben Zustande wie Limäges; nur wenige, wie Kebilli und Mansura, haben sich wieder mehr erhoben. Welches Klima hier ist, mögt Ihr daraus entnehmen, daß Apricosen und Pfirsiche damals, also Ende Februar, bereits fast abgeblüht hatten. Die Gärten haben eine überschwänglich üppige Vegetation, reich bewässert, wie sie sind, von den zahlreich aus dem Boden sprudelnden warmen Quellen. Aber der Europäer ergeht sich in ihnen nicht mit der Lust wie in den Oasen des Djerids; es ruht über der Nefsaua eine schwere, dicke Luft, die die Brust mit Mühe einathmet, und die fortwährend heftige Fieber erzeugt. Auch die Menschen, wenngleich wenigstens in Kebilli freundlich und entgegenkommend gegen den Fremden — seit Guérin, d. h. seit vierzehn Jahren war kein Christ in der Nefsaua gewesen — sind für ihn doch keineswegs angenehm. Man sieht wenig gelbe Gesichter; die herrschende Farbe ist dunkle Bronce und Schwarz, besonders unter den Frauen; aber das ist das Wenigste, — wären nur die Formen schön. Doch die Körper sind dürr und schlaff, entnervt vom Fieber und dazu mit unsäglichem Schmutz bedeckt. Mein Geschäft führte mich in ein Haus — in der Mauer eines Raumes war eine Inschrift —, aber ich mag nicht schildern, wie es darin aussah. Gott sei Dank ist mir das Gefühl des Ekels, das ehedem stark bei mir ausgebildet war, ganz abhanden gekommen. Am Tage unserer Ankunft in Kebilli war Carneval der Mohammedaner, und der gab mir Gelegenheit, fast die ganze Damenwelt Kebilli's hinter Trommel und Sackpfeife mit wildem Geschrei und Gejauchze durch die Straßen jagen zu sehen. Unter welcher Gestalt würde wohl ein hiesiger Künstler das verführende Laster darstellen? Unter Frauengestalt unmöglich, wo er nur solche Even kennt! Und doch brachte man während meiner Anwesenheit einen Brudermörder angeschleppt; er hat die That vollbracht aus — Eifersucht! Uebrigens sagt man, daß so etwas in diesem Lande nicht schlimm ist; er gibt dem Kalifen hundert Piaster und kehrt nach Hause zurück; Blutrache braucht er nicht zu fürchten, da sein Opfer eben sein Bruder ist.

Am Morgen des 27. Februar begaben wir uns in eine der äußersten Oasen der Nefsaua, um am anderen Tage die Sebka zu durchschreiten. Wir durchritten ein sandiges und zugleich sumpfiges Terrain; darüber brannte eine glühende Sonne; die Atmosphäre lastete mit Centnerlast auf uns; ich ritt in Hemdsärmeln und leichtem Burnus aus, und doch war's mir, als trüge ich einen schweren Pelz. Dazu wurden wir von dichten Schwärmen Moskitos überfallen, die unsere Pferde toll machten und uns jämmerlich zerstachen. „Es gibt ein starkes Wetter," sagte unser Führer von Kebilli. „Ihr werdet Noth haben, über die Sebka zu kommen," und dazu stimmte mein Barometer, das

langsam, aber stetig fiel. Trotzdem blieb der Himmel den ganzen Nachmittag klar. In Bäscher, so hieß die Oase, in der wir Halt machten, kam man uns freundlich entgegen. Am Morgen freilich mußten wir alle — Mensch, das war gleichgültig — und Thier — das war sehr übel — nüchtern den anstrengenden Tagesmarsch antreten. Indessen hatte sich in der Nacht ein heftiger kalter Nordweststurm erhoben, so daß bei den ihn begleitenden dichten Regenschauern uns ernstliche Bedenken kamen, ob es möglich sein würde, unsere beabsichtigte Tour auszuführen, die höchst gefährlich ist, wenn die Sebka viel Wasser hat. Man muß sich nämlich streng auf dem Wege halten; rechts und links geräth man unfehlbar auf Stellen, wo man in unergründete Tiefen versinkt. Der Weg aber ist nur bezeichnet durch Knochen, kleine Pfähle und Feldsteine in unregelmäßigen Zwischenräumen von 5—15 Minuten. Hat es nicht geregnet, so sind diese Zeichen völlig ausreichend; auf dem blendend weißen Spiegel sieht man einen Dattelkern weithin; er erscheint wie ein ansehnlicher Block. Ist aber das Wasser höher als vier Zoll, so verschwindet ein Theil dieser Signale unter demselben, und Verirren ist somit leicht möglich. Meine erste Sorge war daher gewesen, uns einen wegekundigen Führer zuordnen zu lassen; aber erst in der dritten Oase, Debäbscha, fanden wir einen Mann, der uns bis ans andere Ufer geleiten sollte. Um 1/49 Uhr fingen wir an, die große Salzwüste zu durchschreiten. Schon die letzte Strecke des Festlandes macht einen äußerst trüben Eindruck: ein Bild der Verwüstung. Es finden sich noch verschiedene reichhaltige Quellen, und wie überall, wo süßes Wasser unter diesem Himmelsstrich ist, sind sie mit einer wuchernden Vegetation umgeben. Aber immer schmaler und schmaler wird dieser grüne Kranz; immer weiter und weiter drängt vor und erhebt sich höher und höher der Flugsand, Alles erstickend und hohe Palmen unter sich begrabend. Mit dem Beginn der Sebka hört die Palme auf, und an Stelle der hohen Sanddünen, welche die Palmenhaine anwallten, treten niedrige Hügel, aus denen Tamarisken und Sitabüsche, dem Tode nahe, ihre halb verdorrten Zweige ausstrecken. Zwischen ihnen sprossen langsam und zwerghaft neue, um, wenn sie mit Mühe sich so weit erhoben, daß der Flugsand an ihnen Halt findet, denselben Untergang zu finden wie ihre Väter, die sie gesät. Immer weiter werden die Zwischenräume zwischen den einzelnen Büschen, immer niedriger ihr Wuchs; nach 1 1/2 Stunden Marsch hören sie ganz auf, und rechts und links dehnt sich unabsehbar weit ein mit dünner Salzkruste bedecktes Sandfeld aus; vorwärts sieht man in der Ferne eine hohe Säule sich erheben. Es hatte sich dicht hinter Bäscher ein kleiner Eseltrupp uns angeschlossen; das eine Grauthier ritt eine junge auffallend schmucke Beduine von vierzehn Jahren, die beiden anderen trugen in Körben einige Habe; alle drei wurden getrieben von zwei jungen Männern und einem Knaben, drei Brüdern, von denen der eine der jugendliche Gatte der Reiterin war; sie wollten in die Oase Sedada (die erste rechts am nördlichen Ufer), in ihre Heimath, und wurden frohester Stimmung, als wir endlich von Debäbscha mit einem Führer vorwärts gingen. Der eisige Wind, der uns die Glieder schüttelte, existirte für sie nicht; bald führten sie um die Reiterin ihre Waffentänze aus, wie ich sie einst in der Changa von Hammamet

gesehen, bald erscholl ihr leiernder Wechselgesang über die trostlose Einöde hin, oder sie trieben Buffonerien aller Art, die uns von Herzen lachen machten.

Aber das Wetter wurde immer toller; nicht genug, daß uns der Regen bald bis auf die Haut durchnäßte, warf uns der Sturm, der uns gerade entgegen wehte, große Stücke nassen Sandes ins Gesicht. Ueber den Hals unserer Pferde gebeugt, uns fest an den Sattel klammernd, ging es langsam vorwärts. Unsere Gesellschaft wurde stummer, und bald hörte man nur noch die Palmenstöcke in immer schnellerem Tempo auf die Esel fallen und als Begleitung dieser üblen Musik Geschrei, das die armen Thiere anspornen sollte. Was uns in der Ferne als hohe Säule erschienen, erreichten wir um 1/4 1 Uhr; es ist der sogenannte Hadjar en Noff, der Stein der Mitte. Einst war hier ein Süßwasserbrunnen auf der Mitte des Weges, aber er ist längst verweht; vier von den Bruchsteinen, mit denen er gemauert war, hat man hier über einander gethürmt und dazwischen ein paar Kameelknochen gelegt, so daß das ganze Monument etwa drei Fuß hoch ist. Zahlreiche Dattelkerne, die den Boden bedecken, zeigen, daß man hier gewöhnlich Halt macht; aber das Wetter war zu grausig, als daß wir Lust gehabt hätten, abzusteigen; es ging also weiter. Die Salzkruste wurde jetzt dicker; sie war mit einer dünnen Wasserschicht bedeckt; war bisher der Eindruck so gewesen, als zögen wir über ein Schneefeld, so war es jetzt, als zögen wir über eine dünne, im Thauen begriffenen Eisdecke, durch die bei jedem Schritt unsere Pferde durchträten. — Die Wegzeichen waren bisher so deutlich gewesen, daß wir eines Führers nicht bedurften; er war zu Fuß und bisher immer hinter unserer kleinen Karawane gegangen. Allmählich aber wurde das Wasser tiefer; gegen 2 Uhr hielt ich es für gerathen, ihn voran gehen zu lassen. Ich wandte mich um, ihn zu rufen; aber er war verschwunden. Er muß vorausgesetzt haben, daß wir nicht mehr umkehren könnten; sonst hätte er eine That nicht gewagt, die ihn sein Leben lang auf die Galeere bringt. Die Lage war eine ernste, und wir beriethen, ob ihm nicht einer nachsetzen und ihn mit Gewalt zurückschleppen sollte; aber wir verwarfen es schnell aus zwei Gründen. Unsere Pferde kamen so wie so schon, nüchtern, wie sie waren, kaum vorwärts; keines war im Stande, einen weiten Galopp auf so schlechtem Wege zu machen; vor Allem aber, und das war entscheidend, wäre uns die Nacht über den Hals gekommen; bei eintretender Dunkelheit aber hätten wir auch mit Führer nothwendiger Weise mitten im Wasser Halt machen und den Morgen abwarten müssen; ein schauerlicher Gedanke. „Barra!“ (vorwärts) rief ich und drückte meinem Pferde die Sporen in die Seiten, um an die Spitze des Zuges zu kommen; aber sofort waren meine beiden Hambas vor und Malaspina neben mir: „mach Dir keine Sorgen, Herr,“ sagte jener Hamba, den ich auf meiner ganzen Reise behalten, „unsere Augen sehen schärfer als die Deinen.“ Von da ab hörte ich, bis wir am anderen Ufer waren, kein Wort mehr; schweigend zog Alles dahin. Bald waren unsere Pferde bis an die Knie im Wasser, und die Esel konnten nicht mehr vorwärts. Der eine sank in die Knie und konnte nur dadurch flott gemacht werden, daß Einer von uns einen Sack, den er trug, auf sein Pferd nahm. Wir waren so verklammt, daß wir kaum die Zügel halten konnten; dazu hob der Sturm fortwährend dichte Wolken Salzwassers und badete uns darin; unsere Pferde und Bärte

waren ganz weiß von einer Salzkruste, die sie überzog. Ich dachte meiner winterlichen Fahrten durch die livländischen und russischen Steppen; was hier Salz, war dort Eis; aber hier in der Sahara fror mich mehr, als mich dort je gefroren. Endlich wurde das Wasser flacher und flacher, um 4 Uhr hatten wir Sand unter uns, um 3/45 Uhr war die Sebka überwunden; es war bei dem bedeckten Himmel schon starke Dämmerung. Mühsam schlichen unsere armen Thiere weiter durch den Sand, hier und da ein dürres Kraut zu schnappen suchend. Es war Nacht, fast 7 Uhr, als wir in Kriz ankamen und Gottlob freundliche Aufnahme fanden. Wir waren dreizehn Stunden im Sattel gewesen, und ebenso lange hatten uns unsere Pferde getragen und dabei seit vierundzwanzig Stunden nicht gefressen. Mit wahrem Heißhunger fielen sie jetzt über die Palmstöcke und ihre dürren Blätter her, die auf dem Hofe lagen, in dem wir sie anbanden. Bald hatten sie jedoch volle Freßsäcke und holten nun das Versäumte nach. Leider konnte ich ihnen nicht ein schützendes Dach schaffen, wie wir es fanden; Sturm und Regen dauerten die ganze Nacht, und als ich am anderen Morgen hinaus trat, zitterten sie vor Nässe und Kälte. Von einem Araber begleitet bestieg ich dann den bei Kriz gelegenen Djebel Dacheret el Aïn Breïan, um die dort in den Fels gegrabenen Inschriften zu revidiren. Ich hatte so den Vortheil, daß ich schon durchweicht mein Pferd bestieg, während die Anderen sich erst auf dem nun folgenden Ritt durchnässen ließen. — Wir wollten nach Tofer, machten aber schon in Degäsch nach 3/4 Stunden von Neuem Quartier; ich gab den Bitten der Meinigen nach, da ich mich selbst — zum ersten Mal — sehr miserabel fühlte; alle meine Muskeln schmerzten.

Der Tag verging mit Trocknen unserer Kleider; ich lag, in wollene Decken gehüllt, still auf der Strohmatte und fühlte mich den folgenden Tag viel besser, an dem wir bei hellem Sonnenschein, freilich immer noch kaltem Winde Tofer, die Hauptstadt und reichste Oase des Djerids, betraten. Nachmittags wurde endlich das Wetter warm und schön, und ich machte nun, bis die Sonne versunken, einen Spaziergang durch die entzückenden Gärten der Stadt. Das waren Stunden, die man nie vergißt. Wo man geht und steht, sprudelt und murmelt es von lauen Quellen mit krystallhellem Wasser; der Boden ist mit lichtem Grün bedeckt, — die Halme schienen durchsichtig unter den schrägen Strahlen der sinkenden Sonne, — Apricosen und Pfirsiche, Mandeln und Orangen, Aepfel und Limonen — Alles steht in vollster Blüthe, und schon beginnen der Feigenbaum und die Rebe, die sich in Guirlanden von Palme zu Palme schwingt, sich in ein zartes Grün zu kleiden; wie goldene Trauben hängen die ersten, theilweise geernteten Datteln aus den Palmenkronen, in denen unzählige Tauben gurren; der Gesang der Singvögel war im Verstummen.

VI.

Gafsa, 7. März.

Gegen Mittag des 2. März waren wir in Tofer angekommen; ich konnte es nicht unterlassen, wenigstens einen kurzen Besuch auch noch der letzten grünen Insel, Nefta, zu machen. Ich hatte aber in ihr nicht einen schönen, sonnigen Abend wie jenen in Tofer. Im Gegentheil, der Sturm hatte sich erneuert und wüthete jetzt aus Nordost; aber gerade der und das Anschauen

des Kampfes zwischen übervollem Leben und dem todbringenden Elemente, dem Sande, hat einen unverwischbaren Eindruck auf mich gemacht. In dichten Wolken durchzog der Flugsand die Gärten, hier und da hörte man einen Baum krachend umfallen, in allen Wipfeln aber tobte und toste der Sturm, sie tief zur Erde beugend. Die Tauben flogen scheu von einer Palmenkrone in die andere, vergeblich einen festen Punkt suchend, während die Singvögel sich zu Schaaren in den dichten Oliven sammelten. Dem Sturm entgegen drang ich von Garten zu Garten zu den äußersten vor; wie mit einem Leichentuch waren die Saaten bedeckt; noch weiter, und ich stand vor hohen Hügeln, aus denen noch hie und da eine Palmenkrone ragte; die Gärten, in denen sie wuchsen, waren bereits das Opfer früherer ähnlicher Stürme geworden. So wird die köstliche Oase kleiner und kleiner, die Cultur der Gärten um so intensiver; sie ist in der That für arabische Verhältnisse ganz unerhört sorgfältig; aber erfolgreich gegen den Wüstensand anzukämpfen, fehlt hier doch die Energie, fehlen vielleicht auch die Mittel; sie sind lächerlich, die Anstalten, die man zur Abwehr getroffen. Es war mir, als stände ich an einem Grabe, als ich am anderen Morgen die Stätte besuchte, die die antike Stadt trug; über ihr ruhen jetzt hohe weiße Sandhügel. Ich ritt einen hinauf; der Blick schweift in unendliche Fernen gen Süden und Westen und Osten, aber er gewahrt nichts als Sand und die weiße Salzdecke der Sebka. Die Wolken, die über den Himmel hin jagten und ihren fliehenden Schatten auf die Erde warfen, bildeten die einzige Abwechslung in diesem endlosen Einerlei; es ist ein unsagbar trauriger Eindruck. Es liegt ein Stück Cultur hier begraben, die vergeblich auf Erneuerung wartet, vielleicht warten muß, bis sie unmöglich geworden und auch der letzte grüne Halm, wie die einst blühende Stadt, von den Sandwellen verschlungen ist. — Um Mittag waren wir in Tosser zurück; am nächsten Morgen brachen wir auf hierher. Ein sehr weiter Weg liegt zwischen diesen beiden Oasen; ich ließ daher in einer zwei Stunden von Tosser liegenden Oase Hamma noch einmal Halt machen für zwölf Stunden, die Thiere ausruhen und fressen, so viel sie wollten. Zwischen Hamma und Gafsa ist keine menschliche Niederlassung, nur Wüste. — Am Abend um 10 1/2 Uhr waren wir wieder zu Pferde und traten, ein Stück begleitet von zwei Schichs der Oase, die äußerst anstrengende Tour an. Es war, wie die Winternächte der Sahara stets, auch nach glühend heißen Tagen, sehr kalt; aber ich glaubte, diesmal mich wohl verpackt zu haben. In der That fühlte ich mich auch die ersten Stunden sehr wohl und genoß ganz den hohen Reiz, den die schweigende, im Mondschein ruhende Natur wohl auf Jeden ausüben muß. Aber gegen 3 Uhr erhob sich ein scharfer Wind, und zugleich fiel der Schlaf wie Blei auf meine Lider; statt auszuruhen, hatte ich den Tag in Hamma Entenjagd in brennender Sonne gemacht, und das rächte sich jetzt. Fortwährend nickte ich ein und wurde erst wach, wenn ich das Gleichgewicht verlor und aus dem Sattel fallen wollte; dazu fror mich sehr. Malaspina ging es wie mir; er winselte jämmerlich, der arme Alte. Gegen 5 Uhr kamen wir an ein trocknes Flußbett, in dem hohe Halfabüschel wuchsen; meine Hambas stießen einen lauten Freudenschrei aus, und bald flackerten eine Menge Feuer, zwischen denen wir und unsere Thiere uns auswärmten. Nach einer halben Stunde

ging's von Neuem vorwärts; um 6 Uhr ging die Sonne auf und brachte bald die ersehnte Wärme, aber die Schläfrigkeit nahm nur zu; mehr todt als lebend stieg ich in Gafsa um 1/42 Uhr vom Pferde nach fünfzehnstündigem Ritt. Ich hatte nur noch Zeit, meine hiergelassenen Thiere zu sehen, indeß mein ersehntes Bett und die Cantinen hergerichtet wurden; dann legte ich mich schlafen und befahl, daß Niemand mich wecke. Als ich erwachte, war's 3 Uhr Nachts; ich fand vor meinem Bett Milch, Datteln und Brot, die ich schleunigst verzehrte; ich glaube, der Hunger hatte mich geweckt, denn seit Hamma hatte ich nichts genossen; dann schlief ich sofort wieder ein und erwachte erst, als man im Hofe einem Sünder eine Bastonnade von 500 Hieben gab, durch dessen klägliches Geschrei; es war 1/28 Uhr. Den fünfzehnstündigen Ritt habe ich ausgeglichen durch 17 1/2stündigen Schlaf. Den Tag über habe ich fleißig Inschriften copirt. Ende April hoffe ich in Tunis zu sein, und dann ist Gott sei Dank diese freudlose Reise vollbracht.

Smala der Farraschisch, 27. März.

Glücklicher Weise erweist sich mein Körper als ziemlich indifferent gegen klimatische Einflüsse. Ich bin stark und kräftig geworden im Zeltleben, und es ist mir, als wäre mir das Gefühl der Müdigkeit abhanden gekommen. So hoffe ich, ungestraft unter den Palmen gewandelt zu haben. Für das viele Schwere, das ich durchgemacht, entschädigen mich reichlich die schönen Resultate, die ich erzielt habe.

Nirgends habe ich überall eine so liebenswürdige Aufnahme gefunden als gerade hier. Mehr als ein Mal hat man sich um die Ehre gestritten, mich zu beherbergen; fast immer schlachtet man mir ein zartes Böcklein zum Abendkuskussu; in der ersten Smala der Farraschisch, die wir aufsuchten, holten mich der Kaid und sämmtliche Schichs in großer Fantasia ein. Wir waren etwa 1/2 Stunde von den Zelten entfernt, die auf einem Hügel lagen, von wo der Blick die weite Ebene beherrschte, die wir während des Tages durchzogen hatten; da sah ich erst eine Staubwolke, dann etwa ein Dutzend Reiter in Carrière auf uns zukommen, die langen Flinten alle auf mich gerichtet; zwanzig Schritt von mir entlud man sie wie auf Commando, schwang sie über den Kopf, warf sie in die Lüfte und fing sie wieder auf; einen Augenblick später, und die Pferde standen still, die Reiter waren abgestiegen, mich zu begrüßen. Der Stamm der Farraschisch ist einer der größten und der wohlhabendste der Regentschaft; es sind durchweg kräftige, hohe Gestalten, tapfere Jäger von Löwen und Panthern, die sich noch viel in den Grenzgebirgen von Algier und Tunis finden. Besonders vortheilhaft unterscheiden sich auch die Frauen von denen der übrigen Stämme; sie sind viel sauberer und haben unter dem dünnen blauen Gewande ein dickes weißes, das sie höchst malerisch zu tragen wissen; sie haben etwas Ehrsames und Matronenhaftes, was gut zu dem echt patriarchalischen Wesen stimmt, das ihre Herren bewahrt haben. Hätte ich nicht schon starke Sehnsucht nach der Heimath, so schiede ich vielleicht ungern von diesem Stamme, — übermorgen betreten wir das Gebiet eines anderen, der Zagralma, — so überwiegt die Freude, daß wieder eine Etappe hinter mir liegt. Ich werde hier durch einen Heiligen der Mohammedaner unter-

brochen, d. h. einen Verrückten — alle Verrückten sind nämlich heilig und gelten als von Allah inspirirt — der besonderen Gefallen an mir fand und fast eine Stunde lang mich mit seinen Segnungen und Gebeten quälte. Fortweisen darf man diese Gesellen nicht, da das den Moslems schweres Aergerniß sein würde; diese selbst lassen sich Alles von ihnen gefallen. In Tosser sah ich einen solchen Heiligen, der völlig nackt sich in der Stadt bewegte und den Lumpen eines Burnus nur zur Zier bald über dem Arm, bald auf dem Rücken trug; bei den Gerichtsverhandlungen war er zugegen, schrie und trieb allerlei Unfug, ohne daß man ihm wehrte. Frauen gegenüber erlaubte er sich Freiheiten, für die man jeden Anderen auf der Stelle todtgeschlagen hätte.

Kef, 6. April.

Endlich habe ich Briefe und Zeitungen; seit mehr als drei Monaten hatte ich nichts von Europa gehört. Ihr könnt denken, wie ich Alles, was ich fand, verschlungen habe; so ist die Zeit vergangen, die ich sonst wohl zum Schreiben hätte benutzen können. — Nun noch etwa' fünfzehn Tage — und ich bin in Tunis — Gott sei Dank! Ich glaube, mir springt das Herz vor Freude, wenn ich den deutschen Boden wieder betrete! — Aber macht nicht so viel von dem bißchen Noth und Strapazen, die ich durchgemacht: sie verdienen das nicht. Ihr müßt wissen, daß Erfolge, die selige Freude des Entdeckens unwiderstehlich fortreißen, und daß in ihr alles Andere lächerlich gering erscheint. — Aber lebt wohl; ich will meinem Principe zu guter Letzt nicht untreu werden, die Resultate des Tages noch am Abend einzutragen; freilich ist's heute nicht mehr Abend, sondern schon Morgen. — Ich bin gesund und frisch.

Schlußwort.

Die erste afrikanische Reise hatte die Körperkraft in Wilmanns gestählt und Charaktereigenschaften in ihm entwickelt, die Niemand von dem kaum mittelgroßen, überaus kurzsichtigen Gelehrten von zartester Hautfarbe und nichts weniger als robustem Körperbau erwartet hätte; die zweite, die ihn 1875—76 nach Algier führte, verzehrte seine Kräfte: mit tiefem Schmerze mußten sich seine Freunde überzeugen, daß er, als er im Herbste 1877 in Berlin erschien, ein gebrochener Mann war. Auf dem langen Schmerzenslager, das ihm nicht erspart blieb, quälte ihn der Gedanke, daß er sein Werk unfertig hinterlassen müsse, bis er von Mommsen die tröstende Zusicherung erhielt, daß, falls ihm etwas zustoßen solle, er selbst die Arbeit der afrikanischen Inschriften zu Ende führen werde. So trat denn, als am 6. März 1878 der Tod den erst zweiunddreißigjährigen Dulder erlöst hatte, trauernd der Greis des Jünglings Erbschaft an, und Wilmanns' Name steht auf dem von Mommsen unter Dessau's Beihülfe vollendeten Bande der afrikanischen Inschriften. Seine Arbeit ist somit der Wissenschaft unverloren; seine liebenswürdige Persönlichkeit werden Alle, die ihn geschätzt und geliebt haben, in den vorstehenden Briefen mit wehmüthiger Freude wieder erkennen.

Molière's Kämpfe um das Aufführungsrecht des Tartuffe.

Von

Hermann Fuchier.

[Nachdruck untersagt.]

Bevor Ludwig XIV., nach dem Tode des Cardinals Mazarin, die Zügel der Regierung selbst in die Hand nahm, wußte die Welt kaum mehr von ihm, als daß er eine stattliche Erscheinung, in allen ritterlichen Künsten gewandt und ein großer Freund des Theaters sei. Eben hatte Ludwig, im Herbst 1658, sein zwanzigstes Lebensjahr vollendet, da wurde ihm und seinem jüngeren Bruder, Philipp von Anjou, eine wandernde Truppe rühmend genannt, die lange Jahre Südfrankreich durchzogen und seit Kurzem in Rouen ihr Standquartier aufgeschlagen hatte. Diese Truppe stand unter der Leitung eines gewissen Molière, eines renommirten Schauspielers, der auch als Bühnendichter einige Erfolge aufweisen konnte. Philipp nahm die Truppe, als la Troupe de Monsieur, in seinen Dienst, und der König war es gern zufrieden, daß sie vor dem Beginn ihrer öffentlichen Vorstellungen zu einer sogenannten visite oder Privataufführung von Rouen herüber kam, um im Louvre vor König und Hof ihre Kunst zu zeigen. Sie erntete Beifall. Besonders gefiel das anmuthige Spiel der weiblichen Mitglieder. Auch die Schauspieler des Königs, die in dem alten Haus der Passionsbrüder, dem Hôtel de Bourgogne, ihre Bühne hatten, waren geladen und Zeugen des ihren Concurrenten gespendeten Beifalls.

Der neuen Truppe wurde in dem schon unter Franz I. confiscirten Palast des Connétables von Bourbon zu den Aufführungen ein Saal überwiesen, und als nach zwei Jahren dies Gebäude abgerissen wurde, ein anderer Saal im östlichen Flügel des Palais Royal, derselbe Saal, den Richelieu für seine prunkhaften, aber geschmacklosen Aufführungen hatte herrichten lassen. Selten sind die Großen der Erde dieselben, die für Große gelten im Reiche der Kunst!

Neben den öffentlichen Aufführungen der Truppe boten auch die Visiten eine Quelle reichlicher Einnahme. Besonders denkwürdig war der Besuch, den die Truppe im August 1661 dem Schloß Vaux-le-Vicomte abstattete, das

Fouquet, der Oberintendant der Finanzen, für 36 Millionen Franken hatte erbauen lassen. Es konnte an Pracht fast mit dem damals noch kleineren Königsschlosse zu Versailles wetteifern. In Fouquet's Auftrag hatte Molière ein neues Stück geschrieben, les Fâcheux, das dort zum ersten Mal gespielt wurde, wobei der König mit dem ganzen Hofe als Gäste des Schloßherrn anwesend waren. Fouquet, den Lafontaine „le surintendant aussi bien des belles-lettres que des finances" genannt hat, war ein Gönner zahlreicher Schriftsteller, Maler und Bildhauer, ein Rival des Königs auch auf diesem Gebiete. Allein man munkelte, daß die Millionen, über die er verfügte, nicht ganz lauteren Ursprungs seien. Fouquet bedeutet „Eichhorn". Die Gäste sahen überall im Schlosse Vaux das Wappen Fouquet's angebracht mit der stolzen Devise seiner Vorfahren: „Quo non ascendam?", ein Eichhorn darstellend, das von einer Schlange verfolgt wird. Die Schlange deuteten die Anwesenden auf den Handelsminister Colbert, der eine Schlange (lateinisch coluber) im Wappen führte und Fouquet's Feind war. Die Schlange hatte dem Eichhorn schon lange aufgelauert: der schlaue Colbert hatte all' seinen Scharfsinn aufgeboten, um die großartigen Unterschleife Fouquet's ans Licht zu ziehen, ohne bis dahin das Vertrauen des Königs in seinem Günstling erschüttern zu können. Jetzt aber, während der glänzenden Tage von Vaux, war der Zeitpunkt genaht, wo das schnellfüßige Eichhorn von der verfolgenden Schlange ereilt werden sollte: Fouquet wurde wenige Tage nach dem Feste auf Colbert's Anklage verhaftet und zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt. Ein Gerücht lief um, der Günstling, der sich so viele Millionen aus dem Staatsschatze straflos angeeignet hatte, habe es an jenem Abend gewagt, der jugendlichen Maitresse des Königs, Fräulein von La Vallière, Worte kecken Liebeswerbens ins Ohr zu flüstern, was dem König hinterbracht worden sei, und erst dies habe ihn bestimmt, endlich der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Mit dem Sturze dieses Mannes waren Viele, war auch Molière eines freigiebigen Gönners beraubt.

Ein ähnliches Fest veranstaltete der König selbst zu Versailles, und hier wurde zum ersten Mal der „Tartuffe" gegeben, dem die folgenden Ausführungen gewidmet sein sollen.

Wahrscheinlich ist in Molière der erste Gedanke, ein Stück gegen die Heuchler zu richten, während des Streites um „die Frauenschule" aufgestiegen, die er zu Ende des Jahres 1662 aufführte. Monate lang bildete dieses Stück das Tagesgespräch der Pariser. Das Publicum spaltete sich nicht nur in die Parteien der Lober und Tadler, sondern die zweite Partei zerfiel wieder in mehrere Gruppen, deren Vorwürfen Molière in dem Einacter „Die Kritik der Frauenschule" zu begegnen suchte. Nur über eine dieser Gruppen ging er damals rasch hinweg: über die Gruppe derer, die ihr religiöses Gefühl für verletzt erklärten. Schon eine Stelle des „Sganarelle" hatte ihren Unwillen erregt, die den Titel eines verbreiteten Erbauungsbuches — den „Führer der Sünder" vom Spanier Grenada —, übrigens in ganz harmloser Form, erwähnt. Schon die bloße Nennung in einem Lustspiel wurde als Herabsetzung angesehen. In der „Frauenschule" fand man anstößig, daß der Erzieher, der Agnes heirathen möchte, ihr androht, im Fall einer Untreue werde sie in den Siede-

kesseln der Hölle abgebrüht werden, und daß Molière sich an einer andern Stelle über ein zwar nicht durch das Evangelium gegebenes, aber doch von der katholischen Kirche anerkanntes Dogma einen Scherz erlaubte. Die Vertheidigung des gekränkten Dichters beschränkt sich in der „Kritik der Frauenschule" auf die Bemerkung, er habe die gerügten Ausdrücke angebracht, nicht etwa, weil er sie an sich für witzig gehalten habe, sondern nur um die Personen zu charakterisiren, denen sie in den Mund gelegt seien. Molière verschob die Abrechnung mit diesen Gegnern auf später. Wenn er sie einstweilen verschonte, so wollte er Zeit und Kraft gewinnen, um dann zu einem um so wuchtigeren Schlage gegen sie auszuholen.

Daß man sich in religiösen Dingen damals so feinfühlig gebärdete, erklärt sich aus der Vorgeschichte des französischen Dramas. Nachdem man in den Mysterienspielen des Mittelalters und noch des 16. Jahrhunderts Gott Vater und den heiligen Geist in Person hatte auftreten lassen, war eine Reaction eingetreten, die nun so weit ging, selbst Ausdrücke wie „Gott" und „Kirche" von der Bühne zu verbannen. Für „Gott" sollte „der Himmel", oder in heidnischer Weise „die Götter", gesagt werden, für „Kirche" „Tempel" u. dergl. mehr. So wird uns der Standpunkt derer wenigstens verständlich, die glaubten oder doch wenigstens behaupteten, Molière sei der christlichen Religion durch die erwähnten Aeußerungen zu nahe getreten. Wir kennen freilich Molière's literarische Feinde hinreichend, um zu wissen, daß ihre zur Schau getragene Feinfühligkeit keineswegs ein Ausfluß wahrer Herzensfrömmigkeit gewesen ist, sondern lediglich ein Ausfluß des Hasses, der den Gegner dadurch am Empfindlichsten zu schädigen vermeinte, daß er ihn als Ketzer verschrie. Molière fühlte das heraus, und seine innere Empörung half ihm die Waffe schmieden, mit der er die Heuchlerbrut anzugreifen und zu vernichten gedachte.

Alles, was unter der Flagge der Wahrheit die Lüge schmuggelt, was unter dem Mantel der Treuherzigkeit betrügerische Gesinnung birgt, was Freundschaft und christliche Liebe als Maske vornimmt, um unter ihrem Schutz die arglosen Ziele seines Hasses um so sicherer zu treffen, was äußerlich den Glauben zur Schau trägt, um ihn innerlich zu höhnen, und die Religion auf seine Fahne schreibt, um seine materiellen Interessen zu fördern und seine niederen Gelüste zu befriedigen: alles das verdichtete unser Komiker zu einer Gestalt, die als Ganzes seine Erfindung, deren einzelne Züge aber ihm durch das Leben gegeben waren, zu einer Gestalt ohne Wirklichkeit, aber von einer geradezu brutalen Lebenswahrheit, und schuf den Tartuffe.

Es wurde bereits erwähnt, daß die erste Aufführung des Tartuffe bei Gelegenheit eines Hoffestes stattgefunden hat. Es war dies jenes berühmte Fest im Versailler Park, das ohne Unterbrechung eine ganze Woche dauerte, vom 7. bis 13. Mai 1664, und unter dem Namen „Die Lustbarkeiten der verzauberten Insel" (Les plaisirs de l'isle enchantée) bekannt ist.

Der König hatte seinem ersten Kammerherrn, dem Herzog von Saint-Aignan, Auftrag gegeben, für dieses großartige Maifest einen Plan zu entwerfen, und Saint-Aignan hatte hierfür eine Dichtung herangezogen, die wie keine andere von Festglanz und Maienduft, von Frühlingsschimmer und

Zauberspuk erfüllt ist: den Rasenden Roland. Da hat Ariosto im siebenten Gesang des Odysseus Besuch bei Kirke nachgeahmt, indem er Ruggiero auf die verzauberte Insel der Alcina gelangen läßt, die ihre Liebhaber nach kurzem Minneglück in Thiere und Pflanzen verwandelt. Ein Stück Land zwischen den Teichen des Versailler Schloßparkes galt als verzauberte Insel. Ludwig selbst trat als Ruggiero auf, Saint-Aignan als Guidone u. s. w. Die Fee Alcina wurde von einer Schauspielerin gegeben, die Saint-Aignan's zierliche Verse zu sprechen hatte. Zuletzt wird dem Ruggiero Angelica's Ring überreicht, der den Zauber zerstört, und unter Feuerwerk, Donner und Blitz bricht Alcina's Palast zusammen.

An diesem Feste nahmen mehr als sechshundert Personen Theil und waren die Woche über des Königs Gäste. Die Handlung war so eingerichtet, daß stets etwa die Hälfte der Gäste als Statisten mitwirkten und zugleich die Zuschauer markierten, um im geeigneten Augenblick als Handelnde einzugreifen und ihre Zuschauerrolle an andere Mitwirkende abzutreten. Schwerlich wäre der Herzog im Stande gewesen, Tag für Tag neue Lustbarkeiten zu schaffen, hätte er sich nicht von vorn herein der Bundesgenossenschaft Molières versichert gehabt.

Molière ließ auf diesem Fest nicht weniger als vier seiner Stücke spielen, zwei davon zum ersten Mal: „Die Prinzessin von Elis" und den „Tartuffe", der erst am vorletzten Tage, als Alcina's Palast bereits zerstört war, aufgeführt wurde. Bei beiden Dichtungen führt Molière die Eile, mit der er dem Befehl des Königs habe nachkommen müssen, als Entschuldigung an, wenn er sie nicht habe vollenden können. Die Prinzessin von Elis ist nur bis zum ersten Auftritt des zweiten Actes in Versen abgefaßt, das Uebrige in Prosa skizzirt, und vom Tartuffe waren nur drei Acte fertig geworden, so daß dieses Stück dem erlauchten Publicum als Torso vorgeführt werden mußte. Zu dem lustigen Hoffest, das es zu verherrlichen bestimmt war, bildet es einen seltsamen, ja schreienden Gegensatz. Der Dichter hatte sicher nicht daran denken können, das unvollendete Werk etwa dem König zur Prüfung einzureichen, und so hatte Ludwig, ohne es zu wissen und zu wollen, selbst den glanzvollen Rahmen geschaffen, aus dem nun das Bild des gleißnerischen Schurken auf die Nachwelt aller Zeiten hernieder blickt.

Das Stück, oder richtiger das Bruchstück, erregte großes Aufsehen; doch kam nach einigen Tagen ein Befehl des Königs, der die öffentliche Aufführung untersagte, „weil echte und falsche Frömmigkeit zu schwer zu scheiden seien." Nun, dafür, daß die fromme Maske Tartuffe's nicht für echte Frömmigkeit genommen werden konnte, hatte Molière hinreichend gesorgt; es waren indessen beim König Einflüsse wirksam gewesen, die dem Dichter entgegen arbeiteten. Die Jesuiten, die allen Grund haben mußten, sich getroffen zu fühlen, hatten es verstanden, der Königin Mutter, Anna von Oesterreich, begreiflich zu machen, daß mit der erheuchelten Religiosität nothwendig auch die echte angegriffen werde.

Das Verbot steigerte überall das Verlangen, das vielgepriesene und vielgeschmähte Stück kennen zu lernen, und so erhielt Molière Auftrag über Auftrag, es in vornehmen Häusern zu lesen oder bei einer visite mit seiner

Truppe zu spielen. Zu denen, die es sich vortragen ließen, gehörte der Legat des Papstes, der sich sehr anerkennend aussprach. Fast gleichzeitig aber erfolgte ein heftiger Angriff auf den Dichter des Tartuffe. Ein gewisser Roullé, Pfarrer an der Bartholomäuskirche zu Paris, beglückwünscht in seiner Schrift „Le roy glorieux au monde" den König, daß er die Kirchen zerstören und schließen lasse, in denen die Protestanten durch ihr Gebet die Majestät Gottes frech verhöhnen, und nennt dann den Verfasser des „Tartuffe" einen Teufel in Menschengestalt, der es verdiene, durch das irdische Feuer, das ein Vorläufer des höllischen sein müsse, auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Diese Aussicht mochte Molière wohl nicht gerade behaglich erscheinen. Er richtete ein Placet, eine Beschwerdeschrift, an den König, worin er auf Roullé's Anklagen hinweist und um Erlaubniß bittet, das Publicum durch eine öffentliche Aufführung des „Tartuffe" von der Haltlosigkeit der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen überzeugen zu dürfen. Das Wort „Gegen Verleumdung gibt es keinen Wall" konnte Molière aus eigener Erfahrung schöpfen, doch auch daneben mit Recht sagen: „Der Dünkel gräbt sich leicht die eigne Grube."

Französische Gelehrte haben die Frage aufgeworfen, ob es sich mehr empfehle, als Eintheilungsprincip von Ludwig's Regierung die wechselnden Maitressen des Königs oder aber die wechselnden Beichtväter zu Grunde zu legen. Um die Zeit, die uns hier beschäftigt, waren noch jene ausschlaggebend; erst später sollte ihr Einfluß von dem der Beichtväter abgelöst werden. Im Allgemeinen entschuldigten, ja beschönigten die Beichtväter des Königs schamloses Treiben; nur vereinzelte Stimmen deuteten ihm versteckt, doch verständlich das Verwerfliche seines Lebenswandels an. Diese ihm unbequemen Leute zu ärgern, hätte Ludwig gern die Aufführung des „Tartuffe" frei gegeben; denn da für ihn Religion etwas ganz Aeußerliches war, mußte ihm die Unterscheidung des Frommen vom Frömmler schwer fallen und Molière ihm als willkommener Rächer erscheinen. Er verzögerte die Antwort auf das Gesuch des Dichters und ließ sich am 25. September nochmals die drei Acte vorspielen, worauf dann Molière, wohl auf des Königs ausdrücklichen Wunsch, das Stück rasch zum Abschluß brachte.

Der vollständige Tartuffe in fünf Acten wurde zum ersten Mal am 29. November 1664 vor einer erlesenen Gesellschaft des Schlosses le Raincy bei Paris gespielt, auf Veranlassung des Prinzen Condé, der an dem Stück und seinem Dichter den lebhaftesten Antheil nahm. Molière aber, zu der Ueberzeugung gelangt, daß bei Lebzeiten der Königin Mutter auf die Freigebung des „Tartuffe" nicht zu rechnen sei, ging einstweilen an die Behandlung eines andern Stoffes.

Es waren damals die Donjuandramen in die Mode gekommen, und jede Bühne bemühte sich, eine Darstellung dieses Stoffes für sich zu erlangen. Die zu Grunde liegende Idee ist bekanntlich spanischen Ursprungs: der vollendete Cavalier, der aber in der Bezwingung weiblicher Herzen eine Virtuosität ohne Gleichen besitzt und in der Galanterie jede Grenze überschreitet. In der Mathematik wachsen die Zahlen, je mehr Einheiten man hinzufügt: in der Liebe ist und bleibt die größte aller Zahlen die eins. Don Juan stellt nun

diesen Satz auf den Kopf: er überträgt den Standpunkt des Mathematikers auf die Liebe, indem er durch Hinzufügen immer neuer Einheiten die Größe zu erreichen sucht.

Zwei Pariser Bühnen hatten bereits einen Don Juan gebracht, als am 15. Februar 1665 der Molière'sche zum ersten Mal aufgeführt wurde. Wie sehr des Dichters Geist vom Tartuffe erfüllt war, zeigt sich darin, daß er auch in dem neuen Stoff Anknüpfungen an Tartuffe hergestellt hat: sein Don Juan ist ein Gottesverächter, der die frivole Gesinnung mit cynischer Offenheit zur Schau trägt, also ein Tartuffe, dem nur die Maske fehlt, und nun läßt Molière im fünften Act den Frevler plötzlich ganz zum Tartuffe werden. Don Juan beschließt, die Maske der Frömmigkeit vorzunehmen, weil er sich allerlei äußere Vortheile davon verspricht. Das Wort des Dieners „Un grand seigneur méchant homme est une terrible chose", ein Bösewicht in der Stellung eines mächtigen Herrn ist etwas Schreckliches, hat man mit Recht als den leitenden Gedanken dieses Stücks bezeichnet, aus dem uns ein Hauch Shakespeare'schen Geistes entgegen weht.

Auch wegen des Don Juan wurden gegen Molière heftige, aber ganz ungerechtfertigte Angriffe gerichtet. Den meisten Anstoß erregte der Auftritt mit dem Bettler (la scène du pauvre), den Molière sich gezwungen sah, schon bei der zweiten Aufführung weg zu lassen, und der in allen während des 17. und 18. Jahrhunderts in Frankreich erschienenen Ausgaben unterdrückt ist. Wir kennen seinen Wortlaut nur aus der Ausgabe von Amsterdam. Don Juan begegnet einem zerlumpten Bettler, der ihn um ein Almosen bittet, und zum Dank verspricht, ihn in sein Gebet einschließen zu wollen. „Hier hast Du einen Louis d'or," antwortete Don Juan; „aber dafür mußt Du einmal fluchen." Der Bettler weigert sich, und als Don Juan ihm weiter zusetzt, weist er mit Entrüstung das Goldstück zurück: „Nein, Herr; lieber will ich Hungers sterben!"

Dieser Auftritt wurde von Molières Feinden für eine Gotteslästerung erklärt und von der Censurbehörde gestrichen. Wir begreifen das schwer, denn er ist von echt christlichem Geiste erfüllt: der gläubige Bettler wird von der Sympathie des Zuschauers getragen und über den gottlosen hohen Herrn gesetzt, der der Verachtung anheim fällt. Auf solche Angriffe antwortete der König damit, daß er seinem Bruder die Truppe abnahm und sie in seinen eigenen Dienst stellte, offenbar um den von seinen Feinden gehetzten und verketzerten Dichter um so wirksamer beschützen zu können.

Noch engere Beziehungen als Don Juan hat zum Tartuffe der am 4. Juni 1666 zuerst aufgeführte Misanthrop. Dieses Drama ist ganz und gar ein Ausfluß der Stimmung, in die Molière durch seine vergeblichen Bemühungen versetzt war, für den Tartuffe das Aufführungsrecht zu erlangen. Der Held, Alceste, ist kein Anderer als Molière selbst, der die Ehrlichkeit als obersten Grundsatz aufstellen, die Heuchler und Betrüger rücksichtslos entlarven, und am Liebsten auch die kleinen conventionellen Lügen aus dem Leben verbannen möchte. Indessen, was blüht ihm als Lohn für solche Bestrebungen? Daß er verkannt, verschmäht und als Ketzer gebrandmarkt wird, kurz, daß die

Tartuffes über ihn triumphiren! Wie Alceste möchte er am Liebsten aus der Gemeinschaft der Menschen ausscheiden, in eine Wüste fliehen, wo er den Betrug und Spott der verlogenen Gleißnerbrut nicht zu fürchten brauchte. Von den drei Handlungen, die neben einander herlaufen, der Liebesaffaire mit Célimène, der Duellaffaire mit Oronte, dem Proceß mit dem Streber, läßt die letzte den Misanthropen geradezu als eine Fortsetzung des Tartuffe erscheinen. Der Gegner des Alceste, den dieser einen pied-plat oder Lumpen nennt, ist ganz offenbar kein Anderer als Tartuffe selbst. „Jedes Kind," sagt Alceste[1]),

Durchschaut den Heuchler hinter seiner Maske;
Die Welt weiß, wes der Gleißner fähig ist,
Und sein verdrehtes Aug' und sanfte Miene
Täuscht Keinen, der gesunde Sinne hat.
Man weiß, wie der nichtswürdige Patron
Durch Schelmenkünste sich den Weg gebahnt.
Mis. I, 1.

Dies stimmt so wörtlich zu einer Rede des Don Juan V, 2, daß jene ganze Rede Alceste's fast wie eine Umsetzung der Worte Don Juan's in Verse erscheint.

Schließlich bleibt der Gauner im Proceß gegen Alceste Sieger, wie der Tartuffe bis dahin gegen Molière Sieger geblieben ist. Alceste sagt (Mis. V, 1):

Ich habe die Gerechtigkeit für mich,
Und ich verliere den Proceß! Ein Schurke,
Ein weltbekannter Gauner triumphirt
In diesem Kampf durch unerhörten Trug,
Und Treu' und Glauben hatten keine Macht!
Er schnürt den Hals mir zu, und findet Mittel,
Recht zu behalten! Seines offenkund'gen
Meineids Gewicht wirft alle Wahrheit um
Und lenkt die Richter: ein Arrestbefehl
Wird gegen mich erlassen.

Alles, was Alceste hier vom pied-plat sagt, hätte Orgon genau so vom Tartuffe sagen können.

Die drei Stücke gehören auch im Sinne des Dichters so eng zusammen, daß man sich versucht fühlen möchte, von einer Trilogie Molière's zu reden. Tartuffe ist der gleißnerische Betrüger, der Schurke unter der Maske des Frömmlers, Don Juan der schamlos freche Bösewicht, der sich zuletzt den Mantel der Frömmigkeit umhängt und so ad oculos demonstrirt, daß der frommthuende Schurke nicht mit dem wahrhaft Frommen verwechselt werden kann. Beiden gegenüber steht der Misanthrop, ein Ehrenmann durch und durch, der von sich sagen kann: „Das Beste an mir ist, daß ich grundehrlich bin" (être franc et sincère est mon plus grand talent. Mis. III, 5). Sein schurkischer Gegner ist so geschildert, daß wir in ihm den Tartuffe und zugleich den Don Juan des fünften Actes wieder erkennen.

[1]) In Baudissin's Uebersetzung. Andere Stellen entnehme ich der Uebersetzung Ludwig Fulda's.

Der Misanthrop ist nach seinem wesentlichen Inhalt ein Plaidoyer für die Aufführung des Tartuffe, und dieses Plaidoyer scheint seinen Eindruck auf den König nicht verfehlt zu haben: Ludwig versprach, die Aufführung des Tartuffe frei geben zu wollen, wenn gewisse Aenderungen daran angebracht würden.

Während sich der König beim Heere in Flandern befand, wagte Molière eine öffentliche Aufführung des Tartuffe. Der Name Tartuffe war in einen ähnlich klingenden, Panulphe, abgeändert; statt Heuchler (hypocrite) hieß er jetzt Betrüger (imposteur); einige Stellen waren weggelassen, andre gemildert, und aus der Gewandung Alles entfernt, was auf geistlichen Stand ihres Trägers hätte gedeutet werden können.

Am Freitag, den 5. August 1667, wo die Aufführung stattfand, war das Haus ausverkauft. Am Sonntag sollte die erste Wiederholung geschehen: da wurde sie vom Ersten Präsidenten des Pariser Parlaments, Herrn de Lamoignon, untersagt. Molière und Boileau strengten sich an, eine Aufhebung des Verbots herbei zu führen, und da dies in Paris nicht zu erreichen war, entsandte Molière am 8. August zwei seiner Schauspieler in das Feldlager vor Lille mit einer Bittschrift, die den dort weilenden König an das gegebene Versprechen erinnern sollte. „Die Tartuffes," sagt darin Molière, „werden freilich bei Eurer Majestät alle Hebel in Bewegung setzen, um das (nämlich die Aufführung des Tartuffe) zu hintertreiben. Jedoch für die Sache Gottes treten sie nicht ein. Das haben sie hinreichend gezeigt, indem sie so manches Theaterstück geduldet haben, worin über Frömmigkeit und Religion gespottet wird; denn daran ist ihnen nichts gelegen. Aber mein Stück stellt sie selbst an den Pranger, und das können sie nicht vertragen." Der Schluß der Bittschrift lautet: „Ich erwarte ehrerbietig Eurer Majestät Entscheidung. Allein es ist ganz sicher, daß ich nicht mehr daran denken kann, Komödien zu schreiben, wenn die Tartuffes den Sieg behalten."

Der König vertröstete die Schauspieler bis nach seiner Rückkehr: „er werde das Stück prüfen lassen, und dann sollten sie es spielen."

Inzwischen hatte in Paris der Erzbischof das gefährliche Werk verboten: es durfte weder aufgeführt noch laut vorgelesen werden. Aber Ludwig hielt Wort. Gleich nach seiner Rückkehr im Herbst wurde das Verbot des Erzbischofs gemildert und am 5. Februar 1669 Molière endlich gestattet, den Tartuffe unter dem alten Namen ohne weitere Beschränkung zu spielen. Der Kampf um das Aufführungsrecht hatte fünf Jahre gedauert und in seinem Verlauf Phasen gebracht, in denen die Stimmung des Dichters an Verzweiflung grenzte. Zuletzt war doch sein Mühen von Erfolg gekrönt! Der Misanthrop brauchte nicht in die Wüste zu fliehen: er hatte seinen Proceß gegen den Spitzbuben schließlich doch gewonnen!

Molière's Tartuffe ist das älteste bürgerliche Schauspiel aus Frankreich. Es führt uns in das Innere eines wohlhabenden Hauses, dessen Herr, Orgon, einen bedürftigen Menschen, den er für fromm hält, bei sich aufgenommen hat. Auch Orgon's Mutter, Madame Pernelle, ist für Tartuffe eingenommen. Alle Uebrigen sind Tartuffe's Gegner: Elmire, Orgon's zweite Frau, die die

Entlarvung des Schurken vornimmt, ihr Bruder Cléante, der die religiösen Anschauungen Molière's ausspricht, Orgon's Sohn Damis, den der Vater aus dem Hause jagt, weil er es gewagt hat, Tartuffe zu widersprechen, die Tochter Mariane, deren Verlobung aufgelöst werden soll, um ihre Hand für Tartuffe frei zu machen, endlich die zungenfertige Magd Dorine, durch deren Hand zuweilen die Fäden der Handlung gehen. Die Lösung hatte sich Molière dadurch erleichtert, daß er den König am Schluß direct eingreifen und das Stück in eine Verherrlichung Ludwig's ausklingen ließ. Goethe, der die Exposition des Tartuffe ein unübertreffliches Meisterwerk genannt hat, rechtfertigt auch diesen Schluß mit den Worten: „Der Tartuffe erregt Haß; es ist ein verbrecherischer Mensch, der Frömmigkeit und Sitte heuchelt, um eine bürgerliche Familie in jedem Sinn zu Grunde zu richten, daher uns denn auch der polizeiliche Ausgang willkommen erscheint." Nach Molière fahndet die Polizei seit lange auf einen gefährlichen Hochstapler, der unter falschen Namen die schlimmsten Gaunereien verübt hat und in dem letzten Auftritt des Stückes in der Person des Tartuffe ermittelt wird.

Bei der Erbitterung, mit der im 17. Jahrhundert der Streit zwischen Jesuiten und Jansenisten entbrannt war, wundern wir uns nicht, daß man die Frage erörterte, ob Molière mit den geistlichen Redensarten des Tartuffe eine dieser kirchlichen Parteien persiflirt habe. Molière deutet an, daß ihm die asketische Strenge der Jansenisten nicht sympathisch ist. Auch wiesen die Jesuiten schon früh auf einen Jansenisten, den Abbé Roquette, hin, der etwas vom Streber an sich hatte und von Molière in der äußeren Erscheinung des Tartuffe copirt sein sollte. Gutzkow hat dieses Gerücht für sein ganz unhistorisches „Urbild des Tartuffe" verwerthet, als die Kritik den Anspruch erhob, er möge den Namen des Parlamentspräsidenten de Lamoignon durch einen andern ersetzen.

Daß Molière einzelne Züge vom Aeußeren des Abbé Roquette entnommen und in die Rolle des Tartuffe verwebt hat, ist als Möglichkeit zuzugeben, ohne daß damit der Schluß gerechtfertigt wäre, dem französische Gelehrte noch heute huldigen, er habe mit dem Tartuffe die Jansenisten treffen wollen. Diese „Frösche aus dem Genfer See," wie die Jesuiten mit Anspielung an die Hochburg des Calvinismus sie spöttisch nannten, drangen auf Wiederherstellung der evangelischen Reinheit innerhalb der katholischen Kirche, auf allgemeine Verbreitung des Neuen Testaments in französischer Uebersetzung, und bemühten sich, den Menschen, den die Jesuiten in seiner eiteln Selbstverherrlichung bestärkten, zur Demüthigung vor dem Allmächtigen zu erziehen, dessen Gnade allein ihm die wahre Größe verleihen kann. Daß Tartuffe nicht solche Grundsätze bekennt, ist von Weitem zu sehen. Seine Grundsätze sind ganz dieselben, die damals in den Schriften der Jesuiten vertreten wurden.

Tartuffe bringt nur deshalb Orgon dahin, ihm sein ganzes Vermögen zu verschreiben, weil er ihn verhindern möchte, davon eventuell einen schlechten Gebrauch zu machen. Er räth Orgon, ihm die wichtige Cassette anzuvertrauen, damit Orgon selbst beschwören könne, er habe sie nicht. Tartuffe sagt zu Elmire (Tart. IV, 5):

Der Himmel zwar verbietet mancherlei,
Doch ist es leicht, mit ihm sich abzufinden.
Nach dem man's braucht, gibt's eine Wissenschaft,
Unser Gewissen zwanglos auszudehnen
Und, was an einer Handlung strafbar scheint,
Zu sühnen durch die Reinheit ihres Zwecks.

Und weiter:

Was nicht bekannt wird, nenn' ich kein Vergehn;
Denn Anstoß gibt nur, was die Welt erfährt.
Wer im Verborg'nen sündigt, sündigt nicht.

Hier haben wir die sogenannte „Lenkung der Absicht": um ein Verbrechen moralisch zu rechtfertigen, braucht man nur einen guten Zweck vorzuschützen. Hier haben wir den geistigen Vorbehalt: der Meineid ist erlaubt, wenn sich durch einen nicht ausgesprochenen, in Gedanken behaltenen Zusatz die Wahrheit herstellen ließe.

Die Rüstkammer, aus der Molière diese Waffen entnommen hatte, war das hervorragendste Werk der Jansenisten, waren die mit unerbittlicher Logik, Festigkeit, Klarheit geschriebenen „Lettres à un provincial" Pascal's vom Jahre 1657. An Ausdrücke im 7. und 9. Briefe Pascal's zeigen die Worte Tartuffe's wörtliche Anklänge. Der ganze Jansenismus war aus einem Protest gegen die jesuitische Verdrehung der christlichen Moral erwachsen, und Molière erscheint uns als Bundesgenosse Pascal's, dessen tiefe Religiosität ihm freilich nicht eigen war, dem er sich aber durch seine lautere Rechtschaffenheit, seine unbestechliche Wahrheitsliebe zur Seite stellen darf. Was Pascal's Briefe mit zwingender Logik dem gebildeten Denker nachweisen, das Gleiche stellt Molière's Theaterstück auch dem Schlichtesten aus dem Volke mit packender Wirkung vor die Augen.

Die altpersischen Keilinschriften.

Eine Erinnerung an den 4. September 1802.

Von

Albert Thumb.

[Nachdruck untersagt.]

In einem Jahrhundert, dem durch ungeahnte physikalische Entdeckungen und Erfindungen so sehr der Charakter eines naturwissenschaftlichen Zeitalters aufgeprägt ist wie dem neunzehnten, finden die Fortschritte auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften nicht so leicht jene Würdigung, die ihnen kraft ihrer weittragenden Bedeutung gebührt. Es gehört heute zu dem Bestand der allgemeinen Bildung, nicht nur von den größten Geisteshelden der Naturwissenschaften etwas zu wissen, sondern manch' kleineren Namen zu kennen, an den sich eine technisch und physikalisch nützliche Erfindung knüpft. So wird es wohl z. B. Niemandem einfallen, zu behaupten, daß der Magdeburger Bürgermeister und Physiker Otto von Guericke uns ein neues, großes Erkenntnißgebiet eröffnet habe. Vertreter der Geisteswissenschaften, die dem menschlichen Forschungstrieb unvergleichlich weitere Horizonte erschlossen haben, erfreuen sich nicht immer jener Berühmtheit, die sich bis in die Lehr- und Lesebücher unserer Schulen erstreckt. Solche Berühmtheit ist dem Namen Georg Friedrich Grotefend nicht zu Theil geworden. Und doch gehört dieser bescheidene Gelehrte zu den Männern, welche der Wissenschaft neue Wege gewiesen, ein neues, großes Gebiet zugänglich gemacht haben: die authentische und quellenmäßige Kunde der ältesten vorderasiatischen Geschichte und Cultur. Denn Grotefend hat die Entzifferung der sogenannten Keilinschriften angebahnt und die bis dahin stummen Zeugen alter Zeiten zum Reden gebracht.

Am 4. dieses Monats sind hundert Jahre verflossen seit dem Tage, an welchem der Entzifferer die ersten Früchte seiner scharfsinnigen Arbeit der Oeffentlichkeit übergeben konnte, und es geziemt sich wohl, des Tages und des Mannes zu gedenken; die Zeitungen sind eben geschäftig, ihren Lesern von den Ausgrabungen zu berichten, die von deutschen Gelehrten zur Zeit in Babylon vorgenommen werden; vielleicht interessirt sich nun auch ein größeres Publicum für den Gelehrten, durch dessen Intuitionsgabe uns die Aufschlüsse über „Babel und die Bibel" ermöglicht worden sind.

I.

Was „Keilinschriften" sind, warum sie so genannt werden, erkennt man beim ersten Blick, den man auf jene Denkmäler wirft: die keilförmigen Striche und Winkelhaken, aus denen die einzelnen Zeichen zusammengesetzt sind, haben diesem Schriftsystem den Namen gegeben; die Schrift ist nicht gerade bequem, da selbst die einfachste Art, die der persischen Keilinschriften, Zeichen besitzt, die aus fünf Keilen und Winkeln zusammengesetzt sind; aber sie ist für das verwendete Material — Steine oder weichen Thon — wie geschaffen und scheint durch ihre lapidar-monumentale Formen geeignet, Thaten vergangener Jahrtausende der Ewigkeit zu überliefern.

Bis in den Anfang des verflossenen Jahrhunderts waren nur wenige Denkmäler in dieser Keilschrift bekannt; denn sie finden sich in Gebieten, die nicht an der Heerstraße europäischer Touristen liegen, in Gegenden, die selbst der geographischen Forschung noch nicht allzu bekannt sind, wie Mesopotamien, Persien und Armenien. Französische Missionäre, englische und holländische Kaufleute sahen zuerst (im 16. Jahrhundert) die Ruinen von Persepolis, der Residenz der alten Perserkönige; ein Gesandter Philipp's III. von Spanien, Don Garcia de Sylva Figueroa, berichtet zuerst von den merkwürdigen Inschriften jener Ruinen, und der Italiener Pietro della Valle schickt in einem Brief, datirt aus der persischen Rosenstadt Schiras vom 21. October 1621, eine Probe, allerdings nur vier Zeilen, an seinen Freund Mario Schipano. Aber erst der Reisende Karsten Niebuhr, der Vater des berühmten Historikers, berichtet (1774—1778) ausführlich über die Ruinen und Denkmäler von Persepolis und ermöglicht durch Abbildungen der Inschriften ein Studium derselben: ein gar kleines Material von Texten war der Ausgangspunkt dieses Studiums, und die Anstrengungen des 18. Jahrhunderts, das Dunkel aufzuhellen, waren nahezu vergebens. Die Sachlage war recht verzweifelt; zwar berichtet Herodot, daß der Perserkönig Darius am Bosporus Inschriftsteine in assyrischer und griechischer Sprache errichten ließ, als er 514 v. Chr. gegen die Skythen nördlich der Donau zu Felde zog, aber weder diese noch andere doppelsprachige Texte gleicher Art sind bis jetzt gefunden worden. Für den Entzifferer war daher die Aufgabe schwieriger als gegenüber den Hieroglyphen Aegyptens; bei diesen bot sich wenigstens ein Text mit danebenstehender griechischer Uebersetzung, die bekannte Tafel von Rosette; auch hinsichtlich der Sprache ließ sich mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß an das Koptische anzuknüpfen sei. Aber im Falle der Keilinschriften besaß man nichts als die unverständlichen Zeichen einer durchaus unbekannten Sprache. Man rieth hin und her. Man glaubte in den Inschriften bald eine rechtsläufige, bald eine linksläufige Schrift zu sehen; Einer meint, sie sei von oben nach unten zu lesen, wie das Chinesische; ein Anderer knüpft an die germanischen Runen, wieder ein Anderer an die seltsame Oghamschrift der alten Iren an, deren Zeichen aus wagerechten und schrägen Strichen bestehen, — aber man brachte nichts heraus und behauptete schließlich in resignirter Stimmung, daß die räthselhaften Zeichen nur ornamentaler Schmuck oder die Spuren müßiger Reisenden oder gar das Werk von Würmern seien. Ein Phantast glaubte einmal den Schlüssel ge-

funden zu haben, indem er Schrift und Sprache als arabisch deutete und auf die Dynastie der Abbasiden (9. Jahrhundert n. Chr.) rieth: er übersetzte Alles, verstand Alles, hütete sich aber, den von ihm gelesenen Grundtext mitzutheilen. Man kann heute über solche Thorheiten lächeln, aber auch heute gibt es noch Dilettanten, die sich Aehnliches leisten; so wurde vor wenigen Jahren die „Schrift der Mykenier" — ein Schriftsystem aus Kreta, das vom Engländer Evans zuerst entdeckt und durch die jüngsten Ausgrabungen desselben weiter bekannt geworden ist[1]) — von einem Deutschen frischweg entziffert, gelesen und übersetzt auf Grund einer „Methode", die es ermöglichen würde, jede beliebige Sprache in jene Texte hinein zu interpretiren.

Man hätte glauben können, daß die locale Volkssage, die die Ruinen von Persepolis umrankt hat, vielleicht irgend einen Fingerzeig zu geben vermöchte; aber sie lieferte keine Anhaltspunkte: die Sage der Umwohner sieht in den Inschriften Decrete mythischer Könige oder auch magische Zeichen, welche verborgene Schätze hüten und ankündigen, — ein Glaube, dem der nach Inschriften forschende Gelehrte im Orient nicht selten begegnet.

Immerhin hatte die nüchterne Wissenschaft bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts Einiges festgestellt, das zwar für das Verständniß der Texte so gut wie nichts war, aber doch einen Stützpunkt für die eigentliche Arbeit des Entzifferers bot: man war ziemlich einig, daß die Denkmäler und Inschriften von Persepolis in die Zeit zwischen Kyros, dem Gründer des persischen Reiches, und Alexander dem Großen gehören, d. h. von den alten Perserkönigen stammen; man erkannte in den vorliegenden Texten drei verschiedene Schriftsysteme, die alle rechtsläufig seien; man hielt es für methodisch nothwendig, von der einfachsten Gattung dieser Inschriften auszugehen, in der man 39 Zeichen zählte; man vermuthete ferner, daß der schräge Keil 𐎫 die Worte trenne, und man glaubte endlich, das Zeichen für a erkannt zu haben. Es war wenig genug für die Befriedigung wissenschaftlicher Neugier, ermuthigte aber immerhin zu weiterem Forschen. „Licht mußte kommen von einer jener geheimnißvollen Intuitionen, welche von Zeit zu Zeit das Genie erleuchten."

Am 4. September 1802 legte Georg Friedrich Grotefend der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen eine kurze, lateinisch geschriebene Abhandlung vor: „Praevia de cuneatis quas vocant inscriptionibus Persepolitanis legendis et explicandis relatio", welche den Grund zur Entzifferung der Keilschrift legte.

Grotefend, geboren am 9. Juni 1775 zu Minden an der Weser als Sohn eines einfachen Handwerkers, hatte sich seit 1795 in Göttingen philologischen und theologischen Studien gewidmet und wirkte seit 1797 als Lehrer am Gymnasium jener Stadt. Er war classischer Philologe und verstand nur wenig von orientalischen Sprachen, hatte aber ein großes Geschick im Dechiffriren und beschäftigte sich aus Liebhaberei mit solchen Dingen: seine Erstlingsarbeit „De pasigraphia sive scriptura universali" (Göttingen 1799)

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1902, Bd. CXI, S. 341 ff.: „Aus dem Reiche des Minos". Von Arthur Milchhoefer.

gehört in dieses Gebiet. Ein zufälliger Anlaß führte ihn auf das Problem der Keilschrift. Hören wir seine eigenen Worte, mit denen er seine Abhandlung einleitet: „Als im letzten Juli mein Freund Fiorillo auf dem Spaziergang die Frage aufwarf, ob der Sinn von Texten eruirt werden könne, deren Schrift und Sprache gänzlich unbekannt sei, war ich der Meinung, daß dies möglich sei, da ich mich seit meiner Jugend in Geheimschriften geübt hatte. Und als Jener entgegnete, daß ich dies beweisen könnte, indem ich eine der keilförmigen Inschriften erkläre, da versprach ich dies, wenn man mir das darauf bezügliche Material mittheilen wolle, . . . und das Glück hat mich so unterstützt, daß ich nach wenigen Wochen . . . den größten Theil der Inschriften deuten konnte."

Zunächst hatte es freilich die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften nicht für nöthig gehalten, Grotefend's Abhandlung zu veröffentlichen; sie blieb im Archiv der Gesellschaft fast drei Menschenalter begraben, bis man — fast ist es unglaublich — sich darauf besann, das für die Geschichte der historischen Wissenschaften unschätzbare Document der Oeffentlichkeit zu übergeben; es ist erst im Jahre 1893 in den „Nachrichten" der Gesellschaft (S. 573 ff.) gedruckt worden, nachdem die Keilschriftforschung längst zu einem neuen, wichtigen Zweig der Philologie geworden war. Glücklicher Weise war Grotefend's Entdeckung auf anderem Weg bekannt geworden: der Göttinger Historiker Heeren hatte in seinen „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt" (2. Aufl. I, 931—960, 1805) dem genialen Forscher Gelegenheit gegeben, die Resultate seiner Entzifferung darzustellen.

Grotefend wählte als Ausgangspunkt der Entzifferung zwei kleine Inschriften, die sich an den Trümmern der Paläste von Persepolis befinden; die eine (des Xerxes) ist öfters wiederholt. Um eine Vorstellung der Texte zu möglichen, bezeichnen wir die einzelnen Zeichengruppen, hinter denen man einzelne Wörter vermuthen durfte, mit Buchstaben des lateinischen Alphabets; wenn sich an gleiche Zeichengruppen in der einen oder anderen Inschrift eine weitere (kleinere) Zeichengruppe unmittelbar, d. h. ohne den „Worttrenner" anschließt, so sei sie mit e^x (e^y. ꝛc.) bezeichnet. Darnach sehen die beiden Inschriften so aus:

1.

x. a. b. a. ae^x. a. c. ye^z. d. e. (f. g. h. i.)

(Die eingeklammerten Zeichen kommen für die Entzifferung zunächst nicht in Betracht.)

2.

z. a. b. a. ae^x. xe^y. ae^z. d. e.

Die Zeichengruppen oder Wörter, wie wir sie jetzt nennen wollen, zeigen auf beiden Inschriften eine auffallende Gleichartigkeit: die Wörter, welche jeden der beiden Texte eröffnen (x, z) sind zwar verschieden, aber hinter diesen wiederholen sich eine Reihe gleicher Wörter. Diese Anordnung ließ vermuthen, daß das erste Wort ein Name sei, auf den Titulaturen folgten. Nun hatte sich

aber aus archäologischen Gründen ergeben, daß die Ruinen von Persepolis die Trümmer jener Paläste sind, in denen einst die ältesten Perserkönige seit Gründung des Reiches unter Kyros (558 v. Chr.) bis zur Vernichtung desselben durch Alexander den Großen (331 v. Chr.) residirt haben. Also lag die Annahme nahe, daß jene Könige in den Inschriften ihre Namen sammt ihrer vollständigen Titulatur verewigt hätten; daß diese Titulatur recht lang und pomphaft sei, lehrt der Augenschein; sie ist übrigens in beiden Inschriften nicht ganz gleichartig; in Nr. 1 fehlt hinter ye^z die Zeichengruppe ae^z, die in Nr. 2 hinter xe^y steht; andererseits fehlen in 2. die Zeichengruppen a. c, welche in 1 sich vor y befinden.

Es ist für die orientalischen Völker charakteristisch, daß viele Aeußerlichkeiten des Lebens, reine Formalien sich mit wunderbarer Zähigkeit erhalten. Die festen Formeln, die man in altorientalischen Briefen liest, finden wir auch noch heute im Gebrauch. Der Titel, den der heutige Schah von Persien führt, „König der Könige", ist sehr alt: auch die Sassanidenfürsten, d. h. die einheimischen Herrscher des persischen Reiches, das von 226—642 n. Chr. bestand, legten sich den Titel „Mächtiger König, König der Könige" bei, und es war von vorn herein wahrscheinlich, daß dieser Titel aus der Zeit des ersten Perserreiches, der Dynastie der Achämeniden, stamme, da die Sassanidenkönige bestrebt waren, die alten Traditionen ihres Volkes wieder zu beleben. Die beiden Inschriften schienen gut dazu zu stimmen: geben wir dem Worte a die Bedeutung „König", so hätten wir in a. b die Wendung „mächtiger König", weiter in a. ae^x die Formel „König der Könige": das Anhängsel e^x hinter dem zweiten a mochte wohl eine Endung sein. So wäre also der Sinn der häufigsten Wortformen wahrscheinlich gemacht. Um aber die Zeichen zu lesen und damit auch die Richtigkeit jener Combination zu erweisen, war die Kenntniß einiger Buchstabenwerthe nöthig. Zu diesem Zwecke mußte man die Namen (x, z) kennen lernen, denen die Titulatur galt. Die altpersische Königsreihe weist nun glücklicher Weise nicht zu viel Namen auf: Kyros, Kambyses, Darius, Xerxes und Artaxerxes. Der erste und letzte Name schienen sich nicht zu empfehlen: der eine war zu kurz, der andere zu lang im Verhältniß zu den dafür verfügbaren Zeichen. Warum auch Kambyses nicht in Betracht kam, wird sich gleich zeigen. In welcher Weise diese Namen auf die beiden Inschriften zu vertheilen seien, darauf wies wiederum die Anordnung der Zeichengruppen x, y, z: wie man sieht, begegnet x am Anfang der ersten Inschrift auch in der Mitte der zweiten Inschrift und zwar mit einer Endung, die vielleicht den Genetiv bezeichnete: wir dürfen also vermuthen, daß hinter Namen und Titel des Königs der Vatername stehe. Damit kam man ein ziemliches Stück weiter: als Sinn der zweiten Inschrift ergab sich „z, mächtiger König, König der Könige, des x, des Königs (ae^z) Sohn (d)". Stimmt dies, dann heißt ye^z. d der ersten Inschrift „Sohn des y"; mithin sind drei Namen x, y, z zu bestimmen. Auch für y erwies sich die Deutung Kyros nicht als geeignet, weil die Zeichengruppe wiederum zu lang zu sein schien. Setzt man für x Darius, dann ist z Xerxes: Nr. 2 handelt also von „Xerxes (z) König . . . des Königs (ae^z) Darius (x) Sohn"; Darius war

ferner ein Sohn der Hystaspes, also heißt Nr. 1: „Darius (x) König ... des Hystaspes (ye^{z}) Sohn."

Bis hierher scheint nun Alles nicht viel mehr als ein vielleicht glückliches Rathen. Auf diesem schwankenden Boden weiter zu bauen war bedenklich, solange nicht hinsichtlich der Namen eine Art „Probe auf das Exempel" gemacht war. Dem Scharfsinn des Entdeckers glückte es, einen Beweis für die Richtigkeit seiner Combinationen in den Inschriften selbst zu finden. Auf den angenommenen Namen Darius (x) in Nr. 2 folgt der Königstitel (ae^{z}); er fehlt hinter Hystaspes (y) in Nr. 1: z war zwar Sohn eines Königs x, x aber war es nicht. Und siehe da, dies paßte vortrefflich zu dem, was wir aus der Geschichte wissen: Xerxes war Sohn des Königs Darius (521—485 v. Chr.); dieser aber, der Nachfolger des Königs Kambyses, stammte aus einer Seitenlinie; sein Vater Hystaspes war nicht König gewesen. Die Probe stimmte.

Durch die Eigennamen konnte der Buchstabenwerth einer Reihe von Zeichen wenigstens annähernd bestimmt werden; es kam vor Allem darauf an, das Wort für „König" zu lesen, denn das konnte einen Fingerzeig geben, in welcher Sprache die Texte verfaßt sind. Ein glücklicher Zufall erleichterte diese Aufgabe. Die Zeichengruppe, die als „König" zu deuten war, zeigte dieselben Anfangsbuchstaben wie der Name Xerxes; damit war die Anknüpfung an Wortformen einer anderen, bereits bekannten Sprache des alten Irans gegeben, und man gewann weiter die Erkenntniß, daß die Sprache der entzifferten Inschriften mit dem Sanskrit und dessen europäischen Schwestersprachen verwandt sei; damit war aber mit einem Mal eine feste, zuverlässige Grundlage gewonnen, auf der man getrost weiterbauen durfte.

Es ist begreiflich, daß der glückliche Entzifferer mehr herausbringen wollte, als zunächst möglich war. Die Lesung Grotefend's weicht natürlich von der heutigen recht beträchtlich ab; davon möge man sich aus folgender Gegenüberstellung überzeugen:

Nr. 2 nach Grotefend: Khschhêrschê. Khschêhiôh. eghré. Khschêhiôh. Khschêhiôhêtchâo. Dârheâûsch. Khschêhiôhâhê. bûn. âkhêotchôschôh.

Heutige Lesung: Khšayāršā. Khšāyathiya. vazraka. Khšāyathiya. Khšāyathiyānām. Dārayavahauš. Khšāyathiyahyā. putra. Hakhāmanišiya.

Daß von mehr als 30 Zeichen 10 sicher gelesen worden sind, war schon reichlich genug für den Anfang; die Bedeutung dieses ersten Versuches wurde bald von namhaften Orientalisten erkannt und gewürdigt. Alle Forscher, welche das Problem nunmehr anfassen, gehen von Grotefend's Versuch aus und kommen Schritt für Schritt oder vielmehr Buchstabe um Buchstabe weiter. Grotefend selbst hat sich lange Zeit nicht mehr (erst 1837) über die Keilinschriften vernehmen lassen; seine Thätigkeit als Schulmann (er war seit 1821 Director des städtischen Lyceums in Hannover) und neue wissenschaftliche Interessen, die ihn zu den lykischen und phrygischen Inschriften, sowie zu den altitalischen Dialekten führten, haben ihn in Anspruch genommen. Inzwischen ging aber der Same auf, den er gesäet hatte, und es lohnt sich daher, noch einen Blick auf die weiteren, entscheidenden Entdeckungen zu werfen, die das Begonnene zu glücklichem Ende führten.

Der Bonner Sanskritforscher Lassen brachte die Periode des Entzifferns zu einem gewissen Abschluß: er erkannte, durch die Reliefdarstellungen geleitet, daß sich unter den Inschriften eine Tributliste der Völker des persischen Reiches befinde, und stellte durch geschickte Combination mit Hülfe eines von Herodot überlieferten Verzeichnisses persischer Provinzen eine große Zahl von Eigennamen fest, die natürlich wiederum neue, sichere Buchstabenwerthe lieferten. Wie verhängnißvoll freilich immer noch ein Irrthum in nur einem Zeichen werden konnte, zeigt ein Wort, in welchem Lassen den Namen des Hunnenvolkes gelesen hat, weil der erste Buchstabe für ein h gehalten wurde. Die Hunnen schon fünfhundert Jahre vor Christus als persische Unterthanen kennen zu lernen, war ja höchst interessant; aber diese historische Entdeckung erwies sich sehr bald als falsch, da man das fragliche Zeichen als ein y erkannte: es handelte sich um die ionischen Griechen Kleinasiens, — und diese Entdeckung bot nichts Auffallendes.

Lassen's Fund, dem man allerdings die Priorität zu Gunsten des französischen Orientalisten E. Burnouf abgestritten hat, war bahnbrechend für das wirkliche Verständniß der Inschriften. Mit dem Jahre 1836 beginnt die sprachliche und geschichtliche Verwerthung der entzifferten Texte. Es war ein Glück für die weitere Forschung, daß das bisher beschränkte und einförmige Material durch emsige Reisende um große und inhaltlich wichtige Inschriften bereichert wurde. Der weitaus wichtigste und größte dieser Texte, in unserer Druckschrift etwa 20 Seiten in Octav umfassend, ist die Inschrift, welche König Darius an senkrechter, geglätteter Felswand des Berges Behistun (Westgrenze Persiens) einhauen ließ. Der Engländer Rawlinson, der in diplomatischer Stellung am Hofe des Schahs von Persien, in Kandahar und Bagdad, lebte, hat jene Inschrift zuerst gesehen und abgeschrieben. Rawlinson konnte für seine eigenen, ebenfalls grundlegenden Arbeiten ein sehr viel größeres Material benutzen: sie bestätigten die Richtigkeit der europäischen Forschungsergebnisse. Als Grotefend am 15. December 1853 starb, war im Wesentlichen das Räthsel gelöst, welches Schrift und Sprache der altpersischen Keilinschriften aufgegeben hatten; auch die Entzifferung anderer Gattungen der Keilschrift war gerade um jene Zeit erfolgreich in Angriff genommen worden. Die volle Entwicklung der Keilschriftforschung begann in der Mitte des Jahrhunderts; heute sind die altpersischen Inschriften der kleinste Theil dieser Studien; und doch gehören schon sie allein zu den werthvollsten geschichtlichen Documenten. Darum verlohnt es sich auch heute noch, von ihrem Inhalt Einiges zu erzählen.

II.

Wenn die altpersischen Inschriften nicht viel mehr bieten würden, als was die beiden besprochenen Inschriften enthalten — gewissermaßen monumentale Visitenkarten persischer Könige von Darius bis Artaxerxes Mnemon († 361 v. Chr.), so wäre zu viel Arbeit auf verhältnißmäßig unbedeutende Funde verwendet worden. Aber die Inschriften sind eine urkundliche Quelle für wichtige Vorgänge in der Geschichte des alten Persiens und lehren uns Manches über politische und religiöse Zustände jenes Reiches. Durch Georg Ebers' Roman

„Eine ägyptische Königstochter" ist in den weitesten Kreisen, besonders auch der Damenwelt, eine Episode der persischen Geschichte bekannt geworden, zu deren Kenntniß die Behistun-Inschrift authentischen Stoff geliefert hat. Man kennt aus dem Roman von Ebers den finsteren, mißtrauischen König Kambyses, der im Jahre 525 v. Chr. zur Eroberung Aegyptens auszog, und seinen jungen, schönen Bruder Bardiya oder Smerdis (wie ihn die Griechen nannten), der wegen seiner Güte beim Volke beliebt war und vom eifersüchtigen Bruder aus dem Weg geräumt worden ist. Den Kambyses ereilte bald die Strafe für den im Geheimen begangenen Brudermord: als er in Aegypten weilte, gab sich ein Magier, d. h ein medischer Priester, für den Ermordeten aus und bemächtigte sich des Thrones, gestützt auf die Popularität des Namens Bardiya. Gegenüber den griechischen Berichten ist es nun von großem Interesse, zu erfahren, wie Darius, der Nachfolger des Kambyses, diese schwere Krisis des persischen Reiches darstellt; es geschieht das eben in der Behistun-Inschrift, in welcher er die Geschichte seines Regierungsantrittes erzählt. Diese Probe illustrire zugleich den schwerfälligen Chronikstil eines altorientalischen Monarchen.

Es spricht der König Darius: Auramazdā übertrug mir die Herrschaft; Auramazdā brachte mir Hülfe, bis ich diese Herrschaft erlangte; durch die Gnade Auramazdā's besitze ich diese Herrschaft.

Es spricht der König Darius: Folgendes ist von mir gethan worden, nachdem ich König geworden war. Ein Ka[m]bujiya (Kambyses) mit Namen, des Kyros Sohn, aus unserem Geschlecht, war vorher hier König. Jener Kambyses hatte einen Bruder Bardiya mit Namen, von gleicher Mutter und gleichem Vater wie Kambyses. Darauf tödtete Kambyses jenen Bardiya. Als Kambyses den Bardiya tödtete, wurde dem Volk keine Kunde, daß Bardiya getödtet worden sei. Darauf zog Kambyses nach Aegypten. Als Kambyses nach Aegypten gezogen war, wurde das Volk feindselig; darauf wurde die Lüge im Lande groß, sowohl in Persien als auch in Medien und in den anderen Provinzen.

Es spricht der König Darius: Da war ein Mann, ein Magier, Gaumāta mit Namen, der empörte sich von Paiši[ya]uvada aus; ein Berg mit Namen Arakadriš (ist dort), von da aus empörte er sich. Im Monat Viyakhna, am vierzehnten Tage, da war es, als er sich empörte. Da log er das Volk so an: „Ich bin Bardiya, des Kyros Sohn, des Kambyses Bruder." Darauf wurde das ganze Volk abtrünnig [?]; von Kambyses ging es zu jenem über, sowohl Persien als auch Medien und die anderen Provinzen. Die Herrschaft ergriff er. Im Monat Garmapada, am neunten Tage, da war es, da ergriff er die Herrschaft; hierauf starb Kambyses durch Selbstmord.

Es spricht der König Darius: Diese Herrschaft, welche Gaumāta der Magier dem Kambyses entriß, diese Herrschaft gehörte von Alters her unserem Geschlecht. Dann entriß Gaumāta der Magier dem Kambyses sowohl Persien als auch Medien und die übrigen Provinzen; er handelte nach eigenem Willen, er war König.

Es spricht der König Darius: Es war kein Mensch, weder ein Perser noch ein Medier, noch irgend Einer unseres Geschlechtes, der jenem Magier Gaumāta die Herrschaft entrissen hätte. Das Volk fürchtete ihn sehr in Folge . . .? er möchte viele Leute tödten, die den früheren Bardiya gekannt hätten; deswegen möchte er die Leute tödten, „damit sie mich nicht erkennen, daß ich nicht Bardiya bin, des Kyros Sohn". Niemand wagte etwas zu sagen über den Magier Gaumāta, bis ich (Darius) kam. Da flehte ich zu Auramazdā. Auramazdā brachte mir Hülfe. Im Monat Bāgayādiš, am zehnten Tage war es, da tödtete ich mit wenigen Männern jenen Gaumāta den Magier und die, welche seine vor-

nehmsten Anhänger gewesen waren. Es ist eine Festung Sikayauvatiš mit Namen, eine Provinz Nisâya mit Namen, in Medien, dort tödtete ich ihn, ich nahm ihm die Herrschaft. Durch die Gnade Auramazdâ's wurde ich König; Auramazdâ übertrug mir die Herrschaft.

Ein großes Selbstbewußtsein spricht aus den Worten des Königs; er hatte dazu Grund, denn er rettete seine Dynastie (die der Achämeniden) und die Vorherrschaft des Volkes, das erst seit einem Menschenalter das Reich der Meder gestürzt hatte. Kyros, der Achämenide, ein persischer Gaufürst, hatte sich durch Empörung von seinem Herrn, dem König von Medien, frei gemacht; sein dritter Nachfolger pocht schon stark auf sein Königsthum von Gottes Gnaden. Denn Darius wird nicht müde, zu betonen, daß Auramazdâ ihn in seine Stellung eingesetzt habe. Und je weniger sein Sohn und Nachfolger Xerxes von Großthaten zu berichten hatte, desto häufiger nennt er sich König von Auramazdâ's Gnaden; er hütet sich, von seinen Niederlagen im Kampf mit dem kleinen, freien Griechenvolk zu reden (von Salamis und Platää hören wir nichts), aber er wiederholt seinen Unterthanen immer wieder: „Ein großer Gott ist Auramazdâ, welcher diese Erde schuf, welcher den Himmel schuf, welcher den Menschen schuf, welcher dem Menschen Wohlergehen gab, welcher den Xerxes zum König machte, zum einzigen König über Viele, zum einzigen Gebieter über Viele." König Darius zeigt sich in den Inschriften als zielbewußte, starke Natur; sein Sohn Xerxes vermochte nur den äußeren Prunk der von Darius geschaffenen Stellung festzuhalten. Xerxes verkündigt der Nachwelt, daß er Paläste gebaut habe, Darius aber ist sich bewußt, daß er ein Reich gerettet hat, und mit stolzen Worten prägt er seinem Volke ein, daß er hier auf der Erde der mächtigste Mann ist, der nur den Gott Auramazdâ über sich erkennt. Es ist verlockend, aus den verschiedenen Inschriften dieses Königs das politische „Testament" desselben zusammenzustellen; wir können uns sehr wohl denken, daß des Darius Thronreden im Kreise der Räthe und Großen des Reiches oft ähnlich gelautet haben:

Dieses Land Persien, welches mir Auramazdâ verliehen hat, welches schön, menschenreich, rossereich ist — nach dem Willen des Auramazdâ und nach meinem eigenen zittert es vor keinem Feind.

Was ich that, that ich nach dem Willen Auramazdâ's. Auramazdâ brachte mir Hülfe, und die anderen Götter ..., weil ich den Göttern nicht feindselig war, nicht lügnerisch war, nicht gewaltthätig war, weder ich noch mein Geschlecht ... Wer meinem Hause beistand, den habe ich wohl behütet; wer schadete, den habe ich streng bestraft. Was ich meinen Unterthanen sagte, das thaten sie, wie es mein Wille war. Des persischen Mannes Lanze ist fernhin gedrungen; der persische Mann hat fern von Persien Schlachten geschlagen.

Du, der Du später König sein wirst, einem Mann, der ein Lügner ist oder ein Abtrünniger, dem sei nicht Freund, den bestrafe streng.

O Auramazdâ, bringe mir Hülfe sammt den Stammesgöttern; Auramazdâ, schütze dieses Land vor Feindesheer, vor Mißwachs, vor der Lüge! Schütze dieses persische Volk! Wenn das persische Volk geschützt ist, so wird für lange Zeit ungestört eine Segensfülle durch Auramazdâ über diesen Stamm kommen. Auramazdâ, schütze mich und mein Haus und dieses Land! O Mensch, befolge die Gebote Auramazdâ's! Verlaß nicht den geraden Weg! Sei nicht ungerecht!

Schon diese kleine Auslese aus den altpersischen Keilinschriften hat, glaube ich, gezeigt, wie kostbares Material sie für unser geschichtliches Verständniß längst entschwundener Zeiten enthalten. Wir wären oft froh, wenn wir aus viel späteren Jahrhunderten solch' authentische Documente gekrönter Häupter besäßen. Aus den Inschriften des Darius erfahren wir nicht nur eine Reihe geschichtlicher Thatsachen, sondern wir lernen unmittelbar die Persönlichkeit eines Herrschers kennen; so viel uns auch Herodot erzählt hat, nie konnte er uns das bieten, was die Inschriften geben: unverfälschte Selbstbekenntnisse eines Mächtigen der Erde, der fast zweiundeinhalb Jahrtausende vor uns gelebt hat.

Aus den Inschriften des Darius sei noch eine Einzelheit hervorgehoben, die eines gewissen actuellen Interesses nicht entbehrt. Bei den Grabarbeiten, die seiner Zeit zur Ausführung des Suezcanals vorgenommen wurden, fand man eine Inschrift, in der Darius Folgendes meldet: „Ich befahl, diesen Canal zu graben vom Nilstrome, welcher in Aegypten fließt, nach dem Meere, welches von Persien ausgeht. Dieser Canal wurde gegraben." Der König Darius hat ein Werk unternommen, dessen Ausführung das neunzehnte Jahrhundert zu seinen Ruhmesthaten rechnet.

III.

Auch die sittlichen Anschauungen des persischen Volkes spiegeln sich in unseren Texten, um von den politischen Einrichtungen ganz zu schweigen. Was griechische Schriftsteller hierüber mehr anekdotenhaft berichten, steht hier gleichsam lebendig vor uns. Ich möchte wenigstens auf einen Punkt mit einigen Worten eingehen, der in den letzten Jahren hin und wieder erörtert worden ist: geben die altpersischen Inschriften eine Antwort auf die Frage, ob und wie weit die religiösen und sittlichen Vorstellungen der alten Perser mit der Religion des Zarathuštra (Zoroaster) zusammenhängen? Sind die Perser Anhänger des Zarathuštra gewesen?

Nach dem Glauben der Parsi hat Auramazdā, der höchste Gott, dem Zarathuštra seine Religion geoffenbart, dieser sie den Menschen mitgetheilt. Welcher Zeit der Religionsstifter angehört, ist nicht sicher ausgemacht. Griechische Ueberlieferung erzählt, daß Zoroaster fünftausend Jahre vor dem trojanischen Kriege gelebt habe, — eine jener Zahlenübertreibungen, wie wir sie öfter in Zeitangaben aus der orientalischen Geschichte finden; Zarathuštra's reformatorische Thätigkeit ist wahrscheinlich noch unter das Jahr 1000 v. Chr. zu rücken. Das heilige Buch, in welchem die religiösen Vorschriften des Stifters niedergelegt sind, der sogenannte Avesta, ist in seiner heute uns vorliegenden Gestalt erst im dritten und vierten Jahrhundert n. Chr. unter den Sassanidenkönigen Ardašir und Šapur II. zusammengestellt worden und enthält in seinen liturgischen und sittlichen Vorschriften, seinen Opferformeln, Hymnen und mythischen Erzählungen uralte und ziemlich junge Bestandtheile in fast unentwirrbarer Vermengung. Beiläufig sei erwähnt, daß dieses Religionsbuch auch in unserem Geistesleben eine gewisse Rolle gespielt hat. Ein Franzose, Anquetil-Duperron, der in einem Leben voller Abenteuer auch nach Indien

gekommen war, lernte das Buch im Verkehr mit Parsipriestern kennen und brachte es nach Europa, wo es im Jahre 1771 bekannt wurde; es erregte ebenso wie die „Weisheit der alten Inder" das Interesse der deutschen Romantiker in hohem Grade, weil man in dem auch heute noch recht dunklen Text geheimnißvolle uralte Weisheit oder gar Offenbarung vermuthete.

Wenn nun auch in der uns erhaltenen Gestalt des Avesta das Product einer späteren Zeit, der Abschluß einer langen, vielleicht tausendjährigen religiösen Entwicklung vorliegt, so ist doch sicher, daß schon die alten Perser und überhaupt die Iranier eine reiche, dem Zoroaster zugeschriebene religiöse Literatur besaßen; ein griechischer Schriftsteller berichtet gar von zwei Millionen Versen des Zoroaster. Wenn wir aber auf Grund der altpersischen Keilinschriften und sonstiger Notizen untersuchen wollen, ob Darius und sein Volk die Religion des Zarathuštra bekannten, so dürfen wir nicht *mehr* als den allgemeinen ethischen Gehalt jener Religion zu finden hoffen und müssen das Beiwerk, das sich im Avesta um den religiösen Kern gerankt hat, für weniger wesentlich halten. Man hat das Wort Avesta, das selbst nicht klar zu deuten ist, in der großen Inschrift des Darius finden wollen, doch ist die Stelle, wo ein ähnlich klingendes Wort vorkommt, ziemlich verstümmelt, so daß eine sichere Interpretation nicht möglich ist. Viel wichtiger scheint mir, daß die alten Perser oder genauer die Verfasser der Keilinschriften den höchsten Gott unter demselben Namen Auramazdā verehren wie der Avesta. Und wie im Avesta dieser Gott alle anderen Götter weit überragt als Schöpfer und Erhalter der Welt, so ist Auramazdā in den altpersischen Keilinschriften „der größte der Götter, welcher die Erde erschuf" u. s. w. Die anderen Götter werden daneben nur beiläufig und in corpore genannt („Auramazdā sammt den anderen Göttern"). Das macht den Eindruck, als ob diese „anderen Götter" wie untergeordnete Wesen dem höchsten Gotte ebenso zur Seite ständen wie im Avesta die sieben Genien oder Engel, die Vertreter und Symbole von Weltgesetz, Recht, Allmacht, Harmonie, Vollkommenheit, Gesundheit, Unsterblichkeit.

Darius bekennt sich als Anhänger des Auramazdā und seiner Lehre und schärft sie seinen Unterthanen ein, wie die schon oben mitgetheilten Worte des Königs beweisen. Daß aber die Religion des Darius in ihren sittlichen Forderungen mit dem Avesta übereinstimmt, scheint mir ebenfalls aus den Inschriften hervorzugehen. Nach dem Avesta wird die Welt von guten und bösen Mächten beherrscht; das Princip des Guten ist vertreten durch Auramazdā (Ormuzd), den Schöpfer der Erde, den Gott des Lichtes, der Wahrheit und Reinheit, dessen Symbol das reine Feuer ist; der böse Geist, Añgro-Mainyus (Ahriman), der den Tod in die Welt gebracht hat, ist der Gott der Finsterniß, der Unwissenheit, Unreinheit, Lüge, — er entspricht also dem Satan der christlichen Vorstellung. Der Mensch, der hinein gestellt ist in diesen Kampf zwischen Licht und Finsterniß, hat die sittliche Pflicht, Auramazda's Weltordnung zu stärken durch staatliche und gesellschaftliche Ordnung, durch Pflege geistiger und körperlicher Reinheit und Reinlichkeit, durch Vernichtung unreinen Gethiers. Der Gott der Lüge wird besonders durch die Lüge gefördert; sie ist

das Kampfmittel der bösen Dämonen; die Lüge ist daher die größte Sünde gegen Auramazdā. Wahrhaftigkeit ist ein Angelpunkt der sittlichen Weltordnung. Wir wissen nun schon aus Herodot, daß die Lüge bei den alten Persern für das schimpflichste Laster galt; Darius warnt außerdem in seinen Inschriften wiederholt und eindringlich vor der Lüge, der Ursache alles Bösen. „Diese Provinzen, welche abtrünnig wurden, — die Lüge hat sie abtrünnig gemacht, so daß sie logen," heißt es in der Inschrift von Behistun. Seinem Nachfolger gibt Darius die Mahnung: „Bewahre Dich vor der Lüge; den Menschen, der Lügner ist, bestrafe streng." Die Lüge wird zusammen mit den größten Uebeln aufgeführt in dem Gebet: „Auramazdā möge das Land schützen vor Feindesheer, vor Mißwachs, vor der Lüge." Endlich schreibt sich Darius den Beistand des Gottes zu, „weil ich nicht feindselig war, kein Lügner, kein Despot".

Wenn also der ethische Grundgedanke von Zarathuštra's Lehre geradezu wie ein Glaubensbekenntniß vom König Darius kundgegeben wird, so dürfen wir sehr wohl den Schluß ziehen, daß der persische König ein Bekenner des Zarathuštra war. Dabei scheint es mir von geringerer Bedeutung, daß die Form des Dualismus, wie sie im Avesta in der Personificirung des bösen Princips vorliegt, in der Zeit der Achämeniden noch nicht so völlig ausgebildet war: Auramazdā überragt als Herr der Welt alle anderen Wesen; die Form seines Cultus, die in den Keilinschriften angedeutet ist, scheint reiner, erhabener als die sinnliche Gestalt der Avesta-Religion.

Man darf nicht auf Aeußerlichkeiten Werth legen, um die Religion des Darius von der des Zarathuštra zu trennen; so stimmen z. B. die Bestattungsgebräuche der alten Perser und der Avestagläubigen nicht überein: die Parsi übergeben die Leichen nicht der Erde und nicht dem Feuer, damit nicht Erde und Feuer durch den Tod verunreinigt werden; auf hohen Thürmen, deren Beschreibung Besucher der Stadt Bombay nicht zu vergessen pflegen, auf den sogenannten „Thürmen des Schweigens", werden die Leichen ausgesetzt und den Geiern preisgegeben. Die alten Perser dagegen *beerdigten* ihre Leichen, — das bezeugt Herodot, das bezeugen die persischen Königsgräber. Aus diesem Gegensatz folgern zu wollen, daß die alten Perser keine Anhänger der Zarathuštra-Religion gewesen sein können, geht offenbar zu weit.

Wenn dagegen von Darius die Macht des Auramazdā so eindringlich verkündet, die Mahnung, dessen Lehre zu befolgen, so oft wiederholt wird, so erweckt das den Eindruck, als ob erst unter Darius oder nicht lange vorher die Auramazdā-Religion in Persien und bei seinem Königshaus Eingang gefunden habe, als ob sie noch nicht durchgedrungen sei und noch Anfechtungen erfahre. Die Erhebung des medischen Priesters Gaumāta bekäme dann nicht nur einen nationalen, sondern auch einen religiösen Charakter. Darauf weisen auch die Worte des Darius in seiner großen Inschrift „Die Stätten der Verehrung (Tempel?), welche Gaumāta der Magier zerstört hatte, stellte ich wieder her." Des Darius Wirken ist vielleicht mit dem des indischen Königs Açoka, des Beschützers der Buddhisten, vergleichbar.

Die Auramazdā-Religion des Darius war viel zu abstract, um die breiten Massen des Volkes zu befriedigen; sinnlichere Formen des Glaubens und des

Cultus mögen beliebter gewesen sein. Daß die Kraft des reinen Auramazdā-Glaubens recht bald nachließ, zeigen schon die jüngsten der uns bekannten Achämeniden-Inschriften. Während Darius und Xerxes nur den Auramazdā mit Namen nennen und anrufen, fleht Artaxerxes II. (405—359 v. Chr.) Auramazdā, Anahita und Mitra um seinen Schutz an. Die Gottheit Anahita ist semitischen Ursprungs; der Cult der Göttin Anaitis ist in Vorderasien weit verbreitet gewesen. Mitra, der Sonnengott, hat im Volke offenbar die abstracte Gestalt des Auramazdā verdrängt. Jener Gott hat zu Beginn unserer Zeitrechnung, als orientalische Religionsformen in den Westen drangen, einen Siegeszug angetreten, durch den sein Cult über das ganze römische Reich verbreitet und selbst in die Wälder Germaniens gebracht wurde.

Schon die geringe Zahl geschichtlicher Urkunden, welche uns zunächst durch Grotefend's Scharfsinn erschlossen worden sind, war geeignet, unser Wissen über Völker und Persönlichkeiten einer längst entschwundenen Epoche zu erweitern und zu vertiefen, geschichtliche Vorgänge aufzuhellen, neue Fragen anzuregen. Aber Grotefend's Verdienst ist noch höher zu werthen, weil er nicht nur ein paar Inschriften gelesen, sondern der Wissenschaft ein neues, weites Gebiet erobert hat. Die glückliche Entzifferung des einfachsten altpersischen Schriftsystems war der Schlüssel, der reiche Schätze geschichtlichen Wissens erschloß. Die Ausgrabungen im Lande des Euphrat und Tigris lieferten (seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts) der emporblühenden Wissenschaft der „Assyriologie" fortwährend neuen und werthvollen Stoff; gerade in der jüngsten Zeit hat auch Deutschland die Thätigkeit des Spatens in jener Gegend aufgenommen, und das Interesse an den Ergebnissen jener Forschung ist größer als je.

Die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts ist gewiß eines der vornehmsten Objecte gelehrter Forschung. Wenn irgend Jemand, so hat Grotefend dazu beigetragen, die Grenzen unseres Wissens von der Geschichte der Menschheit zu erweitern. Die Röntgenstrahlen haben das Innere des lebenden Menschen durchleuchtet und sichtbar gemacht, — eine Entdeckung, auf die unser physikalisches Zeitalter mit gerechtem Stolz blicken darf; vergessen wir aber auch nicht des Göttinger Gelehrten, der durch die Strahlen seines Geistes uns in den Stand gesetzt hat, Werden und Entwicklung, Denken und Fühlen längst vergangener Jahrtausende zu durchleuchten und zu erforschen.

Marie Louise und der Sturz Napoleon's.

Ein Beitrag zu ihrer Biographie

von

August Fournier.

Seit mehr als einem Jahrzehnt steht Napoleon I. wieder mehr denn je im Vordergrunde des historischen Interesses. In Frankreich war es die aus beispiellosen Niederlagen geborene Sehnsucht nach einem starken Nationalhelden, die, in der Gegenwart ungestillt, sich in die Vergangenheit zurück wandte und mit chauvinistischem Eifer sich der Person des großen Imperators bemächtigte. Eine schier uferlose literarische Hochfluth trug und trägt immer noch aufs Neue die Kunde von dem genialen Europabezwinger in die Welt, der es — und dem gallischen Volke nicht minder — nicht oft und eindringlich genug gesagt werden kann, daß einst das Reich der Franzosen die Vormacht des Continents gebildet und dieser sich tief vor ihrem Kaiser gebeugt hatte. Dieser Held, der, ein Krieger ohne Gleichen, den Ruhm der französischen Waffen und die Cultur der Revolution durch die Länder getragen, durfte aber nicht bloß ein großer Mann, er mußte auch ein völlig tadelloser Mensch gewesen sein, geschmückt mit allen persönlichen Tugenden bis zu der der Friedfertigkeit herab, und wer daran zweifelte, bekam es mit den Herren Masson, Welschinger, Lévy und der ganzen breitspurigen Feuilletonistik zu thun, die auf der Domäne der Bonaparte ihr Lager aufgeschlagen hat. Seitdem Masson, der stets ein eifriger bonapartistischer Parteigänger gewesen war, mit einem gegen Taine's allzu hartes Urtheil gerichteten Buche („Napoleon und seine Verkleinerer") den Reigen eröffnet hatte, ließ er allein nicht weniger als 14 starke Bände erscheinen, die zunächst — wenn wir von der sehr werthvollen Publication der Jugendschriften Napoleon's absehen — dessen „Privatleben" galten: „Napoleon und seine Familie", „Napoleon und die Frauen", „Napoleon bei sich zu Hause", — Alles, was mit dem Kaiser in Berührung gestanden und auch nur entfernte Beziehung zu ihm gehabt hatte, wurde Gegenstand aufmerksamster Betrachtung. Es soll nicht geleugnet werden, daß die ernste Forschung aus diesen Studien napoleonischer Intimitäten manchen Gewinn gezogen und daraufhin

ihr Urtheil in mehrfacher Hinsicht revidirt hat — im Ganzen aber wird sie sich von den Superlativen dieser Richtung ebenso fern zu halten haben wie ehedem von der herben Einseitigkeit, mit der die Schriftsteller der siebenziger und achtziger Jahre die Legende vom schattenlosen Ruhme des Corsen bekämpften.

Vor Kurzem hat Masson weitläufigen Arbeiten über Josephine einen Band über Marie Louise folgen lassen[1]). Er zeichnet die Kaiserin nicht ohne eine gewisse Sympathie dort, wo er dem großen Opfer gerecht wird, das sie im Jahre 1810 der Politik und dem Wohle des österreichischen Staates darbrachte, als sie, achtzehnjährig, den verhaßten Feind ihres Vaterlandes zum Gemahl nahm. Er citirt mit Befriedigung eine Aeußerung der Erzherzogin, die sie zu Metternich gethan haben soll: „Wo es sich um das Interesse des Reiches handelt, ist nur dieses zu Rathe zu ziehen und nicht mein Wille. Bitten Sie meinen Vater, seine Herrscherpflichten zu befragen und dieselben keinem an meine Person geknüpften Interesse unterzuordnen"[2]). Das war Alles ganz in der Ordnung. Daß aber vier Jahre später, als die Rücksicht auf Oesterreichs Großmachtstellung in dem weiteren Beisammensein Marie Louisens mit dem entthronten Imperator ein Hinderniß erblickte, Jene sich neuerdings den Wünschen ihres Vaters fügte, das Exil ihres Gemahls nicht theilte, sondern mit ihrem Sohne nach Wien ging, das wird ihr von Masson jetzt ebenso verübelt, wie zuvor von Houssaye in seinem „1815", von Welschinger in seinem „König von Rom" und von manchen Andern. Die einzige Entschuldigung, die ihr die jüngste französische Geschichtschreibung zu Theil werden läßt, will sie in dem Zwange finden, mit dem man sie umgab, in den verwerflichen Mitteln, die der Wiener Hof aufgewendet haben soll, sie ihrem Gatten zu entfremden, und denen ihr schwaches, unselbständiges Naturell nicht zu widerstehen vermochte. Nun, es mag unbestritten bleiben, daß die württembergische Katharina, die sich von Jérôme auch in der Zeit des Mißgeschickes nicht trennen wollte, in gewisser Hinsicht mehr Anerkennung verdient. Nur sollte man dort, wo man nichts dagegen einwendet, daß ein Monarch die ihm in der Form Rechtens angetraute Gattin von sich thut, wie Napoleon mit Josephinen verfahren war, nicht allzu eifrig von Grundsätzen reden.

Marie Louise war keine Frau von eiserner Charakterstärke: sie hatte sich zunächst unter das Machtwort des väterlichen Entschlusses gebeugt, hatte sich dann der Autorität ihres Gemahls gefügig untergeordnet und war gewohnt, sich in Allem von einem anderen Willen leiten zu lassen. Da kam das Jahr 1814, der Zusammenbruch des Thrones, auf den sie die Politik erhoben hatte, und mitten in der Verwirrung einer ungeheuren Krisis, am 7. April, nach Blois, wohin sie geflüchtet war, ein Brief des Gatten aus Fontainebleau, der den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck auf sie ausüben mußte: er sei

[1]) L'impératrice Marie Louise. 1809—1815. Paris 1902.

[2]) So steht es allerdings in Metternich's „Nachgelassenen Papieren", Bd. I, S. 100. Daneben wissen wir aber auch aus einem Briefe der jungen Kaiserin (vom 5. December 1810) an ihren Vater, daß sie diesem ein Jahr zuvor die Bitte vorgelegt hatte, ihr das Opfer zu ersparen, und daß der Kaiser „nicht nachgeben wollte". (Helfert, Marie Louise. S. 403.)

verloren, seine Stunde habe geschlagen, er wolle sie nicht in sein Unglück verflechten, sie solle sich ganz in die Arme ihres Vaters werfen[1]). Ihre erste Regung soll, nach der Erzählung des Obersten Galbois, der den Brief überbracht, die gewesen sein, zu Napoleon zu eilen, wohin, wie sie sagte, ihre Pflicht sie rufe. Der Oberst selbst will sie, unter dem Hinweis auf mannigfache Gefahren, davon abgebracht haben, so daß sie dem Kaiser nur einen Brief durch ihn zusandte, der seinen gesunkenen Muth wieder heben sollte[2]). Dann aber schrieb sie, nach einer Nacht sorgenvoller Ueberlegung, auch an den Vater, an den sie ja der gestürzte Kaiser selbst gewiesen hatte. In ihm sieht sie fortan ihre einzige Stütze und die ihres Sohnes, nachdem Napoleon auch für ihn hatte resigniren müssen. In diesem Briefe vom 8. April bittet sie nur

---

[1]) Wir kennen diesen Brief nicht seinem vollen Wortlaute nach. Auch Metternich, der ihn in einem Vortrage an Kaiser Franz vom 11. April 1814 citirt, hat seinen angeführten Inhalt nur von einem Officier der Kaiserin, Herrn v. Saint-Aulaire, erfahren, welcher mit einem Schreiben der Tochter an den Vater vom 8. April nach Paris gekommen war. Er berichtet darüber weiter: „Saint-Aulaire setzte hinzu, dieser Brief sei in einem so mystischen Tone geschrieben, als habe der Kaiser entweder die Ueberzeugung, man werde ihn tödten, oder als sei er entschlossen, irgend einen Gewaltstreich gegen sich auszuüben." „Dieses Letzteren," fügte Metternich hinzu, „ist er nicht fähig." (Wiener Staatsarchiv. Helfert citirt die Stelle in seiner „Marie Louise", S. 435.) In Metternich's „Nachgelassenen Papieren", Bd. II, S. 469, fehlt dieses Stück des Vortrages. Houssaye, Welschinger und auch Masson nehmen von dem Briefe gar keine Notiz, obwohl ihnen Helfert's Buch nicht unbekannt ist. Savary in seinen Memoiren (Bd. VII) bestätigt, daß Napoleon damals, nach seiner zweiten Abdankung am 6. April, der Kaiserin gerathen habe, „sich an ihren Vater zu wenden, da er sie nicht mehr beschützen könne". Vergl. auch unten S. 399, Anm. 1. An der Authenticität der Nachricht ist also nicht zu zweifeln. Von des Kaisers tief deprimirter Stimmung zeugt überdies auch jenes Schreiben, das er am 7. April an Méneval richten ließ und das dieser nicht mehr in Blois, sondern erst in der Nacht vom 9. zum 10. in Orléans erhielt. Auch dieser Brief soll, nach Méneval's Bericht in seinen Memoiren (Bd. II, S. 78), die Möglichkeit „même de la mort de l'empereur" offen gelassen haben. Andererseits aber deutete er die Hoffnung Napoleon's an, die Krone auf seinen Sohn übergehen zu sehen. „Man sei", hieß es darin, „mit dem Kaiser von Oesterreich überein gekommen (il avait été convenu), daß die Herrschaft dem König von Rom übertragen werde". Diese Angabe wurde damals viel geglaubt, war aber nicht wahrheitsgemäß. Schwarzenberg hat es den französischen Marschällen in Paris offen erklärt, daß Oesterreich nicht an eine Regentschaft denke, und Kaiser Alexander hat ihnen dies bestätigt (Macdonald, Mémoires, p. 272, 277); Metternich schrieb am 7. April an den Staatsrath Hudelist in Wien: „Wir erwarten Nachrichten vom Grafen Artois; der Kaiser (Franz) wird zu gleicher Zeit mit ihm in Paris eintreffen. Der Vater der Kaiserin konnte es zu vermeiden wünschen, eben im Augenblick des Sturzes des Throns seiner Tochter in Paris zu sein; der Kaiser von Oesterreich aber wird Derjenige sein, welcher die Bourbons einsetzt." In einem Vortrage des Ministers an den Kaiser vom 13. April heißt es, dessen feierlicher Einzug in Paris sei zur Nothwendigkeit geworden, „denn das Publicum läßt sich nicht nehmen, daß Eure Majestät mit der Regierungsveränderung keineswegs einverstanden sind, und Kaiser Napoleon hat unter der Hand allgemein verbreiten lassen, daß Oesterreich sicher keine Gelegenheit versäumen werde, die Napoleon'sche Dynastie wieder auf den Thron zu bringen." Endlich schreibt Metternich am 21. April an Hudelist, die Partei für die Regentschaft sei sehr beträchtlich, „da jedoch wir die Kaiserin und den Prinzen wegführen, so bleibt sie ohne eigentlichen Anhaltspunkt". (Wiener Staatsarchiv.)

[2]) Der Bericht Galbois' steht in Savary's Memoiren, Bd. VII, S. 165. Memoiren des Obersten, auf die Welschinger, Le Roi de Rome p. 69 verweist, der ihn hartnäckig Garbois nennt, gibt es nicht.

noch um eine Zuflucht in Oesterreich: „Alles, was ich wünsche, ist, irgendwo ruhig leben zu können in Ihren Staaten und meinen Sohn erziehen zu können. Gott weiß, daß ich ihm sagen werde, nie Ehrgeiz zu haben." Dann kommt sie aber doch wieder auf ihre erste Absicht, zu Napoleon nach Fontainebleau zu gehen, zurück und theilt sie in einem zweiten Briefe vom gleichen Tage dem Vater mit, die Zukunft ihres Sohnes seiner Fürsorge empfehlend. „Ich bin überzeugt, daß Sie ihm nicht die Insel Elba als seine einzige Herrschaft geben wollen. . . . Dieses unglückliche Kind, welches unschuldig von allen Fehlern seines Vaters ist, verdient nicht, eine so traurige Lage mit ihm zu theilen. Ich bin überzeugt, Sie werden ihn vertheidigen und mich auch. Ich weiß, daß er nicht mehr auf Frankreich rechnen kann. Ich bitte Sie also, wenn es möglich ist, ihm einige andere Besitzungen zu verschaffen"[1]).

War es aber auch jetzt noch ihr eigenster Entschluß, zu Napoleon zu gehen? war es ihr Wunsch? Man nahm dies bisher allgemein an. Es steht aber doch nicht fest. In dem eben citirten zweiten Briefe vom 8. April, den Baussset zu ihrem Vater tragen soll, wird die Ankunft des russischen Generals Schuwalow als Commissar der alliirten Mächte und des Baron St. Aignan als Bevollmächtigten der provisorischen Pariser Regierung gemeldet, „welche mir die Lage, in welcher der Kaiser (Napoleon) sich itzt befindet, geschildert. . . . Ich gehe morgen früh nach Fontainebleau ab." Wenn nun Masson, wie die Anderen, meint, Schuwalow wäre erschienen, um sie von ihrer Absicht, zu ihrem Gatten zu gehen, nöthigenfalls mit Gewalt abzubringen, so ist das nicht richtig[2]). Die beiden Abgesandten hatten vielmehr den Auftrag, die Kaiserin nach Fontainebleau zu führen, und brachten sie auch wirklich am 9. April bis Orléans. Hier bleibt sie aber den nächsten Tag und schreibt Brief auf Brief an ihren Vater. Von der Absicht, nach Fontainebleau weiter zu reisen, findet sich darin kein Wort mehr. Dagegen heißt es: „Der Kaiser (Napoleon) reiset ab nach Elba; ich habe ihm erklärt, daß mich nichts dazu bringen wird, von hier wegzugehen, bevor ich Sie gesehen habe und von Ihnen gehört werde haben, was Sie mir rathen. Man will mich von hier wider meinen Willen fortführen . . ." Dann wieder: „Gott weiß, wohin ich noch gehen werde"[3]). Man will sie wider ihren Willen fortführen? Wer? Doch nur Schuwalow, denn er ist ja jetzt der Machthaber. Und wohin? Ein Brief, den Franz I., der noch nicht in Paris, sondern erst auf der Fahrt dahin in Châtillon weilte, am 10. April durch Graf Stadion an Metternich, der bereits in der Hauptstadt angelangt war, schreiben ließ, gibt darauf Antwort. Der Kaiser, heißt es darin, habe soeben durch Schwarzenberg erfahren, daß Schuwalow zur „Erzherzogin"

---

[1]) Helfert, S. 304 und 307.

[2]) L'impératrice Marie Louise, p. 572: „Was ihrer Absicht, wenn auch nicht einer Vereinigung, so doch der Fahrt nach Fontainebleau ein rasches Ende macht, ist das Erscheinen des Grafen Schuwalow" . . . „Er gibt als seinen Auftrag an, die Kaiserin und ihren Sohn nach Orléans zu führen, und versichert sich ihrer Personen." So steht es allerdings in Méneval's Memoiren, Bd. II, S. 71. Bei Baussset aber (Memoiren, Bd. II, S. 224) heißt es: „nach Orléans und dann nach Fontainebleau".

[3]) Helfert, Marie Louise. S. 314.

Marie Louise nach Blois geschickt worden sei, um sie nach Fontainebleau zu führen (pour la conduire de là à Fontainebleau). „Se. Majestät hätten erwartet, daß die alliirten Höfe bezüglich der Person Ihrer Frau Tochter keine Verfügung treffen würden, ohne sie vorher in Kenntniß und sich mit ihr in's Einvernehmen zu setzen. Von dem Augenblick an, da die Frau Erzherzogin sich von ihrem Gatten getrennt befindet, gehört sie allein ihrem erlauchten Vater zu, und er ist es, der sie unter seinen Schutz zu nehmen hat. Der Kaiser befiehlt mir daher, Eure Durchlaucht mit seinen gerechten Vorstellungen hiergegen zu beauftragen. Er fordert, daß ihm seine Frau Tochter mit ihrem Kinde zurückgegeben werde, damit er sie in einer ihrer Geburt würdigen Weise in seine Staaten geleiten lasse und ihr und ihrem Sohne dort so lange eine entsprechende Versorgung einräume, bis ihr Schicksal endgültig entschieden ist" [1]).

Metternich, der aus den Briefen der Kaiserin, die über Paris gingen und die er eröffnete, deren „sehr geängsteten Zustand" entnahm, hat darauf am 11. die Fürsten Esterhazy und Liechtenstein mit einem Schreiben an Marie Louise abgeschickt, in welchem er sie einlud, sich ohne Zeitverlust nach Rambouillet zu verfügen, um da mit ihrem Vater zusammenzutreffen. Caulaincourt sollte sie dorthin begleiten. Zu gleicher Zeit ließ er Schuwalow durch den Kaiser Alexander in demselben Sinne unterweisen. „Auf diese Weise erhält die Kaiserin und Ew. Majestät" — schreibt der Minister am 11. an seinen Monarchen — „freien Willen, zu thun, was Sie für gut finden, und Ihre Majestät tritt aus ihrem gegenwärtigen qualvollen Zustande" [2]). Nachdem die beiden Cavaliere ihren Auftrag ausgeführt hatten, kehrten sie nach Paris zurück, während Marie Louise noch am selben Tage — es war der 12. April — von Orléans aus unter russischer Bedeckung nach Rambouillet fuhr. „Ihre Majestät die Kaiserin," berichtet dann Metternich am 13. an Kaiser Franz, „welche noch stets in der Angst schwebte, daß Kaiser Napoleon sie in Orléans abholen würde, hat sich drei Stunden nach der Ankunft meiner Herren auf den Weg nach Rambouillet begeben" [3]).

Nach alledem scheint die Ansicht, Marie Louise habe zu ihrem Gatten nach Fontainebleau gestrebt, sei aber durch die Macht der Verbündeten daran gehindert worden, nicht gut haltbar zu sein. Man wird eher annehmen müssen, daß sie bereits unter dem Eindruck jenes resignirten Schreibens Napoleon's vom 6. April, der Gerüchte von seinem Selbstmordversuch, die nicht zum Schweigen kamen, und der Nachricht, daß er nach der Insel Elba verwiesen sei, den ersten Gedanken, zu ihm zu gehen, aufgegeben habe,

---

[1]) Das französische Original im Wiener Staatsarchiv.

[2]) Ebenda. Wenn Bausset in seinen Memoiren, Bd. II, S. 224, bemerkt, Schuwalow habe ihm am 8. April mitgetheilt, die Kaiserin werde von Orléans weg nach Rambouillet gehen, so sei es in Paris bestimmt worden, so liegt da ein Gedächtnißfehler vor. Denn erst am 11. schreibt Metternich an Franz I.: „Zugleich habe ich dem Grafen Schuwalow vollkommen gleiche Aufträge durch den Kaiser Alexander ertheilen lassen." Schuwalow mußte also am 8. andere gehabt haben.

[3]) Ebenda. Bekanntlich kam General Cambronne, der Marie Louise nach Fontainebleau bringen sollte, zu spät nach Orléans.

um sich alsbald enger an den Vater anzuschließen[1]). Mit ihm will sie zunächst zusammenkommen und seinen Rath vernehmen. Ihre Scrupel, nicht zu Napoleon gegangen zu sein, und die Vorstellungen, mit welchen Einzelne aus ihrer Umgebung, wie Baron Méneval, der ehemalige Geheimsecretär des Kaisers, Frau von Montesquiou, die Aja ihres Kindes, und Andere, nach dieser Richtung in sie drangen, beschwichtigt sie mit dem Gebote der Kindespflicht, den Vater nach so langer Zeit der Trennung zuvor wiederzusehen. In einem Briefe vom 14. April, worin sie Franz I. ihre Ankunft in Rambouillet anzeigt, heißt es: „Diese Ursache hat mich allein zu dieser Reise bewegen können und hat mich verhindern können, dem Kaiser, welcher mich in Fontainebleau erwartet, sogleich entgegen reisen zu können"[2]).

Was zwischen Vater und Tochter am 16. April in Rambouillet besprochen wurde, wissen wir nicht. Wahrscheinlich die Reise nach Oesterreich bis in die Einzelheiten der Route, denn in einem Briefe vom 18. bittet Marie Louise, ihr „eine recht kindische Bitte" zu gewähren und sie lieber über Salzburg gehen zu lassen; dann die Zuerkennung der Herzogthümer Parma und Piacenza an die Kaiserin und ihren Sohn durch die Verbündeten, die im Vertrage mit Napoleon's Marschällen am 11. April festgesetzt worden war; endlich der vom Leibarzt Corvisart dringend empfohlene Besuch der Bäder von Aix in Savoyen, der zwar, da Aix in Frankreich lag, nicht unbedenklich erschien, dem aber Kaiser Franz zugestimmt haben wird, denn kurz nachher, am 18., schreibt ihm die Tochter, auch Napoleon habe sie gebeten, den Anordnungen des Arztes, Aix betreffend, zu folgen, und am 30. ersucht sie ihn um seine Verwendung in Paris, damit ihrer Badereise „keine Anstände gemacht werden"[3]). Ihr Plan ist nunmehr, sechs Wochen in Wien zu verbringen, dann nach Aix zu gehen.

Auf der Heimfahrt regten sich jene Scrupel wieder. Am 3. Mai — sie ist unterdeß in Basel angelangt — beunruhigt es sie, keine Nachricht von Napoleon zu haben, und sie bittet den Vater, ihr die Gelegenheit anzugeben,

---

[1]) In Méneval's Memoiren, Bd. II, S. 93, heißt es über den Aufenthalt in Orléans: „Die Kaiserin stand unter der Herrschaft der Erwägungen, die ihr die Empfehlung des Kaisers Napoleon nahe gelegt hatte, sich mit ihrem Vater in Verbindung zu setzen; sie war erschreckt über diese Vorsicht, die ihr anzudeuten schien, daß der Schutz, den sie bisher gefunden hatte, wirkungslos geworden sei." Ueber den vorgeblichen Selbstmordversuch, an dem Masson natürlich festhält, vergl. meinen „Napoleon I.", Bd. III, S. 215, und Savary's Memoiren, Bd. VII, S. 162.

[2]) Helfert, S. 322. Später in Wien erzählte sie ihrem Oheim, Erzherzog Johann, der allerdings der Meinung gewesen war, sie hätte bei Napoleon ausharren sollen, das wäre auch in Orléans ihre Absicht gewesen, von wo sie nach Fontainebleau habe gehen wollen; jedoch sei „von der Regierung der Befehl gekommen, sie bleiben zu machen, ja selbst, wenn sie doch ginge, Gewalt zu gebrauchen". („Aus dem Tagebuche Erzherzog Johann's. 1810—1815". Herausgegeben von Krones. S. 161, 156.) Aber diese Auffassung ihrer damaligen Lage stünde mit ihren drei Briefen aus Orléans vom 10. April in Widerspruch und dürfte ihr erst nachträglich von ihrer Umgebung beigebracht worden sein. Vgl. oben S. 398, Anm. 2.

[3]) Helfert, S. 324, citirt nur den Brief vom 18. April, vom zweiten (vom 30.) nicht die hier mitgetheilte Stelle. Die Kaiserin ist überzeugt, daß die Erlaubniß zur Reise leicht zu erreichen sein werde, da ihr Sohn in Wien zurückbleibe. Ebenso sei sie überzeugt, daß Aix ihr allein Hülfe zu bringen vermöge. (Wiener Staatsarchiv.)

durch die sie ihm schreiben könnte; er habe schon seit vier Tagen keinen Brief von ihr[1]). Dann am 7. übermittelt sie auf seinen Wunsch dem Kaiser Franz seine Beschwerden darüber, daß man seine Ersparnisse von der Civilliste (zehn bis zwölf Millionen Franken), eine große Anzahl von Geschenken, sein Service, ja selbst seine Bibliothek confiscirt habe; „alle diese Sachen sind das Eigenthum des Kaisers und meines Sohnes." Zugleich bittet sie den Vater um seine Verwendung, daß dem entthronten Herrscher die vereinbarten zwei Millionen jährlicher Einkünfte auch wirklich ausbezahlt würden, wozu die bourbonische Regierung wenig Lust haben werde, „wenn Ihr großmüthiger Charakter Sie nicht bestimmt, das Recht meines Mannes zu vertheidigen, der Ihr Schwiegersohn und nicht mehr Ihr Feind ist, seitdem er unglücklich und verlassen ist"[2]). Das ist nicht der Stil der Kaiserin, und es ist anzunehmen, daß sie hier nur ein Concept Méneval's ins Deutsche übertragen hat. Aber sie macht sich doch zum Dolmetsch der Anliegen ihres Gemahls, und um so lieber, als sie sich nicht entschließen konnte, sich zu ihm zu begeben und sein Exil zu theilen.

In Wien ist sie noch ganz Französin, spricht nur Französisch, behält ihre französische Umgebung bei und bittet den Vater, ihr keine Damen und Kammerherren zuzutheilen, „mit denen sie Bekanntschaft machen müßte". Die Aufregungen der letzten Zeit haben ihre angeborene Scheu gegen neue und ungewohnte Personen noch vermehrt. „Seit einiger Zeit," heißt es in dem Brief aus Basel vom 3. Mai, „ist bei mir der Menschenhaß auf eine unglaubliche Art eingewurzelt." Kein Wunder, daß sich die aristokratische Gesellschaft Wiens, die ihr übrigens nicht allzu freundlich entgegen kommt, über ihren fremdländischen Hochmuth beklagt, der doch nur Verbitterung war[3]). Unterdeß war Kaiser Franz aus Frankreich zurückgekehrt, und zwei Wochen später, Ende Juni, rüstete sich Marie Louise zur Fahrt nach Aix. Der Wiener Regierung war diese vom Kaiser nun einmal zugestandene Reise auf französisches Gebiet durchaus nicht angenehm, und es ließ sich nicht leugnen, daß es zum Mindesten etwas Auffälliges haben mußte, wenn die entthronte Souveränin eines Landes dasselbe nach so kurzer Zeit wieder aufsuchte und damit kaum verstummten Gerüchten neue Nahrung gab. Allerdings hatte man durch Talleyrand, den Minister des Aeußeren, die Zustimmung Ludwig's XVIII. erwirkt, doch wer war sicher, daß Ludwig Talleyrand's sicher war?[4]) „Aber alle Vorstellungen gegen diese Reise waren vergeblich," schreibt Staatsrath Hudelist, der stellvertretende Leiter der Staatskanzlei, an den noch im Westen weilenden Fürsten Metternich[5]). Es ward nun, da man an ihr noch immer „eine Anhänglichkeit an Napoleon, woraus sie kein Geheimniß machen soll",

---

[1]) Helfert, S. 330.

[2]) Der Brief ist bei Helfert, S. 330 ff., vollständig abgedruckt; er beruht zum großen Theile wörtlich auf der Note Napoleon's, die sich Méneval, Mémoires, Bd. II, S. 100, findet.

[3]) Erzherzog Johann's Tagebuch, S. 149: „Bei dem Empfange beobachtete ich die Gesichter, sie fühlt's und verbirgt's."

[4]) Houssaye, „1815", S. 113 ff.

[5]) Wiener Staatsarchiv.

wahrgenommen haben wollte, beschlossen, ihr eine vertraute Persönlichkeit für die Dauer des Badeaufenthaltes zur Seite zu geben, die den Wiener Hof von Allem, das sich dort ereignete, in Kenntniß erhalten sollte. Die Wahl fiel auf den General und Diplomaten Grafen Adam von Neipperg, der schon im Jahre 1810, als er österreichische Gefangene aus Frankreich nach Hause bringen sollte, dem Kaiserpaare in Paris vorgestellt worden war, später, 1812, bei Marie Louise in Prag den Dienst als Ehrencavalier versehen hatte, ihr also keine unbekannte Persönlichkeit mehr war, was bei ihrer Abneigung gegen neue Menschen ins Gewicht fiel.

Masson, der hier, mitunter wörtlich, der Darstellung Houssaye's in dessen „1815" folgt, knüpft an diese nahe liegende Wahl des Mannes, der späterhin allerdings Herz und Hand der Frau gewinnen sollte, die er jetzt nur zu überwachen hatte, Vermuthungen und Anklagen, für die er den Beweis schuldig bleiben muß. „Der Kaiser von Oesterreich," schreibt er, „hatte zu ihrem Begleiter und Mentor den alten, vertrauenswürdigen Fürsten Nikolaus Esterhazy ausersehen. Im letzten Augenblick aber wurde diese Ernennung widerrufen. Die österreichische Staatskanzlei" — bei Houssaye hieß es: Metternich — „setzte mit einem Hintergedanken, wie ihn nur eine Frau eingeben konnte, an die Stelle des Fürsten Esterhazy den General Grafen Neipperg, der in Pavia eine Division commandirte und nun Befehl erhielt, sich sofort nach Aix zu begeben." Und dieser Neipperg ist „ein Romanheld, der die Frauen im Vorbeigehen entführt und Europa nach galanten Abenteuern durchläuft"[1]). Masson pflegt seine Quellen nicht zu nennen; er thut damit sehr geheimnißvoll und erspart sich zugleich die Mühe, denjenigen in der Oeffentlichkeit gerecht zu werden, denen er ein gut Theil seines Wissens verdankt. Hier hat ihn Houssaye, der sich lediglich auf Méneval's Memoiren und auf ein deutsches anonymes Pamphlet zweifelhaftester Gattung stützt, in die Irre geführt[2]). Abgesehen von der durchaus unhistorischen Auffassung, ein Minister oder ein Amt könnten eigenmächtig eine Bestimmung des Monarchen abändern und durch eine andere ersetzen, ist hier vor Allem zu bemerken, daß dieser Minister, Metternich, damals, als Marie Louise sich zur Reise nach

[1]) L'impératrice Marie Louise, p. 600, 602.

[2]) Das Pamphlet führt den Titel: „Marie Louise und der Herzog von Reichstadt. Die Opfer der Politik Metternich's. Herausgegeben von einem ehemaligen Staatsdiener". Paris 1842. Es erzählt, Metternich sei damals von Frankreich nach Italien gereist und habe dort den General für seine geplante Mission bei der Kaiserin geradezu instruirt. Es heißt da (S. 154): „Bekanntlich reiste Metternich unmittelbar nach Unterzeichnung des Pariser Friedens (Anfang [!] Mai) über Genf nach Mailand . . . den General Neipperg von der politischen Unmöglichkeit des Fortbestehens der Ehe zwischen Napoleon und Marie Louise zu überzeugen und mit ihm die zu ergreifenden Mittel zu berathschlagen." Nein, „bekanntlich" war Metternich nach der Unterzeichnung des Pariser Friedens (Ende Mai) nach London gegangen, von dort am 1. Juli wieder nach Paris gereist, hatte sich hier einige Tage aufgehalten, um sich dann zu Kaiser Alexander nach Bruchsal, hierauf an den Stuttgarter Hof, endlich nach München zu begeben (von wo er am 15. an Hudelist schreibt). Am 18. kam er in Wien an. Klinkowström, Oesterreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen, S. 376 u. A. Man begreift nicht, daß ein Forscher vom Range Houssaye's sich auf solche Schmutzliteratur berufen mag, wie er es „1815", S. 161 ff., 164, 450 ff., thut.

Aix rüstete, gar nicht in Wien weilte, das Amt aber, die Staatskanzlei, dem Kaiser gegenüber nur durch den Staatsrath Hudelist vertreten war, der sich gewiß nicht mehr erlaubt haben wird, als „allerunterthänigste" Vorschläge zu machen. Das that er denn auch in einem Vortrage vom 24. Juni 1814, worin es heißt: Die Kaiserin wünsche nach Aix den Hauptmann Grafen Karácsai mitzunehmen, der auf der Reise aus Frankreich nach Oesterreich sehr gute Dienste geleistet habe; „diesem könnte die Instruction gegeben werden, wenn Ew. Majestät directe Nachrichten von Aix erhalten wollte, sonst ein anderer Officier gewählt oder endlich Grafen Bubna in Turin aufgetragen werden, irgend ein taugliches Individuum in dieser Absicht unter einem anderen schicklichen Vorwand dahin zu senden. Es schiene mir auf jeden Fall erwünschlich, daß man während der Anwesenheit der Kaiserin in Aix nicht in der Unwissenheit Desjenigen bleibe, was dort vorgeht". Das waren die Vorschläge der Staatskanzlei. Man sieht, es ist darin weder von Esterhazy noch von Neipperg die Rede. Und wie entscheidet der Kaiser? Er hatte gar keine vorher gefaßte Meinung in der Sache, sondern wies den Beamten an den Fürsten Schwarzenberg, den Hofkriegsrathspräsidenten. Dieser sollte einen befähigten Officier vorschlagen, „der Mir darüber (d. i. den Aufenthalt in Aix) berichten und im Erfordernißfall Meiner gedachten Tochter mit seinem Rath behülflich sein kann". Schwarzenberg empfahl General Neipperg, den er selbst vor vier Jahren in Paris bei Hofe vorgestellt hatte, und dessen Division jetzt einem Corps zugehörte, welches der französischen Grenze zunächst stationirt war. Der Vorschlag wurde genehmigt, und schon am 26. konnte Hudelist an Metternich berichten, der Kaiser habe Neipperg bestimmt, „um während des Aufenthaltes der Kaiserin in Aix ebenfalls die dortigen Bäder zu gebrauchen und das, was dort vorgeht, ohne Aufsehen hierher einzuberichten. Er soll der Kaiserin mit Rath und That an die Hand gehen und, wenn er eine Reise nach Elba auf keine Weise hindern könnte, wenigstens mit hingehen. Unser Monarch scheint übrigens an die Möglichkeit einer solchen Reise noch nicht zu glauben und nimmt sich vor, seiner Frau Tochter Alles sehr lebhaft vorzustellen, was sie davon abhalten kann und muß" [1]).

Nach Elba? Dachte sie wirklich daran? Hatte eine Unterredung mit ihrer Großmutter, der Königin Caroline von Neapel, die geäußert haben soll, man müsse, wenn man gehindert würde, „beim Fenster hinaus springen", um zu seinem Gatten zu gelangen, so tiefen Eindruck auf sie gemacht? Oder war Alles nur Hofklatsch, wie Hudelist in einem Brief an Metternich andeutet? [2]) Franz I. wenigstens, der täglich mit seiner Tochter verkehrte, war, wie wir

[1]) Helfert, Marie Louise, S. 439. Wenn Masson (p. 605) als Instruction Neipperg's bezeichnet, „sie zu beobachten und im Falle, wo sie ihren Gemahl besuchen wollte, von Vorstellungen, die man ihr zunächst macht, zum unweigerlichen Verbot überzugehen", so trifft das Letztere, wie man sieht, nicht zu. Man vergleiche übrigens Helfert, „Napoleon's Fahrt von Fontainebleau nach Elba", S. 39, wo auf eine Stelle in den Berichten des österreichischen Commissars, des Generals Koller, hingewiesen wird, die von einer verborgenen Krankheit Napoleon's meldet, deren Behandlung ihm viel zu schaffen mache.

[2]) Helfert a. a. O.

hören, anderer Ansicht. Am 1. Juli schreibt Hudelist an den Minister: „Die Kaiserin Marie Louise ist gestern von Schönbrunn abgereist. Der Hauptmann Graf Karácsai geht als Courier voraus, und Se. Majestät haben mir befohlen, einen Courier an den Herrn Feldmarschallleutnant Grafen Neipperg nach Mailand mit dem Auftrag an diesen Letzteren zu senden, daß er sogleich nach Aix abgehen soll, um von Allem, was dort vorgeht, hierher Bericht zu erstatten. Der abgeschickte Courier ist ein vertrautes Polizei-Individuum, welches dem Grafen Neipperg für die Zeit dieser Commission als Secretär an der Seite bleibt"[1]). Das war die recht prosaische Mission des Grafen, von dem Houssaye, Masson und Andere behaupten, er sei als notorischer Herzenbrecher zu dem Zwecke ausgewählt worden, um der Kaiserin den fernen Gatten in Vergessenheit zu bringen[2]). Welche Summe von Unmoral setzt man da voraus, und wie wenig stimmt, was wir aus guten Quellen erfahren, mit einer solchen Annahme überein! Neipperg war damals kein Jüngling mehr, er zählte — im Jahre 1775 geboren — an vierzig Jahre und hatte in Mailand Weib und Kinder[3]). Sein Aeußeres war, wie Méneval zugibt, der die Kaiserin nach Aix begleitete, nicht eben verführerisch. Er hatte in den Kämpfen gegen die Franzosen ein Auge eingebüßt, so daß er stets eine schwarze Binde trug, und Marie Louise selbst verschwieg es nicht, daß der Eindruck, den er auf sie machte, anfänglich kein sehr günstiger war[4]). Aber was verschlägt das? Masson sagt dennoch: „Mit seinen 42 Jahren, seinem zerstörten Auge, seiner schwarzen Binde ist er unwiderstehlich, eine Art Don Juan, dem das keusche Oesterreich alle seine Streiche verzeiht. Das ist der Mann, den die Staatskanzlei der Kaiserin-Erzherzogin, der ältesten Tochter Seiner kaiserlichen Majestät, als Führer, Cavalier, Gesellschafter bestimmt"[5]). Man sollte meinen, die „Staatskanzlei" habe da gerade keine sehr glückliche Wahl getroffen, wenn sie den Zweck im Auge hatte, den man ihr unterschiebt. Aber es läßt sich nicht leugnen: Neipperg gewann trotzdem die Gunst der Kaiserin. Was ihr an ihm gefiel, war freilich nicht der dämonische Zug, den ihm die französische Geschichtschreibung zuerkennt, sondern, neben angenehmen und liebenswürdigen Formen des Benehmens, die sichere und umsichtige Art, mit der er nützliche und praktische Anordnungen traf, und seine Sorgfalt für sie, die in den letzten Wochen so oft und schmerzlich der fürsorglichen Leitung hatte entbehren müssen. Dennoch wurde der Graf, wie Méneval angibt, in der ersten Zeit des Aixer Aufenthalts nie anders als in officieller Audienz empfangen und erwarb sich

[1]) Wiener Staatsarchiv.

[2]) Houssaye, „1815", p. 161 ff. Welschinger, Roi de Rome, p. 82, denen hier vielleicht Aehnliches vorgeschwebt haben mag, wie es Napoleon am 9. Mai 1808 an Talleyrand schrieb: „Man muß nach Valençay Frau Talleyrand mit vier oder fünf Damen mitnehmen. Gesellt sich der Prinz von Asturien zu einer von ihnen, der man sicher ist, so bietet das nur ein Mittel mehr, ihn zu überwachen." (Lecestre, Lettres inédites de Napoléon I, n. 278.)

[3]) Ueber sein Alter gehen die französischen Schriftgelehrten auseinander und machen ihn überdies älter als er war: nach Masson und Houssaye wäre er zweiundvierzig, nach Welschinger dreiundvierzig Jahre alt gewesen.

[4]) Méneval, Mémoires, II, S. 166.

[5]) L'impératrice Marie Louise, p. 602.

erst allmählich die Auszeichnung, zu den kleinen Gesellschaften, Ausfahrten, Spaziergängen — stets in Gegenwart der Oberhofmeisterin, Herzogin von Montebello, oder einer Hofdame — zugezogen zu werden.

Was Marie Louise, die in Aix den Namen einer Herzogin von Colorno trug, jetzt vor Allem beschäftigte, war neben dem Wunsche, in Parma ihre Herrschaft anzutreten, auch noch der Gedanke, den Souveränen von Rußland und Preußen und all' den anderen Fürsten, die sich im August in Wien versammeln sollten, aus dem Wege zu gehen. Sie hält dafür — und das war nicht allein ihre Meinung — daß der Congreß nur kurz währen werde. In dieser Zeit will sie nach Parma gehen, um dort ihr Haus zu bestellen. Ihr Sohn mochte unterdeß der Sorgfalt des Großvaters anvertraut bleiben. Am 22. Juli schreibt sie aus Aix an Kaiser Franz Folgendes:

„Ich bin hier klein, aber gut bewohnt; Graf Neuperg ist voll Attentionen für mich, und seine Art gefällt mir recht gut. Die Gegend ist ziemlich schön, ich habe den See von Bourget vor meinen Fenstern . . . Ich habe mit vielen Schmerz vernommen, daß die vereinigten Mächte erst im Ende September nach Wien kommen werden. Da ich decenter Weise in diesem Augenblicke nicht in Wien seyn kann, so werde ich, wenn Sie nichts dawider haben, am Anfang September nach Parma gehen; ich glaube, es ist unumgänglich nöthig, um mein Haus einzurichten; ich wünsche es unendlich, habe es aber nicht thun wollen, ohne Ihnen davon zu schreiben. Wenn Sie erlauben, so werde ich meinen Sohn in Schönbrunn lassen, bis Alles eingerichtet ist, welches nicht lange dauern wird. Ich bin ruhig, wenn ich ihn in Ihren Händen weiß, und alle diese Reisen sind so kostspielig in diesem Augenblick, wo ich die größte Oeconomie für meine Finanzen haben muß. Ich verliere aber nicht die Hoffnung, Sie, liebster Papa, diesen Herbst, nach allen Festen, zu sehen, es würde mir sonsten zu schwer fallen" [1]).

Daraus sollte nun nichts werden. Metternich stellte der Kaiserin in einem ausführlichen Briefe vor, daß, da die Bourbons Ansprüche auf Parma erhöben, jetzt nicht der Augenblick wäre, dorthin zu reisen; man müsse vorerst die Entscheidung des Congresses abwarten. Und im gleichen Sinne schrieb ihr Kaiser Franz, der sie aufforderte, unterdeß wieder nach Wien zurückzukehren [2]). Dieser

[1]) Die Briefe der Kaiserin an ihren Vater werden im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv aufbewahrt und den Benutzern desselben in dankenswerthester Weise zugänglich gemacht. Helfert hat sie für seine „Marie Louise", den Zwecken des Buches entsprechend, nur bis zum Juni 1814 verwendet. Wenn Masson, L'impératrice Marie Louise, p. 600, behauptet, man habe den kleinen Prinzen unter dem Vorwande, er könne der Mutter lästig werden, gleichsam als Geisel zurückbehalten, so findet diese Behauptung hier ihre Widerlegung. Vergl. auch Erzherzog Johann's Tagebuch a. a. O.

[2]) Masson (p. 604) gibt diesen Briefen eine ganz unzutreffende Deutung. Er nimmt es der Kaiserin übel, daß sie, während Napoleon auf Elba im Exil weilt und nach ihr verlangt, in Aix sich vergnügt. „Inmitten des Zusammenbruchs des Kaisers, des Kaiserreiches und Frankreichs unterhält sie sich, veranstaltet Ausflüge, geht auf Bälle, gibt und empfängt ländliche Feste und macht endlich so viel Lärm, daß in Paris der Herzog von Berry in Aerger geräth und Talleyrand am 9. August an Metternich schreibt, es wäre, da die Badecur der Kaiserin beendet sei, an der Zeit, ihren Aufenthalt nicht weiter auszudehnen. Dasselbe dachte man in Wien, und so empfing sie von Metternich einen Brief ihres Vaters, der es ihr untersagte, nach Parma zu gehen, und ihr befahl, geradewegs nach Wien zurückzukehren." Hatte Masson vergessen, daß Napoleon selbst Marie Louise zu der Cur in Aix gerathen hatte und sie erst im

Wunsch des Vaters, der sie um die Erfüllung des ihrigen bringt, macht sie, wie sie Méneval gesteht, „recht unglücklich". Aber sie hat in ihrem Leben gelernt, sich zu fügen. Sie thut es auch jetzt und thut es mit guter Miene zum bösen Spiel, denn sie muß sich — wie sie demselben Méneval ebenfalls gestanden haben soll — „recht klug benehmen" [1]).

„Ich habe," schreibt sie am 19. August an den Kaiser nach Wien, „mit vielem Vergnügen Ihren Brief vom 7. August durch den Grafen Karácsai empfangen und küsse Ihnen tausendmal die Hände dafür . . . Ich habe mit vieler Aufmerksamkeit Ihre väterlichen Räthe gelesen und danke Ihnen tausendmal dafür. Ich bin überzeugt, daß Niemand es besser mit mir meinen kann, als Sie, und daß Sie stets das Interesse meines Sohnes und das meinige vertheidigen werden. Ich werde Ihrem Rathe folgen und Anfangs October nach Wien wieder zurückkehren. Ich bin froh, Ihnen diese Probe meines kindlichen Gehorsams geben zu können, obwohl es mir kostet, in diesem Augenblicke nicht nach Parma gehen zu können, wo Alles zu meiner Ankunft bereitet ist . . . Ich gedenke gegen den 8. oder 10. October zurückzukommen; ich will erst nach der Abreise der hohen Potentaten eintreffen; es wäre meinem Herzen unmöglich, mit diesen Fürsten zugleich in Wien zu sein. Ich werde das Monath September benützen, um eine Reise durch die Schweiz zu machen. . . . Ich habe den General Neuperg gebeten, die Reise der Schweiz mit mir zu machen. Ich habe gedacht, Sie werden nichts dawider haben, und er kann mir äußerst nützlich in verschiedenen Umständen sein; ich bin immer recht zufrieden mit ihm; wir reden recht oft von Ihnen, liebster Papa, und das ist ein Gespräch, welches ich nie ohne Rührung unternehmen kann, denn ich kenne keinen besseren Vater als Sie. . . ."

Herbste, erholt und gekräftigt, wiedersehen wollte? Daß das bourbonische Frankreich die frühere Herrscherin nicht ganz gerne in seinen Grenzen sah, ist begreiflich; das durchaus vorwurfsfreie Benehmen derselben hatte aber damit gar nichts zu thun. Der Brief des Kaisers Franz war vom 7. August datirt, also zwei Tage bevor Talleyrand's Schreiben Paris verließ, er war also ganz unabhängig von den Vorstellungen des französischen Hofes und zu einer Zeit abgefaßt worden, da man von dem Zeitvertreib der Kaiserin, wie ihn das Badeleben mit sich brachte, gar nichts wußte. Interessant ist die Antwort Metternich's an Talleyrand vom 20. August. Darin heißt es: „Der Wunsch des Königs, betreffend den Aufenthalt der Kaiserin Marie Louise in Aix, wird erfüllt werden. Der Kaiser hat schon vor mehr als zwei Wochen an seine Tochter geschrieben und sie aufgefordert, hierher zurückzukehren. Ich brauche Ihnen, mein Fürst, nicht zu wiederholen, wie sehr ihre Reise meine Mißbilligung fand. Ich glaube aber, nach allen aus Aix erhaltenen Angaben, Ihnen mittheilen zu können, daß die Kaiserin sich dort in einer Weise benahm, die alle Berechnungen derjenigen zu Schanden machte, die dieser Reise eine besondere Bedeutung beilegten, einer Reise, welche zwar allerdings etwas Compromittirendes hat, aber ohne jeden Hintergedanken unternommen worden war (simplement compromettant sans arrière-pensée). Der Kaiser hatte den Grafen Neipperg beauftragt, sie zu begleiten und sie nicht aus den Augen zu lassen, um jenen Leuten das Spiel zu verderben, die etwa aus der schiefen Stellung, in die sie in Aix nothwendig gerathen mußte, Capital schlagen wollten. Die Maßregeln, welche Sie selbst dort zu ihrer Ueberwachung getroffen haben, mußten Ihnen doch beweisen, daß die Wahl des Kaisers eine gute gewesen war. Warum gibt man nicht Ihrerseits Corvisart und der Frau von Montebello einen Wink, welche die Güte der Kaiserin und den Einfluß, den sie auf sie zu gewinnen vermochten, stark zu mißbrauchen scheinen? Wir lassen Ihnen ganz freie Hand in der Sache. Alles, was Sie thun werden, um sie aus dieser Art von Vormundschaft zu befreien, kann nur zu ihrem Vortheil ausschlagen." (Wiener Staatsarchiv. Vergl. über Corvisart's und Jsabey's Anwesenheit in Aix Houssaye, „1815", Bd. I, S. 115.) Es waren also lediglich politische Rücksichten, welche in dem Briefwechsel zum Ausdruck kamen.

[1]) Mémoires II, S. 180.

Nach Elba wird sie nun gewiß nicht mehr gehen. Aber schreiben will sie dem entfernten Gatten und fragt deshalb bei ihrem Vater an, ob sie ihm Briefe für Napoleon schicken könne, „denn er hat gar keine Nachrichten von mir." Nun, so ganz zutreffend war diese letztere Mittheilung, mit der sie Franz I. offenbar angenehm zu sein meinte, nicht, denn sie hatte erst acht Tage zuvor ein Schreiben nach der Insel abgeschickt, welches die entschuldigende Nachricht enthielt, daß sie genöthigt sei, nach Wien zurückzukehren. Seitdem hatte sie allerdings geschwiegen. Um so sehnsüchtigere Briefe aber langten von dorther in Aix an. Kopf und Herz mochten an ihnen gleichen Antheil haben. Denn daß Napoleon, der, nach jenen Augenblicken der Resignation in Fontainebleau, sofort wieder mit der Zukunft rechnete, jetzt die enge Verbindung mit der Kaiserstochter um so lebhafter aufrecht zu halten strebte, je mehr sie die Mächte getrennt zu sehen wünschten, bedarf wohl keines Beweises. Und hätte Marie Louise seinen Ehrgeiz und das Temperament jener Caroline von Neapel besessen, die in diesen Tagen im Schlosse zu Hetzendorf am 8. September eines plötzlichen Todes verstarb, seine Rechnung wäre vielleicht keine ganz unrichtige gewesen. Hat nicht kurze Zeit nachher, während des Wiener Congresses, Gneisenau den Gedanken ausgesprochen, man könnte allenfalls Napoleon zur Heimkehr von Elba verhelfen, um in Frankreich den Bürgerkrieg zu entzünden und unterdeß die deutsche Frage zu lösen?[1]). Marie Louise hatte aber nicht Ehrgeiz genug und nicht genügend Wagemuth. Ueber die Briefe Napoleon's schreibt sie am 30. August nach Wien:

„Ich habe vor 14 Tagen einen Officier vom Kaiser bekommen mit einem Brief, in welchem er mir sagt, sogleich ganz allein in die Insel Elba abzureisen, wo er mich mit vieler Sehnsucht erwartet. Seit acht Tagen ist das der zweite Officier, den ich bekomme[2]). Durch ersteren habe ich geantwortet, daß ich gleich in wenig Tagen nach Wien abreisen werde und daß es mir unmöglich wäre, ohne Ihrer Erlaubniß nach der Insel abzureisen; auf den zweiten Brief habe ich noch nicht geantwortet. Ich erzähle Ihnen alles dieses, liebster Papa, weil ich mein ganzes Vertrauen in Sie habe und weil ich wünsche, daß alle diese Geschichten Ihnen keinen Argwohn gegen meine Handlungen geben möchten. Seyen Sie versichert, daß ich jetzt weniger als jemals Lust habe, diese Reise zu unternehmen, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, sie nie zu unternehmen, ohne Ihnen eher um Erlaubniß darum zu bitten. Ich bitte Sie, mir auch zu sagen, was ich dem Kaiser über diesen Punkt schreiben soll"[3]).

Bald darauf hat die Kaiserin Aix verlassen und das besorgte Frankreich von ihrer Gegenwart befreit. Sie reist über Genf, wo sie mit Napoleon's

---

[1]) Pertz-Delbrück, Gneisenau. Bd. IV, S. 270.

[2]) Den ersten Brief überbrachte Oberst Laczinski, den zweiten Hauptmann Hurault, dessen Frau in Marie Louisens Diensten stand. Der Letztere wurde entdeckt und nach Paris verwiesen, von wo er nicht mehr nach Elba zurückkehren durfte. Vergl. den Brief an Méneval vom 9. August in dessen Memoiren, Bd. II, S. 179, und die Correspondance de Napoléon I. XXVII. 21604, 21611.

[3]) In demselben Briefe bittet sie, ihr die 44 polnischen Lanzenreiter, die ihr Napoleon von Elba aus nach Parma geschickt hatte, „lauter stille und ruhige Leute, welche gleich eine Compagnie von meiner Garde zu Pferde machen könnten", zu belassen, aber die Politik verweigerte auch diesen ihrer Wünsche, die Reiter wurden Napoleon wieder zurückgeschickt.

Bruder Joseph zusammentrifft, nach Bern, um sich da einige Zeit aufzuhalten und Ausflüge ins Oberland zu unternehmen; hier macht sie die Bekanntschaft der abenteuernden Kronprinzessin von Wales, mit der sie einen Abend verbringt; und hier trifft sie auch ein Brief ihres Vaters, vom 9. September, mit der Aufforderung, ihre Heimkehr zu beschleunigen und die Schweiz zu verlassen, wo die Nähe Joseph Bonaparte's (in Prangins bei Genf) zu neuem Gerede Anlaß gab[1]). Marie Louise quittirt die Mahnung des Vaters in einem aus Bern vom 22. September datirten Briefe, der hier — bis auf ein paar ganz gleichgültige Stellen — vollständig Platz finden soll. Er lautet:

„Ich habe erst vorgestern Abends Ihren Brief vom 9. September durch Oberst Hrabowsky empfangen und küsse Ihnen tausendmal die Hände für Alles, was Sie mir darin gnädiges sagen wollen. Ich empfehle Ihnen noch auf das Dringendste, liebster Papa, die Interessen meines Sohnes und die meinigen; ich bin überzeugt, daß ich sie in keine besseren Hände als in die Ihrigen legen kann; ich bin überzeugt, daß Ihre väterliche und zärtliche Sorgfalt alles mögliche für uns thun wird. Ich werde in meiner schleunigen Zurückkunft, als wie in allen anderen, beständig Ihren Rath befolgen, ich brauche ihm mehr noch als je in der heiglichen Lage, in welcher ich mich befinde. Deßwegen nehme ich auch mit Dank Ihren gnädigen Antrag, mich in Schönbrunn zu bewohnen, an; ich bleibe viel lieber in diesen Ort als in Schloßhof oder Preßburg; die Ursache wird Ihnen nicht schwer zu errathen seyn, liebster Papa; ich werde ganz nahe von Ihnen seyn und werde täglich mit Ihnen sprechen können, dieses wird der größte Trost für mich seyn. Wenn Sie mich nicht in Schönbrunn unterbringen können, so bitte ich Sie, mich in Hetzendorf zu logiren, weil das auch nahe von Ihnen ist. Ich überschicke Ihnen diesen Brief durch einen meiner Kuriere und bitte Sie, mir ihn wieder entgegen zu schicken. Ich habe in Laub einen Brief vom Kaiser bekommen, welcher äußerst unbedeutend ist; er spricht mir nur von seiner Gesundheit und sagt mir gar nichts von seinem Wunsch, mich nach der Insel Elba kommen zu lassen. Ich habe doch nicht wollen ermangeln, Ihnen die Ankunft dieses Briefes anzukündigen, als ein Beweis, daß ich nichts geheimes für Sie habe. Wenn Sie erlauben, so werde ich Ihnen meine Antwort unter einem fliegenden Petschaft zuschicken, damit Sie sie eher lesen und ihm nachdem zuschicken möchten . . .

„Ich habe in meiner Durchreise durch Genf nicht beym König Joseph frühstücken wollen, obwohl er es mir angetragen hat; er ist zu mir zum Mittagsmahl gekommen, war aber so übler Laune, daß er kaum eine Stunde geblieben ist. Ich habe aber gedacht, daß Sie besser finden werden, daß ich nicht bey ihm gewesen bin.

„Ich überschicke Ihnen, liebster Papa, die Stationen von meiner Reise. Ich werde zwischen den 4. oder 8. October in Schönbrunn seyn, weil ich gedacht habe, daß Sie nicht übel finden werden, daß ich nicht Tage und Nacht reisen würde. Auch werde ich noch einen Tag in Bern bleiben, weil alle Leute ein wenig müde von meiner Reise sind und mich gebethen haben, sie ausrasten zu lassen. Ich nehme einen anderen Weg als durch Konstanz, weil man in dieser Jahreszeit nicht

[1]) Auch davon hatte Talleyrand in dem erwähnten Briefe vom 9. August an Metternich gesprochen, worauf dieser mit dem Vorschlag geantwortet hatte, man solle zusammen wirken, um Joseph aus der Schweiz weg nach England oder Amerika oder, wenn es nicht anders ginge, nach Ungarn zu bringen. Zu gleicher Zeit empfahl er Maßregeln zur Ueberwachung Napoleon's, denn es häuften sich die Nachrichten über allerlei Pläne, die das Gerücht dem Souverän von Elba zuschob. „Nous n'aurions rien fait de bon aussi longtemps que le bruit de la famille nous empêchera de dormir tranquillement." (Metternich an Talleyrand, 20. August 1814. Wiener Staatsarchiv.)

sicher ist, den See immer überfahren zu können. Ich hatte schon eher Graf Neuperg gebethen, mich wegen der Sicherheit der Reise bis nach Wien zu begleiten, er hat mir gesagt, daß Sie die Gnade hatten, ihm diese Freyheit zu lassen, und ich werde also davon profitiren. Ich bin überzeugt, daß meine Reise schneller dadurch zu statten kommen wird. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mit seinem Betragen sowohl in Aix als auf der Reise zufrieden war, ich habe in dieser Wahl wieder Ihre gnädige väterliche Sorgfalt erkannt.

„Der Tod von der Königin[1]) hat mich inniglich betrübt, sie war immer so gut für mich, daß ich ein undankbares Herz gehabt hätte, wenn ich sie nicht beweint hätte. . .

Am 4. October 1814 langte Marie Louise wieder in Schönbrunn an, und wenn sie ehedem gehofft hatte, erst nach Beendigung der großen Fürstenversammlung heimkehren zu können, so hatte sich auch diese ihre Absicht als unausführbar erwiesen. Der Congreß stand eben erst im Beginn seiner Verhandlungen, von denen kein Ende abzusehen war, und sie mußte, wohl oder übel, sich in ihre Lage finden. Sie that es, indem sie sich von allen Festlichkeiten fern hielt, die Zeit in Schönbrunn im engsten Kreise ihrer Familie und ihrer französischen Umgebung verbrachte, täglich ihren Vater besuchte und im Uebrigen bloß den unerläßlichsten Verkehr pflog. Die Beziehung zu Napoleon lockerte sich nun immer mehr; endlich ist es nach vielen Wochen des Schweigens nur noch ein einziger, zum Neujahrstage nach Elba gesandter Brief, der sie formell markirt. Masson erzählt sehr wenig über diesen Winteraufenthalt der Kaiserin in Schönbrunn, aber auch dieses Wenige ist nicht durchaus wahrheitsgetreu. „Schritt für Schritt," sagt er, „entfernt man aus ihrer Umgebung Alles, was vom Kaiser stammt, das Wappen von ihren Kutschen, die Wappenknöpfe von den Livreen ihrer Lakaien; dann nimmt ihr ihr Vater das Versprechen ab, daß sie ihm alle Briefe, die von Elba kommen, zeigen und nicht ohne seine Zustimmung dahin schreiben werde; jedes Mal bekräftigt ihr Neipperg, daß sie, wenn sie sich unterwerfe, Parma erhalten, dort leben, Hof halten, unabhängig sein werde. Diese Feste, deren Getöse sie hört, zu denen sie aber nicht gebeten wird, und die sie nur durch ein Loch in der Saaldecke betrachtet, diese Vergnügungen, die sich ohne sie vollziehen und durch ihre Gemächer rauschen, ohne daß man sie im Vorbeigehen grüßt, diese Pracht, an der sie sich zu erfreuen begonnen hatte, und deren sie so plötzlich verlustig gegangen war, war das nicht auch ein Mittel, um sie zu versuchen?" Die Uebertreibung ist mit Händen zu greifen. Nein, Marie Louise war keine Natur, die sich durch rauschende Feste bestechen ließ oder ihren Entgang bedauerte. Zurückhaltend und zurückgezogen, ihre guten Gaben am liebsten verbergend, ihre Fehler offen bekennend — wie sie Napoleon gegenüber einmal ihre Neigung zur Selbstsucht eingestanden hatte — war sie, dem Vater gleich, jeder lärmenden Pracht durchaus abhold. Das war in Paris so gewesen, und das wird später in Parma wieder so sein. Mitten aus dem Glanze des französischen Hofes schrieb sie im Jahre 1811 an eine Freundin: „Sie können sich denken,

[1]) Karoline von Neapel, Marie Louisens Großmutter.

daß es uns in einer so großen Stadt wie Paris nicht an Unterhaltung fehlt; aber die angenehmsten Augenblicke sind für mich doch diejenigen, wo ich mit dem Kaiser beisammen bin oder mich ganz allein beschäftige." In den Wirren des Jahres 1814 bedauert sie, daß sie nicht, wie es ursprünglich ihr Wunsch gewesen war, Stiftsdame geworden sei[1]). Ueber die Schönbrunner Tage aber spricht sie sich folgendermaßen aus: „Dieses stille Leben bekommt mir gut. Sie wissen, daß ich die große Welt niemals geliebt habe und ihr jetzt mehr als je abgeneigt bin; ich bin glücklich in meiner kleinen Ecke." Und im Jahre 1817 schreibt sie jener Freundin: „Obwohl noch jung, hab' ich einen schauderhaften Widerwillen gegen die Welt, und ich versichere Sie, daß ich, so oft ich in ein Kloster eintrete, diejenigen beneide, die darin ihren Frieden gesucht haben[2]). War das die Frau, auf die man einen Druck ausübt, indem man sie von Festlichkeiten fernhält? Man hat ihr auch nicht ihre Kutschen verändert; sie selbst hat die Veränderung angeordnet, als sie mit eigenen Ohren vernehmen mußte, wie sich Neugierige aus dem Volke über das antiquirte Wappen des untergegangenen Empire aufhielten[3]). Das Versprechen, die Briefe aus Elba und ihre Antworten darauf dem Vater vorzulegen, hat man ihr nicht abgedrungen; sie hat sich selbst, wie wir sehen konnten, dazu erboten[4]). Und sie hat es gethan, weil sie nun einmal, vom Schicksal zwischen ihren Gatten und ihren Vater gestellt, sich für den Letzteren entschieden hatte, um aus dem Zusammenbruch des großen Kaiserreichs noch ein Stück für ihren Sohn zu retten. Méneval, der es nicht aufgab, sie für Napoleon wieder gewinnen zu wollen, erfuhr es einmal von ihr, „daß die österreichischen Prinzessinnen nur Werkzeuge in der Hand des Oberhauptes der Familie sind und daß auch sie in den Grundsätzen unbedingter Unterwerfung unter diese Autorität erzogen wurde; daß ihr nunmehr, wo sie keine unabhängige Herrscherin mehr sei, keinen Schutz sonst finde und keine Widerstandskraft habe, nur übrig bleibe, sich entweder unter das Joch zu beugen oder in offener Rebellion gegen den Vater und die Familie sich aufzulehnen, was für ihren Sohn und dessen Zukunft von den bedenklichsten Folgen wäre"[5]). Damals eben beschäftigte sich der Congreß eifrig mit Parma und Piacenza. Die Vertreter Frankreichs und Spaniens traten sehr entschieden für die Bourbons ein, Oesterreich wollte in der sächsischen und polnischen Frage, welche die Reiche in zwei Lager trennte, sein Einvernehmen mit Ludwig XVIII. nicht riskiren und

---

[1]) Savary's Memoiren, Bd. VII, S. 163.

[2]) Correspondance de Marie Louise (1799—1847). Lettres à la Comtesse Colloredo et à Mlle de Poutet, p. 150, 176, 185. Vergl. auch Houssaye, „1815", S. 450, der in diesem Punkte Marie Louise viel richtiger beurtheilt.

[3]) Baussет, Mémoires III, 99: „Als sie nach einem Besuche bei der Kaiserin von Rußland am 2. December in ihren Wagen stieg, hörte sie selbst diese übrigens mit Maß gemachten Bemerkungen und befahl mir, die Veränderung vorzunehmen, an die bisher Niemand gedacht hatte." Die Erzählung betreffs des Wappens geht auf das Pamphlet „Marie Louise und der Herzog von Reichstadt" (S. 170) zurück, dem selbst der Augenzeuge Baussет weichen muß, wenn die Legende es verlangt.

[4]) Siehe oben S. 407.

[5]) Méneval, Mémoires II, 259.

Kaiser Franz in der Angelegenheit seiner Tochter nicht in den Vordergrund treten. Entschied sich jetzt Marie Louise für Napoleon, so war alle Hoffnung auf die Herzogthümer endgültig dahin. Im anderen Falle aber ergab sich die Möglichkeit, daß — wie es auch geschah — Kaiser Alexander I. von Rußland sich der Sache annahm und im Vereine mit Preußen und England der Kaiserin Parma zusprechen ließ, wenn auch freilich zunächst nur ihr allein[1]).

In dieser Zeit der Ungewißheit über Parma hatte sich Graf Neipperg, der den Winter über in Wien geblieben war, als Mentor und Helfer treu bewährt. Er hatte sich nicht nur über die Verhältnisse der Herzogthümer genau unterrichtet und ausführliche Denkschriften verfaßt, sondern auch die Briefe concipirt, welche die Kaiserin an Alexander I. und an Friedrich Wilhelm III. von Preußen zu richten hatte, und sich persönlich in ihrem Auftrage an Lord Castlereagh, den Vertreter Englands, gewendet, kurz, sich ein nicht geringes Verdienst um die Durchführung einer Sache erworben, die Marie Louisen so sehr am Herzen lag. Die Achtung, die sie seiner Begabung, die Dankbarkeit, die sie seiner erfolgreichen Bemühung in ihrem Interesse zollte, die Gewohnheit des Verkehrs mit dem offenen und liebenswürdigen Manne, der sich fast täglich in Schönbrunn zum Diner einstellte, sie auf Promenaden begleitete und des Abends mit seinen geselligen Talenten — er war ein tüchtiger Musiker — die Eintönigkeit ihres Kreises belebte: all das entwickelte in ihr eine warme Sympathie für ihn, aus der sie vor ihrer Umgebung gar kein Hehl machte. Der geheime Agent, dem die Ueberwachung des Schönbrunner Hofstaates anvertraut war, berichtet gelegentlich, sie habe, als Neipperg sich einmal zum Mittagessen verspätet hatte, Befehl ertheilt, einen Reitknecht nach der Stadt zu schicken, um nachzusehen, wo er denn so lange bliebe. „Ihre Majestät sagten dieses in vorzüglich guter Laune, weil Höchstihnen die Gesellschaft des Grafen, seines aufgeweckten, artigen Benehmens wegen, sehr angenehm zu sein scheint“ [2]). So hatte es sich die Kaiserin vielleicht selbst zuzuschreiben, wenn man auf dem Congreß von ihr erzählte, was der Freiherr vom Stein am 24. Februar in sein Tagebuch schrieb: „Sie ist eine flache französische Frau, die den Schein annimmt, alles Deutsche vergessen zu haben, und sich von General Neipperg die Cour machen läßt“ [3]). Neipperg erwiderte die Sympathie seiner Herrin — er war als Oberststallmeister in ihre persönlichen Dienste getreten — mit schwärmerischer Huldigung[4]). Und doch ist das alles weit entfernt von dem Roman, den die französische Geschichtschreibung in diese Beziehung schon für jene Zeit hinein gedichtet hat. Masson z. B. — immer in den Spuren Houssaye's — bleibt dabei, Neipperg habe, Faust und Mephisto in einer Person, mit seinen anbefohlenen Verführungskünsten das wehrlose Herz der Kaiserin umgarnt und ihrem Gemahl ent-

[1]) Ueber den späteren Geheimvertrag vom 31. Mai 1815 siehe unten S. 414.

[2]) Archiv des k. k. Ministeriums des Innern. Acten der Polizeihofstelle.

[3]) Historische Zeitschrift. Neue Folge. Bd. XXIV, S. 435.

[4]) Houssaye, „1815“, S. 451, macht ihn nach den Angaben der Schrift „Marie Louise und der Herzog von Reichstadt“ zum Hofmarschall — „ein Titel, der ihm das Recht gab, zur Kaiserin in den Wagen zu steigen“.

wendet[1]). Man wird aus Briefen, die im Anhang mitgetheilt werden, abnehmen, daß darin vielleicht schon die Keime eines Herzensbundes angedeutet sind, die in den folgenden Jahren eine Vereinigung fürs Leben gezeitigt haben, daß sie uns aber die Vermuthung einer größeren Vertraulichkeit verwehren. Was jedoch den gegen die österreichische Regierung erhobenen Vorwurf betrifft, sie habe das freibeuterische Unternehmen Neipperg's angeordnet und begünstigt, so ist er nicht nur wegen der erniedrigenden Rolle haltlos, die er einem angesehenen Manne aus gutem Hause zumuthet, sondern auch deshalb, weil es sich dann schwer erklären ließe, wieso Metternich nach Méneval's unverdächtigem Zeugniß schon Anfangs Februar 1815 Neipperg die Mittheilung machen konnte, er werde sich demnächst zu seinem Commando nach Italien zu begeben haben, und der General nur durch Marie Louisens Fürwort einen Aufschub seiner Abreise erwirken konnte, so daß er erst am 1. April 1815 Wien verließ, um seine Division wieder zu übernehmen[2]). Hätte die Regierung des Kaisers Franz seinen Einfluß auf Marie Louise so hoch bewerthet und für so überaus wünschenswerth erachtet, wie es die französischen Historiker glauben, dann würde sie diesen Einfluß wohl kaum gerade jetzt ausgeschaltet haben, da Napoleon Elba verlassen hatte, um im Siegeslaufe nach Paris zu stürmen, aufs Neue sich der Herrschaft zu bemächtigen und Brief auf Brief nach Wien zu senden, worin er die Gattin nach Frankreich zurückrief. Nein, die österreichische Regierung bedurfte Neipperg's nicht erst, um Marie Louise bei Oesterreich festzuhalten. Ihre Wahl zwischen dem Gatten und dem Vater war schon getroffen, ehe sie den General kennen lernte, und es ist jetzt, nach Napoleon's Flucht von Elba, nur noch ein Act der Formalität, bestimmt, den anderen Mächten jeden Verdacht zu benehmen, wenn die Regierung sich von Marie Louise eine bindende Erklärung geben läßt, die sie und ihren Sohn rückhaltlos dem Willen des Vaters unterordnet. Das ist ein in französischer Sprache geschriebener und vom 18. März datirter Brief an Kaiser Franz, der folgenden Wortlaut hat:

„Mein sehr theurer Vater. Im Augenblick einer neuen Krisis, welche die Ruhe Europa's bedroht, und selbst von neuem Unglück bedrängt, das sich über meinem Haupte sammelt, kann ich keine sicherere Zuflucht, keinen wohlthätigeren Schutz erhoffen, als den ich für mich und meinen Sohn von Ihrer väterlichen Zärtlichkeit erbitte. In Ihre Arme, liebster Vater, flüchte ich mich mit dem Wesen, welches allein meinem Herzen am nächsten steht in dieser Welt. In Ihre Hände und in Ihren väterlichen Schutz lege ich unser Schicksal. Ich könnte es unter keine erhabenere Leitung stellen. Wir werden keinen anderen Willen als den Ihrigen kennen. Sie werden geruhen, mit Ihrer zarten Sorgfalt alle meine Schritte in diesem schwierigen Momente zu lenken. Eine grenzenlose Ergebenheit soll die erste Huldigung meiner Dankbarkeit und meiner achtungsvollen Hingebung sein, mit der ich zu sein die Ehre habe, mein liebster Vater, Ihre gehorsamste Tochter Marie Louise"[3]).

---

[1]) L'impératrice Marie Louise, p. 606: „Sie ist dreiundzwanzig Jahre alt, ist ein Weib. Vater, Stiefmutter, Schwestern, alle Souveräne Europa's „guettent sa chute pour lui en faire un triomphe"; p. 603: „Bevor sechs Monate vergehen, sagte Neipperg zu seiner Mailänder Maitresse, bin ich ihr Geliebter und bald ihr Gemahl. Il ne fallut pas six mois."

[2]) Méneval, Mémoires II, 241.

[3]) Das Original dieses wahrscheinlich von Wessenberg verfaßten Schreibens liegt in der Sammlung der Briefe Marie Louisens an den Vater im Wiener Staatsarchiv.

Für Napoleon freilich hätte damals unendlich viel von ihrem Wiedererscheinen in Frankreich abgehangen. Es hätte bedeutet, daß Oesterreich im Stande wäre, sich von Rußland, England und Preußen zu trennen und am Ende seine Herrschaft anzuerkennen. Ohne Zweifel hatte er auf Elba genaue Kunde davon erhalten, wie gespannt während der Verhandlungen des Congresses das Verhältniß der Donaumacht zu ihren nordischen Nachbarn sich gestaltet, daß einige Wochen hindurch offener Krieg gedroht hatte, und er dürfte wohl auch diesen Factor in seinen Calcül aufgenommen haben, als er im Februar sich entschloß, die Insel zu verlassen. Jetzt aber hatten ihn die inzwischen eingetretenen Ereignisse sicherlich rasch eines Anderen belehrt. Am 13. März war er von den europäischen Staaten, die am 30. Mai 1814 den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, in die Acht erklärt worden, und am 25. erneuerten die vier Großmächte ihren Bündnißvertrag vom vorigen Jahre. Konnte wohl Metternich seinen Namen unter die Schriftstücke gesetzt haben, ohne daß er Marie Louisens sicher war? Gewiß nicht. Und damit war für Napoleon die Hoffnung auf die Rückkehr seiner Gattin, auf eine Spaltung der Coalition und möglicher Weise auf eine Vermeidung des Krieges dahin. Wenn er auch in seinen kurzen Briefen an Marie Louise vom 22., 26., 28. März, vom 1. und 4. April, die wir kennen, noch so eindringlich seine beispiellosen Erfolge, die Flucht des Königs, die Begeisterung der Armee schilderte — er für seine Person knüpfte wohl kaum eine große Erwartung an ihre Wirkung. Nach außen hin und seiner Umgebung freilich zeigte er sich voll Zuversicht; hatte er doch sogar den Hofstaat der Kaiserin wieder erneuert, um im Volke die Meinung zu verbreiten, Oesterreich habe seine Wiederkehr begünstigt.

„Der Kaiser war gestern sehr guter Laune," schreibt Frau von Méneval am 12. April aus Paris an ihren Mann nach Wien, „er hatte von General Delaborde gehört, daß in Toulouse die Tricolore aufgehißt und mit Begeisterung begrüßt worden sei. Auch Nismes, Montpellier sind übergegangen. Alles steht gut. Nur die Nachrichten aus Wien werden mit peinvoller Ungeduld erwartet. O, liebe Kaiserin, komm, und wir sind Alle glücklich. . . . Wie nun einmal die Pariser erfindungsreich sind, versichern sie heute, Du wärst mit Madame von Montesquiou in der Umgegend der Stadt, würdest aber erst nach Ankunft der Kaiserin auftauchen. Man fürchtet sehr den Krieg; ich habe aber ein angenehmes Vorgefühl, daß wir ihn nicht bekommen werden." Zwei Tage später: „Man weiß hier nicht, was in Wien vorgeht, und doch hoffen wir immer noch, es werde nicht zum Kriege kommen. Der Kaiser, sagt man, sei außerordentlich vergnügt, spreche oft von der Rückkehr der Kaiserin und scheine glücklich in dem Gedanken, sie und unseren lieben Prinzen bald wieder sehen zu können. Herr Denon[1]), der fast täglich die Ehre hat, mit Se. Majestät zu sprechen, erzählt mir das Alles . . ."[2])

Aber während Frau von Méneval dies an ihren Gatten schrieb, kam ein Brief des Letzteren an Caulaincourt vom 7. April in Paris an, der den Kaiser über die Wiener Verhältnisse ganz und gar nicht mehr im Zweifel ließ. Marie Louise wird nicht kommen. Sie hat es in wiederholten Unterredungen dem Briefschreiber als ihre unabänderliche Entscheidung mitgetheilt, sich nie

[1]) Der berühmte Maler und Kunstgelehrte, Generaldirector der Museen.

[2]) Wiener Staatsarchiv.

wieder mit ihrem Gemahl zu vereinigen, schon aus dem Grunde, weil sie, nachdem sie sein Mißgeschick nicht getheilt habe, nun nicht gut an seinen Erfolgen theilnehmen könne. In eine Ehescheidung zwar wolle sie nicht willigen, wohl aber eine einverständliche Trennung herbeizuführen suchen. Auch habe sie bereits ihrem Vater geschworen, ihm Alles auszuliefern, was ihr vom Kaiser zukommen werde, denn wo so gewichtige Interessen ins Spiel kämen, dürfe sie weder ihre Empfindungen noch ihr Urtheil sprechen lassen. „Empfindungen?" Hatte sie noch eine Empfindung für Napoleon übrig? Es scheint, das einzige Gefühl, das sie bei den Nachrichten aus Frankreich über dessen Siegeszug beschlich, sei das einer namenlosen Angst gewesen, sie könnte noch ein Mal vom Schicksal dorthin berufen werden. Aber sie wollte sich schon wehren. Als Mitte April Méneval mit einem Briefe des Kaisers vom 4. in der Hand noch einen Sturm auf ihr Herz wagte, da gab sie ihm mit Lebhaftigkeit zurück, daß ihr Entschluß, nicht mehr nach Frankreich zu gehen, unerschütterlich feststehe, und daß selbst ihr Vater sie nicht dazu zwingen könne[1]). Es war das letzte Gespräch, das sie mit dem unermüdlichen Anwalt Napoleon's hatte. Sie machte dann Baron Wessenberg, der nach Neipperg's Abgang die Vermittlung zwischen ihr und Metternich besorgte, Mittheilung von dem Briefe, und daß sie ihn mit zwei anderen Billets, die von Joseph Bonaparte und seiner Frau herrührten, dem Kaiser übergeben habe. „Sie äußerte," berichtet Wessenberg, „den lebhaften Wunsch, daß man Méneval abreisen lassen möge, wozu der Kaiser bereits, wie sie sagt, seine Erlaubniß ertheilt haben soll. Der anderen Personen ihrer Umgebung sei sie nahezu vollkommen sicher"[2]). Daraufhin wurde Méneval die Heimkehr gestattet. Als er am 7. Mai ging, war auch die letzte Möglichkeit eines Verkehrs zwischen ihr und Napoleon geschwunden. Der Geächtete Europa's war ihr ein fremder Mann geworden; und wenn sie sich auch nicht herbeiließ, an den öffentlichen Bittgängen um den Sieg über ihn theilzunehmen, so stand sie doch fortan als Oesterreicherin auf der Seite seiner Gegner. Wohl selten hat die Politik ihre ganze Härte so deutlich zur Schau gestellt wie hier, wo sie ein Band mit derselben grausamen Rücksichtslosigkeit gegen alles Gefühl wieder löste, mit der es geknüpft worden war.

Bald nachher nahm der neue Krieg gegen Napoleon seinen Anfang, und Kaiser Franz zog wieder mit den Alliirten ins Feld. Nicht ohne Sorge folgten die Gedanken der Tochter dem Vater. Wurde doch vom Ausgange des Kampfes, der freilich bei den ungeheuren Massen, die gegen Frankreich in Bewegung gesetzt wurden, nicht gut zweifelhaft sein konnte, ihr Schicksal wesentlich berührt. Wie, wenn wider alles Erwarten Napoleon dennoch Sieger blieb und dann von Oesterreich Weib und Kind als Tribut zurückforderte? Wird sie auch dann noch im Stande sein, Nein zu sagen? Waren dann nicht die Interessen des

[1]) Méneval, Mémoires II, 260.
[2]) Wiener Staatsarchiv.

Vaterlandes aufs Neue im Spiel, an die nun einmal ihr Leben gekettet war? Dann ging's noch ein Mal hinaus auf die hohen, sturmbewegten Wogen, auf denen vor wenig Jahren erst eine österreichische Prinzessin Krone und Leben verlor, während sie sich jetzt dem stillen Hafen so nahe glaubte, nach dem ihr scheues Naturell allein sich sehnte. Sie gerieth in die lebhafteste Unruhe, und der sie ihr verursachte, konnte ihr Freund nicht sein. Und stand dann nicht auch jenes italienische Fürstenthum neuerdings auf dem Spiele, das sie bereits in Händen hielt, auf das ihr ganzes Sinnen gerichtet war, und das die maßgebendsten Mächte endlich nicht nur ihr, sondern auch ihrem Sohne zugesichert hatten?[1]) In fast jedem ihrer Briefe an den Vater kehrt jetzt, nach überschwänglich schmeichelnden Worten der Dankbarkeit, der Kehrreim wieder, wie gerne sie nun doch schließlich nach Italien reisen möchte. So schreibt sie am 3. Juni 1815:

„Meine Geschäfte sind endlich glücklich zu Gunsten meines Sohnes und der meinigen beendigt. Da ich nie mehr nach Frankreich zurückkehren will, so sind mit dieser Versorgung alle meine Aengsten gehoben. Und das habe ich auch Ihnen, liebster Papa, zu verdanken; wie werde ich Worte finden, um Ihnen meine Dankbarkeit und die Fülle meiner kindlichen Liebe ausdrücken zu können. Gott gebe, daß Sie in wenig Monaten mir sagen lassen möchten, Ihnen nach Italien nachzureisen."

„Wenig Monate nur", länger sollte der Krieg nach ihrer Meinung nicht dauern. Er war rascher vorüber, als sie gedacht. Der Tag von Waterloo hatte ihm ein jähes Ende bereitet. Am 22. Juni dankte Napoleon aufs Neue ab. Da aber ergab sich sofort wieder jene Constellation, die Marie Louisen schon im Vorjahre begegnet war: der Plan einer Regentschaft für ihren Sohn tauchte wieder auf. „Der Kaiser ist politisch todt," rief Napoleon's Bruder, Lucian in der Pairskammer aus. Aber er fügte sofort hinzu: „Es lebe der Kaiser!" und der Ruf fand in der Kammer der Deputirten begeisterten Widerhall. Dort fiel in der Sitzung vom 23. Juni das Wort — der Abgeordnete

---

[1]) In der Wiener Congreßacte, die am 9. Juni 1815 unterzeichnet wurde, war — einem Beschluß der Conferenz vom 27. Mai zu Folge — im Artikel 99 bestimmt worden, daß Parma, Piacenza und Guastalla an Marie Louise kommen, über das Heimfallsrecht nach ihrem Tode jedoch erst später eine Entscheidung getroffen werden solle. Nebenher aber bestand ein zwischen Oesterreich, Rußland und Preußen am 31. Mai 1815 abgeschlossener Geheimvertrag, der, bei Martens, Recueil des traités conclus par la Russie (III, 335 ff.), gedruckt, in seinen wesentlichsten Punkten folgendermaßen lautet: „Art. 1. Die Kaiserin Marie Louise bleibt im Besitze der Herzogthümer von Parma, Piacenza und Guastalla, und alle Bestimmungen des Artikels 5 des Pariser Vertrages vom 11. April 1814 gelangen voll und ganz zur Ausführung. Art. 2. Die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla sind ihr zu vollem Eigen zugesichert. Sie gehen auf ihren Sohn und auf ihre Nachkommenschaft in gerader Linie über. Art. 3. Die vertragschließenden Mächte verpflichten sich, die Aufrechterhaltung dieser Bestimmungen zu gewährleisten und alle Bemühungen aufzuwenden, um den Beitritt Englands, Frankreichs und Spaniens zu denselben herbeizuführen." Danach gehört Welschinger's Bemerkung (Roi de Rome, p. 105): „Neipperg hatte der Kaiserin versprochen, ihre Ansprüche auf Parma energisch zu vertheidigen, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie die Herzogthümer nicht auch für ihren Sohn verlange und denselben nicht mit sich nehme," wie so manches Andere ins Reich der Fabel. Erst im Jahre 1817 wurde entschieden, daß der junge Prinz des Nachfolgerechtes in Parma verlustig gehen solle.

Penières sprach es aus — die Deputation, die man zu den verbündeten Monarchen geschickt habe, solle vom Kaiser von Oesterreich den jungen Prinzen und seine Mutter als ein Unterpfand des Friedens fordern; und zwei Tage darauf stand der Kammerbeschluß im „Moniteur", der Napoleon II. zum rechtmäßigen Nachfolger seines Vaters erklärte. Die Kunde drang rasch bis nach Wien und erfüllte Marie Louise mit neuem Kummer. Da waren sie wieder, die wankelmüthigen Franzosen, dann die Brüder Napoleon's, die ihr sicher das Leben sauer genug machen würden — nein, nur das nicht; die Aufregungen von Blois und Orleans lagen ihr noch in allen Gliedern. In einem Briefe vom 7. Juli an den Vater lesen wir:

„Wir werden vermuthlich bald Nachrichten von Ihrem Einzug in Paris bekommen; ich bitte Sie, sich, liebster Papa, bey dieser Gelegenheit von dem zu erinnern, was ich Ihnen den Tag vor Ihrer Abreise gesagt habe, das ist, daß es mir nie mehr, auf keinen Fall möglich wäre, nach Frankreich zurückzukehren. Indessen höre ich von der lieben Mama, daß der König eine sehr große Parthey hat und daß freuet mich unendlich. - Indessen Alles was ich wünsche ist, daß Sie bald von dorten nach Italien gehen möchten und mir erlaubeten, nach Mailand zu Ihnen zu kommen und von da nach Parma zu gehen. Da hätte ich das Vergnügen, Sie wieder zu sehen, und das wird das größte seyn, was ich noch in meinem Leben werde haben können, denn Sie können sich die Größe meiner kindlichen Liebe nicht denken."

Marie Louise sollte indeß bald ihrer Sorge, in der Weltgeschichte eine Rolle spielen zu müssen, überhoben sein. Das Parlament von Frankreich hatte nicht nur das Nachfolgerecht des Königs von Rom anerkannt, es hatte auch zugleich eine provisorische Regierung eingesetzt, „die der Nation die Garantien ihrer Ruhe und Freiheit verschaffen sollte." Verbürgte der Name Bonaparte Ruhe und Freiheit des Landes? Fouché, das Oberhaupt dieses neuen Directoriums, beantwortete die Frage mit Nein und handelte danach. Die Deputation, die er zu Wellington und dann zu den alliirten Monarchen entsendete, um Waffenstillstand zu schließen, sollte bezüglich des künftigen Regiments sich für ungebunden erklären. Als die Herren dann im Hauptquartier der Souveräne darüber befragt wurden, gaben sie zur Antwort, man möge Frankreich nur den Frieden schenken; die Franzosen versagten sich gar keiner Regierung, wofern die Bürgschaft vorhanden wäre, daß es nicht wieder zu einer neuen Revolution komme. Die Sache mit Napoleon II. sei eine Komödie. Man habe freie Hand, zu thun, was man wolle[1]). Unterdessen hatte Fouché

[1]) Diese Worte legt ihnen Metternich in einem Schreiben an Hudelist aus Hagenau vom 29. Juni in den Mund, wenn er erzählt: „Die Commissäre der provisorischen Regierung sind hier eingelangt. Wir haben Walmoden, Capo d' Istria, Knesebeck und L. Stewart zu den Herren geschickt, um ihre Aufklärungen zu vernehmen. Diese bestehen in den folgenden kurzen Sätzen: „Nous ne nous refusons à nul gouvernement, mais pensez qu'il faut des garanties pour qu'il n'y ait pas une nouvelle révolution." So klingt die Sache ganz gut. In dem „Moniteur" vom 25. ist indessen Napoléon II. zum Kaiser ausgerufen. Auf die Frage, wie dies mit ihren Erklärungen zusammenhänge, antworteten die Herren: „Regardez tout cela comme une farce. Nous avons les mains libres et nous pouvons faire ce que nous voulons." (Wiener Staatsarchiv.) Zur Ergänzung vergleiche man Metternich's Brief an seine Tochter Marie vom 2. Juli 1815 in dessen „Nachgelassenen Papieren", Bd. II, S. 521.

weiter zu Gunsten der Bourbons intriguirt und die Kammer hingehalten, bis die feindliche Armee in Paris einzog, die alliirten Monarchen aufs Neue sich für Ludwig XVIII. aussprachen und dieser selbst am 8. Juli vom Throne Frankreich's wieder Besitz nahm.

Das waren befreiende Nachrichten für „Ihre Majestät die Herzogin von Parma", wie sie fortan hieß, und sie gab ihrer befriedigten Stimmung rückhaltlos Ausdruck. Am 20. Juli schreibt sie aus Baden an Kaiser Franz:

„Ich habe mit vielen Vergnügen Ihren Einzug in Paris vernommen, ich bitte Sie überzeugt zu seyn, daß Niemand mehr an den glücklichen Ausgang des Krieges Theil nimmt als ich. Auch habe ich mit vieler Freude erfahren, daß der König wieder in die Hauptstadt zurückgekehrt ist. Dieß hat mich über eine Menge dummer Gerüchte beruhigt, welche herumgingen, denn Sie wissen, liebster Papa, wie sehr immer mein Wunsch war, bey Ihnen und in Parma meine Tage zuzubringen. Glauben Sie nicht, daß es vielleicht der gute Augenblick wäre, von den englischen und französischen Kabinetten die Einwilligung in jenen geheimen Artikel zu bekommen, welcher die Nachfolge der Herzogthümer meinen Sohn zusichert? Vielleicht wäre der Augenblick, wo der König Ihnen so viel zu verdanken hat, dafür günstig[1]). Sie verzeihen mir, liebster Papa, Ihnen auf dieses zu erinnern; ich kenne aber Ihre Güte und Ihre Gesinnungen als Großvaters und Vormundes meines Kindes, welcher Ihnen allein zum Protector hat . . . Mein Sohn küßt Ihnen die Hände und trägt mir auf, Ihnen zu sagen, daß er alles Mögliche macht, um recht gescheut zu werden; er leset schon sehr gut französisch und ein wenig italienisch; ich habe ihm versprochen, wenn er solches wird geläufiger können, Ihnen in seinen Nahmen um ein österreichisches Regiment zu bitten, das ist Alles, was er wünscht, und ich hoffe, mein kleiner Franz wird sich, wenn Sie ihm diese Gnade verleihen wollen, mit der Zeit recht davon würdig machen."

In diesen Tagen war Napoleon schon der Gefangene Englands. Am 30. Juli ward ihm auf dem „Bellerophon" sein Urtheil verkündet, das lebenslängliche Haft auf der Insel St. Helena über ihn verhängte. War schon mit dem Geächteten Europa's für Marie Louise keinerlei Beziehung mehr denkbar gewesen, wie viel weniger mit dem Gefangenen. Nur daß man ihm sein Schicksal nicht mit Härte erschwere, wünscht sie noch. Am Napoleonstage, am 15. August 1815, schreibt sie an den Vater:

„Ich hoffe, daß wir itzt einen dauerhaften Frieden haben werden, da Kaiser Napoleon" — sie kann sich zu „Bonaparte" nicht entschließen — „ihn nie mehr stöhren wird. Ich hoffe, man wird ihm mit Güte und Milde behandeln, und ich bitte Sie, liebster Papa, dazu beyzutragen; dieß ist die einzige Bitte, die ich für ihn wagen darf und das letztemal, daß ich mich um sein Schicksal annehmen werde, denn ich bin ihm Erkenntlichkeit schuldig für die ruhige Indifferenz, in welcher er mich hat leben lassen anstatt mich unglücklich zu machen."

Am 20. April 1816 übernahm Marie Louise die Regierung der Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla.

---

[1]) Siehe oben S. 414 Anm.; den Artikel 3 des Geheimvertrages vom 31. Mai.

Beilage.

Aus Marie Louisens Briefwechsel mit Neipperg (1815).

Méneval erzählt in seinen Memoiren (II, 282), Neipperg habe bei seiner Abreise von Wien, am 1. April 1815, der Kaiserin in einem langen und ausführlichen Briefe Mittheilungen und allerlei Rathschläge zurückgelassen, die sie nicht mehr entbehren konnte. Während seiner Abwesenheit habe dann ein lebhafter Briefwechsel seine Gegenwart ersetzt (une correspondance active suppléa à sa présence). Seine Briefe seien wahre Denkschriften gewesen; einzelne nicht weniger als 8 bis 10 Seiten lang. Kurz bevor Méneval's Erinnerungen erschienen waren, hatte sich das deutsche Pamphlet „Marie Louise und der Herzog von Reichstadt. Herausgegeben von einem ehemaligen Staatsdiener" (S. 188) über diese Correspondenz folgendermaßen geäußert: „Mit jedem Posttage empfing er (Neipperg) hier von Marie Louisen die zärtlichsten Briefe; die kritische Lage derselben entwickelte sich immer mehr zu seinen Gunsten, sein Rath, seine hülfreiche Hand schienen ihr immer mehr als unentbehrliches Bedürfniß, und während sie in ihrer Abgeschlossenheit die letzten Zeilen des zum moralischen Tode verurtheilten Gatten unbeantwortet ließ, führte sie mit Neipperg den lebhaftesten Briefwechsel." Nach Welschinger, in seinem „König von Rom" (S. 127), wären die Briefe der Kaiserin an Neipperg, den der Verfasser ganz ungerechtfertigt erst am 18. April 1815 abreisen läßt, leidenschaftlich gehalten gewesen: „Der Wiener Hof hatte der Kaiserin zwar nicht gestattet, an Napoleon zu schreiben, ihr aber erlaubt, ebenso zahlreiche wie leidenschaftliche Briefe an General Neipperg zu richten (des lettres aussi nombreuses que passionnées)." Nun, von allen diesen Angaben ist es lediglich die Méneval's, der damals noch einige Zeit bei Marie Louise in Schönbrunn zugebracht hatte, die der Wahrheit wenigstens theilweise nahe kommt. Neipperg hat in der That, wie er selbst angibt, anfangs täglich nach Schönbrunn geschrieben. Doch was die Antworten der Kaiserin betraf, so war ihrerseits die Correspondenz keine sehr „lebhafte", denn Neipperg klagt darüber, daß er an vierzehn Tage lang keine Nachricht erhält. Daß sie nicht „leidenschaftlich" oder „zärtlich" war, mag die Probe beweisen, die wir im Nachfolgenden bieten. Ueber diesen Briefwechsel des Jahres 1815 ein gültiges Urtheil zu fällen war bisher überhaupt noch Niemand in der Lage, denn es war davon gar nichts bekannt geworden. Auch was hier mitgetheilt wird, ist bloß ein Bruchstück: fünf Briefe Neipperg's und einer der Kaiserin aus dem April und Mai 1815, welche der geschichtlichen Forschung sicher auch nur dadurch dienstbar werden konnten, daß sie dem wachsamen Auge der Staatsbehörde nicht zu entrinnen vermochten, die es zur Zeit des Wiener Congresses für eine patriotische Pflicht hielt, dem schriftlichen Verkehr bemerkenswerther Persönlichkeiten eine besondere Sorgfalt zu widmen. Die Briefe, die das Wiener Staatsarchiv in Abschrift bewahrt, sind in französischer Sprache abgefaßt, deren Marie Louise in Wort und Schrift kundiger war als der deutschen. Sie werden hier in möglichst getreuer Uebersetzung dargeboten.

Ihr Inhalt betrifft zunächst — eine Enttäuschung für Liebhaber historischer Sensationen — die Vorgänge im Feldzuge der Oesterreicher gegen Murat, in welchem Neipperg mit seiner Division den linken Flügel hielt und dem zurückweichenden Könige in Eilmärschen folgte, bis dieser sich am 2. und 3. Mai bei Tolentino dem von dem Oberbefehlshaber Bianchi commandirten Centrum zur Schlacht stellte. Neipperg hat also die Befriedigung, seiner Gönnerin von glücklichen Thaten Nachricht geben zu können. Nebenher gehen Rathschläge bezüglich Parma's, Winke über die italienischen Verhältnisse, dann überaus abfällige Bemerkungen über die Vorgänge in Frankreich und das Verhalten der Franzosen bei Napoleon's Wiederkehr, das der Briefschreiber — der allgemein geltenden Ansicht entsprechend — als Treubruch gegen den König und als Wortbruch an Europa, begangen namentlich durch die französischen Marschälle, aufs Schärfste verurtheilt. Zwischendurch gleiten Bitten um häufigere Nachrichten, sentimentales Heimweh nach dem kleinen Hofkreise in Schönbrunn und nach dem Verkehr mit der Frau, welcher der Graf, dem romantischen Zuge der Zeit, und wohl auch dem seines Herzens, folgend, seine ritterliche Verehrung huldigend zu Füßen legt. Das Wort „chevalerie" findet sich mehrfach in den Briefen. Auch die Kunde vom Tode seiner Gemahlin dürfte Marie Louise durch Neipperg selbst erhalten haben[1]). Was die Kaiserin antwortet, trägt den Stempel aufrichtiger Sympathie und eines offenen Zutrauens. Entbehrt sie doch seinen Rath nicht leicht und ebenso schwer seine ihr angenehm und lieb gewordene Gesellschaft. „Der Tod der Brignole," schreibt sie an ihre Freundin, die Gräfin Victoire Crenneville, „hat mir die Abreise Neipperg's noch empfindlicher gemacht, denn ich bin geradezu ohne Rathschläge, und in meinem Alter (sie zählte damals 24 Jahre) und in meiner Lage bedarf man ihrer." Im Mai klagt sie derselben Freundin, daß sie von dem General seit achtzehn Tagen keine Nachricht habe[2]). Alles das kann immerhin mit auf persönliche Neigung zurückgeführt, aber doch noch lange nicht auf jenen Grad der Intimität gedeutet werden, welchen die jüngste französische Geschichtschreibung aus zum Theile unlauteren, zum Theile nicht unbefangenen Quellen herauslieft.

Daß Neipperg sich endlich ganz in den Dienst der „Herzogin von Parma" begab, hatte seinen Grund nicht nur in seiner Verehrung für sie, sondern auch in anderen, äußeren Umständen. Er war an den Tagen der Schlacht bei Tolentino noch nicht nahe genug an den Feind heran gekommen, um in den Kampf einzugreifen. Daraus scheint ihm beim Wiener Hofkriegsrath ein Vorwurf gemacht worden zu sein, gegen den ihn Bianchi vertheidigte. Neipperg schickte eine Abschrift von Bianchi's Memoire an Marie Louise, die es, offenbar auf seine Bitte, am 20. Juni an den Kaiser weiter sandte. Es freue sie, hieß es in dem begleitenden Briefe, „daß die Ehre dieses braven Mannes, welchen ich wegen meinen Geschäften viel Dank schuldig bin, gereinigt ist. Er hat mich gebethen, Ihnen

---

[1]) Vergl. Méneval, Mémoires II, 318.

[2]) Correspondance de Marie Louise (1799—1847). Lettres intimes et inédites à la Cesse de Colloredo et à Melle de Poutet, depuis 1810 Cesse de Crenneville. p. 178, 179.

ihm zu Füßen zu legen, und Ihnen zu versichern, daß Sie nie einen treueren Diener als ihm finden würden." Bald darauf fand sich aber doch noch ein zweiter Anlaß, mit dem General unzufrieden zu sein. Murat war schließlich bis vor Neapel zurückgedrängt worden, wo dann Bianchi und Neipperg, in Gegenwart des englischen Generals Lord Burghersh', mit Carascosa und Colletta am 20. Mai eine Militärconvention abschlossen, die den König, dem man fortan diesen Titel verweigerte, zur Räumung der Hauptstadt und der festen Plätze nöthigte[1]). Metternich war mit diesem Ergebniß nicht zufrieden. In einem Vortrage vom 31. Mai an den Kaiser Franz machte er den Unterhändlern den Vorwurf, der insbesondere Neipperg, den Diplomaten, traf, daß sie im Namen der Alliirten verhandelt hätten, während es sich doch um einen rein österreichischen Waffenerfolg gehandelt habe, daß sie mehr hätten erreichen, jede Capitulation verweigern, den König gefangen nehmen oder doch zur Abdication zwingen können. Der Kaiser stimmte zu: „Das, was geschehen, gibt einen neuen Beweis, wie wenig Militärs zum negotiiren geeignet sind, und macht mir große Zweifel über Neuperg's Geschicklichkeit entstehen, wenigstens scheint er sehr leichtfertig, daher nicht zu großen Geschäften geeignet zu sein"[2]). Man sieht: in sehr hoher Gnade stand Neipperg nicht, was doch der Fall hätte sein müssen, wenn die französische Auffassung seiner Rolle eine richtige wäre. Er mochte sich damals gekränkt an seine Gönnerin mit Klagen und mit dem Entschluß, der Diplomatie ganz zu entsagen, gewendet haben, denn Marie Louise schrieb am 28. Juli an den Kaiser: „Ich werde Sie bitten, liebster Papa, wenn der General Neipperg seine Truppen in ihre Bestimmung wird abgeführt haben, ihm zu erlauben und zu befehlen, wieder nach Wien zu mir zurückzukommen, er wäre mir äußerst nützlich wegen meinem Hauswesen und auch weil ich Vertrauen in ihm habe und es mir lieb wäre, (in Parma) einen Hiesigen bei mir zu haben, und ich keine neue Bekanntschaft machen will. Ich habe ihm es geschrieben und er ist bereit dazu, wenn Sie es ihm befehlen werden, besonders da er ganz auf den Dienst in der Diplomatie renoncirt hat". Die Wahl Marie Louisens war, soweit das Interesse des parmesanischen Landes in's Spiel kam, eine glückliche gewesen: Neipperg, den sie nach Napoleon's Tode ehelichte, hat die Herzogthümer human und tüchtig, klug und uneigennützig verwaltet und sich in der Geschichte derselben einen ehrenvollen Namen erworben.

1. Neipperg an Marie Louise.

Im Lager zu Borgoforte,
den 13. April 1815.

Unsere Verstärkungen langen täglich an, und in wenigen Tagen werden wir im Stande sein, dem Marschall Murat eine gute Lection zu ertheilen. Die Engländer

[1]) S. Neumann, Recueil des traités conclus par l'Autriche. II, 634 f.
[2]) Wiener Staatsarchiv.

beginnen bereits im Adriatischen Meere zu kreuzen, und 8000 Anglo-Sicilianer rüsten sich zur Landung in Calabrien. Die Staaten Eurer Majestät haben, wenige Truppendurchzüge ausgenommen, nicht weiter gelitten, und die Städte Piacenza und Barghi[1]) sind in Vertheidigungszustand versetzt. Ich bin mit dem Bataillon „Marie Louise" und mit Oberst Bianchi sehr zufrieden[2]).

Die Nachricht, daß unser erhabener Monarch den Titel „König von Italien" annimmt, hat in ganz Italien Freude und Begeisterung verbreitet; das war ein vorzügliches Gegenmittel gegen Murat den Italiker[3]). Auch freut man sich darüber, daß ein Erzherzog als Vicekönig hierher kommen werde. In diesem Lande braucht man einen Hof, Repräsentation, einen Vorsaal, wo der Adel, der zum großen Theile aus Nichtsthuern besteht, während der großen Hitze schlafen oder Karten und Dame spielen kann. Damit, mit der Wiederherstellung des Ordens der eisernen Krone und einigen Kammerherrnschlüsseln auf die Taschen dieser Herren wird sich dieses Land als das glücklichste der Welt fühlen. Eure Majestät werden sich ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie unserem guten Herrscher gegenüber bei geeigneter Gelegenheit hiervon Erwähnung thun wollten.

Ich bin tief ergriffen von all dem Kummer, der sich auf die erhabene Person Eurer Majestät häuft. Der Tod der Frau (von) Brignole ist ein schreckliches Ereigniß[4]). Sie werden niemals eine bessere Freundin, eine bessere Rathgeberin finden. Sie besaß all den Adel der Gesinnung, der in diesem Zeitalter so selten geworden ist, und von dem man in Frankreich keinen Begriff mehr hat. Sie wird schwer zu ersetzen sein. Frau von Mittrowsky ist eine sehr vornehme Person, aber sie hat weder die Erfahrung noch die Charakterstärke der Frau Brignole. Ich bin übrigens überzeugt, daß sie für Eure Majestät immerhin eine werthvolle Unterstützung sein wird.

Wir sterben hier Alle vor Ungeduld, uns zu schlagen. Bianchi war bisher der Einzige, dem dieses Glück zu Theil wurde. Er hat gestern, nach einem sehr schönen Gefecht bei Carpi, 500 Gefangene gemacht[5]).

Eure Majestät sollten fest darauf bestehen, daß Alles, was auf dem Congreß bezüglich der Herzogthümer und der böhmischen Lehen entschieden wird, Ihnen in einer Urkunde überwiesen werde, die dieselben Mächte zu gewährleisten hätten, die den Vertrag vom 11. April unterzeichnet haben. In Geschäften muß man sicher gehen. Die besten Versprechungen sind in guter und entsprechender Form unterzeichnete Verträge.

---

[1]) Schloß Bardi zwischen Pontremoli und Piacenza ist gemeint.

[2]) Das Bataillon bewährte sich später weniger gut österreichisch, wenn wir einer Bemerkung in Méneval's Memoiren, Bd. II, S. 318, glauben wollen.

[3]) Die Nachricht war falsch. Franz I. hatte nie daran gedacht, das Beispiel Napoleon's I. nachzuahmen. In einer Resolution vom 3. Januar 1815 faßte er zwar den Titel „König von Oesterreichisch-Italien" ins Auge, es kam aber auch dazu nicht; das kaiserliche Patent vom 7. April 1815 bezeichnete die italienischen Provinzen als „Lombardisch-venetianisches Königreich". Vergl. Meynert, Kaiser Franz I. S. 106.

[4]) Die Marquise von Brignole, Ehrendame der Kaiserin, war mit ihr von Frankreich nach Oesterreich gekommen, wo sie Anfangs April 1815 starb. Sie war die Schwiegermutter der Herzoge von Dalberg und Marescalchi, die Mutter des Marquis von Brignole, der Genua auf dem Congreß vertrat.

[5]) Feldmarschall-Leutnant Bianchi, dem später das Obercommando über die Armee zufiel, die gegen Murat kämpfte, hatte schon am 10. April Carpi erstürmt und darauf sechshundert Neapolitaner, darunter zwölf Officiere, zu Gefangenen gemacht. (Helfert, J. Murat, seine letzten Kämpfe und sein Ende. S. 52 und 231; Sporschil, Feldzug der Oesterreicher gegen Murat. S. 13.) Wenn bei Méneval, Mémoires II, 309, der Erfolg Neipperg zugeschrieben wird — wie Erzherzog Rainer der Kaiserin erzählt habe — so ist das ein Irrthum.

2. Marie Louise an Neipperg.

Ohne Datum[1]).

Ich habe vor fünf Tagen durch die Post Ihren Brief erhalten und danke Ihnen für die Genauigkeit (exactitude) Ihrer Nachrichten. Glauben Sie mir, daß ich ein wahres Vergnügen (un sensible plaisir) empfinde, Sie wohlauf zu wissen und auch zu wissen, daß der Feldzug weder lange dauern noch sehr mörderisch sein werde. Wir wissen hier nichts von Seiten Frankreichs, als was die Zeitungen uns melden; aber ich sehe, daß man sich zum Kriege rüstet. Ich fürchte, er wird blutiger sein als der gegen den König von Neapel. Das ist entsetzlich, namentlich wenn man bedenkt, daß wir nach all dem Blut, das bereits geflossen ist, noch auf demselben Punkte stehen wie vor 24 Jahren.

Von meinen Geschäften höre ich nichts, aber ich glaube und hoffe, sie werden noch vor der Abreise der Souveräne entschieden sein. Ich will einen Act in die Hände zu bekommen trachten, der mir den sicheren Besitz verbürgt[2]). Unterdessen bitte ich Sie, sich einer Sache anzunehmen, die weit weniger interessant ist, aber mein Haus berührt, und über die ich mit meinem Vater gesprochen habe. Herr von Beausset (!) hat Auftrag gegeben, daß man die Pferde, die ich in Parma hatte, hierher bringe; er hat diesen Auftrag ertheilt, ohne mich vorher in Kenntniß zu setzen, was mich ärgerte. Mein Vater hat deshalb an Frimont[3]) geschrieben, damit er sie in Verona aufhalte, bis ich mittheile, was mit ihnen zu geschehen hat. Ich bitte Sie nun, die Wagenpferde verkaufen zu lassen, die Reitpferde dagegen, wenn sie sich dazu eignen, von mir oder den Damen geritten zu werden, nach Parma zurückzusenden, wenn nicht, für das Regiment „Marie Louise" darüber zu verfügen. Ich lade Ihnen da eine langweilige Sendung auf, aber sie schlägt in Ihr Fach als Oberststallmeister, und ich bin froh in dem Gedanken, daß mir dieses Amt nach dem unglückseligen Kampfe das Vergnügen verschaffen wird, Sie in meiner Nähe zu haben (contente de penser que cela me procurerait, après cette malheureuse lutte, la satisfaction de vous avoir près de moi.)

Mein Sohn läßt Ihnen viel Schönes sagen. Er fragt oft nach Ihnen und läßt sich auch nach Cortez erkundigen, von dem er fest glaubt, er habe die Reise an Ihrer Seite im Wagen zurückgelegt[4]). Mein Oheim Johann reist morgen nach Italien ab, und der Orden der eisernen Krone ist wieder hergestellt. Ich brauche also nicht erst, wie Sie meinten, meinem Vater zu sagen, daß man diese beiden Dinge in Italien wünscht. Ich glaube, das Land wird damit vollkommen zufrieden sein[5]).

Mit meiner Gesundheit geht es heute etwas besser als in den letzten Tagen; ich habe Mühe, mich zu erholen, ich erfahre nach einander zu viel Kummer, um im Stande zu sein, Alles zu ertragen. Einer schmerzt mich noch sehr; es ist der über den Verlust meiner armen Freundin. Fahren Sie fort, mir Ihre Rathschläge zu ertheilen, ich bin sicher, daß Niemand mir bessere und offenherzigere geben wird. Ich rechne auf Sie in allen schwierigen Lagen, weil ich weiß, daß Sie mir die Wahrheit sagen werden. Rechnen auch Sie dafür auf meine volle Dankbarkeit und Freundschaft, mit der ich bin u. s. w.

---

[1]) Es ist der 26. April. Aus der Stelle des Briefes, die von Erzherzog Johann's Abreise nach Italien handelt, geht, verglichen mit dessen Tagebuch (herausgegeben von Krones, S. 217) hervor, daß, da die Abreise am 27. erfolgte, der Brief am 26. geschrieben sein mußte. Zur Kenntniß der Behörde kam der Brief, wie ein Vermerk besagt, am 27. April.

[2]) Es ist der oben mitgetheilte Vertrag vom 31. Mai.

[3]) General der Cavallerie Baron Frimont war Oberbefehlshaber in Italien.

[4]) Cortez hieß ein Pferd Neipperg's. Vergl. unten S. 424.

[5]) Erzherzog Johann, der am 27. April Wien verließ, war nicht der für das österreichische Italien bestimmte Vicekönig. Er hatte die Provinzen nur als Geniedirector zu untersuchen und deren Huldigung für den Kaiser in Empfang zu nehmen. (Krones a. a. O., S. 215 ff.)

3. Neipperg an Marie Louise.

Ohne Datum[1]).

Eure Majestät werden den beiden hier beigefügten gedruckten Berichten — die bei Gott wahr sind — entnehmen, wie ich mit Murat in den letzten Tagen verfahren bin, und wie er gegen Ancona flüchtet, ohne daß wir ihn zu erreichen vermöchten. Ich glaube in diesem Theil des Feldzuges meine Schuldigkeit gethan zu haben, denn ich ließ diese armen Maccaroniesser nicht einmal Athem schöpfen. Wir werden Ancona nur beobachten lassen und daran vorbei gehen, um geradeaus in das Königreich Neapel einzudringen und dort die Sache zu beenden[2]). Bianchi manövrirt gegen Macerata, Nugent ist in Rom einmarschirt.

Ich begreife nicht, wieso meine Briefe nicht an Eure Majestät gelangen. Ich schreibe jeden Tag und adressire Alles an Frau von Mittrowsky, sowohl durch die Post als durch Major Seitz, der in dem Esterházy'schen Hause in der Alsergasse wohnt. Eure Majestät möge die Ihrigen direct richten: „An den k. k. Herrn General und Generaladjutanten Grafen von Figuelmont"; sie werden dann sicherer an mich gelangen. Meine Gesundheit ist nicht die beste und die Anstrengung größer als die Ehre, die in diesem Kriege zu holen ist. Ich fürchte, er werde sich in die Länge ziehen, und daß wir uns an der Lava des Vesuvs aufreiben werden. Ich gestehe, daß ich lieber an dem Kreuzzuge gegen Frankreich Theil nähme. Das ist ein wahrer Religions- und Rachekrieg, auf ein Land heraufbeschworen durch die Sünden eines gottlosen Volkes, das mit seinen Eiden spielt, keinen Vertrag achtet, die Gesetze der Ehre und der Ritterlichkeit mit Füßen tritt und in seinem Taumel die Welt mit dem Blute überschwemmen will, das noch nicht vergossen zu haben es sich zum Vorwurf zu machen scheint. Ich weiß wohl, daß sehr viele wackere Leute nichts mit jenen Verbrechern gemein haben, die so viel Unglück auf ihr Vaterland häufen. Nein, Eure Majestät wird sich nicht mehr in so schlechter und verworfener Gesellschaft befinden; unsere Tapferkeit und die Anstrengungen der ganzen Welt bürgen dafür.

4. Derselbe an Dieselbe.

Im Lager von Mandolfo,
am 1. Mai 1815[3]).

Ich habe Eurer Majestät die interessante Mittheilung zu machen, daß meine Vereinigung mit dem General Bianchi vollzogen ist, und ich hoffe fast, wir werden den König in Ancona einschließen, das kaum verproviantirt ist. Bianchi ist heute in Macerata, mein rechter Flügel in Jesi[4]). Wir sind durch die langen Märsche sehr ermüdet, und die Hitze an der adriatischen Küste ist eine übermäßige. Wir müssen immer am Meeresufer hin marschiren, und die Kanonenboote des Feindes belästigen uns gewaltig. Man empfängt uns überall mit offenen Armen, und es ist fast unglaublich, wie der König meinen konnte, eine Partei in Italien zu haben. Heute traf ich zum ersten Male Cortez. Er schien mit mir von interessanten Scenen vergangener Zeiten plaudern zu wollen. Fast ist es mir, als wäre ein Jahrhundert seit meiner Abreise von Wien verflossen, und es ist doch heute erst

[1]) Sicher aus den letzten Apriltagen. „Unter Couvert an die Baronin Mittrowsky."

[2]) Diese Ansicht des österreichischen Hauptquartiers war irrig, da sich Murat bei Tolentino zur Schlacht stellte. Vergl. Oesterreichische Militärzeitschrift. 1819. Bd. VIII, S. 130.

[3]) Behördlicher Vermerk: „Unter Couvert an die Baronin Mittrowsky in Schönbrunn."

[4]) Nein, in Macerata stand am 1. Mai Murat, in Jesi dessen General Lecchi, und die Vereinigung mit Bianchi war noch nicht vollzogen. Der Brief scheint sehr früh am Morgen geschrieben zu sein, wo man all' das noch als möglich annehmen konnte, was darin als thatsächlich mitgetheilt wird. Vergl. Sporschil, S. 29 f., 34, 38, 47.

ein Monat her. Hier gibt es keine Feste im Augarten; sie sind von ganz anderer Art. In der Voraussetzung, Gelegenheit zu finden, um mich des hohen Wohlwollens Eurer Majestät würdig zu erweisen, bin ich Dero ganz ergebenster Oberststallmeister.

5. Derselbe an Dieselbe.

Sinigaglia, den 2. Mai 1815[1]).

Seit dem 17. dieses Monats[2]) habe ich keine Nachricht von Eurer Majestät. Ich bin deshalb sehr besorgt, weil ich den letzten Mittheilungen Eurer Majestät über Ihre Gesundheit entnahm, daß dieselbe nicht die beste sei. Ich zittere vor Allem, was Eurer Majestät an unangenehmen Dingen begegnen könnte. Ihre außerordentliche Güte, Ihr engelgleicher Charakter würden nur Glück verdienen, und ich rufe täglich die Vorsehung an, selbst inmitten des Kampfes, um das Wohlergehen Eurer Majestät.

Wir haben gestern um 8 Uhr Abends den wichtigen Posten von Cappezano erstürmt, den der Feind hatte halten wollen. Nach diesem für meine Vorhut sehr glänzenden Gefechte haben wir diese Nacht Sinigaglia besetzt, und ich setze meine Verfolgung gegen Ancona fort. Man nimmt an, der König, der sich von allen Seiten eingeschlossen sah, sei mit seiner Cavallerie aufgebrochen, um sich gegen Macerata hin Luft zu machen; aber er wird dort Bianchi, Starhemberg und Nugent vor sich finden, die den Sack zuschnüren werden, in den ich ihn hinein gejagt habe. Bisher sind wir, ich und meine Division, die Einzigen, die sich täglich mit den Neapolitanern herum geschlagen haben. Seit dem 19. jagte ich sie von Bologna bis nach Ancona; ich glaube, das heißt einen ordentlichen Marsch machen. Meine armen Leute können auch nicht mehr weiter. Die anderen Divisionen haben bisher noch keinen Flintenschuß abgegeben. Wann wird das Alles anders werden? Uebrigens werden die gegenwärtigen Ereignisse, die Unthaten, die man in Frankreich gegen jeden Begriff der Ehre und der Ritterlichkeit beging, wie ich hoffe, die Menschen und die Zeit bessern. Man wird die öffentliche Meinung höher achten, der man so leichthin Trotz bot, man wird seinen Herrscher mehr lieben, ihm treuer dienen und nicht mehr die heiligsten Eide mit Füßen treten, wie Philipp von Commines und alle Marschälle von Frankreich.

Eure Majestät sagen mir gar nichts, ob Sie noch viele Spazierritte machen und mit wem? Ich werde immer sehr glücklich sein, wenn Sie die Gewogenheit hätten, mir bis auf die kleinsten Einzelheiten Ihre gegenwärtige Lebensweise in Schönbrunn mitzutheilen. Lahmt und hinkt Ihr Hof noch immer wie damals, als ich ihn verließ, und was für ein Geist herrscht im Augenblick?[3]) Herr von Bausset will sicher seine Thätigkeit beim „Journal de l'Empire" wieder aufnehmen, und der österreichische Schloßflügel wird noch versteckter sein als je(?). Ich habe, seitdem ich Schönbrunn verließ, kein Fortepiano mehr gesehen, die Musik, wie alles Uebrige, ruht vollständig. In meiner Lage gewährt nur die große Gährung des Krieges einige Linderung. Ich betrachte ihn wie ein niederschlagendes Mittel (calmant); es ist wie die Arzneien Braun's[4]), sie heilen entweder oder bringen einen mit einem Male um.

---

[1]) Behördlicher Vermerk: „Même indication", d. h. unter Couvert an die Baronin Mittrowsky.

[2]) Soll heißen: „des vergangenen".

[3]) Bezieht sich auf den gichtkranken Bausset. Vergl. dessen Memoiren und die Méneval's.

[4]) Ein Wiener Arzt.

Haben Sie Nachrichten von der Herzogin? Und hat man Ihnen von dieser Seite noch keine Drohung, keinen Vorschlag gemacht?[1]) Ich zittere, so oft ich daran denke, obgleich ich nur zu gut den Charakter Eurer Majestät kenne, um die Annahme zu wagen, er könnte nachgeben. Eure Majestät werden stets am besten thun, wenn Sie Niemandem Gehör schenken als sich selbst; das ist der beste und der ehrerbietigste Rath, den ich zu geben wage, denn ich glaube, es gibt Niemanden in der weiten Welt, der Sie so genau kennt wie ich, und der mehr als ich in der Lage gewesen ist, Ihre Tugenden und Ihre Stärke in kritischen Augenblicken zu bewundern. „Alles wird gehen mit Vertrauen auf Gott" („Tout ira, fiance en Dieu"). Das ist der Wahlspruch meiner Familie, und ich hänge ihm mit blindem Vertrauen an, was einem Einäugigen keine große Mühe macht.

Eure Majestät werden mich nicht glücklicher machen können, als wenn Sie mir so oft als möglich schreiben. Bei meiner Vorhut schießt man mit Kanonen; ich werde mich auf dem Cortez hinbegeben; er ist mir das liebste von meinen Pferden.

6. Derselbe an Dieselbe.

Muccia, auf der Straße nach Foligno,
den 8. Mai 1815[2]).

Wir machen fürchterliche Märsche, um den König von Neapel zu umgehen. Meine Colonne nimmt ihren Weg auf Foligno, Spoleto, Rieti nach Aquila auf dem Kamme der Appenninen. Wir werden da an der Sibylle, dem höchsten Berge der Appenninen, ganz nahe vorbei kommen; er ist mit Schnee bedeckt und ähnlich dem Jungfrauhorn, wenn sich Eure Majestät dessen noch erinnern. Ich habe diese Sibylle heute befragt — sie war verschleiert und in dunkle Wolken eingehüllt; ich legte es ungünstig aus; Sie wissen, wie abergläubisch ich bin. Vielleicht heitert sie sich morgen auf, wo ich sie nochmals befragen will; ist sie doch der Schutzgeist dieser Berge, über die es tausend interessante Geschichten aus vergangenen Zeiten gibt. Ich bin unendlich düster und traurig gestimmt. Eure Majestät werden es mir verzeihen, aber ich habe nahezu das Fieber, und da redet man irre.

---

[1]) Die Herzogin von Montebello, die nicht nach Schönbrunn mitgegangen war; die Frage bezieht sich wohl auf Anregungen zur Rückkehr nach Frankreich.

[2]) „Unter Couvert an die Baronin Mittrowsky."

Der Ausbruch der Montagne Pelée auf Martinique.

Von

Georg Gerland.

[Nachdruck untersagt.]

Als vor einigen Monaten die Nachricht kam von dem Ausbruch des Pelé, von den Verheerungen, die er angerichtet hatte, da verbreitete, wie Goethe beim Erdbeben von Lissabon erzählt, der Dämon des Schreckens seine Schauer über die ganze Welt. Und mit Recht: hier trat der Menschheit ein in seiner Form ganz neues Unheil entgegen. Die furchtbaren Wirkungen der großen Erdbeben sind allbekannt, ebenso die Verheerungen, die ein Vulcan in seiner doch meist nicht stark bevölkerten Umgebung anrichten kann. Daß aber durch einen Vulcanausbruch eine ganze blühende Stadt, eine Bevölkerung von 30 bis 40 000 Seelen in einem gemeinsamen, ganz plötzlichen Tod, in der Zeit von nur wenigen Secunden vernichtet wurde, das ist ein ganz neues, in den Acten der Weltgeschichte wie in der Geschichte der Vulcane ganz unerhörtes Ereigniß. Daher wurde überall, als der erste Schrecken vorüber war, die Frage laut: Was war das? Wie konnte das geschehen?

Der Vulcan hat sich im Ganzen wieder beruhigt, eine große Menge von Einzelberichten über die höchst merkwürdige Periode seines Paroxysmus liegt vor; so ist es wohl an der Zeit, daß auch die Wissenschaft jene Fragen aufwirft und es versucht, zu einem einigermaßen sicheren Urtheil über jene Vorgänge zu gelangen, welche ein so außerordentliches Unheil angerichtet haben, und die in den gewöhnlichen Nacherscheinungen einer neu belebten Vulcanthätigkeit, in Ausbrüchen, Lavaergüssen und dergl., vielleicht noch lange weiter gehen. Betrachten wir zunächst die Lage des Vulcans.

Die Kleinen Antillen, auf einem hohen, nach Norden sich verbreiternden Rücken gelegen, der die Tiefen des Atlantischen Oceans von denen des Caraibenmeeres scheidet, bilden drei Reihen, die sich über Haiti und Jamaika nach Honduras, über Cuba nach Guatemala, über die Bahama-Inseln nach Florida fortsetzen. Die innerste, am meisten westlich gelegene Reihe, zu der Grenada, St. Vincent, S. Lucia, Martinique, Dominica, das westliche Guadeloupe u. s. w.

gehören, ist durchaus vulcanisch und grenzt unmittelbar an die großen Tiefen des Caraibenmeeres, welche mehr als 5 Kilometer, dicht bei Martinique immer noch 2 Kilometer betragen. Zwischen den drei Inselketten ist das Meer flach; jenseits derselben fällt der Boden des Atlantik jäh wieder zu Tiefen von 2 bis 5 Kilometer ab. Martinique, dessen nach dem westlichen Tiefmeer gerichtete, eigenthümliche Küstengliederung zu beachten ist, steht, umspült von südöstlichen Meeresströmungen, unter der Herrschaft des beständig wehenden Nordostpassats, dessen reichliche Feuchtigkeit den vulcanischen Boden zu größter Fruchtbarkeit erschließt, so daß auch die Vulcanberge der Insel, die in den Pitons von Carbet südöstlich von St. Pierre zu 1200 Meter ansteigen, bis zum Gipfel mit üppigem Tropenwald bekleidet sind. Nur der nördlichste Berg der Insel, der Mont Pelé, der „Kahlenberg", zeigte einen stellenweis kahlen, sonst nur mit Gestrüpp bewachsenen Gipfel, der aus Vulcanasche gebildet und mit mächtigen Spalten durchsetzt war. Die größte Höhe des Berges, der Morne La Croix, 1350 Meter hoch, liegt im Südwesten des Gipfelplateaus, welches in der Mitte eines sumpfigen, aus verwittertem Bimsstein über undurchlässigen Andesitlaven gebildeten Terrains einen kleinen See, den Lac des Palmistes, trug. Man hat ihn als Kratersee bezeichnet; hiergegen spricht aber seine ganz geringe Tiefe von nur 2 Meter Tiefe und die morastige Umgebung: er ist wohl ein Werk der reichlichen, von den Passatwinden unablässig gebrachten Niederschläge. Wie nun einige der Gipfelspalten scharfe Schwefeldämpfe aushauchten, so lagen südwestlich unter dem Morne la Croix in einer Höhe von 600 Metern die sehr heißen Sources de la Soufrière; in ihrer Nähe befanden sich mehrere Krater, unter ihnen in der Nähe des Quellsystems der Rivière blanche einer, der Etang sec, welcher für St. Pierre so verhängnißvoll werden sollte. Denn an seiner Stelle fand Léon Sully — auch er gehört zu den Opfern des 8. Mai — am 26. April bei einer Expedition in diese Höhen, von der uns Dr. E. Deckert in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde und in Petermann's Mittheilungen berichtet, einen langgestreckten neuen Krater, der aus vier Schlünden heftige, geisirartige Thätigkeit entwickelte.

Die Geschichte des Ausbruchs selbst zu geben ist nicht ganz leicht, da das Material, auf welches sich die Schilderung stützen muß, fast nur aus Zeitungsnachrichten, aus Mittheilungen besteht, die kurz, mehr zufällig und fast alle unter dem Eindruck des Entsetzens abgefaßt sind. Vieles Gute war der „Times" zu entnehmen; werthvoll erscheint mir ferner der Bericht, den der „Figaro" am 6. Juni brachte. Dort schildert ein Photograph aus St. Pierre, Th. Célestin, der den Pelé durch viele Aufnahmen bis zum Gipfel hin gut kannte, als Augenzeuge die furchtbare Explosion vom 8. Mai, wie er sie vom Dorf Carbet aus, wohin er in der Nacht vom 7. zum 8. Mai geflüchtet war, 3 Kilometer südlich von St. Pierre mit ansah. Anderes läßt sich aus den Berichten über Besteigungen des Bergs entnehmen, die kurz vor und nach, ja während der Ausbrüche im April, Mai und Juni gemacht wurden, von Léon Sully, von Clerc, von Heilprin u. A. Stellt man dies alles mit kritischer Vorsicht zusammen, so erhält man ein durchaus natürliches, keineswegs ganz ungewöhnliches Bild der Art des Ausbruchs, welcher folgendermaßen verlief.

Schon in den ersten Apriltagen wurde der Pelé unruhig. Weiße Dampfwölkchen stiegen, zuerst freilich noch ganz friedlich, aus dem Krater, wohl dem Etang sec, schweflige Gerüche verbreiteten sich, und die tief eingerissene Thalschlucht der Rivière blanche, in der Nähe des Etang und der Schwefelquellen, soll „größer" geworden sein, wohl in Folge von Einstürzen, die durch die Bildung des neuen Kraters veranlaßt waren. Diese Anzeichen wurden ernster: Am 24. April stieg eine Rauchsäule aus dem Krater empor, die, stärker und stärker werdend, sich durch Asche am 29. April grau, bis zum 2. Mai schwarz färbte, während dichter Nebel den Gipfel einhüllte; Erdbeben jedoch und unterirdische Geräusche traten nach Célestin's ausdrücklichem Bericht nicht ein, wohl aber in der Nacht vom 2. bis 3. Mai zahlreiche Blitze und Donnerschläge aus der Rauchwolke über dem Krater und Feuerschein aus dem Krater selbst. Also kein Erdbeben auf Martinique, während doch in früheren Zeiten, im 18. und 19. Jahrhundert, die Insel, namentlich im Süden bei Port de France, sehr oft und von schweren Erdbeben heimgesucht wurde. Vom 3. Mai an wurden die schwefligen Gerüche stärker; man hat sie nach den Ausbrüchen hier und auf St. Vincent bis zur Küste Südamerika's bemerkt. Am 3. und 4. Mai fiel ein Aschenregen über die ganze Umgegend des Vulcans, bisweilen nachlassend, im Ganzen immer stärker werdend, so daß die Bewohner der Westseite des Vulcans — denn dahin trieb der Passat die Asche —, aus den kleinen Nachbarorten, Prêcheur u. a., und vom Lande in die Stadt flüchteten; dabei tobten in den Nächten vom 3. bis 7. und namentlich vom 7. zum 8. Mai immer heftigere Stürme. Ein furchtbares Ereigniß trat am 5. Mai Vormittags ein: durch die tiefe Schlucht der Rivière blanche, also wieder aus jenem neuen, an Stelle des Etang sec entstandenen Krater, stürzte sich mit rasender Geschwindigkeit, 7 bis 8 Kilometer in 3 Minuten durcheilend, ein Lavastrom in das Meer, die Zuckerfabrik Guérin mit allen Insassen — es sollen 200 gewesen sein — vernichtend und das Meer 300 Meter weit zurückdrängend, welches dann zurückkehrte und das Land überfluthete, allerdings ohne Schaden zu thun; der Lavastrom — ein solcher, nicht ein Schlammstrom, war es, wie seine Geschwindigkeit und seine tödtliche Kraft beweisen, wenn auch seine Oberfläche mit herabgestürzten Steinen, Sanden u. s. w. der durchströmten Thalschlucht bedeckt war — hatte schon Alles vernichtet. So wohl auch die Kabelverbindung nach Norden; wie diese am 6. Mai, so versagte am 7. auch die nach Süden; in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai hatten das Elektricitätswerk und sämmtliche elektrischen Leitungen in St. Pierre zu arbeiten aufgehört, jedenfalls wohl in Folge der übergroßen elektrischen Spannung, die überall beobachtet wurde. Wenn nun am 6., ja selbst noch am 7. Mai, trotz des stets vermehrten Rauches und der starken, Artilleriesalven ähnlichen Donnerschläge, die in Zwischenräumen von 6 Minuten vom Berg erdröhnten, die vom Gouverneur eingesetzte Commission von Sachkundigen die Lage der Stadt für nicht besonders gefährdet hielt, ja wenn der Gouverneur der Insel, Mouttet, mit seiner Gemahlin am 7. Mai Abends nach St. Pierre zurückkehrte, um die Bewohner der Stadt zu ermuthigen — welches menschenfreundliche Bestreben beiden den Tod brachte —, so ist daraus Niemandem ein Vorwurf zu

machen: denn alle die geschilderten Vorgänge überbieten keineswegs die Unruhperioden des Vesuvs, des Stromboli oder anderer Vulcane, deren Ausbrüche, Ergüsse u. s. w. für die Umgegend ganz unschädlich verlaufen.

Allein nun brach der 8. Mai, der für Martinique so furchtbare Himmelfahrtstag an. Célestin schildert, was er sah, folgendermaßen: der Berg, von allen Seiten stark rauchend, war ganz schwarz, der Himmel grau, die Sonne verschleiert, Alles windstill. Aber gegen acht Uhr kam die Bewegung: der Rauch wirbelt plötzlich wild empor, ein Blitz zuckt hindurch, der Berggipfel (Morne La Croix) verschwindet hinter einem dunkeln Vorhang, der mit tausend Blitzen und enormer Geschwindigkeit heran kommt, unter furchtbarem, donnerndem Lärm; der Himmel ist ein glühendes Gewölbe, das Meer schwarz, tobend, mit langen Wogen den Strand überfluthend. Auch Carbet ist in Gefahr, von dem furchtbaren Vorhang verschlungen zu werden, der nur noch 300 Meter entfernt ist, — da erhebt sich plötzlich ein ungeheurer Gegensturm, der jenes grauenvolle Phänomen zurückdrängt; alles dies etwa in 30 Secunden. Nach drei Minuten legt sich der Wind: Carbet ist gerettet, St. Pierre hinter einem Feuervorhang. Ein furchtbarer Sturm erhebt sich aufs Neue über Carbet, unter schrecklichem Blitzen und Donnern; ein Stein- und Schlammregen beginnt, der 30 Minuten anhält. St. Pierre ist zerstört, etwa 30000 Menschen sind umgekommen.

Diese Schilderung ist nicht erfunden; sie ist völlig naturwahr und stimmt mit den Berichten der wenigen anderen Augenzeugen überein, nur daß sie genauer ist. Jener Steinregen trat in größerer Nähe des Pelé, also in St. Pierre und dem Hafen der Stadt, als Regen glühender Bomben, geschmolzener Laven, feuriger Aschenmassen auf, welche, weit empor und hinaus geschleudert, im Hafen die Schiffe entzündeten, die Bemannung verbrannten und tödteten.

Gleichzeitig mit dem Paroxysmus des Pelé traten Eruptionen auf der englischen Insel St. Vincent ein, unbedeutender am 5. Mai, sehr heftig und aus beiden Kratern der Insel, dem Garou und der Soufrière, am 7. Mai. Der Pelé setzte seine Thätigkeit den Mai hindurch und bis in den Juni fort, indem er noch verschiedene heftige Eruptionen hatte, am 20. Mai, am 26. Mai, mit Sturm, Aschenregen, Gewitter, am 6. Juni; am 22. Mai floß abermals ein Lavastrom ins Meer, diesmal nach Norden. Doch sind diese Nacheruptionen, die vielleicht noch öfters wiederkehren, nichts Auffallendes; der Vesuv z. B. zeigt nach jedem heftigen Ausbruch die gleichen Folge-Erscheinungen, mit und nach denen der Vulcan allmählich wieder in seinen Ruhezustand übergeht.

Auch an Heftigkeit und Dauer ist der Maiausbruch des Pelé keineswegs einzig in seiner Art, ja, er gehört nicht einmal zu den stärksten, ebenso wenig wie der berühmte Vesuvausbruch vom Jahre 79, der Pompeji verschüttete. Viel gewaltiger und furchtbarer wüthete, um nur ein Beispiel zu nennen, von April bis Juli 1815 der Tambora auf Sumbawa, der dritten Insel östlich von Java: er tobte über drei Monate lang, wobei nach den officiellen Berichten etwa 60000 Menschen umkamen. Die Erscheinungen dieser furchtbaren Katastrophe stimmen mit denen der Pelé-Eruption sehr genau überein, wie denn auch die Lage des Berges auf einem Vorsprung der Insel, die hier jäh zu großen Meerestiefen abstürzt, genau die gleiche ist wie die Lage des Pelé.

Was den Ausbruch auf Martinique so furchtbar erscheinen läßt, ist die plötzliche Zerstörung einer ganzen, blühenden Stadt, die plötzliche Tödtung von etwa 30000 Menschen in der Zeit von kaum einer Minute. Die Opfer des Tambora starben nach und nach, z. Th. und in größter Zahl erst in Folge der ungeheuren Verwüstung des Landes; St. Pierre aber ging in einem Augenblick unter; die meisten seiner Bewohner waren todt, ehe sie die Gefahr ahnten, und sie starben auf eine ganz ungewöhnliche Art: in einigen unversehrt gebliebenen Häusern waren die Insassen getödtet wie vom Blitz, wohl ganz plötzlich, denn die Leichen fand man sitzend, liegend, zurückgelehnt in verschiedenen wunderlichen Stellungen. Ein Augenzeuge, der Matrose Prudent, erzählte, er habe die Leute durch die Flammen laufen sehen; dann kam eine schreckliche Wolke, und „Alle fielen um wie die Fliegen".

Diese seltsame Erscheinung muß erklärt werden, ebenso jener unter Donnergetös heraneilende dunkle Vorhang, hinter welchem der Himmel ein glühendes Gewölbe war, sowie der merkwürdige Gegensturm, der Carbet rettete; oder, wie ein anderer Augenzeuge dieselben Vorgänge schildert, jener rasend schnell heranstürmende Windwirbel von erstickendem Gas, dem ein zweiter, einer hohen und breiten Feuersäule gleichend — mit einem Feuerfächer vergleicht ihn ein anderer Beobachter — eilend folgte; oder, wie der brave Freeman, der Capitän des Dampfers „Roddam" erzählte, jene entsetzliche, furchtbar schnelle Rauchwolke voll glühender Asche. Die ungeheure Menge glühender Asche bildete jene mächtige Feuersäule, ließ den Himmel als ein glühendes Gewölbe erscheinen; sie brachte, so wie die Massen ausgeschleuderter geschmolzener Lava, Tod und Verderben auch über die Schiffe. Freeman rettete durch kühne Ausdauer in höchster Lebensgefahr sein Schiff und den Theil der Mannschaft, der nicht den Brandwunden erlag; er selbst wurde schwer verletzt in das Lazareth auf Dominica gebracht, wo er sich erholte.

Wie aber erklärt sich die Geschwindigkeit der Vernichtung, wie jene schreckliche Wolke, der dunkle Vorhang, jener verbrennende, erstickende Windwirbel? Dies bleibt das Merkwürdigste, das Hauptphänomen des Ausbruchs, dies müssen wir erklären, und diese Erklärung wirft zugleich Licht auf das innerste Wesen der Vulcanerscheinungen.

Aufsteigen von Wasserdampf war das erste Zeichen von Unruhe, welches der Pelé gab. Diese ersten weißen Wölkchen waren noch frei von Asche; sie stiegen unbehindert und ohne besonderen Druck aus dem Vulcanschlot herauf und zeigten deshalb ruhige, kaum bewegte Formen. Bald aber stiegen sie aufwogend höher; sie ballten, sie verdunkelten sich immer mehr durch emporgerissene Asche, die schon am 3. Mai durch die Winde über die ganze Gegend ausgestreut wurde; sie hatten am 5. Mai schon Masse und Spannkraft genug, um einen allerdings noch ganz ruhigen Lavaerguß zu veranlassen. Aber diese Lava zeigte eine bedenkliche Eigenschaft, durch welche sie so sehr verheerend wirkte: sie war außerordentlich dünn- und schnellflüssig, sie hatte also sehr viel Wasser in sich aufgenommen. Alle Laven und Vulcanaschen sind mehr oder weniger stark wasserhaltig: die geschmolzenen Massen des Erdinnern, die Lava oder das vulcanische Magma, wie dies neuerdings Professor Arrhenius

in Stockholm betont hat, vermögen es, je heißer sie sind, desto rascher und desto mehr Wasserdampf aufzusaugen, der sich dann seinerseits mit verschiedenen giftigen Gasen verbindet, mit schwefliger Säure, mit Verbindungen von Chlor, Stickstoff u. s. w., durch die er, hervortretend, sofort erstickend wirken kann. Hat ein Vulcan eine lange Ruheperiode gehabt, dann sind es immer ganz besonders furchtbare Wasserdampf-Explosionen, die seine Thätigkeit wieder einleiten; so stieg der Wasserdampf beim ersten Ausbruch des Krakatau in wenigen Minuten bis zu 11 Kilometer Höhe. Woher kommen diese Wassermassen, welche das Magma enthält, ansaugt? woher ihre ungeheure Kraft?

Der Gedanke, daß sie aus dem Meere stammen, liegt nahe, schon deshalb, weil sich die Vulcane alle am oder im Meere befinden. Allein, nicht überall, wo Meer ist, sind auch Vulcane; der Atlantische Ocean z. B. zeigt nur sehr wenige, die Küste von Afrika mit einer Ausnahme gar keine, ebenso die von Australien, die Ostküste Amerikas: nur da, wo emporgefaltete Gebirge, wie die amerikanischen Cordilleren, sich dem Meer entlang ziehen, nur da treten Vulcane auf; das Magma kann also nicht durch Zudringen des Meerwassers zu Explosionen gebracht werden, denn sonst müßten an allen Küsten Vulcane sein. Dazu kommt, daß der Boden des Meeres überall mit undurchlässigem Schlamm bedeckt, daß er zugleich viel dichter ist als der Boden des Festlandes, daß in ihm ein viel stärkerer Druck herrscht. Daher können auch Spalten im Meeresboden nicht vorhanden sein, und wären sie vorhanden, sie könnten unmöglich zu dem sehr tief liegenden Magma herantreten. Wollten wir aber einzelne höher gelegene Schmelzfluß-Reservoire annehmen, so müßten diese bei dem Alter der Erde entweder längst erschöpft sein oder sich stets neu bilden, und auch hierzu ist Wasserdampf unentbehrlich, der also hier wie dort aus dem Innern der Erde stammen muß. Auch die Seebeben sprechen für feste Geschlossenheit des Meerbodens: sie sind mächtige Stöße, die ihn von unten treffen. Allerdings kommen auch unterseeische Eruptionen vor; sie waren in der Tertiärzeit häufig, als sich z. B. die Vulcaninseln der Südsee bildeten; sie sind heute unbedeutend und treten meist in der Nähe vulcanischer Inselgruppen auf, z. B. bei den Azoren.

Einen sehr wichtigen Schluß für den Ausbruch des Pelé müssen wir ferner aus den Bewegungen der von ihm ausgestoßenen Dampfwolken ziehen; diese wirbelten bei jener Explosion am Himmelfahrtsmorgen plötzlich wild und furchtbar durch einander. Nun hat Professor Mack in Hohenhein bei Stuttgart experimentell bewiesen, daß solche Bewegungen bei Gasen (oder Dämpfen) eintreten, die unter besonders starkem Druck aus engen verticalen Röhren austreten. Der Dampf der Explosion, welche St. Pierre vernichtete, muß also aus einem engen und zugleich — wofür die ungeheure Gewalt des Ausbruchs der Beweis ist — sehr tiefem Rohr hervorgestoßen sein. Derartige enge, tief hinabreichende vulcanische Ausbruchsrohre sind sehr zahlreich nachgewiesen: von Professor Branco in der Rauhen Alb, von Professor Bücking in der Hohen Rhön, von Professor Bauer in den hessischen Basalten, von K. v. Seebach in Nicaragua, von Anderen in Centralfrankreich, in Schottland, Irland, überall. Am bekanntesten sind sie aus der Eifel, wo man sie „Maare" nennt; das größte

und schönste dieser Maare ist der Laacher See. Branco hat ohne Zweifel Recht, wenn er behauptet, daß in solchen Maarbildungen der Anfang jeglicher Vulcanentwicklung besteht. Hierzu im Gegensatz steht die weit verbreitete Ansicht, daß Vulcane nur in Folge schon vorhandener Spalten der Erdrinde entstünden und entstehen könnten: allein überall, wo wir Vulcanausbrüche kennen, treten sie punctuell auf, nie so, daß die Aschen aus Spaltenöffnungen oder die Laven aus Feuergräben, also in langgedehnten Linien austreten. Im Gegentheil. Als der Skaptarjökul auf Island 1783 seinen furchtbaren Ausbruch hatte, dessen Asche bis nach Schweden flog, da hatte sich allerdings ein etwa 80 Kilometer langer Graben gebildet: aber in diesem Graben thaten sich dreißig Eruptionsrohre auf und bildeten dreißig einzelne, wenngleich gemeinsam thätige Vulcane; in der großen Thalsenke Ostafrika's, die von Abessinien bis zum Nyassa sich hinstreckt und vielfach mit Vulcangesteinen erfüllt ist, treten diese Laven, wie die hessischen Basalte, an einzelnen Punkten durch eben solche Schlote hervor, und nicht anders war es da, wo ganze Länder von Laven überfluthet sind, wie Mittelindien, oder, im Kleinen, das Rhönplateau; auch hier ist die Alles bedeckende Lava aus nur wenigen engen Mündungen heraus geflossen. Der berühmte Feuersee auf Hawaii, der Kilauea, ist nur die sehr erweiterte Oeffnung eines solchen Rohres, deren Größe und Tiefe es zu Ausflüssen oder gar weitergehenden Ueberfluthungen sehr selten kommen läßt.

Wie tief gehen nun diese Schlote in die Erde hinab? *Wie* tief, das wissen wir nicht; *sehr* tief, das wissen wir, das beweist die Kraft und die Temperatur der Dämpfe. Mit der Tiefe nimmt Temperatur, Druck und Dichtigkeit des Erdmaterials in sehr rascher Progression zu. Die Erdrinde ist, im Verhältniß zum Halbmesser der Erdkugel, sehr dünn; sie beträgt nach Arrhenius' bequemen Zahlen nicht ganz ein Procent des Radius, also, da dieser eine Länge von 6356 Kilometer hat, höchstens 40 Kilometer; in größerer Tiefe gehen alle Gesteine allmählich in den geschmolzenen, d. h. in einen lavaähnlichen, nach unten immer heißer werdenden Zustand über; bei 300 Kilometer etwa löst sich dieser Schmelzfluß in Dämpfe, noch tiefer in Gase auf, die in der Tiefe von 1300 Kilometern in Folge des enormen Druckes bei enormen Hitzgraden in Massen übergehen, die sich kaum noch zusammendrücken lassen, wohl aber beweglich bleiben und sich, wenn auch sehr langsam, gegen einander verschieben können. Größere Beweglichkeit herrscht in den oberen Schichten dieser elastisch-flüssigen Massen, da, wo sie sich im allmählichen Uebergang in den gluthflüssigen Zustand befinden, der einestheils wohl kaum als fest zusammenhängende, unter der Erdrinde überall ausgespannte Decke und jedenfalls in verschiedener Tiefe zu denken ist. Diese Gas- oder Dampfschichten können sich in Folge des ungeheuren Druckes, der auf ihnen lastet, nicht verflüssigen; diesem Druck aber verdanken sie ihre große Spannkraft. Nun sehen wir die Erdrinde durch tief hinabreichende Schlote durchbohrt, die bis dahin hinabreichen, wo der Schmelzfluß beginnt. Durch den seitlichen Druck der Erdrinde — welcher z. B. verlassene Bergwerke sogleich zusammenpreßt — können sie nicht zerstört werden, weil sie mit Magma ausgefüllt sind, welches, kalt oder heiß, sehr dicht und fest ist. Zugleich aber üben sie, da sie doch immer selbständig sind, einen

etwas geringeren Druck aus als die zusammenhängend feste Erdrinde, denn sie stehen mit dem überhitzten Schmelzfluß, der sie, nach oben mehr und mehr erkaltend, ausfüllt, nach unten, in den Tiefen der Erdrinde, in unmittelbarem Zusammenhang; die Wärme, die Dämpfe des Schmelzflusses dringen in Folge jener Ansaugung, die wir kennen lernten, in sie ein. Hierdurch wird unter ihnen der Druck der Erdrinde auf das Erdinnere etwas verringert: die zusammengepreßten Gase des Innern werden sich hier leichter verflüssigen, es wird gerade unter jenen Schloten durch knallgasähnliche Eruptionen zur Bildung von Wasserdampf kommen. Dieser ist in höchstem Maße überhitzt: um so begieriger wird er von dem gleichfalls überhitzten Magma des Rohres angesaugt und nach oben geleitet. Diese Wasserdampfmassen gehören also dem Erdinnern an, was uns bei dem mächtigen Massenübergewicht des Erdinneren gegen die Masse des Meeres nicht wundern kann; ob eine Circulation des Wassers von außen nach innen stattfindet (etwa durch die atmosphärischen Wasser), ist schwer zu sagen. Das aber wissen wir, daß die Wasserdämpfe da sind, daß sie aus den Erdtiefen aufsteigen, und zwar in dem Magma, welches jene Rohre ausfüllt; dies reißen sie als Lava, als Asche mit empor. Ihre Kraft beweisen sie dadurch, daß sie es vermocht haben, die Erdrinde zu durchbohren und z. B. die ganze Dicke des Jurakalkes der Alb in engen, regelmäßigen Schloten zu durchstoßen.

Durch diese Betrachtungen sind alle Erscheinungen des Pelé-Paroxysmus erklärt. Der Hauptausbruch am 8. Mai war eine *Maaexplosion*, d. h. also eine furchtbar heftige Gasexplosion von den tiefsten Grenzen der Erdrinde herauf, bei der wir uns den Hergang folgendermaßen zu denken haben. Das alte Eruptionsrohr des Berges war, wie die Schlote der Alb in ihren Tiefen, mit Magma erfüllt, welches an seinem unteren, durch die Temperatur des Erdinnern überhitzten Ende den gleichfalls überhitzten Wasserdampf ansaugte, ihn immer höher leitete und dadurch sich selbst immer höher hinauf erhitzte; der in den oberen Theilen der Magmasäule des Schlotes enthaltene Wasserdampf trat bei beginnender Gluthhitze der ganzen Säule zuerst in jenen ruhigen Wölkchen aus. Aber von unten traten neue, überhitzte Dampfmassen ein, durchdrangen, schmolzen die Magmasäule und ließen sie am 5. Mai ausfließen, mit größter Schnelligkeit in Folge ihres Wassergehalts; sie zerstäubten die tiefer liegenden Magmareste und streuten sie als Aschenregen umher. So standen die tieferen Partien des Schlotes unter immer geringerem Druck, welchen endlich die gespannten Dämpfe des Innern auf einmal überwältigten durch jene ungeheure Explosion. In die freie Luft tretend dehnten sie sich allseitig, kugelförmig aus, soweit das Terrain sie nicht hinderte, am raschesten natürlich nach oben. Nicht die Passate, ihre eigene furchtbare Kraft trieb sie zunächst auf St. Pierre, welches in freier, offener Bucht ihnen zunächst im Wege lag. Sie bildeten den dunkeln Vorhang, der den Berg hinab stürmte; ihnen folgte eine zweite Explosionswelle, jener Feuervorhang oder Feuerfächer, glühend von zerstäubter, brennender Lava wie die Luft, der Himmel über ihr. Die erste Luftwelle, mit tausend Blitzen, elektrischen Ausgleichungen zwischen den Luftströmungen, den Wasser-, den Erd- und Aschentheilchen, war schwarz,

denn das explodierende Kratergas trieb mit colossaler Explosionskraft die mit dunkler Asche gefüllte Außenluft vor sich her. Hierdurch aber schwächte sich seine eigene Kraft und in den von ihm gebildeten stark luftverdünnten Raum drang nun mit gleicher Kraft die zurückgedrängte atmosphärische Luft als Gegenwelle ein zur Herstellung des Gleichgewichtes der Atmosphäre, wie Wasser, durch einen fallenden Stein verdrängt, in Wellen, deren Stärke der Kraft des Steines entspricht, aufwogend zurückkehrt. Dies war der Gegensturm, der Carbet rettete. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung bei stärkeren Explosionen z. B. des Vesuvs, daß Winde sich zu dem Berg hin erheben, daß Wolken auch fern her von der Luft über dem Berg gleichsam eingesogen werden. Vielleicht beruhen auch die Stürme in den Nächten vor dem Ausbruch auf ähnlichen Ursachen. Der heiße Schlamm bedarf keiner Erklärung: die emporgeschleuderte Erde, die rasch abgekühlten Aschentheilchen condensirten den Wasserdampf sofort und stürzten in der überhitzten Luft wohl fast noch mit Siedehitze herab. Wie die Aschenregen und Lavaergüsse vor der Haupteruption Erscheinungen der anwachsenden, so sind die nach ihr erfolgenden die immer schwächer werdenden Aeußerungen der nachlassenden Explosionskraft des Vulcans, deren Ende sich auch jetzt noch nicht vorher bestimmen läßt.

Bei jenem Ausbruch des Tambora von 1815 sehen wir die gleichen Erscheinungen, die Gasexplosion, die Ueberhitzung der Luft, die von außen anstürmenden Gegenwinde, die sich in mächtigen Luftwirbeln äußerten. Auch der Krakatau bietet Analoges; nur wütheten beide Vulcane mit viel colossalerer Kraft. Ganz dem Pelé-Ausbruch entsprechend ist dagegen die Explosion eines nordjapanischen Vulcans, des Bandai oder Bandai-san, der am 15. Juli 1888 stattfand, und von dem wir eine vortreffliche Darstellung zweier japanischer Forscher haben. Dieser Ausbruch trat plötzlicher, unvorbereiteter ein, als der des Pelé, er war kürzer; aber auch er war ein Maarausbruch, eine mächtige, kugelförmig sich ausdehnende Gasexplosion, deren Windrichtungen vom Krater aus sich radiär nach allen Himmelsgegenden ausbreiteten, soweit nicht Berggipfel im Weg standen; wie sich aus den in den Boden eingerissenen Windfurchen und aus der Fallrichtung der umgeworfenen Bäume deutlich zeigte.

Aus der Natur eines heftigen Maarausbruches erklären sich alle Erscheinungen der Eruption des Pelé, die an sich, wie der ganz gleiche Ausbruch des Bandai-san beweist, gar nicht so unerhört und übermächtig war. Das Neue, Furchtbare derselben resulirte nicht sowohl aus der Eruption selber, als aus der Lage der Stadt St. Pierre. Noch nie ist eine Bevölkerung von 30000 Menschen zugleich, plötzlich, in der Zeit von wenigen Secunden umgekommen; denn noch nie trat eine solche Gasexplosion in solcher Nähe einer größeren Stadt ein.

Für die Betrachtung der höchst interessanten, freilich zum Theil schrecklichen Einzelheiten der Zerstörung muß zunächst die Lage des thätigen Kraters genau bestimmt werden. Er lag, wie dies auch Dr. F. Deckert und Andere annehmen, auf der Südwestseite des Berges, unter dem Morne la Croix bei den Schwefelquellen, an der Stelle des alten Kraterbeckens, des Etang sec. Nur von hier

aus konnte der Lavastrom des 5. Mai in die Schlucht der Rivière blanche abfließen; daß wir es aber hier mit einem wirklichen Lavastrom zu thun haben, beweist eine interessante Beobachtung des Specialberichterstatters der „Woche" (Heft 27, Seite 1233). Da, wo jener Strom in das Meer geflossen war, hatte sich eine Insel von 20 Meter Durchmesser gebildet, mit heißem, wie es schien, hohlem Boden, die aus einer centralen, etwa 5 Meter hohen Kegelöffnung Dampf aushauchte; dies thaten ebenfalls eine Menge kleiner, sandbedeckter Kegelspitzen, mit denen die ganze Insel bedeckt war — genau dieselbe Bildung, welche sich auf den Lavaströmen des Jorullo und anderer Vulcane zeigte. Die Aushauchungen bestanden in den aus der heißen Lava austretenden Wasserdämpfen, welche die Lavadecke kegelförmig erhoben; die Sandbedeckung erklärt sich leicht durch den Meeressand, sowie durch die herabfallende Erde der Schlucht, in welcher die Lava herab strömte.

Und ferner: nur wenn die Explosionsgase, der überhitzte Wasserdampf aus dem Etang sec hervortraten, konnten sie als ein dunkler Vorhang den Gipfel, den Morne la Croix einhüllen. Er stürzte nicht ein, ist aber nach den Berichten von Clerc und Chancèle an seinem Fuß dermaßen zerrissen und untergraben, daß man seinen Einsturz befürchten muß; denn er bildete das Hinderniß für die Gase, sich nach Norden auszubreiten. Da sie aber nach Süden freie Bahn hatten, so bildete sich hier jenes Dreieck der Zerstörung, über welches verschiedene Berichterstatter übereinstimmend aussagen, dessen Spitze am Gipfel des Berges, unter dem Morne la Croix, im neuen Krater lag, dessen nördliche Seite sich bis an die Küste bei Prêcheur erstreckt, während die andere südlich bis nach Carbet verläuft.

Die Explosionsgase traten aus flüssiger Lava aus, sie hatten demgemäß eine Temperatur von etwa 1200°; sie verbreiteten sich in wenigen Secunden über St. Pierre hin, wo sie also noch in enormer Ueberhitzung und in Folge ihrer Expansionskraft als wüthender Sturm ankamen, um 7 Uhr 50 Minuten, um welche Zeit die erhaltene Uhr der Stadthaus-Façade stehen blieb. Diese beiden Kräfte, die Hitze und die Sturmgewalt, haben die Stadt vernichtet. Der Sturm zerstörte die Häuser, brach den Leuchtthurm (nach dem Bericht eines Geistlichen, Ernoul) wie einen Baumzweig ein Meter hoch über der Erde ab, zertrümmerte die aus Eisen gebaute Markthalle vollständig, warf das Zollhaus um, dessen eisernes Thor allein stehen blieb, rollte im Hospital, unterstützt von der Hitze, die eisernen Bettstellen zusammen. Wunderbarer Weise war in Ernoul's Hausgarten, während vom Haus nur das Erdgeschoß stand, ein Baum völlig unversehrt geblieben, sogar mit seinen Früchten! Dies beweist für die furchtbare Raschheit des Vorganges, bei dem Einzelheiten, die irgendwie geschützt waren, verschont blieben. So waren in einem großen, weit geöffneten Goldgefäße der — ebenfalls zerstörten — Kathedrale die Hostien verbrannt; in einem engeren, in welches die heiße Luft nicht so leicht eindringen konnte, waren sie unversehrt. Der Thurm der Kathedrale blieb erhalten bis auf die Glocke, welche herab fiel. Der Vergleich mit einer Tornadozerstörung ist öfters gemacht worden; er ist sehr passend. Der Altar in der Kirche war zerstört, wahrscheinlich durch die Hitze. Im Hospital war alles Bettzeug, waren alle

Gewebe verschwunden, durch die Hitze; ebenso die Kleidung vieler Leichen. Auch der Tod trat wohl meist durch die Hitze, nicht durch das Gift der Gase ein. Fast alle Todten lagen auf dem Gesicht; die meisten fand man mit der Hand im Mund, jedenfalls um die Hitze abzuhalten, die beim Einathmen die Lunge verbrannte. Im Stall der Gensdarmerie standen die Pferde noch halb aufrecht, die Nasen tief in die Krippen gedrückt. Oft war bei den Leichen das Eingeweide hervorgetreten in Folge der Ausdehnung durch die Hitze; andere fand man mit verkohltem Rücken. Ein Bäcker hatte sich vergeblich in seinen Backofen geflüchtet; einen Todten fand man mit dem Haupte im Waschbecken, welches freilich jetzt mit Asche gefüllt war („Woche" Heft 26). Diese plötzliche und übermäßige Hitze, die nur wenig abgekühlte Lavatemperatur mußte alles Leben rasch zerstören; und so sah jener Prudent die Flüchtenden in Scharen todt umfallen. In einer Ecke fand man 22 Leichen, Männer, Weiber, Kinder, in einen furchtbaren Knäuel zusammengedrängt; in einem Hause hielten sich neun Mitglieder einer Familie noch im Tod fest umfaßt. Das Meer soll beim Ueberfluthen des Landes „siedend" heiß gewesen sein. Viele Schiffe verbrannten: so auch das Schiff der englischen Panama-Kabel-Gesellschaft, der „Grappler", mit fünfundfünfzig hervorragenden Elektrotechnikern, von denen dreiunddreißig verheirathet waren.

Wenn nun ein französisches Kabelschiff beim Aufsuchen des größeren Kabels dasselbe, welches früher 300 Meter tief lag, jetzt in der Tiefe von 1200 Meter wieder fand, so bedeutet dies natürlich nicht ein Einsinken des Meergrundes; vielmehr ist das Kabel bei der allgemeinen Erschütterung nur in größere Tiefen abgeglitten, die ja in nächster Nähe der Westküste schon 2000 Meter betragen. Sollte nicht auf dieser sehr glaublichen Thatsache, welche ich der „Times" vom 14. Mai entnehme, jene seltsame Mittheilung der Trinidad-Zeitung „The Mirror" beruhen, welche Professor Supan in Petermann's Mittheilungen 48 Seite 136 erwähnt, daß sich nach der Katastrophe vom 5. Mai (also nach dem ersten Lavaerguß, nach welchem das Kabel zu functioniren aufhörte) eine Senkung des Meeresbodens von 300 auf 2000 Meter ergeben habe? Eine solche Senkung ist nicht eingetreten; sie würde Fluthwellen hervorgebracht haben, die sich über den ganzen Atlantischen Ocean ausbreiten mußten, und nichts der Art ist geschehen. Ich würde die Mittheilung des „Mirror" überhaupt nicht erwähnen, wenn sie nicht durch einige Zeitungen gelaufen wäre und Supan nicht an dieselbe die sehr richtige Bemerkung geknüpft hätte, daß „eine genaue Revision der Meerestiefen" des östlichen Caraibenmeeres sehr zu empfehlen sei.

Durch unsere Betrachtung der vulcanischen Vorgänge ist nun auch eine andere wichtige Frage gelöst, welche ganz besonders das allgemeine Interesse auf sich gelenkt hat: die Frage nach den Erdbebenbewegungen, welche ohne Zweifel doch mit einer so verheerenden Katastrophe verbunden sein *mußten*. Denn gehören nicht Vulcane und Erdbeben, die beide so unheimlich aus dem Erdinnern herauf und beide so ähnlich zerstörend wirken, gehören sie nicht zusammen? Waren nicht auch Erdbeben bei der Zerstörung von Pompeji und bei so vielen anderen Vulcanausbrüchen? Brüllte und donnerte nicht der

Pelé, und hört man nicht ähnlich furchtbare Töne auch bei Erdbeben? Und hat nicht der Altmeister erdwissenschaftlicher Forschung, Al. v. Humboldt, und in neuerer Zeit der berühmte französische Geolog Daubrée beide Erscheinungen mit einander vereinigt?

Ganz gewiß. Und wenn jetzt von so vielen Staaten und auch vom Deutschen Reich Erdbebenstationen für theures Geld gegründet sind, müssen diese dann nicht auch die Erdbeben anzeigen, muß man von ihnen nicht Aufklärung über diese unterirdischen Vorgänge verlangen können? Wiederum ganz gewiß. Und so haben denn auch die Instrumente der Centralstation zu Straßburg ihre Pflicht gethan und am 8. Mai ein schönes, ziemlich starkes Erdbeben aufgezeichnet, ganz ebenso wie die Instrumente in München, Potsdam, Catania, in ganz Italien, in England, überall. Allein, wenn man hier und da dies Erdbeben für eine Anzeige des Pelé-Ausbruches hielt: in Straßburg hat man dies nicht gethan und aus sehr guten Gründen. Denn jene Störung trat in Straßburg — und entsprechend überall — am 8. Mai früh Morgens um 3 Uhr 46 Minuten mitteleuropäischer Zeit ein; das ist aber nach der Ortszeit Martiniques etwa 11 Uhr Abends am 7. Mai; denn wir, östlicher wohnend, sind mit unserer Mitteleuropäischen Zeit um fünf Stunden vor Martinique voraus. In dieser Nacht aber, vom 7.—8. Mai, schlief Niemand in St. Pierre; auf sämmtlichen Kleinen Antillen, namentlich auf dem ebenfalls so unruhigen St. Vincent, war man in gespanntester Aufmerksamkeit, und der gut beobachtende Célestin war in dieser Nacht von St. Pierre nach Carbet unterwegs. Ein solcher Erdstoß, der sich durch und über die Erde bis nach Europa fortpflanzte, mußte überall in den Antillen als eine sehr starke Erschütterung gefühlt werden; er konnte in dieser Nacht namentlich auf Martinique nicht unbemerkt bleiben. Da aber kein einziger Bericht der Art weder von dieser Insel noch überhaupt von den Antillen vorliegt, so kann ein Erdbeben hier überhaupt nicht stattgefunden haben. Der Erdstoß am 8. Mai früh Morgens ereignete sich im südlichen Spanien, nicht in Amerika. Und ferner: der Maarausbruch des Pelé war ein einmaliger, plötzlicher: der ausbrechende Wasserdampf hatte keinen wirklichen Widerstand auf seinem Weg durch die Erde gefunden, und da er frei entweichen konnte, so ging alle seine Kraft nach oben, ohne Erschütterungen der gesammten Erdrinde hervorbringen zu können. Nur da, wo er sich auszubreiten anfing, in der Kraterhöhlung, rief er Erschütterungen hervor, die sich rein local im Zurückweichen des Meeres, dem Erzittern der Insel zeigten. Auch der Ausbruch des Krakatau, der so viel heftiger war als der des Pelé, hat wohl weithin gehende Meeres-, aber keine Erdbebenwellen von weiterer Verbreitung hervorgebracht. Frei ausbrechender Vulcandampf, in festgebautem, tiefgehendem Ausbruchsrohr empor steigend und sich erst in den obersten Schichten der Erdrinde freier bewegend, kann nur Erschütterungen hervorbringen, welche der äußersten Erdoberfläche angehören und also durchaus local sind. Diese verhältnißmäßig ganz leichten Störungen können sich nicht weit verbreiten; schon die lockere Beschaffenheit des lufthaltigen Erdbodens und das Wasser des Meeres dämpfen sie. Der beste Kenner des Vesuvs, Professor Mercalli in Neapel, beobachtete an sehr fein-

fühligen Instrumenten, daß der Boden des Vulcans beim Vesuvobservatorium vor dem Hervorbrechen einer irgend stärkeren Dampfwolke erbebte; in Resina aber, in Portici, dicht am Fuße des Vulcans, war von Erdbeben keine Spur. Auch die heftigen Ausbrüche der Krater von St. Vincent brachten nur solche Localstörungen hervor, die man noch auf den Nachbarinseln spürte, die man aber in größeren Fernen nicht spüren konnte, weil sie nicht fortgepflanzt wurden.

Solche Bewegungen, welche in weitem Zuge über und durch die Erde hin fortschreiten, sind von ganz anderer Art und Entstehung. Es sind Wellenbewegungen, welche mit größter Geschwindigkeit durch die dichten Gasmassen des Erdinnern und nur wenig langsamer durch die fest zusammenhängende, stark zusammengepreßte Erdrinde hineilen, welche sich unter dem Meerwasser, unter dem Erdboden her wölbt, der das organische Leben trägt. Diese Wellenbewegungen können kaum anders entstehen als durch mächtige Stöße wohl explosionsartiger Natur aus dem Innern der Erde herauf. Durch Bewegungen, Einstürze, Aufsprengungen u. dergl. in der festen Erdrinde selbst können sie bei der großen Dichtigkeit der letzteren und den in ihr herrschenden Druck- und Temperaturverhältnissen wohl kaum sich bilden. Nur solche mächtige Stöße aus dem Erdinnern, die auch nur punktuell, d. h. local ganz eng begrenzt, auftreten, werden allseitig und mit sehr großer, gleichmäßiger Geschwindigkeit fortgepflanzt. So wurde das mächtige Erdbeben von Quetzaltenango in Guatemala am 18. April nur wenige Minuten nach seinem Eintritt von den Instrumenten in Straßburg wie von allen anderen Stationen der Welt aufgezeichnet, ebenso die Erdstöße von Chilpancingo in Mexiko am 16. Januar. Denn dies waren Erschütterungen der tiefsten Erdrinde, die mit viel größerer Kraft einsetzten, als in der Pelé-Eruption zur Verwendung kam.

Die Frage ist vielfach aufgeworfen — und sie liegt ja nahe — sollte nicht das Unglück von Martinique mit dem von Quetzaltenango in Zusammenhang stehen? Und da jetzt von den verschiedensten Seiten Erdbeben und Vulcanausbrüche gemeldet werden, da ja auch im vorigen Jahre die mächtigen Unruhen in Schemachea so lange andauerten: sollten wir nicht, so fragt man weiter, in eine Periode größerer tellurischer Unruhe eingetreten sein? Vielleicht in Folge kosmischer Einflüsse?

Diese letzte Frage muß indeß als durchaus unnachweislich verneint werden. Allerdings waren in den letzten acht bis zehn Monaten viele Erdbeben, manche Vulcanausbrüche; aber daraus auf eine Periode größerer Unruhe zu schließen scheint mir nicht geboten. Denn es ist eine bekannte Thatsache aus dem Seelenleben des Menschen, daß er auffallende gleichzeitige Erscheinungen, wenn sie irgendwie einander ähnlich sind, mit einander verbindet, ja nach festen psychologischen Gesetzen mit einander verbinden muß. Und ferner: ist einmal das allgemeine Interesse auf einen Punkt gerichtet, wie viel des Gleichartigen wird dann gefunden, aufgesucht, welches ohne dies Interesse gänzlich unbeachtet geblieben wäre! Vergleicht man wirklich genaue Erdbebenverzeichnisse, Listen der Vulcanausbrüche, wie sie Baratta und Mercalli für Italien gegeben haben, so zeigt sich die Zahl der Eruptionen und Beben in diesem Jahre keineswegs besonders groß. Für die Jahre 1885—1892 zählte Milne in Japan über 8300,

Julius Schmidt in Griechenland für 1870—1873 mehr als 320 Erdbeben, und man weiß jetzt, daß überhaupt kaum ein Tag ohne Erdbeben vergeht. Auch darf man nicht vergessen, wie viel mehr und wie viel genauer durch die immer verfeinerten Instrumente gemessen wird, als vor zwei bis drei Jahren.

Ohne Weiteres aber ist es als höchst wahrscheinlich zuzugeben, daß der Ausbruch des Pelé mit den gleichzeitigen Ausbrüchen der Soufrière, des Garou auf St. Vincent auf gleicher Ursache beruht, da die Eruptionsschlote dieser Nachbarvulcane wie auf der Erdoberfläche so wohl auch in der Tiefe einander benachbart sind. Sehr zweifelhaft aber bleibt es, ob die Vulcanunruhe auf Martinique mit dem Beben von Quetzaltenango, welches selbst in durchaus vulcanreicher Gegend, aber bei völliger Ruhe der dortigen — oft sehr erregten — Vulcane eintrat, in irgend welchem Zusammenhang steht. Allerdings zeigten sich die ersten Dampfwölkchen des Pelé kurze Zeit nach dem Guatemalabeben, und es ist denkbar, daß in Folge der Gasunruhen des Erdinnern, welche das letztere veranlaßten, durch Bewegungen, Verschiebungen, Aggregatänderungen der zusammengepreßten Gase das Eintreten oder wenigstens die Möglichkeit der Haupterscheinung in der Thätigkeitsperiode des Pelé, jenes explosiven Maarausbruches, dessen Natur wir kennen lernten, veranlaßt worden ist. Mehr aber läßt sich nicht sagen. Ein heftiger Ausbruch des Tacaná in der Sierra Madre von Chiapas, also ziemlich weit entfernt im Nordwesten, von Quetzaltenango gelegen, erfolgte am 8. Juni, also vier Monate nach dem Erdbeben. Der Vulcan ist sonst sehr unruhig; so wird auch dieser Ausbruch wohl ganz selbständig sein.

Der als Vulcan- und Erdbebenforscher berühmte K. von Seebach, der lange Reisen in Mittelamerika gemacht hatte, sprach die Ansicht aus, der sich Ed. Süß anschloß, daß die mittelamerikanische Inselwelt Reste eines alten mittelamerikanischen Landes seien, von welchem wir, eben in jenen Inseln, nur noch die Höhen übrig hätten. Auf der Steilseite des Absinkens sind jene Vulcaninseln, St. Vincent, Martinique u. s. w., hervorgetreten, wie auch in Italien die Vulcane auf der westlichen, der Steil- und Abbruchsseite der Apenninen liegen und Alpen, Karpathen, Himalaya Aehnliches zeigen. Nun sind ja die Züge im „Antlitz" unserer Erde, die Meeresbecken, die Gebirge durch solche tektonische Umänderungen in der Erdrinde, durch Einsenkungen, Abbrüche, Emporfaltungen gebildet. Aus diesen tektonischen Vorgängen und ihrer stetigen Weiterentwicklung will Eduard Süß und mit ihm wohl die Mehrzahl der Geologen die Erdbeben in ursächlichen Zusammenhang bringen. So erklärt John Milne das Erdbeben von Quetzaltenango als einen plötzlichen Ausgleich in der Gebirgsbildung Mittelamerika's; und auf ähnlichen Anschauungen beruht auch der bängliche Gedanke, daß die sämmtlichen Kleinen Antillen in die Tiefe sinken könnten. Nun, so wenig wie dies die Sunda-Inseln nach den Ausbrüchen des Tambora, des Krakatau gethan haben, ebenso wenig werden es die Antillen thun. Erwägt man ferner den colossalen Druck, der in der Erdrinde herrscht, ihre Dichtigkeit und zugleich den mächtigen Gegendruck des noch viel dichteren Erdinnern, dessen Gase und Flüssigkeiten durch ihre außerordentlich hohe Temperatur zugleich eine so mächtige Spannkraft haben,

so dürfte der Ursprung der Erdbeben und des Vulcanismus in der Erdrinde selbst doch kaum möglich erscheinen; führten uns doch die Vulcanschlote schon bis zu den untersten Tiefen derselben. Wir können beide Erscheinungen nicht erklären, wenn wir nicht die Zustände und Bewegungen des Erdinnern, welches ja schon in radiärer Richtung, wie wir sahen, 99 Procent gegenüber dem einen Procent der Erdrinde darstellt, in erster Linie mit berücksichtigen. Hierbei ist die geographische Verbreitung von Erdbeben und Vulcanen einerseits und andererseits die Art der Aeußerungen beider Erscheinungen von grundlegender Bedeutung. Die genaue Betrachtung des Pelé-Ausbruches zeigte uns die Verschiedenheit in der Entstehung und der Wirkung der Erdbeben und Vulcane, aber sie zeigte uns auch, bei streng methodischer Berücksichtigung aller wesentlichen Umstände, daß beide auf gleichem Grunde beruhen und nur verschiedene Aeußerungen der Wechselwirkungen zwischen Erdrinde und Erdinnern sind.

Aber auch auf die Atmosphäre hat die Explosion des Pelé eingewirkt. Zwar gewiß nicht so, daß man mit ihr die Regen- und Wärmeverhältnisse der letzten Monate in Zusammenhang bringen dürfte, wie denn überhaupt die Combinationsgabe der Menschheit oft zu sehr wunderlichen Anschauungen und Darlegungen geführt hat. Aber es sind Dämmerungserscheinungen eingetreten in Jamaika und nach Gerhard Schott's Bericht an der venezolanischen Küste schon am 10. Mai, in Europa in der zweiten Hälfte des Juni und Anfang August noch fortdauernd, die doch wohl mit dem Ausbruch des Pelé in Verbindung stehen. Bei der großen Kraft der Explosion, bei der hohen Temperatur der Explosionsgase kann es uns nicht wundern, daß dieselben die Luftschicht der Passatwinde, die keineswegs besonders hoch ist, durchstoßen haben und in die über derselben wehenden Südweste eingetreten sind. Das Phänomen zeigte sich in geringerer Höhe als nach dem Krakatau-Ausbruch, aber in denselben Farben, einem leuchtenden, dem Horizont auflagernden Scharlachroth und darüber weit hinauf in glänzendem Gelb. Diese Farben traten in Straßburg Anfangs erst lange (45—75 Minuten) nach Sonnenuntergang in vollster Pracht hervor, welcher Umstand wohl am sichersten darauf hindeutet, daß wir die Erscheinung nicht bloß als besonders schöne Abend- oder Morgenröthen localer Entstehung aufzufassen haben.

Coloniale Schmerzen.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

Der Schreiber dieser Zeilen hat zu allen Zeiten, auch als es noch nicht Modesache geworden war, für deutsche Colonien zu schwärmen, den Erwerb überseeischer Besitzungen für das Deutsche Reich als eine Nothwendigkeit angesehen und bezeichnet; er hat daher auch, als der Wunsch 1883 zur Thatsache wurde, das Vorgehen des Fürsten von Bismarck mit Freuden begrüßt, in der Hoffnung und Erwartung, daß, wie der große Kanzler sich von der politischen Nothwendigkeit des ihm im Grunde genommen wenig sympathischen Schritts überzeugt hatte, das deutsche Volk ihm auch auf dieser Bahn willig und verständnißvoll folgen werde. In letzterer Beziehung hat er sich leider getäuscht. Die Schuld daran lag und liegt unzweifelhaft in der sagen wir colonialen Unreife nicht allein der Masse des deutschen Volkes, sondern auch vieler seiner leitenden Männer. Zu verwundern ist das eben nicht. Auch bei anderen Nationen, die seit Jahrhunderten inmitten der colonialen Bewegung stehen und reiche Erfahrungen gesammelt haben, geschieht es noch täglich, daß ein mit Begeisterung aufgenommenes Project nach wenigen Jahren in Mißcredit geräth, weil es nicht sofort die übermäßig hoch veranschlagten Erfolge bringt, auf die man gehofft hatte. In Deutschland scheint dieser Zustand ein chronischer werden zu sollen, und das ist um so mehr zu bedauern, als man den in deutschem Besitz befindlichen Colonien unzweifelhaft Unrecht thut. Daß dieselben nicht Alles erfüllt haben, was verständiger Weise von ihnen erwartet werden konnte, steht leider fest, und wir werden auf die Ursachen dieser Enttäuschung zurückzukommen haben; auf der anderen Seite aber kann man mit Bestimmtheit behaupten, daß unsere Colonien in stetiger, wenn auch langsamer Entwicklung begriffen sind. Colonien sind, für die meisten auch der Colonialfreunde, noch keine Nothwendigkeit des nationalen Fühlens, Denkens und Handelns geworden, sie sind noch nicht mit dem Fleisch und Blut unserer nationalen Existenz und Entwicklung verwachsen, sondern sie sind immer noch mehr oder weniger das Spielzeug flüchtiger Erregung, das man bei Seite zu legen neigt, sobald der Reiz der Neuheit verschwunden ist und die Frage der

Kosten oder sonstiger zu übernehmender Verantwortlichkeiten sich in unliebsamer Weise fühlbar macht. Ein bemerkenswerthes Symptom solcher Colonialmüdigkeit ist der vor Kurzem im „Tag" veröffentlichte Aufsatz des Freiherrn von Zedlitz, der dem Verkauf von Deutsch-Ostafrika an England das Wort redet. Der Vorschlag hat selbst bei seinen Parteifreunden keinen Beifall gefunden, und auch das Blatt, das man als sein Organ zu bezeichnen pflegte, die „Post", hat ihn heftig angegriffen. Man wird daher diesem „ballon d'essai", denn um mehr handelt es sich wohl kaum, eine besondere praktische Bedeutung nicht beizumessen brauchen. Anders verhält es sich mit der Begründung des Vorschlages. Freiherr von Zedlitz bezeichnet Militarismus und Missionswesen als die hauptsächlichsten Ursachen der deutschen Mißerfolge in Ostafrika und knüpft daran die Bemerkung, daß es mehr als zweifelhaft erscheine, ob Deutschland bereits die Kunst erlernt habe, tropische Colonien richtig zu verwalten. Darin liegt unzweifelhaft sehr viel Wahres. Man hat vor allen Dingen darin Unrecht gehabt — anscheinend um die Unterstützung des Centrums zu gewinnen —, auf die religiöse Frage zu großes Gewicht zu legen. Aber die Regierung ist in dieser Beziehung nicht allein und nicht hauptsächlich zu tadeln. Der Beschluß des Colonialrathes, mohammedanischen Schulen keine Staatsunterstützung zu gewähren, war ein politischer Fehler und mehr als das, ein vollständiges Verkennen der Aufgabe, die jeder Staat zu erfüllen hat, der einen colonialen Besitz antritt. Erst erziehen, dann bekehren ist in diesem Falle die Regel, und man braucht nur zu sehen, was nach dieser Richtung von England, der bisher noch unübertroffenen Lehrmeisterin in colonialen Dingen, in Indien geschieht, um zu verstehen, wie falsch eine Politik sein muß, die aus andersgläubigen, d. h. nicht-christlichen Unterthanen des Reiches solche zweiter Classe zu machen geeignet ist. Was den Militarismus anbetrifft, so sind die Schutztruppen unzweifelhaft ein fressender Schaden an dem Körper unserer Colonien, und jede Verminderung derselben würde vom finanziellen Standpunkt aus mit Freuden zu begrüßen sein. Wie weit die Sicherheit der Colonien gegen innere Unruhen eine Herabminderung des Präsenzstandes gestatten würde, kann hier nicht erörtert werden; gegen äußere Feinde brauchen dieselben nicht an Ort und Stelle vertheidigt zu werden und können es bei den unseren möglichen Gegnern zur Verfügung stehenden Macht- und Transportmitteln auch nicht. Eine Erinnerung aus der Geschichte der Anfänge von Rhodesia dürfte aber vielleicht einen Fingerzeig geben, wie solche Fragen zu behandeln seien. Als Mashonaland 1890 durch Johnson's Leute für Rhodes besetzt worden war, stiegen die Verwaltungsunkosten sofort ins Ungeheure und erreichten den Betrag von £ 250 000 jährlich; da bot sich Dr. Jameson, später der Führer des Einfalls in Transvaal, an, die Verwaltung für £ 3000 pro Monat zu reorganisiren; er reducirte die Polizeitruppe von 500 auf 40, verpflichtete 500 Ansiedler gegen eine jährliche Zahlung von £ 4, sich im Bedürfnißfalle zur Verfügung zu stellen, und brachte damit und durch andere Ersparnisse das jährliche Budget auf £ 30 000 herunter.

Wichtiger vielleicht ist noch die Frage der Beziehungen zwischen den Civil- und Militärbehörden in den deutschen Colonien, bei denen die militärische

Anciennität der einzelnen Persönlichkeiten eine erschwerende Rolle spielt. In England vermeidet man derartige Reibungen, indem man den Gouverneuren der Kroncolonien zeitweilig einen militärischen und, im Nothfall, auch einen seemännischen Rang beilegt. So hat z. B. der Gouverneur von Hongkong pro tempore den als Generalleutnant und Viceadmiral. Am wichtigsten ist und bleibt aber die Frage der Ausdehnung der allgemeinen Dienstpflicht auf die Colonien, in die, wie z. B. nach Südwestafrika, eine europäische Einwanderung hingeleitet werden kann. Es ist einfache Selbsttäuschung, zu erwarten, daß Deutsche oder Fremde in unter deutscher Herrschaft stehende Gebiete gehen werden, wo das Schwert dieser Pflicht über ihren Häuptern hängt, wenn sie in den nahegelegenen Colonien anderer Mächte gleiche oder bessere Zustände ohne diese Zugabe finden können.

Der schlimmste Wurm jedoch, der an unseren Colonien nagt, ist ganz anderer Art. Er hat bis jetzt die Knospe verhindert, sich zur Blüthe zu entfalten, und es ist nicht abzusehen, welchen Schaden er noch anrichten kann und wird. Ein alter Spruch lautet, daß, wo zwei Deutsche zusammen sind, sie dreierlei verschiedene Ansichten haben, und das Wort von den „querelles allemandes“ ist nicht umsonst von den Franzosen erfunden worden. An diesem Laster der Vielköpfigkeit und des Besserwissens krankt unser ganzes Colonialwesen, und die sogenannten Colonialfreunde sind in dieser Beziehung viel schlimmer als die offenen und versteckten Feinde der Bewegung. Kaum taucht ein Gedanke, z. B. der einer Eisenbahn oder irgend einer anderen Sache, auf, deren Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit Niemand bestreitet, so erscheinen dem ersten Entwurf gegenüber sofort ein Dutzend andere auf dem Plane, deren jeder ebenfalls vortrefflich sein mag, deren Urheber aber vergessen haben, daß das Bessere oft, wenn nicht immer der Feind des Guten ist. So kommt es, daß die Gleichgültigen und Unentschlossenen wie — sit venia verbo — das bekannte Grauthier vor allen den Bündeln Heu stehen bleiben und nicht wissen, welches sie verspeisen sollen. Die Gegner haben es dann leicht, von ungenügender Information — vide die Commissionsverhandlungen des Reichstages — zu reden, und das Project wird, vielleicht ad calendas graecas, vertagt. Dem Reichstag ist daraus kein besonderer Vorwurf zu machen; er ist nur das Abbild der Zerfahrenheit der Wähler, und das Wort, daß jedes Volk die Regierung hat, die es verdient, trifft auch in diesem Falle zu. Wer die Entwicklung der Colonien aller Länder mit offenen Augen verfolgt hat, wird sich haben überzeugen können, daß auch auf sie das Wort des Dichters von der versäumten Gelegenheit paßt. Das französische Congogebiet ist heute dem belgischen Congostaat commerciell tributär, weil man sich in Frankreich nicht rechtzeitig hat entschließen können, die nothwendige Eisenbahn zu bauen; und wer weiß, welche Wendung die Verhältnisse in Südafrika genommen hätten, wenn der Transvaal, statt sich in thörichtem Trotz gegen die Forderungen einer verständigen Eisenbahnpolitik zu verschließen, den angebotenen Anschluß an die Capcolonie angenommen und die Verlängerung nach Bulawayo—Tanganyika durch das eigene Gebiet geführt hätte. Für Deutschland wird die Zerfahrenheit des Entschlusses durch die Anglophobie verschlimmert,

die sich in colonialen Kreisen zum Schaden der Sache breit macht. Daß das geschehen konnte, ist in erster Linie der Verquickung der colonialen Frage mit alldeutschen Tendenzen und Bestrebungen zuzuschreiben, und es ist zu bedauern, daß dagegen von Anfang an nicht mit genügender Entschiedenheit Front gemacht worden ist. Grade in colonialen Fragen, in denen Deutschland auf ihm bisher fremdem Gebiete seine Sporen verdienen soll, wäre etwas Bescheidenheit mehr am Platze gewesen. Wir sind nicht allein auf der Welt, und an der Thatsache vermögen auch die dröhnendsten Declamationen nichts zu ändern. Dann gehört zum Colonisiren, wie zum Kriegführen, Geld, Geld und nochmal Geld, und davon haben wir leider recht wenig für solche Zwecke übrig. Der Gedanke des Fürsten von Bismarck, dem Privatunternehmer die Entwicklung der Schutzgebiete zu überlassen, war ein historisch richtiger; dasselbe war in Indien und Java geschehen, und auch die französischen neuen Erwerbungen sind auf alte kaufmännische Unternehmungen gepfropft worden. Aber dieser Modus erwies sich als unausführbar, einmal, weil die Verleihung staatlicher Rechte an private Corporationen heute nicht mehr wie früher möglich ist; dann, weil dem Deutschen der Unternehmungsgeist und das Capital fehlen. Noch heute, nach zwanzig Jahren, steht das Großcapital, mit einer einzigen Ausnahme, der des Herrn von Hansemann, den deutschen Colonien sehr kühl gegenüber, und Gott weiß, wie wenig Dank die sogenannten Colonialfreunde dem Genannten dafür gesagt haben. Anscheinend wäre es nun das Einfachste gewesen, fremdes Capital heranzuziehen, aber dagegen sträubt sich der alldeutsche Patriotismus. Daß in manchen englischen Colonien 40, 50 und mehr Millionen deutschen Capitals nutzbringend angelegt sind, wird mit Begeisterung verkündet und erscheint selbstverständlich; aber wer einer Verwendung fremden, besonders englischen Capitals in einer deutschen Colonie das Wort redet, wird als Verräther niedergeschrieen. Von der Rolle, die das englische Capital grade für Colonisation besitzt, und der Art und Weise, wie solche Fragen sich in England abspielen, scheint man sich in solchen Kreisen freilich keinen Begriff zu machen. Als es sich 1899 um die Verlängerung der Eisenbahn von Bulawayo nördlich nach dem Zambesi handelte, erklärte Rhodes in einer am 2. Mai abgehaltenen Versammlung der Actionäre der Chartered Co., daß der erforderliche Betrag von drei Millionen Pfund ihnen zur Verfügung stehe, daß aber, wenn sie die Actien nicht nehmen wollten, sein Freund Mr. Beit bereit sei, £ 500 000 zu übernehmen, er selbst £ 200 000 und zwei seiner Freunde ebenfalls £ 500 000, womit der Bau begonnen werden würde. Er fügte hinzu, daß er persönlich gern mehr übernommen hätte, aber während der letzten Jahre habe er sich mit Politik beschäftigt, und Politik und Schätzesammeln gingen nicht zusammen. Der verlangte Betrag wurde von den Actionären mit 20 Procent über dem Tagescurs der früheren Anleihen genommen.

Ueber den Bureaukratismus, der wie der Militarismus der Entwicklung unserer Colonien hindernd im Wege steht, braucht hier nichts gesagt zu werden. Sie ersticken an einer Plethora von Beamten, Verordnungen und Schreibwerk. Auch der neue Entwurf für die Ausbildung von Colonialbeamten leidet an zu viel Calculatur, Registratur und leider auch Juristerei, und der erfrischende

Wind, der in Indien weht und es Lord Curzon erlaubte, bei der Schaffung der neuen Nordwest-Provinz, freilich zum großen Entsetzen der angloindischen Staatshämorrhoidarier, mit dem alten Gerümpel bureaukratischer Vorurtheile aufzuräumen, hat das Gestade von Deutsch-Ostafrika noch nicht erreicht.

In einigen Wochen oder Monaten wird der Reichstag eine weit über ihre ursprüngliche Bedeutung hinaus gehende Frage zu entscheiden haben. Der Bau der Bahn von Dar-es-Salam nach Mrogoro, der sogenannten Centralbahn, ist seit lange das Schmerzenskind von Ostafrika und der Colonialverwaltung. Ein bereits 1895 mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und der Deutschen Bank für den Bau derselben abgeschlossener Vertrag fiel ins Wasser. 1900 wurden zwei Millionen, welche die Regierung als erste Baurate verlangte, vom Reichstage abgelehnt und der Reichskanzler ersucht, behufs Erbauung der Bahn auf Grund eines mit einem Privatunternehmer abgeschlossenen Vertrages oder mit Hülfe des Privatcapitals eine Vorlage zu machen. Der Entwurf eines solchen Gesetzes ist dem Reichstage am 20. Mai 1901 zugegangen und einer Commission überwiesen worden; der von dieser amendirte Entwurf ist dann am 7. März 1902 an dieselbe zurückverwiesen worden, „weil, seitdem die Commission sich mit der Frage beschäftigt, zehn Monate vergangen seien und die Lage des Geldmarktes sich inzwischen sehr verändert habe". Der aufs Neue abgeänderte Entwurf wird nunmehr in der nächsten Session dem Plenum wieder vorgelegt werden. Es handelt sich im Wesentlichen um die Ertheilung einer Concession für die Dauer von 88 Jahren an eine Gesellschaft und die Uebernahme einer Zinsgarantie von 3 Procent für eine Summe von 22 Millionen Mark durch die Regierung. Daß die Bahn eine Lebensfrage für Ostafrika ist und ohne sie eine Entwicklung der Colonie unmöglich wird, ist vernünftiger Weise nicht in Abrede zu stellen; ebenso wenig können die der Commission durch Oberst Gerding aus eigener Anschauung gemachten Mittheilungen einen Zweifel über Ausführbarkeit und Rentabilität der Bahn lassen. Wie die Entscheidung aus Nützlichkeitsgründen fallen müßte, scheint daher kaum zweifelhaft; wohl aber ist es möglich, daß das Centrum, die ausschlaggebende Partei im Reichstage, aus tactischen Gründen die Vorlage ablehne oder wieder auf die lange Bank schiebe. Und was dann? Soll die Regierung wieder mit Gewehr bei Fuß zusehen, wie die wichtigsten Verkehrsfragen an Parteirücksichten scheitern, oder soll sie etwa den Zedlitz'schen Vorschlag zu dem ihrigen machen und urbi et orbi bekennen, daß wir den Platz an der Sonne, nach dem wir so lärmend verlangt haben, nicht auszufüllen vermögen? Es gäbe freilich noch ein Mittel. Preußen hat schon oft Deutschland den Weg gezeigt, so bei der Schaffung einer Flotte, und der Uebergang der Colonie oder Colonien auf Preußen könnte dieselben von der drohenden Gefahr der Versumpfung retten. Freilich müßte die Regierung dann auch den Muth haben, die Konsequenzen aus einem solchen Schritt zu ziehen und mit einer Politik zu brechen, welche die von höchster Stelle oft als vital bezeichneten Interessen dauernd in Frage stellt.

Der Scherbenflicker.

Eine Pariser Modellgeschichte

von

H. Raff.

[Nachdruck untersagt.]

In einer der Platanen-Alleen, die sich von dem großen Triumphbogen aus nach Passy hinziehen, lag ein einstöckiges, weißes Haus mit vornehmer, säulengeschmückter Vorhalle, zu der drei marmorne Stufen hinauf führten. Die Läden waren gewöhnlich geschlossen — es schien zu schlafen inmitten der Brandung von Paris. Der vorige Besitzer, ein junger Mann aus adeligem Hause, der mit seiner betagten Mutter hier gelebt, hatte sich vor nicht langer Zeit erschossen, um einer berühmten Modelöwin willen. Die Mutter versteckte seitdem ihr Leid auf einem einsamen Landsitz in der Normandie, und das Haus trauerte stumm zwischen den Syringen- und Pfingstrosenbüschen des mehr und mehr verwildernden Gartens.

Seit einigen Monaten aber war es nicht so ganz verlassen mehr, denn auf den Stufen des säulengetragenen Einganges hockte ein junger, starker Mensch mit schlanken, geschmeidigen Gliedern und gebräunten Wangen. Er war unaufhörlich beschäftigt, mit Kitt und Draht die Schäden der ihm gebrachten Vasen, Töpfe und Schüsseln zu heilen — ein Gewerbe, das in Paris stets unter freiem Himmel betrieben wird. „Raccomodeur“ heißt es dort, „Hafenbinder“ würden wir sagen oder „Scherbenflicker“.

Gustave Bernard war aus einem kleinen Neste in der Franche-Comté gebürtig und schon bei Lebzeiten seiner Eltern, die inzwischen das Zeitliche gesegnet hatten, ausgezogen, um sein Glück zu suchen. Er hatte eine träumerische Sehnsucht nach den Erlebnissen der Weite und sehr geschickte Finger, auf die er sich mit Recht verließ. In seinem kleinen Vaterhause pflegte er jede Arbeit mit Gewandtheit anzugreifen und jedes schadhafte Geräth wieder herzustellen; auch formte er aus Brotteig oder dem herabgetropften Wachs der Kirchenkerzen allerlei drollige und anmuthige Figuren, denn er besaß einen lebhaften Sinn für das Schöne und Zierliche. Der Vater nannte ihn deshalb mitunter geringschätzig einen „Herrn“, die Mutter strahlte vor unter-

drücktem Stolz. In der ersten Zeit, da Gustave nach Paris gekommen war — der französische Provinzler kennt kein anderes Ziel als Paris — hatte er allerlei hochfliegende Pläne genährt: er wollte bei einem Gipsformer, einem Holzschnitzer oder dergleichen in Arbeit treten. Aber Arbeit für einen jungen, unerfahrenen Menschen gab es in der Riesenstadt nicht so leicht als er sich gedacht: er blieb längere Zeit ohne Beschäftigung, und da er seine mitgebrachte kleine Baarschaft zur Neige gehen sah, setzte er sich eines Tages kurz entschlossen auf die Straße, um Töpfe und Teller zu flicken. Damit ging es ausgezeichnet.

Sein erster Kunde war ein Bürschchen von etwa sechs Jahren gewesen, das mit erschrockenem, weinerlichem Gesichtchen gelaufen kam, eine bemalte Schüssel in der Hand, aus deren Rande ein Stück heraus gebrochen war.

„Oh monsieur, quel malheur, voyez donc!"

Gustave prüfte den Schaden und erklärte ihn für nicht hoffnungslos; dazwischen betrachtete er den geängstigten Wicht, der ihm sehr gefiel — er liebte Kinder überhaupt.

Auf Befragen gab das Bübchen sich als den Sohn einer Madame Délines zu erkennen, welche gleich in der benachbarten Straße ein sehr bescheidenes Trödel- und Antiquitätengeschäft betrieb. Gegenwärtig war sie ausgegangen, und der Kleine hatte in ihrer Abwesenheit ein wenig unter ihren Schätzen gekramt, was ihm nun leider zum Unheil ausgeschlagen war.

„Mama sagt, es ist eine sehr gute Schüssel — sie ist aus Rouen" — erzählte der Missethäter wichtig und betrübt.

Gustave versetzte, die Herkunft thue nichts zur Sache; wenn der Schaden ausgebessert sei, werde man ihn kaum noch sehen.

Wirklich, man sah ihn fast gar nicht mehr. Der kleine Charles fühlte sich sichtlich getröstet und reckte sich stolz empor mit der Erklärung: nun wolle er bezahlen. Aber sein ganzes Hab und Gut, das er bereitwillig zum Vorschein brachte, bestand aus drei Sousstücken, welche Gustave sich weigerte anzunehmen. „Behalte sie selbst, Kleiner."

Eine Weile behielt der Knabe das Geld in der Hand, bis er es, von seines Helfers Standhaftigkeit überzeugt, einschob und mit verschämtem Danke davon trollte.

Des anderen Tages aber kam die Mutter des Kindes, eine stattliche, etwas volle Dreißigerin, um sich gleichfalls zu bedanken und ihres Sprößlings Schuld zu berichtigen. Der kleine Sünder war ehrlich genug gewesen, ihr vor dem Schlafengehen seine Unthat zu beichten und Gustave's Freundlichkeit rühmend hervorzuheben.

Die lebhafte Frau erging sich in einer ausführlichen Schilderung alles Dessen, was sie im Leben durchgemacht, wobei ihre schwarzen Augen funkelten und ihr Busen wogte. — „Wenn Sie wüßten, Monsieur! Mit siebzehn Jahren habe ich geheirathet, oder vielmehr man hat mich verheirathet! Der verstorbene Herr Délines war ein Ehrenmann, ganz gewiß war er das, aber so viel älter als ich, aus dem gleichen Jahrgang wie mein armer Papa. Was ist die Folge? Nun bin ich ganz allein, das heißt, ich habe ein Geschäft,

von dem ich zu Anfang nicht das Geringste verstand, und in dem es so schwer ist sich durch zu bringen, dazu den kleinen Teufel von Buben, dem der Vater fehlt. Sie haben ihn ja gesehen, ein kleines Ungeheuer, er spielt mir einen Streich nach dem andern." Obwohl auf ihren Mienen deutlich geschrieben stand, daß sie von dem „petit monstre" im Grunde entzückt sei, stieß sie doch einen tiefen Seufzer aus.

Gustave stammelte ein paar unbeholfene Trostesworte; als sie nun aber auf den Zweck ihres Erscheinens zu sprechen kam, gewann er seine Festigkeit zurück: was er einmal geschenkt habe, lasse er sich nicht nachträglich bezahlen.

„Geben Sie mir Ihre Kundschaft, Madame!" fügte er treuherzig hinzu.

Diese war ihm gesichert, denn Madame Délines war ebenso gerührt von seiner Uneigennützigkeit, wie seine blühende Jugend ihren Augen wohl that. Sie verbreitete sein Lob bei ihren Freundinnen in der gesammten Nachbarschaft, und bald schleppten die Frauen aller angrenzenden Straßen ihm ihre zerbrochene Waare zu. Er wurde von ihnen bemuttert und mit gelegentlichen Rathschlägen versehen; denn als Pariserinnen fühlten sie sich dem eingewanderten Landkind unendlich überlegen. Aber vor Allem verdiente er sein tägliches Brot, und das war ihm die Hauptsache.

In den kühlen Morgenstunden saß er vor dem Gartengitter des verlassenen Hauses; wenn die Sonne gegen Mittag ihn vertrieb, suchte er Schutz und Schatten unter den Säulen der Vorhalle. Ganz früh, während das Stimmengewirr der Verkäufer, die mit ihren kleinen Karren herum zogen, den Tag begrüßte, fand er sich auf seinem Posten ein — und bereits unterschied er, ohne umzuschauen, den Ruf eines Jeden. Ganz deutlich erkannte er in dem Durcheinander die Stimme des Zeitungshändlers, des Stiefelwichsers, der Blumen- und der Orangenverkäuferin. Er wußte, um welche Stunde die blau gestrichenen Milchwagen gefahren kamen, auf deren Bock der Milchmann mit dem großen, weißen Hute saß, und wann die verschlossenen Thüren sich öffneten, um den Bonnen, die ihre Einkäufe machen wollten, Durchlaß zu gewähren. — Von den Dienstboten, namentlich den weiblichen, die bei ihm stehen blieben, indessen er das ihm gebrachte schadhafte Stück ausbesserte, erfuhr er Manches, wovon er sich nichts hatte träumen lassen. Da hatte ein Millionär über Nacht sein ganzes Vermögen verspielt, ein schrecklicher Mord war in einer Vorstadt begangen worden, und eine schöne, reiche Herzogin sollte, Gatten und Kind im Stiche lassend, mit ihrem Kammerdiener geflohen sein. Das Letztere reizte seine Phantasie besonders; ein romantischer Zug lag darin, der ihm zusagte. Er ließ sich auch gern von seiner besonderen Gönnerin, Madame Délines, Bücher leihen, die sich unter ihrem alten Plunder befanden, und in denen merkwürdige, rührselige Geschichten standen, an deren Wahrheit er nicht zweifelte. Ebenso fest glaubte er an den Inhalt der Zeitungen, die er sich, je nach Stand seiner Kasse, kaufte oder ausborgte; nur unwillkürlich schüttelte er den Kopf, wenn er etwas ganz Unerhörtes las, das in einem anderen Stadtviertel sich zugetragen hatte — was die daheim wohl dazu sagen würden?

Eines Tages geschah auch etwas Unerwartetes in seiner unmittelbaren Nähe: das verschlossene Haus wurde geöffnet, es wurde besichtigt, weil eine fremde Herrschaft es miethen wollte.

Der Pförtner der nächstliegenden Villa, der die Schlüssel in Verwahr hatte, geleitete einen breitschultrigen älteren Herrn und eine hochgewachsene junge Dame herein; sie schritten an Gustave vorbei, ohne sonderlich auf ihn zu achten; nur der ältere Mann dankte leicht auf des Armen schüchternen Gruß. Sie verschwanden im Hause, und es dauerte geraume Zeit, bis sie wieder heraus kamen, um den Garten und einen hinter dem Hause liegenden Pavillon in Augenschein zu nehmen.

Der Herr und das Fräulein — aus der Aehnlichkeit beider schloß Gustave, daß es kein Ehepaar, sondern Vater und Tochter sei — verhandelten mit einander in einer fremden Sprache. Dann sagte der Vater in gebrochenem Französisch zu dem Pförtner: der kleine Gartenbau müsse mit großen Fenstern versehen und in ein Atelier verwandelt werden, sonst könne er das Ganze nicht brauchen.

Der Herr war also wohl ein Künstler! Dem Scherbenflicker, der, von einer seltsamen Neugierde bewegt, sich in der Nähe gehalten hatte, pochte das Herz. Er hatte noch nie einen Künstler gesehen — und dann: was für wundervolle, goldglänzende Haare das Fräulein besaß! Sie sagte übrigens nur wenig, und dies Wenige in einer kurzen, bestimmten Art. Als sie davon gingen, streifte sie Gustave, der sich wieder zu seiner Arbeit niedergekauert hatte, mit einem flüchtigen Blick und wechselte dann einige Worte mit dem Vater, worauf dieser sich umwandte und den erröthenden Burschen gleichfalls eine Secunde betrachtete. Das beunruhigte diesen. Gewiß mißfiel den Beiden seine Anwesenheit in ihrem künftigen Bereich, und sie würden Sorge tragen, ihn auszutreiben! Der Gedanke beklemmte sein Herz; denn auch der bescheidenste Geschäftsmann verlegt nicht gern sein Geschäft, wenn er die bisherige Stelle seinem Betriebe günstig erfunden hat.

Die entfernte Besitzerin mußte allen Wünschen ihrer Miether entgegengekommen sein; die nächsten Wochen hindurch waren Arbeiter aller Art in dem ehemals so stillen Heimwesen beschäftigt, man erneute den Ausputz der Zimmer, in dem Gartenpavillon wurden Heizvorrichtungen getroffen und große, treibhausähnliche Fensterscheiben eingesetzt. Endlich war Alles fertig, und die neuen Bewohner zogen ein.

Während allerhand kostbarer, fein gewählter Hausrath hinein getragen wurde, vertraute der neu angestellte Hausmeister dem ehrfürchtig zuschauenden Gustave, der fremde Herr sei ein berühmter Bildhauer von da oben aus dem Norden, aus Dänemark oder Schweden. Er heiße Professor Gulbrand und seine Tochter Mademoiselle Thora.

Dem Burschen wollten die ausländischen Namen nicht mehr aus dem Sinne, ebenso wenig wie die goldenröthliche Haarfülle, derengleichen er nie gesehen. Aber nun sah er sie wieder, häufiger, als er gedacht.

Wenige Tage nach der Ankunft der Herrschaft — Gustave hatte soeben mit einiger Beklommenheit auf den Marmorstufen Platz genommen — knisterte

der Kiesweg unter einem hastigen Frauentritt. Er schaute empor. Da stand das kräftige, blonde Mädchen vor ihm — sollte die gefürchtete Ausweisung nun geschehen?

Nein doch — im Gegentheil. Fräulein Thora machte ihm eine auffordernde Gebärde, er solle ihr folgen.

Ungläubig und erschrocken starrte der Bursche sie an; da wiederholte sie noch energischer als zuvor ihren Wink. „Venez donc!“ sprach sie dabei. Dann raffte er sich auf und schritt hinter ihr drein; in seinem Kopfe kreuzten sich, indeß ihr graublaues Kleid vor ihm herschleifte, die abenteuerlichsten Einfälle. Was in aller Welt konnte das schöne, herrische Geschöpf von ihm wollen?

Sie waren vor der Thüre des nunmehrigen Ateliers angelangt; Thora stieß sie auf und schob den verwirrten Gustave wie einen Kriegsgefangenen vor sich hinein. „Da ist er, Papa!“ — Also hatte der Vater nach ihm verlangt! Gustave fühlte etwas wie Enttäuschung.

Die Beiden verwandten keinen Blick von ihm; es war dem Scherbenflicker, als bohrten die zwei hellen, scharfen Augenpaare sich in seinen Körper. Dann nickte der Bildhauer seiner Tochter zu: „Du hast es getroffen.“

Er berührte die ärmliche Jacke des Burschen mit der Hand.

„Legen Sie das ab, dort hinten,“ — er deutete nach einem japanischen Wandschirm, der die eine Ecke des Raumes einnahm —, „und ziehen Sie an, was Sie dort finden werden.“

Mechanisch gehorchte Gustave. Hinter dem Wandschirm lagen ein kurzes Hemd und ein Stück Fell. Er begriff nicht, wie er es anstellen müsse, sich damit zu bekleiden. Schließlich kam der Professor, der sein Ungeschick wohl vorausgesehen, ihm zu Hülfe; ihm gegenüber faßte Gustave sich ein Herz und fragte, warum denn das alles nöthig sei. Gulbrand konnte es ihm nicht gleich erklären. Da rief Thora, die es gehört, mit ihrer volltönigen Altstimme über den Wandschirm hinüber: „Sie sollen uns Modell sitzen — poser pour nous — verstehen Sie? Weil Sie schön sind!“

Er meinte, seine Wangen müßten zerspringen, so schoß die Gluth ihm hinein. Daß ein junges Weib, ein ehrbares obendrein, einem Manne so kaltblütig ihre Ansicht von seinem Aussehen sagte, hatte er noch nicht erlebt. Manche der älteren Frauen in den benachbarten Läden versicherten ihm auch bisweilen, er sei ein joli garçon, doch pflegte er dies lediglich auf Rechnung ihres Wohlwollens zu schreiben und nicht weiter darauf zu achten.

Es peinigte ihn, daß er nun in so nothdürftiger Bekleidung vor des Fräuleins Augen treten sollte, aber sie zeigte keine Befangenheit, als ihr Vater ihn am Arme hervorzog. Nun ward ihm gewiesen, wie und wo er sich hinzustellen habe; dann nahm der Bildhauer einen großen Thonklumpen, das Fräulein ein mit Zeichenpapier bespanntes Brett zur Hand, und beide begannen eifrig zu arbeiten.

Von da ab ward der Scherbenflicker auf seinem gewohnten Platze vermißt, bis seine Kunden erfuhren, daß er täglich im Hause des fremden Künstlers beschäftigt sei. Ein paar Tage lang sprach man in der ganzen

Nachbarschaft davon, und Gustave mußte sich, wenn er über die Straße ging, manchen neckenden Zuruf gefallen lassen.

Sein neues Dasein konnte den Anderen kaum so verwunderlich scheinen als ihm selbst. Wie in einem Märchen kam er sich vor in dem hohen Raume, dessen Wände mit kostbaren, gewirkten Teppichen und schimmernden Marmorbildern geschmückt waren, und neben den beiden Menschen, die so völlig einer anderen Welt entstammten, von deren äußerem Leben er auch nur Weniges erfuhr.

Niels Gulbrand war Wittwer schon seit mehreren Jahren, nachdem er eine zufriedene Ehe geführt hatte mit einer wunderschönen Frau, deren innere Eigenart nicht besonders ausgebildet gewesen. Aber auf ihre Weise hatte sie ihn geliebt und er sie desgleichen, soweit in seiner Seele noch Raum war für etwas Anderes als die Kunst. Sie hatte ihm drei Kinder geschenkt. Der Sohn studirte in Upsala, eine Tochter war verheirathet, Thora, die Jüngste, weilte allein im Hause des Vaters.

Gulbrand erzog seine Kinder aus Grundsatz nicht. Er ließ sie lernen, wozu sie Lust und Begabung hatten, sich vergnügen, womit sie wollten. Er vertrat im Leben wie in der Kunst die Ansicht, daß das Werk der Natur dem der berufensten Menschenhände weit überlegen sei, und in dem beruhigten Bewußtsein, daß seine Kinder schöne, gesunde Geschöpfe waren, pfuschte er an ihnen möglichst wenig herum.

Am meisten sein Ebenbild war Thora: sie hatte viel von des Vaters Thatkraft, eine künstlerische Ader obendrein. Er war auch das einzige Wesen, das ihr Ehrfurcht einflößte; sie ahnte das Gottesgnadenthum in ihm, das geheimnißvolle Etwas, das die Persönlichkeit großer Künstler so mächtig wirken läßt.

Sie brach in Entzücken aus vor dem kleinen Thonmodell, das ihr Vater nach dem geduldigen Scherbenflicker gemacht hatte und nun als lebensgroße Gruppe auszuführen begann: ein Wikingerhäuptling, der ein junges Weib gewaltsam von dannen schleppt. Gustave mußte herantreten, er sollte auch bewundern. Das that er von Herzen gern; nur wollte er wissen, was es vorstelle, und hatte große Mühe, den Hergang zu begreifen; denn von alten Zeiten und fernen Völkern wußte er so gut wie nichts.

Je mehr die Figur aus dem Groben herauswuchs, desto seltsamer bedünkte es dem Tagelöhner, daß dieser sieghafte Frauenräuber seine Züge und seine starken, jungen Glieder zeigte. Er gewann es nicht über sich, viel davon zu reden, als er einmal ein paar Tage Urlaub hatte und sie benutzte, um seinen Gönnerinnen in den benachbarten Läden Besuche abzustatten.

Man empfing ihn etwas zurückhaltend. Er ließ sich ja kaum noch blicken. Natürlich war es erfreulich für ihn, daß er sich so leicht Geld verdienen konnte, aber würden das Stillesitzen und der Müßiggang nicht eigentlich recht verderblich für einen Menschen in seinen Jahren sein? Der junge Mann fühlte sich betroffen: er hatte sein jetziges Thun bereits als Faulenzerei und die reichliche Bezahlung dafür als demüthigend empfunden; aber er war zu arm, um seine Zeit zu verschenken. Das brachte er so schlicht und bescheiden

zu seiner Entschuldigung vor, daß er seine erschütterte Stellung in der Meinung der alten Freunde bald zurückgewann. Am schwersten hielt dies, wie ihm schien, bei Madame Délines, obschon sie ihn mit einem unwillkürlichen Freudenlaut empfangen hatte. Aber sie hatte gegen seine neue Herrschaft alles Mögliche einzuwenden.

„Ich sage nichts über den Herrn, obschon er etwas vom Barbaren hat, wie diese Nordländer alle. Nun aber erst das Fräulein! Sie singt ganz laut am Fenster und geht im Garten herum in einem Anzug wie ein Badecostüm. Und daß man sie immer allein auf der Straße sieht! Als ob eine Dame comme il faut jemals allein ginge!"

Ihr Sticheln auf Fräulein Thora verdroß Gustave dermaßen, daß er sich bald empfahl; im Begriff, zu gehen, zog er noch ein zerlesenes Buch aus seiner Rocktasche und händigte es ihr ein. „Mit bestem Dank zurück, Madame!"

„Ah! Sie haben es gelesen?" — Es war die Geschichte Abélard's und Héloisen's. — „Das ist schön, nicht wahr?"

Er bejahte enthusiastisch, und die redselige Frau belehrte ihn, daß er auch einmal auf den Père Lachaise gehen müsse, um das Grab des berühmten Liebespaares zu sehen. „Man muß es gesehen haben; wissen Sie! Solche, die nicht zusammenkommen können oder unglücklich lieben, werfen kleine Sträußchen durch das Gitter, damit ihr Wunsch noch in Erfüllung gehe. Freilich, ein Aberglauben," schloß sie verschämt und bot Gustave, der inzwischen mit dem kleinen Charles getändelt, die Hand zum Abschied.

Als er das Atelier des Bildhauers wieder betrat, war die Gestalt der geraubten Frau schon ziemlich erkennbar. Gustave unterdrückte mit Mühe einen Aufschrei — es war Thora, und in seinen Armen!

„Macht es sich nicht gut?" fragte der Professor in seinem schwerfälligen Französisch, voll der ruhigen Befriedigung eines Menschen, der ganz in seinem Werke aufgeht.

„Wird es dem Fräulein nicht unangenehm sein?" stammelte Gustave und erschrak vor seiner eigenen Kühnheit. Lächelnd strich der Bildhauer sich den starken, grauen Bart und zog die buschigen Brauen über den kleinen, scharfen Augen zusammen. „Meine Tochter ist ein Künstlerkind," sagte er gelassen, „Die ist daran gewöhnt."

Thora lebte jetzt völlig in ihres Vaters Werkstatt. Sie hatte, nachdem sie den Scherbenflicker von verschiedenen Seiten gezeichnet, eine große Thonbüste nach ihm zu formen begonnen. Es glückte ihr damit besser als mit irgend einer anderen Arbeit; sie errang ein Lob ihres Vaters, der nicht häufig zu loben pflegte. Und weil sein Beifall ihr als Höchstes galt, ließ sie in großmüthiger Anwandlung das Modell auch Theil haben an ihrer Freude. Sie schenkte ihm allerhand Unnützes, wies die Dienstboten an, ihn reichlich zu speisen und zu tränken, und behandelte ihn mit neckischer Vertraulichkeit, wie etwa ein gut gezogenes Hausthier. Sie brachte ihn dazu, von seiner Heimath zu reden und machte den ohnehin weichen Burschen dadurch gefühlvoll, sie ließ sich französische Liedchen von ihm lehren: „Marlbrough s'en va-t-en guerre" und

Beau pommier, beau pommier,
Qui es si chargé de fleurs
Que mon cœur est d'amour.

Es fiel ihr niemals ein, daran zu denken, was in Gustave vorging, wenn ihre weiße, feste Hand ihm auf die Schulter schlug oder wenn sie ihm etwas Wohlgefälliges sagte in ihrer freimüthigen Art. Thora Gulbrand nahm ein für alle Mal keine Rücksicht darauf, wie ihre Handlungen von Anderen empfunden oder beurtheilt werden möchten, nun vollends mit diesem Burschen und hier, wo sie nur vorübergehend weilte als Kamerad ihres Vaters, der einstmals hier studirt und Paris seitdem bevorzugt hatte.

* * *

Es dauerte auch eine ganze Weile, ehe Gustave verstand, wie ihm geschah. Er war zu kurz von daheim geschieden, um seine bäuerlichen Anschauungen schon abgestreift zu haben; und von Herzensangelegenheiten viel zu reden, war dort nicht Brauch gewesen. Aber seit er hier war, hörte er von Liebe in allen Gestalten, las das Schönste und Häßlichste über sie in Zeitungen und Romanen. Eine unruhige, unbestimmte Sehnsucht erfüllte ihn, und da er zu Denen gehörte, die ihren Durst nicht aus jeder Quelle löschen können, ward diese Sehnsucht immer größer und nahm greifbare Gestalt an.

Es durchrann ihn vom Kopf bis zu den Fußspitzen, wenn Thora sein welliges, dunkles Haar nach einer bestimmten Richtung strich; der leise Wohlgeruch, den ihre Kleider ausströmten, reizte und berauschte ihn. Er wurde nicht satt, die blendende Weiße ihrer Hände zu bewundern; und des Nachts hatte er unruhige Träume, in denen er sich selber sah, die goldmähnige Herrin als Beute davonschleppend.

Die ganz veränderte Umgebung hatte ihn ohnehin in eine Art Verwirrung versetzt; seit er in Paris war, schien ihm das Abenteuerlichste nicht unmöglich. Und das Benehmen der blonden Bildhauerstochter diente dazu, ihn in jeder unsinnigen Hoffnung, die ein Verliebter nähren kann, zu bestärken.

War in den Büchern, die er gelesen, nicht noch Unwahrscheinlicheres geschehen? Hatte die Liebe da nicht noch Ungleichere vereinigt?

Wenn er zusah, wie Gulbrand's oder Thora's Finger in dem weichen Thon herumkneteten und menschliches Gebilde formten, so zuckte es ihm in allen Gliedern vor Begier, ein Gleiches zu versuchen. Er entsann sich seiner kindischen Geschöpfe aus Wachs und Brotteig. War es nicht möglich, daß auch in ihm ein Bildhauer steckte?

Der Professor hatte ihm gutmüthig lächelnd ein Stück Plastillin zugeschoben, nachdem er des Burschen schüchtern angedeuteten Wunsch in Erfahrung gebracht, und Thora hatte gesagt: „Nun ja, wer weiß? Vielleicht haben Sie Talent, Gustave." Sie nickte ihm huldvoll, freundlich, wie die Herrin ihren Knappen. Das machte ihn so muthig, daß er ein Gypsornament, das sie aus ihrem Vorrath ihm zur Verfügung gestellt, gar nicht übel copirte und ihr mit heimlichem Stolze zeigte. „Tiens, ce garçon!" scherzte sie, „ich werde Ihnen eine rothe Cravatte schenken, Gustave, als vorläufigen Ersatz der Ehrenlegion."

Es kam jetzt viel Besuch in die einst so verödete Villa. Kunstfreunde, die des fremden Meisters Werke bewunderten, elegante junge Herren, die dem Fräulein den Hof machen wollten. Mit Frauen hatte sie im Ganzen wenig Umgang, sie waren ihr zu conventionell. Sie sprach von Kleidern nicht gern und interessirte sich nicht für Kinder, außer wenn sie sehr hübsch waren. „Ich möchte mich nicht den ganzen Tag mit Bébés abgeben," erklärte sie offen; „so was ist doch kein Mensch. Dafür genügt eine ordentliche Bonne." Diejenigen Damen, die gelegentlich solche Aussprüche mit anhörten, entsetzten sich und machten in Gedanken das Kreuz über ein Mädchen mit dergleichen Ansichten; aber die Herren lachten dazu. Ein sehr welterfahren und vornehm aussehender junger Mann, mit dem Thora fast täglich im Boulogner Wäldchen spazieren ritt, neckte sie. „Das wird sich ändern, wenn Mademoiselle erst verheirathet und Mama sein wird." Sie warf den Kopf zurück. „Ich glaube nicht," sagte sie bestimmt; „mich ändert nichts."

Dieser fast unzertrennliche Begleiter des blonden Mädchens begann dem Modell mehr und mehr ein Dorn im Auge zu werden. Gustave hatte beide kaum ein paar Mal zusammen gesehen, und doch sagte ihm sein Instinkt, daß er Niemanden auf Erden so zu fürchten habe wie den tadellos gekleideten und sich benehmenden jungen Herrn, der nicht etwa Gesandtschaftsattaché war, wie sein Wesen anzukündigen schien, sondern Maler, und zwar ein ganz vorzüglicher. Der arme Eifersüchtige zuckte auf seinem Podium jedes Mal schmerzlich zusammen, wenn er Vater und Tochter sich über die hervorragenden Leistungen von Mr. Hugues unterhalten oder den Diener melden hörte: „Monsieur Hugues läßt anfragen, ob Mademoiselle empfängt."

* * *

Der traurigste Tag für Gustave war stets der Sonntag, an dem die Gulbrand's ihre Bekannten bei sich zu sehen pflegten und er sich herrenlos herumtrieb, denn im Cabaret mochte er nicht sitzen, er fand keinen Geschmack am Absinth, und seine Geschäftsfreunde aus der Nachbarschaft machten Sonntagsausflüge in Familie.

Also wanderte er eines Nachmittags verlassen und planlos unter den sonntäglich geputzten Menschen einher, allerhand schwere Gedanken im Kopfe. Ein Omnibus rasselte langsam daher, — „Père Lachaise" stand auf dem Schild. Richtig, dort war er noch nicht gewesen, — wer hatte ihm doch davon gesprochen? Er entsann sich: es war Mme. Délines, die ihm das Buch von Abélard und Héloise geliehen und von ihrem Grabe erzählt hatte. Eine sonderbare Sehnsucht befiel ihn, dies Grab zu sehen, — er sprang in den Omnibus hinein, der sich bereits in Bewegung setzte, und fuhr die weite Wegstrecke nach dem berühmten Todtengarten.

Einen solchen Eindruck hatte er nie gehabt; er getraute sich kaum, hörbar aufzutreten, wenn er das schmale Friedhöfchen, das sich um die Kirche seiner Heimath schmiegte, mit dieser unabsehbaren Fläche verglich, die sich terrassenartig bergan zieht und von deren höchstem Punkte man wie von einer Friedensinsel hinabschaut auf das Meer von Paris. Ein zarter Sonnenglast wob über

den entfernten Kuppeldächern, auf den Hügelreihen ringsum blühten die Fliederbüsche und Rosen — die Natur war wie alljährlich auferstanden und kümmerte sich nicht um den Tod.

Nach allen Seiten verschlangen und kreuzten sich zahllose Wege, deren jeder den Namen eines berühmten Grabes trug; man brauchte nur die an Pfählen angebrachten Schilder zu lesen, um zu wissen, ob man zu Molière's, zu Pascal's, zu Rossini's Grabe gehe. Gustave Bernard kannte die meisten Namen gar nicht oder nur vom Hörensagen; aber er hatte sich nie so klein gefühlt wie hier, in der stummen Gegenwart so vieler heimgegangener Unsterblicher.

Eine Weile irrte er umher, bis er die richtige Tafel fand: „Chemin d'Héloise et d'Abélard". Also hier war es: nach wenigen Schritten sah er die gothische Capelle, die man aus den Trümmern von Heloisens Abtei errichtet, und nun stand er an dem Gitter, das die breite Grabplatte umschloß, auf der die Steingestalten der unglücklich Liebenden friedlich Seite an Seite ruhen.

Des weichherzigen Burschen Augen feuchteten sich; er fühlte einen Zug zu diesen beiden Todten, eine Verwandtschaft gleichen Leidens. Während er das Grabmal betrachtete, fielen ihm einige bescheidene Sträußchen auf, die innerhalb des Gitters herum lagen, und im Nu kam ihm die Erinnerung an den anmuthigen Brauch, den die gesprächige Frau Délines ihm verrathen hatte. Ob dieses alles Spenden geheimen Liebesschmerzes waren, und ob sie den Spendern geholfen hatte?

Unwillkürlich nestelte er vom Knopfloch seiner Jacke ein paar Blumen los, die er unterwegs erstanden, und kauerte nieder, um sie durch die Eisenstäbe hindurch gleiten zu lassen. Es war ein Aberglaube, hatte Madame Délines gesagt; aber man konnte doch nicht wissen! Er richtete sich wieder auf, da traf ihn etwas Weiches am Ohr; gleichzeitig erklang der halblaute Aufschrei einer Frauenstimme. Gewandt hatte er den Gegenstand — es war ein Sträußchen von Walderdbeeren — aufgefangen und reichte ihn der ungeschickten Werferin jenseits des Gitters hinüber. Er wollte etwas Artiges dazu sagen, doch das Wort erstarb ihm im Munde, denn vor ihm stand Madame Délines, noch röther als ihr Sträußchen.

„Welcher gute Wind führt Sie her, Madame?" fragte Gustave, nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte. Nun wurde auch die sonst so mundfertige Frau allmählich wieder sie selbst. Sie erzählte weitläufig, wie sie herauf gekommen, ihres seligen Aristide Grab zu besuchen, und wie sie sich freue, Monsieur Bernard hier zu begegnen. Die näheren Umstände des Zusammentreffens ließen sie beide tactvoller Weise unerwähnt. Dagegen ging Gustave bereitwillig ein auf die Bitte der hübschen Wittwe, sie noch ein Stückchen zu begleiten, sie wolle noch den kleinen Charles abholen, der bei seiner Pathin zu Mittag esse.

Sie verließen gemeinsam das Todtenfeld; die Wittwe blickte nochmals auf die gothische Grabcapelle Heloisens zurück. „Pauvres amants!" — sagte sie mitleidig — „es ist doch sehr hart, getrennt zu werden — allerdings auch

sehr süß, einander so wahrhaft geliebt zu haben!" — Diese Worte, die sie mit einem seelenvollen Augenaufschlag begleitete, fanden in des Scherbenflickers Herzen einen merkwürdigen Widerhall. Der große Hymnus von Vergänglichkeit, der hier aus allen Zweigen klang, hatte ihm eindringlich gepredigt, was es hieße, in der Rechnung dieses kurzen Lebens einen Fehler gemacht zu haben und einer falschen Hoffnung nachzujagen. „Wie bitter, glücklos zu lieben," dachte Gustave und streifte mit ernstem Blick seine Begleiterin, die, wie er plötzlich bemerkte, an Rundung etwas verloren hatte; auch die Augen in dem gutmüthigen Antlitz schienen leicht geröthet zu sein. Ob sie gleichfalls Kummer hatte, und ob dieser mit dem Sträußchenopfer von vorhin zusammenhing?

Sie wandelten einträchtig nach Hause, den kleinen Charles, den sie abgeholt, zwischen sich. Ehe sie schieden, hatte Gustave einen Einfall. „Darf mich Charles nicht einmal in meiner Kammer besuchen, Madame? Sie wissen, es ist nur wenige Schritte von Ihnen, im Hause des Bäckers zu oberst unter dem Dach! Und ich habe eine Arbeit vor, wobei der Kleine mir helfen soll, — eine Ueberraschung für seine Mama," setzte er hastig hinzu.

Erst hatte sie verwundert aufgeschaut, dann aber, auf die letzten Worte hin gab sie mit strahlendem Lächeln ihre Erlaubniß. Als sie an des Bildhauers Villa vorbei kamen, klang durch die geöffneten Fenster, die schon erleuchtet waren, der Gesang einer klaren Frauenstimme; es war Thora, die das Liedchen sang, das Gustave sie gelehrt:

Apfelbaum, schöner Apfelbaum,
Der du so von Blüthen schwer,
Als von Lieb' ist mein Herz — —

Madame Délines bemerkte wohl die Bewegung, die sich in ihres Begleiters Zügen kundgab, aber sie that nicht dergleichen, sondern äußerte nur wie beiläufig: „Seit neulich weiß ich auch, warum das fremde Fräulein, Ihr Fräulein, mir nicht sympathisch ist, — sie erinnert mich an Jemanden." — „O," war Alles, was Gustave entgegnete, aber sie fuhr mit Eifer fort: „Ja, wissen Sie, der unglückliche junge Mann, dem das Haus da gehörte, hatte doch eine Liebschaft, wie Sie wissen, mit Einer, die nicht viel werth war und ihm den Abschied gab, weil ein Reicherer und Dümmerer sie wollte. Eh bien, wir wohnten damals schon in der Gegend und neben uns war ein Hôtel, in dem ein Ball stattfand, nur wenige Tage nach dem Bruch zwischen jenen Beiden. Ich ging gerade am Thor vorbei, als die Wagen anfuhren, und wollte gern die schönen Toiletten sehen; es stand noch eine Menge Leute da außer mir. Da kam auch sie gefahren, das perfide Geschöpf, mit ihrem neuen Galan, und wie er den Wagenschlag öffnet und ihr heraushilft, da fällt, dicht neben mir, ein Schuß, und ein Mann rollt vor dem Wagentritt auf das Pflaster hin, das ganz mit Blut bespritzt wird. Verschiedene Anwesende erkannten ihn — ich war halb todt vor Schrecken — und sie erkannte ihn auch, aber sie zuckte mit keiner Wimper. Ganz ruhig sah sie aus ihren großen, hellen Augen erst auf den Sterbenden, dann auf die murrende Menge, und ging dann am Arm ihres Herrn in das Hôtel hinein. Ich habe die Augen

nicht vergessen; und obwohl sie eine Pariserin war und das Fräulein da drüben eine Ausländerin ist, habe ich doch gesehen, daß ihre Augen genau die gleichen sind. Ich bin sicher, sie würde auch mit hochgeschürztem Kleid über die Leiche eines armen Unglücklichen, den sie verrückt gemacht hat, hinweg steigen, um zu tanzen."

Während die Wittwe anfänglich in ihrem gewohnten lebhaften Plauderton gesprochen hatte, stieß sie den Schluß so leidenschaftlich hervor, daß es Gustave unsäglich peinigte. Er murmelte: „Sie irren sich, Fräulein Thora ist sehr gut," aber ein schmerzlicher Druck lag dabei auf seiner Seele, der auch nicht weichen wollte, als er längst auf dem harten Bette seines Dachkämmerchens vergeblich den Schlummer suchte.

* * *

In der nächsten Zeit aber ward er mehr denn je von Thora's Güte durchdrungen, bei einem Anlaß freilich, der ihn schmerzte.

Er hatte nach dem kleinen Charles, die Erlaubniß von dessen Mutter benützend, mit unsäglicher Mühe in seinen Mußestunden ein Köpfchen geformt; für eine Tafel Chocolade oder eine Méringue that ihm der Kleine gern den Gefallen und versprach auch, nichts vorzeitig auszuplaudern. Gustave wußte später nie, woher er den Muth genommen hatte, das Köpfchen eines Tages dem Professor zu zeigen.

Gulbrand hatte es schweigend betrachtet, dann nur die kurze Bemerkung gemacht: „Wenn es häßlicher wäre, wäre es besser."

Der Bursche verstand nicht gleich, da wiederholte der Bildhauer mit nachdrücklicher Betonung: „Ich meine, daß das Ding da zu mark- und charakterlos ist — fast als wäre es nicht der Natur, sondern einer beliebigen Gypsfigur nachgebildet. Es steckt keine Beobachtung darin. Aber das gilt ja gleich bei einer bloß zum Zeitvertreib gemachten Arbeit." — „Freilich, freilich," stammelte Gustave und hatte dabei die Empfindung, als wäre die Welt plötzlich lichtlos geworden.

Da war Thora eingetreten, und wieder ward es Licht. Sie pflichtete natürlich ihres Vaters Urtheil bei, aber sie sah den Getadelten wohlwollend, fast kameradschaftlich an und sagte: „Kümmern Sie sich nicht darum; künftig glückt es vielleicht." Ihr Vater runzelte die Stirn und warf ernsthaft dazwischen: „Glauben Sie mir, es ist manchmal besser, ein Handwerker als ein Künstler zu sein."

Später, da sie allein waren, machte er, ganz gegen seine Grundsätze, der Tochter Vorwürfe. „Ich fürchte, Du verdirbst den armen Teufel und verdrehst ihm den Kopf."

Thora war maßlos erstaunt. Sie war gewohnt, niemals ermahnt zu werden, sondern nur von sich selbst Gesetze zu nehmen. Und sie fand den Vater diesmal sehr ungerecht; er mußte doch einsehen, daß ihr daran lag, das Modell bei guter Stimmung zu erhalten, denn sie bedurfte seiner noch mehrere Tage, während des Bildhauers Gruppe nahezu fertig war. Nebenbei rechnete sie es sich für eine große Gutmüthigkeit an, daß sie bestrebt sei, den armen Jungen über seine Enttäuschung zu trösten.

Gustave hatte, daheim angelangt, sein Machwerk beschämt in eine Ecke geworfen, doch mischte sich in seine Demüthigung ein geheimes Wonnegefühl, daß seine Gottheit ihn heute gewissermaßen gegen den Vater in Schutz genommen habe. Und in diese Wonne hinein fragte er sich entsetzt, wie er es aushalten sollte, sie nicht mehr zu sehen, wenn die Beiden drüben ihn demnächst nicht mehr brauchten und an die See gingen, irgend wohin, weit fort.

Aber nein, vorher würde irgend etwas geschehen; er wußte ja nun, sie hatte Mitleid, sie fühlte für ihn.

Er befand sich in einer Art von Fieber, als er sich des nächsten Morgens wieder in der Villa einstellte. Thora war bereits im Atelier, angethan mit einem losen, seidenen Gewande, aus dessen weiten Aermeln die runden, weißen Arme hervorsahen. Sie schien ihm schöner denn je zuvor, und sie bot ihm lächelnd guten Tag.

„Da, setzen Sie das weg, bitte!" sagte sie, indem sie ihm eine Schale reichte, in der noch ein Rest von der Milch zurückblieb, die sie mit durstigem Behagen geschlürft hatte. „Das heiße Wetter trocknet aus! Haben Sie auch Durst?" scherzte sie, als er sie mit seinen Blicken fast verschlang; „dann trinken Sie den Rest. Wenn Sie nach mir trinken, so errathen Sie meine Gedanken, — wenigstens behauptet das meine Pariser Kammerfrau." Sie sah ihm lachend zu, während er mit unsicherer Hand die Schale ergriff und gierig nach der Stelle suchte, die ihre Lippen berührt hatten, um seinen Mund daran zu pressen. Er fühlte genau, daß er seiner selbst nicht länger Herr sei, und daß der Augenblick gekommen war, der sein Schicksal entschied.

„Nun errathen Sie meine Gedanken," wiederholte Thora, aber statt dessen errieth sie die seinigen: mit geöffneten Armen und einem Ausdruck, den sie nie an ihm gesehen, kam er auf sie zu. Sie wich zurück, da knarrte die Thüre, und die Stimme des Dieners fragte, ob Mademoiselle für Monsieur Hugues zu sprechen sei? „Ich komme sogleich", sagte Thora aufathmend und rief im eiligen Davongehen zu Gustave zurück: „Gehen Sie nur lieber auch — unsere Sitzung ist doch unterbrochen." Aber er ging nicht. Der verhaßte Name hatte vollends sein Blut in Aufruhr gebracht, er wollte Gewißheit, Erlösung aus seiner Qual. „Ich will sie erwarten," sagte er zu sich und malte sich unter wonnigen Schauern aus, wie er sie an sich ziehen und ein Mal wenigstens die stolzen rothen Lippen, den herrlichen Nacken küssen würde, geschehe dann, was da wolle!

Seine Schläfen hämmerten, — er meinte ersticken zu müssen und lehnte sich an das große, nach dem Garten führende Fenster, dessen eine Scheibe offen stand. Mit dem Duft, der von den Beeten aufstieg, drangen Stimmen zu ihm herein, — Thora und ihr Gast schienen sich im Garten zu befinden.

„Da wird er mich allerdings verabscheuen," sagte Gaston Hugues in seinem näselnden blasirten Tonfall. „Er macht Ihnen die Cour, der Kleine!"

„Unsinn!" vertheidigte sich Thora halb scherzend, halb ärgerlich; „mein Vater hat das auch schon behauptet, aber es ist doch nur so eine Hundeanhänglichkeit, weil ich ein bißchen gut mit ihm bin."

Der Lauscher am Fenster horchte in einer seltsamen Starrheit, — was Hugues jetzt sagte, war undeutlich und nicht zu verstehen; aber dann kamen die Stimmen näher.

„Er scheint ein guter Junge zu sein, aber dumm," sagte der Maler.

„Nicht eigentlich dumm, nur unbegabt," bemerkte das Fräulein leichthin. „Er macht furchtbar talentlose Sachen, wahre Horreurs, allein das geschieht wohl aus Nachahmungstrieb, und eigentlich muß man ihn bemitleiden."

Nun standen sie dicht unter dem Fenster. Gustave hatte sich niedergekauert, um nicht entdeckt zu werden. „Das Mitleid einer schönen Frau kann einen Mann toll machen," hörte er Hugues bemerken. „Ah bah," antwortete Thora mit so viel verächtlicher Hoheit, als ihr zu Gebote stand, „ein Modell ist kein Mann!"

Der Andere lachte, und sie stimmte ein. Danach hörte man ihre Schritte sich allmählich entfernen.

Es war so still im Atelier, daß Gustave jeden seiner keuchend hervorgestoßenen Athemzüge vernahm. Er schaute sich in dem Raume um, als beträte er ihn zum ersten Mal, — nun konnte er gehen, worauf wartete er denn noch?

Da fiel sein Blick auf sein unvollendetes Ebenbild, und seine Züge verzerrten sich. Das hatte sie ja nur gewollt, dafür hatte sie ihn zum Narren gehabt! Er hob, seiner kaum bewußt, die Hand: ein dumpfer Schlag dröhnte durch das Atelier.

Als Thora nach ungefähr einer Viertelstunde in ihr Arbeitsgemach zurückkehrte, war sie nicht wenig erstaunt, das Modell noch vorzufinden; mit verschränkten Armen stand er der Thür gerade gegenüber.

„Sie sind noch hier?" fragte sie peinlich überrascht. Da fiel ihr Blick auf die am Boden verstreuten Trümmer ihres Kunstwerkes, das in tausend Scherben lag. Wie eine Wilde schrie sie auf.

„Meine Arbeit, meine Büste! — Sie — Sie haben das gewagt." Ein Etwas in dem Blick, mit dem er sie betrachtete, ließ sie verstummen, obwohl ihre ganze Gestalt erbebte vor tödtlichem Zorn. Einen Augenblick maßen sie sich einander schweigend. — „Ich wollte nicht, daß Sie etwas von mir zurückbehalten sollten," antwortete Gustave dann laut und langsam auf die Frage in ihren funkelnden Augen.

„Doch, ein Andenken!" fügte er hinzu, während er sich mit dem schweren Schritt eines Schlafwandelnden ihr näherte. Zu ihrer Wuth gesellte sich Angst, — sie richtete sich kampfbereit empor, doch ihre königliche Haltung schüchterte ihn nicht mehr ein. Trotzdem sie aus allen Kräften sich sträubte, ergriff er mit eiserner Faust ihre beiden Hände, hielt sie gewaltsam an sich gepreßt und drückte einen Kuß auf ihr Antlitz, — nicht in trunkener Zärtlichkeit, wie er geträumt, sondern gehässig und rachedurstig, als wolle er sie brandmarken für alle Zeit.

„Ein Modell ist ja kein Mann," sprach er spöttisch von der Schwelle her, nachdem er sie freigelassen hatte, um davon zu gehen.

Thora eilte ihm nicht nach, sondern zu ihrem Vater hinüber, der von der Eröffnung einer Eliteausstellung bei Petit zurückkehrte. Seit ihrer Kindheit hatte sie ihm nichts geklagt; nun schäumte sie vor Schmerz und Wuth, da sie ihm die Zerstörung ihrer besten Arbeit berichtete. Von dem Anderen erzählte sie ihm nichts, doch errieth er Alles, denn er blickte sie ruhig und traurig an.

„Ich habe Dich gewarnt, Du hast nach Deinem Sinn gethan, und nun habt Ihr Euch gegenseitig geschädigt. Nach meinem Gefühl seid Ihr quitt."

Sie wartete vergeblich auf ein weiteres bedauerndes Wort; der Vater wendete sich von ihr, als sei ihr Anblick ihm unangenehm. — Gesenkten Hauptes schlich Thora davon.

* * *

Gustave fühlte sich nach seinem Vergeltungswerk nicht siegreich oder getröstet, sondern wie vernichtet; seine ursprünglich sanfte Natur hatte alle Kraft dabei verausgabt. Die furchtbare Erschütterung hatte den armen Jungen fast fühllos gemacht; er merkte nicht, daß er barhäuptig durch den Garten und auf die Straße wankte. Die Gitterthür fiel hinter ihm ins Schloß: er sah nicht zurück nach dem kleinen blühenden Erdenfleck, von dem er sich ausgeschlossen wußte für immer, wie das erste Menschenpaar vom Paradies. Der todte einstige Besitzer der Villa kam ihm wieder in den Sinn, und er wünschte, an dessen Stelle zu sein. —

Nun saß er oben in seiner winzigen Dachkammer, wohin er sich verkrochen hatte aus einem Rest von Schamgefühl, damit kein Fremder seine Verstörung sehen solle. Er konnte nicht sagen, wie lange er in dumpfem Brüten auf einem niedrigen Schemel gekauert hatte, als leise an die Thür gepocht ward. Er wollte „Herein" rufen und brachte keinen Ton aus seiner völlig ausgetrockneten Kehle; doch nach abermaligem Klopfen drückte der Besucher selbst die Klinke auf. Es war der kleine Charles; mit einem Teller in der Hand, den eine weiße Serviette bedeckte, kam er herein getrippelt.

„Mama schickt mich her, und Monsier Bernard möchte doch von ihrem Namenstagskuchen kosten, c'est aujourd'hui la fête de maman." — Der kleine Bote hatte mit heller Stimme seine Ausrichtung begonnen; jetzt verstummte er und sah aus großen Augen das verstörte, fieberisch geröthete Antlitz seines Freundes an. Gustave empfand das und bemühte sich, seiner Aufregung Herr zu werden. „Ich danke Dir," sagte er, die Wange des Kleinen streichelnd, „Deine Mama ist sehr gut. Ich werde sie nachher besuchen, ihr danken und gratuliren — — augenblicklich bin ich nicht ganz wohlauf. Setz den Kuchen dorthin, aber nimm Dir selbst ein Stück davon!" Das Bübchen ließ es sich nicht zweimal sagen und biß noch im Davongehen herzhaft in den süßen Botenlohn.

Gustave war wieder auf seinen Schemel gesunken; nach einer Weile entsann er sich, daß er nun wohl zu Madame Délines gehen müsse; er wollte sich erheben und hatte plötzlich ein Gefühl, als ob ihn die Füße nicht mehr tragen wollten. Sein Puls schien still zu stehen, ihm ward es eiskalt, mit

Ausnahme des brennenden Kopfes; er sah noch allerhand schwarze und rothe Punkte vor seinen Augen tanzen und dann nichts mehr. — — —

Als er zu sich kam, lag er auf seinem Lager, und Jemand hielt seine Hand, während eine feuchte Kühle allmählich den Brand seines Hauptes linderte. Er schlug die schweren Lider auf: neben ihm saß Madame Délines, der es keine Ruhe daheim gelassen hatte, nachdem sie durch ihr Söhnchen gehört hatte, Monsieur Bernard sei nicht ganz wohl und sehe so sonderbar aus.

Sie erwiderte Gustave's dankbaren Händedruck mit feuchtem Blick. „Pauvre garçon!" sagte sie und strich ihm sacht über das Haar, was er gern geschehen ließ, denn das Mütterliche ihrer Bemühung that ihm wohl. Sie erzählte ihm flüsternd, daß sie ihn vorhin, da sie gekommen, bewußtlos am Boden liegend gefunden und mit Hülfe des neben ihm wohnenden Barbiergehülfen auf sein Bett getragen habe; Letzterer, der sich auf dergleichen verstehe, habe gemeint, der Anfall rühre vermuthlich von der Hitze her — „Sie haben zu viel Sonne gehabt."

„Ja," sagte Gustave und kehrte sich zur Wand, „zu viel Sonne. Das glaube ich selbst."

„Ich habe Charles im Laden gelassen," fuhr die mitleidige Seele fort; „wolle Gott, daß er nicht zu viel Verwirrung anrichtet! Aber was habe ich da gefunden, als ich vorhin bei Ihnen ein wenig Leinwand zu kalten Umschlägen suchte!" — Ihr Gesicht verklärte sich, sie zog einen auf ihrem Schooße verborgenen Gegenstand hervor, — es war ihres Sohnes thönernes Köpfchen, dem nur ein Stück von der Schulter fehlte. Gustave stöhnte bei dem Anblick seines Machwerks. „Es ist schlecht," bat er zitternd; „nehmen Sie es weg, Madame, bitte."

Aber sie protestirte lebhaft. „Ich habe mir gleich gedacht," sagte sie, „daß es meinen Charles vorstellen und ein Namenstagsgeschenk für mich sein soll. Und das hat mich so stolz gemacht!"

Wirklich — sie war stolz auf ihn und seine Stümperei, die er zuvor in den tiefsten Teich hätte versenken mögen. Er hatte nun nicht mehr das Herz, sie der Frau zu entreißen, die so gütig gegen ihn war. „Es ist vielleicht gut, wenn das Ding mir in der Nähe bleibt," dachte er mit zusammengebissenen Zähnen, „so werde ich Handwerksfinger und Künstlerfinger nicht mehr verwechseln." Die Wittwe beklagte unterdessen die Beschädigung des Köpfchens und fragte, ob er es aus der Hand habe fallen lassen, als er ohnmächtig wurde. Dabei sei es wohl in die Ecke gerollt? Gustave antwortete ausweichend, doch betrachtete er das abgebrochene Stück. „Es läßt sich kitten," sagte er — da fiel ihm noch einmal ein, was er heute früh in Scherben gebrochen und nie mehr würde flicken können! Ueberwältigt von der Erinnerung, die er in seinem gegenwärtigen Zustande nicht ertrug, umschlang er seine Pflegerin mit beiden Armen und brach, die Stirn an ihre Schulter gedrückt, in ein leidenschaftliches, kinderhaftes Weinen aus. —

„Mon bibi!" flüsterte sie und sah ihn glückselig an.

* * *

Die einstöckige Villa wurde im Herbst anderweitig vermiethet, denn Niels Gulbrand war in seine Heimath zurückgekehrt, und Thora hatte sich mit Gaston Hugues vermählt, — allerdings wurde schon nach einigen Monaten das Glück dieser Ehe stark bezweifelt.

Gustave Bernard dagegen hatte Madame Délines heimgeführt, von der er nun wußte, daß sie ihn lange geliebt. Die Geschichte seiner schmählichen Enttäuschung erzählte er ihr nie ganz genau, und es war auch nicht nöthig, denn die stattliche Frau besaß für dergleichen die Witterung eines Weibes und einer Pariserin. Trotzdem war sie voll Bewunderung für ihres Mannes äußere Vorzüge und seine Geschicklichkeit, die ihrem Geschäft täglich zu Statten kam, da Gustave nicht nur fehlerhafte Stücke wieder leidlich in Stand setzte, sondern auch verstand, mit Geschmack und Vortheil einzukaufen. Obwohl seine Frau auf dies alles hin ihn für einen Künstler erklärte, so machte er selbst nicht den kleinsten Versuch mehr in dieser Richtung, sondern beschränkte sich auf die Ausübung seines Talentes, dem kleinen Charles und dessen noch kleinerer Schwester ein guter Vater zu sein. Auch gelegentliche Anerbietungen von Künstlern, die sein ausdrucksvolles, wenngleich etwas spießbürgerlich gewordenes Antlitz gern verewigt hätten, wies er rundweg ab: er sitze niemals mehr Modell.

Die Deutschen in Pennsylvanien.

The German and Swiss Settlements of Colonial Pennsylvania: a Study of the so-called Pennsylvania Dutch. By Oscar Kuhns. New York, Henry Holt & Company. 1901.

Von den deutschen Auswanderern nach Amerika sind diejenigen die frühesten, die sich in Pennsylvanien angesiedelt, und dort haben sich neben dem eigenartigen Dialekt auch deutscher Brauch und altväterische deutsche Sitte am längsten, in der That bis auf diesen Tag erhalten. Wir sind Herrn Kuhns sehr dankbar für ein Buch, das in höchst anziehender Weise die Geschichte der Ansiedlung und die Geschicke der Ansiedler erzählt, und werden versuchen, an der Hand desselben einige Hauptzüge daraus mitzutheilen.

Die ersten Emigranten waren pfälzische Protestanten, und den ersten Anstoß zu ihrem Exodus gaben die Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges und die Religionsverfolgungen, die nirgends so verheerend sich fühlbar machten als in dem gesegneten Lande, das in seiner „Geschichte der rheinischen Pfalz" Ludwig Häusser „das Paradies Deutschlands" genannt hat. So stark war dieser Strom der Auswanderer, daß lange Zeit alle Deutschen in Amerika „Pfälzer" hießen, wiewohl sich ihnen aus ähnlichen Gründen viele Leidensgenossen sowohl der benachbarten süddeutschen Landstriche, namentlich Württemberger, Elsässer, Erbacher, Zweibrückener ꝛc., als auch Schweizer Mennoniten anschlossen, die in der Heimath keine Duldung fanden. Denn wenn die allgemeine Verarmung den Entschluß erleichtert haben mag, ein besseres Loos in der Fremde zu suchen, so war das religiöse doch sicher das ausschlaggebende Motiv in dieser Zeit der Noth und Bedrängniß, wo die Gemüther Trost und Frieden in der Sectenbildung und namentlich der nach innen gewandten Richtung des Pietismus fanden. In diesem wohl vorbereiteten Boden ging die Saat auf, die William Penn, der Quäker, ausstreute. Zweimal, zuletzt 1677, war er in Deutschland, wo er mit den Gleichgesinnten in Frankfurt a. M. und mehreren Orten am Rhein Zusammenkünfte veranstaltete, die sehr bald wichtige Folgen hatten. Denn vier Jahre später geschah es, daß William Penn zum Ausgleich einer Forderung seines Vaters, des Admirals, von Karl II. das ausgedehnte Territorium zwischen New Jersey und Maryland erhielt, dem der König — gegen den Wunsch des bescheidenen Mannes — den Namen „Pennsylvanien" gab; und hier, auf dem noch ganz unberührten Boden, ging er sogleich daran, das ins Werk zu setzen, was er ein „heiliges Experiment" nannte: nämlich einen Staat zu gründen, „in welchem religiöse sowohl wie politische Freiheit Allen gewährleistet sein sollte". Nun kam es ihm darauf an, Colonisten heranzuziehen, und eine von ihm zu diesem Zweck verfaßte Schrift erschien 1683 in zwei deutschen Uebersetzungen: „Eine Nachricht wegen der Landschaft Pennsylvania in Amerika".

Sie ward von Penn's Freunden als frohe Botschaft begrüßt; in Frankfurt, in Kriegsheim bei Worms, rheinauf und rheinab bis Krefeld bildeten sich Auswanderer-Gesellschaften, und in dem trefflichen, classisch gebildeten Franz Daniel Pastorius sandte die „Frankfort Company" schon im Juni genannten Jahres ihren Agenten übers Meer. Diesem ersten Deutschen, der in Pennsylvanien landete und von Penn herzlich willkommen geheißen ward, folgten, immer noch im nämlichen Jahre, am 6. October 1683, dreizehn Männer mit ihren Familien an Bord der „Concord", deren Andenken von den Nachkommen der Pfälzer in gleicher Pietät bewahrt wird wie das der „Mayflower" von den englischen Puritanern. Größere Dimension jedoch nahm die Einwanderung erst an in den Jahren von 1710—1727; von diesem Jahre bis 1775 betrug sie 68 872 Personen, und vierzehn Jahre später, beim Ausbruch der französischen Revolution, die für lange Zeit einen Stillstand verursachte, wird die Gesammtzahl der Deutschen in Pennsylvanien auf 110 000 berechnet.

Als sie so weit gekommen waren, hatte sich längst um das Haus, das einst Pastorius hier mit der Inschrift „parva domus, sed amica bonis" erbaut, eine deutsche Stadt, Germantown, gebildet, waren als Pioniere der Cultur Deutsche weit in die Wildniß vorgedrungen, und überall bezeichneten Wohlstand und Gedeihen ihre Spuren, trugen ihre Tüchtigkeit und ihr Geschick reichliche Frucht. Doch durch welche Leiden mußten die ersten Ansiedler gehen, bis das Ziel erreicht war! Jedermann kennt das schöne Gedicht von Freiligrath, in dem er die schwäbischen Auswanderer anredet:

Ich kann den Blick nicht von Euch wenden,
Ich muß Euch anschaun immerdar —

Aber von den Gefahren und Unmenschlichkeiten eines Auswandererschiffes im 17. Jahrhundert hatte man doch im 19. keinen Begriff mehr. Wie schwer es diesen Pilgrimvätern ward, sich von dem Lande loszureißen, das sie verstieß, geht aus manchem ihrer erhaltenen Lieder hervor. Traurig, indem sie den Rhein hinab fuhren, sangen sie:

Ein Herzens Weh mir überkam
Im Scheiden über d' Maßen,
Als ich von Euch mein Abschied nahm
Und deßmals müßt verlassen.
Mein Herz war bang beharrlich lang:
Es bleibt noch unvergessen.
Ob scheid' ich gleich, bleibt's Herz bei Euch,
Wie sollt' ich Euch vergessen?

Meist nur mit ungenügenden Mitteln versehen, waren die Passagiere jeder Art von Ungemach ausgesetzt; ihre mitgenommenen Provisionen reichten in den seltensten Fällen, zumal die Dauer der Seereise in damaliger Zeit gar nicht zu bemessen war. Wir hören von einem Schiff, das vierundzwanzig Wochen unterwegs war, und von einem anderen, das erst vier Monate lang auf guten Wind wartete und dann noch drei Monate brauchte, um nach Philadelphia zu gelangen. Auf einem Fahrzeug, das 150 Personen an Bord hatte, starben 100 vor Hunger: „wegen des Mangels an Nahrung fingen sie Ratten und Mäuse auf dem Schiffe, und eine Maus ward für 30 Kreuzer verkauft." Kein Wunder, daß auf den regelmäßig auch überladenen Schiffen Krankheiten aller Art ausbrachen, von denen eine „das Pfälzer Fieber" hieß. Kinder vom ersten bis zum siebenten Jahre überlebten die Reise nicht. Aus dem Tagebuche eines der Auswanderer theilt Herr Kuhns folgende Stelle mit: „Am 25. Juli starb ein Kind; am nächsten Tage, ungefähr um 8 Uhr, ward es in der See begraben. Am 23. August starb wieder ein Kind und ward am selben Abend in der See begraben. Am 11. (September) starb abermals ein Kind, ohne daß Jemand es bemerkt hätte, bis es fast steif war. Am 13. starb eine junge Frau im Kindbett und wurde in der See mit drei

Kindern begraben, zwei vorher und das dritte, gerade geborene jetzt, so daß dem Ehemann nichts mehr geblieben ist."

Unter den mannigfachen Gefahren, wie Seeräuber und feindliche Kreuzer, die der Schiffahrt damals drohten, hielten diese von ihren Geistlichen geführten Auswandererscharen tapfer Stand, und mitten in Sturm und Unwetter stimmten sie, Männer, Frauen und Kinder, Luther's „Ein' feste Burg ist unser Gott" an. Aber auch wenn sie nun zuletzt glücklich gelandet, waren ihre Drangsale noch keineswegs zu Ende: Diejenigen — und ihrer waren nicht Wenige — die ihren Verpflichtungen gegen den Schiffseigenthümer nicht nachkommen konnten, wurden in eine Art von Sklaverei verkauft, in der sie so lange verharren mußten, bis ihre aufgelaufene Schuld abverdient war. Auf diese Weise wurden oft ganze Familien aus einander gerissen, die Eltern hierher, die Kinder dorthin, so daß sie für Jahre getrennt waren und manchmal für immer. Indessen wurden diese „Redemptionisten", wie sie hießen, von ihren amerikanischen Herren gut behandelt; sie lernten hier, sich in die Bedingungen eines neuen Lebens und der Bewirthschaftung eines Bodens zu schicken, der von dem heimischen sehr abwich, und gerade aus der Zahl dieser „Redemptionisten" sind nachmals einige der angesehensten Farmerfamilien hervorgegangen. Denn wiewohl die Meisten verarmte Leute waren, brachten Alle doch die Kunst und Erfahrung mit, die sich im „Garten Deutschlands" von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatten, und die bald auch ihre neue Heimath in einen Garten verwandelten. Sie führten die Bewässerung ein, die zuvor in Amerika nicht bekannt war; sie verstanden es, den dem Urwald abgewonnenen Acker im zweiten Jahre ertragfähig zu machen, während bisher zwanzig Jahre dazu gebraucht wurden. Ihre Pferde waren berühmt, ihre Kühe gaben, verglichen mit denen ihrer Nachbarn, die doppelte Quantität Milch. Ihre Pflanzungen versorgten bald ganz Philadelphia mit Früchten und Gemüsen. „Diese Provinz," äußerte sich schon 1738 ein Gouverneur von Pennsylvanien, „ist seit einigen Jahren der Zufluchtsort bedrängter Protestanten aus der Pfalz und anderen Theilen Deutschlands, und ich glaube, es kann in Wahrheit gesagt werden, daß ihr gegenwärtiger blühender Zustand großen Theils dem Fleiß dieser Leute zuzuschreiben ist."

Das Erste, was sie bauten, nachdem das Feld geklärt, waren Stallungen und Scheunen nach Schweizer Art, so wie man sie noch auf vielen pennsylvanischen Farmen findet: die vornehmste Sorge der Ansiedler galt der Ernte und dem Vieh; sie selber begnügten sich mit Blockhäusern. In späterer Zeit erst wurden die stattlichen Steinhäuser errichtet, zu deren Vollendung es oft zweier Generationen bedurfte, und die jetzt, seit anderthalbhundert Jahren, die Heimstätten prosperirender Farmer sind. Mit ihren altmodischen Giebeln, ihren hohen Schornsteinen und ihren Inschriften über der Thür erinnern sie ganz an die süddeutsche Bauart; und mancher wackere Spruch unseres Landmanns ist auch dort noch lebendig: „Gut gewetzt ist halb gemäht" — „Futter macht die Gäule" — „Eine fleißige Hausfrau ist die beste Sparbüchse." Oder im Dialekt: „En blindti Sau find't â alsamôl 'n Echel," und „Sauerkraut un Speck dreebt alle Sorge weck."

Daß die Nachkommen dieser Einwanderer neben so Vielem, was sie von der Lebensweise, den Sitten und sogar dem Aberglauben ihrer Vorfahren beibehalten, auch — nach mehr als zweihundert Jahren — deren Sprache mitten in einer Englisch sprechenden Bevölkerung bewahrt haben, ist wohl der stärkste Beweis ihrer Lebenskraft und Energie. Und zwar ist es natürlich nicht unser Hochdeutsch, sondern eben jener Dialekt, wie er sich hier aus dem Zusammenfluß fränkisch-pfälzischer und alemannisch-süddeutscher mit schweizerischen Elementen gebildet hat. Lange nur im Haus und der Familie gesprochen, ist dieses Pennsylvanisch-Deutsch in neuerer Zeit auch zu literarischen Ehren gekommen. Daß sich Amerikanismen eingemischt haben, kann nicht Wunder nehmen; wir führen als Beispiele folgende Strophe an: in der „'zäctly" das englische „exactly" (genau, grade), „Krick" das amerikanisirte „creek" (Bach) und „Dady" das englische „daddy" (Väterchen) ist:

Heit is's 'zactly zwansig Johr,
Daß ich bin owwe naus;
Nau bin ich widder lewig z'rick
Un steh am Schulhaus an d'r Krick,
Juscht neetscht an's Dady's Haus.

Verfasser dieser Verse ist der (1867 verstorbene) reformirte Pfarrer Henry Harbaugh, der, neben manchen Anderen, namentlich H. L. Fischer, einem Yorker Advocaten, und Charles C. Ziegler, einem Graduaten der Harvard-Universität, wohl der bestbekannte dieser Dialektdichter ist. Eine drei Jahre nach seinem Tode von Freundeshand unter dem Titel „Harbaugh's Harfe" erschienene Sammlung seiner Poesien ist weit verbreitet unter den Deutschen Pennsylvaniens; und Gedichte, wie das nachstehende, ein wenig an Rückert's „Aus der Jugendzeit" anklingende, verdienen es auch wohl:

Ich wees net, soll ich nei' in's Haus,
Ich zitter an d'r Dheer!
Es is woll alles voll inseid
Un doch is alles leer!

's net meh heem, wie's eemol war,
Un kann's ah nimmer sei';
Was naus mit unsere Eltere geht
Kummt ewig nimme nei'!

Wenn der Gebrauch des Dialekts zu dichterischen Zwecken durchaus neueren Ursprunges ist, hat doch eine reiche Literatur in gutem Schriftdeutsch während des ganzen 18. Jahrhunderts in Pennsylvanien geblüht. Sie war, entsprechend der religiösen Richtung dieser Einwanderer, vorzugsweise theologischen oder kirchlichen Charakters und ward eröffnet durch Conrad Beißel's bereits 1728 erschienenes „Büchlein vom Sabbath", dem 1730 eine Sammlung von Kirchenliedern unter dem Titel „Göttliche Liebes- und Lobesgesänge" und 1739 ein zweites Gesangbuch: „Zionitischer Weyrauchshügel" folgten. Eines der merkwürdigsten Bücher der Erbauungsliteratur ist die Uebersetzung von van Braght's „Blutiger Schauplatz oder Martyrerspiegel", die von der Mennonitengemeinde beim Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Franzosen und Indianern veranstaltet ward. Um dieses zweibändige Werk, das 1748 und 1749 erschien, zu übersetzen, zu drucken und zu binden, waren fünfzehn Männer drei Jahre lang thätig, und das Exemplar kostete 20 Schillinge. Der große Triumph der deutschen Presse Pennsylvaniens aber war Sauer's Quartbibel, ein Unternehmen, wie er selbst sagte, nicht um des Gewinnes willen, sondern „zur Ehre des deutschen Volkes". Diese Bibel war die erste, die in irgend einer europäischen Sprache in der Neuen Welt gedruckt worden ist, und sie hatte es schon zur dritten Auflage gebracht, ehe die erste englische Bibel 1782 in Philadelphia erschien. Sie bildete das krönende Werk Christopher Sauer's, der durch seine Thätigkeit als Drucker und Verleger einer der einflußreichsten Männer des alten Pennsylvaniens war. Seine Kalender, die er von 1738 an vierzig Jahre lang herausgab, und die nach seinem Tode von anderen Firmen fortgesetzt wurden, waren die populärsten nicht nur in Pennsylvanien, sondern überall in den Südstaaten, wo immer nur Deutsche wohnten. Den gleichen Erfolg hatte er mit seiner Zeitung: „Der Hoch-Deutsch Pennsylvanische Geschicht-Schreiber oder Sammlung wichtiger Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenreich", die es bald auf 4000, nach Anderen sogar 10000 Abonnenten brachte. Im Jahre 1775 gab es in allen amerikanischen Colonien nur siebenunddreißig Zeitungen, von denen neun in Pennsylvanien erschienen, und von diesen waren zwei deutsche. Später vermehrte sich die Zahl der deutschen Blätter sehr rasch, und einige derselben haben sich bis heute erhalten.

Doch genügten die Erzeugnisse der pennsylvanisch-deutschen Presse dem Bedürfnisse keineswegs, und viele Bücher wurden darum aus Deutschland importirt.

Denn mit den Auswanderern, und zumeist als deren Führer, war eine nicht unbeträchtliche Zahl wirklich gelehrter Männer gekommen, wie jener schon genannte Pastorius, der in Straßburg, Basel, Erfurt, Jena studirt und in Altdorf promovirt hatte; wie Johann Kelpius, der ein Tübinger Doctor der Philosophie war, wie Peter Miller, der nachmals die Unabhängigkeitserklärung in sieben verschiedene Sprachen übersetzte, und von dem ein schottischer Geistlicher sagte: „Er spricht Lateinisch so fließend wie wir unseren Dialekt." Ein Weber in Germantown besaß ein Exemplar des Erasmus in Latein, und ein Landmann, Namens Schultz, eine lateinische Grammatik, die jetzt im Theologischen Seminar zu Hartford aufbewahrt wird. Solcher „lateinischen Bauern" mag es nicht viele gegeben haben. Aber doch brachte die Masse der Ansiedler jenes Maß von Elementarbildung mit, wie sie damals schon überall im protestantischen Deutschland verbreitet war, und sie sorgten dafür, daß es auch ihren Kindern in der neuen Heimath an genügendem Unterricht nicht fehle. Manche Gemeinden hatten eher einen Lehrer als einen Pastor; und wie die erste Bibel ward auch das erste Schulbuch in Amerika 1770 in deutscher Sprache zu Philadelphia gedruckt. Lange sträubten sich diese Pennsylvanier dagegen, nicht nur ihre Kinder in englische Schulen zu schicken, sondern sogar in ihren deutschen Schulen das Englische als Lehrgegenstand zuzulassen, was schon von Pastorius getadelt ward: „Obwohl Ihr von hochdeutschen Eltern seid (Germano sanguine nati)," schrieb er seinen Söhnen, „so erinnert Euch doch, daß Euer Vater naturalisirt worden ist und Ihr in einer englischen Colonie geboren seid. Folglich ist Jeder von Euch Anglicus natus, ein Engländer von Geburt. Deshalb würde es eine Schande für Euch sein, wenn Ihr der englischen Sprache, der Sprache Eurer Landsleute, unkundig wäret."

Auch auf kirchlichem Gebiete führten die Deutschen in Pennsylvanien lange noch ihr Sonderdasein. Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein ward auf ihren Kanzeln ausschließlich in der Muttersprache gepredigt. Nicht wenige der alten Kirchen, die gebaut wurden in der frühen Zeit der blutigen Grenzkriege mit den Indianern und die „halb Gotteshaus, halb Festung" waren, stehen heute noch; so die wohlbekannte Ried-Kirche aus dem Jahre 1727, von der es in einem neueren Liede (von L. A. Wollenweber) heißt:

Do droben uf dem runde Berg,
Do steht die alte Riethe-Kerch;
Drin hot der Parre Stoever schon
Vor hunnert Jahr manch Predigt thun:
Gepredigt zu de arme, deitsche Leit
In seller, ach! so harten Zeit.
Auch wor die Kerch 'n gute Fort
Gegen der Indianer wilde Hort —
Un schliefen drin gar manch Nacht,
Die armen Settlers, wo hen bewacht.

Von dem frommen Sinne dieser „settlers", der Ansiedler, deren Hunderte den „wilden Horden" zum Opfer fielen, gibt manche rührende Geschichte noch Kunde, wie die der Barbara Hartmann, die, aus Jahre langer Gefangenschaft bei den Indianern zurückgekehrt, ihre Mutter nicht eher wieder erkannte, bis diese das geistliche Lied anstimmte, mit der sie die Tochter einst in den Schlaf gesungen. Von zwei anderen jungen Mädchen wird erzählt, daß ihnen, als Alles zur Flucht für den anderen Tag schon vorbereitet war, „angst und bange ums Herz" wurde; „sie sagten zum Vater, es wäre ihnen so traurig zu Muthe, als ob sie bald sterben sollten, und verlangten das Lied zu singen: ‚Wer weiß, wie nahe mir mein Ende' ꝛc., sangen es auch vom Anfange bis ans Ende, thaten ihr Abendgebet und legten sich zur Ruhe." Am nächsten Morgen wurden beide von den Indianern erschlagen.

Schon seit der Einwanderung in mancherlei Secten zerfallend, unter denen namentlich die Mennoniten und die mährischen Brüder oder Herrnhuter stark

hervortraten, war den pennsylvanischen Deutschen allen doch der fromme Sinn eigen und ist ihren Nachkommen als gemeinsames Erbtheil die Anhänglichkeit an die Vergangenheit geblieben. Festhaltend an den alten Sitten und Ueberlieferungen wird z. B. alljährlich noch in dem Städtchen Mannheim im Juni das Rosenfest gefeiert, zur dankbaren Erinnerung an den Gründer dieses Städtchens, den Baron Stiegel, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts herüber kam, 1770 der dortigen lutherischen Zionsgemeinde den Platz schenkte, auf dem heute noch ihre Kirche steht, und als einzige Gegenleistung sich ausbedang, daß ihm oder seinen Erben jedesmal am Jahrestage der Stiftung eine Rose dargebracht werden solle. Dieser Stiegel, ein großer Industrieller, der die erste Glashütte hier errichtete, war namentlich berühmt als Fabrikant von Oefen, die früher in Pennsylvanien allgemein verbreitet waren und heute noch dort in vielen alten Häusern gefunden werden mit der Inschrift:

Baron Stiegel ist der Mann,
Der die Oefen gießen kann.

Immer noch an der Bauart ihrer Häuser, an ihren alterthümlichen Kirchen und Kirchhöfen, ihrer Bibelfestigkeit und Toleranz, ihrer Liebe zu Musik und Blumen, ja mancher Orts, namentlich in den kleinen Städten und Dörfern der Herrnhuter, an ihrer Tracht erkennt man den heimathlichen Zug der ersten Ansiedler. Es ist nicht zufällig, daß unser Gewährsmann, der Verfasser vorliegenden Buches, zur Illustration dieser Verhältnisse häufig Belegstellen aus Riehl's „Pfälzern" und Gustav Freytag's „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" beibringt, die genau zutreffen, wie er sich auch, z. B. bei der Betrachtung des pennsylvanisch-deutschen Kirchenliedes, in Scherer's Literaturgeschichte wohl bewandert zeigt.

Freilich muß er zugeben, daß all' diese Dinge sich vornehmlich nur auf dem Lande noch erhalten haben, während in den größeren Städten der Proceß der Amalgamation unaufhaltsam fortschreitet und von dort, in diesem Zeitalter der technischen Umwälzungen, sich allmählich auch auf die ländliche Bevölkerung ausdehnen wird. Schon in dem Familiennamen zeigt sich diese Wandlung, und wenngleich in den meisten der pfälzisch-süddeutsche oder schweizerische Ursprung wohl noch zu erkennen ist, sind doch fast alle mehr oder weniger anglisirt. Die Familie unseres Verfassers, Oscar Kuhn's, z. B., hieß ursprünglich Kuntze, woraus jedoch in den weiteren Abzweigungen das englisch geschriebene Koons oder das phonetisch gleichlautende Kuhns geworden ist. Allein, wenn man auch das Schwinden der alten Stammeseigenthümlichkeiten bedauern und das allmähliche Aufgehen der deutschen Nationalität in die nivellirende anglo-amerikanische vorhersehen mag, so vollzieht sich damit doch nur ein natürlicher Proceß; aber erfreulich ist es wiederum, aus der Darstellung des Herrn Kuhns zu ersehen, daß die pennsylvanischen Deutschen auch in der neuen Lebensform ihre besten Eigenschaften bewahrt haben. Schon aus dem ersten Jahrhundert der Einwanderung erhalten wir schöne Beispiele dafür, wie sie gute Amerikaner wurden und sich mit den Interessen der neuen Heimath identificirten, ohne darum die geistige und sittliche Mitgift der alten zu verleugnen. Die erste Compagnie, die im Unabhängigkeitskriege Washington erreichte, war eine deutsch-pennsylvanische, und die Mennoniten waren es, die, da ihre religiöse Anschauung ihnen das Waffentragen verbot, die Freiheitskämpfer mit Brot und Geld versorgten. Einer von ihnen, Christopher Ludwig mit Namen, erhob sich in einer, die Beschaffung von Feuerwaffen berathenden Versammlung mit den Worten: „Herr Präsident, ich bin nur ein armer Zuckerbäcker, aber Sie können mich mit 200 £ Sterling (4000 Mark) auf die Liste setzen." Später, vom Congreß zum Oberbäcker der Armee ernannt, mit der Bedingung, daß er ein Pfund Brot für ein Pfund Mehl liefern solle, sagte dieser Mann: „Nein, meine Herren, ich wünsche durch diesen Krieg nicht reich zu werden; ich habe Geld genug. Ich werde 135 Pfund Brot für jede mir übergebenen 100 Pfund Mehl liefern." Im folgenden Jahrhundert, im Secessionskriege, standen die deutschen Pennsylvanier

nicht minder treu zur Sache der Union: im Heere der Föderirten waren ihrer, vom Hauptmann aufwärts, nicht weniger als 17 Generale, 8 Obersten und 7 Majore; außerdem 5 Stabsärzte und in der Flotte zwei Contre-Admirale. In ihnen allen lebte der Geist jenes Heinrich Melchior Mühlenberg, dessen Name in den „Halleschen Nachrichten" verewigt ist, und der der Stammvater einer langen Linie von Predigern, Kriegern, Staatsmännern und Patrioten ward. Einer seiner Urenkel war beim Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges Pastor der deutschen Gemeinde in Blue Ridge: eines Sonntags aber, nachdem er über das den Colonien von Seiten Englands zugefügte Unrecht gepredigt hatte, zog er seinen Talar aus, zeigte seine Uniform darunter und ließ vor der Kirche die Trommel rühren zur Anwerbung von Recruten. Ein anderer Nachkomme Mühlenberg's war Sprecher des Repräsentantenhauses, und wie es jetzt in Pennsylvanien kaum eine alte Familie mit englischem oder irisch-schottischem Namen gibt, in der nicht ein Tropfen deutschen Blutes wäre, so auch umgekehrt.

Von den fünf Millionen, auf die man die Nachkommenschaft der pennsylvanischen Einwanderung berechnet, leben jetzt drei Millionen zerstreut in den Vereinigten Staaten, und auf allen Gebieten der Industrie, der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens begegnet man ihnen, unter den „Eisenkönigen" sowohl wie in den „Trusts": H. C. Frick, der Partner Mr. Carnegie's, ist von Abkunft ein Schweizer Mennonit, James Lick und Charles Yerkes, nach denen die größten Teleskope der Welt genannt sind, stammen von deutsch-pennsylvanischen Ansiedlern, Spencer F. Baird, der Secretär der Smithsonian Institution, war von englisch-schottisch-deutscher Herkunft, und Bayard Taylor, der auch uns wohlbekannte Dichter, der Uebersetzer von Goethe's „Faust", gestorben als Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin, hatte von zwei Seiten her deutsches Blut in den Adern. Sogar die Gemahlin des Vicekönigs von Indien, des Lord Curzon, führt ihren Stammbaum auf eine pennsylvanische Einwandererfamilie zurück.

Man wird aus obigen Andeutungen den Eindruck gewonnen haben, daß Herr Kuhns einen Beitrag zur Geschichte des Deutschthums in Amerika geliefert hat, der in diesem Augenblick um so werthvoller ist, als man in einem gewissen Theile der englischen Presse nicht müde wird, uns vorzuwerfen, wir wollten uns zwischen England und seinen amerikanischen Vetter „eindrängen". Es bedarf dessen nicht, wie das mit ebenso viel Sachkenntniß als Liebe geschriebene Buch des Herrn Kuhns sehr deutlich darthut. Wenn Deutschlands Söhne seit zweihundert Jahren so hingebend und erfolgreich, wie hier gezeigt wird, an Allem mitgewirkt haben, was ihr neues Vaterland groß gemacht, ohne darum des alten zu vergessen, dann darf man wohl sagen, daß Deutschland ein ebenso gutes Recht auf die Sympathien Amerika's hat wie England. Und mehr verlangen wir nicht.

J. R.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Wie hoch man auch, als ein bedeutsames friedliches Symptom, die Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Zaren bei Gelegenheit der jüngsten russischen Flottenmanöver veranschlagen mag: man wird wohl mit Sicherheit behaupten dürfen, daß diese persönlichen Beziehungen der beiden Kaiser und der beiden sie begleitenden Staatsmänner das durch keinerlei politische Streitpunkte verdunkelte freundnachbarliche Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland befestigen und fördern werden, ohne darum anzunehmen, daß bei dieser Gelegenheit bestimmte Abmachungen erfolgt seien. Ueber den Inhalt der längeren und eingehenden Besprechung, welche die beiden Monarchen am 8. August allein hatten, wird kaum etwas Authentisches bekannt werden; wohl aber läßt sich der Charakter dieser Besprechung im Sinne der herzlichen Fortentwicklung der wechselseitigen Beziehungen unschwer errathen. An Combinationen hat es auch diesmal nicht gemangelt. So spinnt die „Indépendance belge", an durchaus grundlose Ausführungen eines deutschen Blattes anknüpfend, den Faden fort und erörtert die Annahme, daß die Linien einer ganz bestimmten Politik in Asien und Afrika entworfen worden sein sollen. Was nun zunächst die Behauptung betrifft, der Antagonismus zwischen England und Rußland beherrsche so sehr die allgemeine politische Lage, daß um jeden Preis das absolute Uebergewicht Englands in Afrika verhütet werden müsse, so leuchtet die Grundlosigkeit dieser Unterstellungen ohne Weiteres ein. Zwischen Deutschland und England besteht überhaupt kein Gegensatz der Interessen in Afrika, seitdem das geheime Abkommen zwischen den beiden Regierungen abgeschlossen worden ist, durch das gerade verhütet werden sollte, daß beim Eintreten gewisser Eventualitäten Conflicte entstehen. Das großartige Project des inzwischen verstorbenen Cecil Rhodes, eine Eisenbahnlinie von der Kapcolonie bis nach Kairo zu führen, wird in Deutschland durchaus nicht als eine Bedrohung der eigenen Interessen, sondern vielmehr als deren Förderung angesehen, wenn diese Linie die deutschen Colonien durchziehen würde, wie denn früher bereits von deutscher Seite mit Cecil Rhodes vereinbart worden ist, daß die große afrikanische Telegraphenlinie ihren Weg über die deutschen Colonien nehmen soll.

Ebenso unzutreffend wie die Combinationen hinsichtlich Afrika's sind auch die in Bezug auf Asien angestellten. Deutschland hat dort nur wirthschaftliche Interessen, und diese werden durch das Festhalten an dem Grundsatze der „offenen Thür", der auch von Großbritannien in vollem Maße anerkannt wird, unzweifelhaft am besten gewahrt. Auf den persischen Meerbusen sollen sich nun die zwischen Deutschland und Rußland zu treffenden Vereinbarungen beziehen, die ihre Spitze gegen England richten würden. In Wirklichkeit hat Deutschland an den Vorgängen im persischen Meerbusen gar kein politisches Interesse, und durch die amtliche Ausfuhrstatistik wird erhärtet, daß auch die wirthschaftlichen Interessen Deutschlands dort zunächst sehr gering sind. Zu irgend welcher Abmachung mit Rußland lag also

auch nicht die mindeste Ursache vor. Ohne über den Verlauf der längeren und eingehenden Besprechung der beiden Kaiser auf der Rhede von Reval genau unterrichtet zu sein, kann man daher mit aller Bestimmtheit annehmen, daß über den persischen Meerbusen trotz der von der „Indépendance belge" wiederholten Befürchtungen nicht verhandelt worden ist.

Nach einer anderen Lesart sollen die handelspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland einen wichtigen Gegenstand der zwischen dem Grafen von Bülow und dem Grafen Lamsdorff gepflogenen Unterredungen gebildet haben. Daß wirthschaftliche Gegensätze zwischen den beiden Nachbarreichen entstehen können, ergibt sich aus ihrer geographischen Lage. Deshalb mußte auch daran erinnert werden, daß das freundnachbarliche Einvernehmen durch „keinerlei politische Streitpunkte" verdunkelt ist. Immerhin hat der ganze befriedigende Verlauf der „Zwei-Kaiser-Begegnung" gezeigt, daß auch für die bevorstehenden Verhandlungen über die Erneuerung des Handelsvertrages zwischen Rußland und Deutschland die Bahn von Hemmnissen, die nicht das unmittelbare wirthschaftliche Interesse der beiden Länder berühren, befreit sein könnte. Andererseits wäre nicht der russische Minister des Aeußeren, Graf Lamsdorff, berufen gewesen, sich in dieser Hinsicht ins Einvernehmen mit dem deutschen Reichskanzler zu setzen. Vielmehr darf aus der Abwesenheit des maßgebenden russischen Finanzministers, Herrn von Witte, der Schluß gezogen werden, daß über die wirthschaftlichen Beziehungen der beiden Länder keine Erörterungen stattgefunden haben. Ueberdies fehlte es auch dem deutschen Reichskanzler an jeder sicheren Grundlage für solche Erörterungen, da der deutsche Zolltarif noch immer auf sich warten läßt.

Ein weiteres Glied in der Reihe friedlicher Begegnungen der Staatsoberhäupter wird der bevorstehende Besuch des Königs von Italien beim deutschen Kaiser bilden. Bei dieser Gelegenheit wird sich auch von Neuem zeigen, wie herzlich die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Monarchen sind, wie innig das Verhältniß der deutschen Nation zur italienischen sich gestaltet hat. Der Ernst, mit dem der König Victor Emanuel III. die ihm auf dem Throne obliegenden schwierigen Aufgaben erfaßt hat und durchzuführen bemüht ist, sichert ihm die Sympathien aller Unbefangenen auch außerhalb Italiens und findet in dem verbündeten Deutschland die uneingeschränkteste Anerkennung. So ist es unter seiner Regierung gelungen, nicht bloß die Bande zwischen Italien und den beiden anderen Mächten der Tripel-Allianz von Neuem zu knüpfen, sondern auch die Beziehungen zu Frankreich und Rußland durchaus freundschaftlich zu gestalten. Ueberdies fehlt es nicht an Anzeichen, daß das Verhältniß Italiens zu Großbritannien sehr bald die alte Herzlichkeit wieder gewinnen wird. Eine Zeit lang konnte es den Anschein haben, als ob der südafrikanische Krieg mittelbar zu einer Schwächung des englischen Einflusses im Mittelländischen Meere führen würde. Nach der glücklichen Beendigung dieses Krieges wird sich jedoch sehr bald zeigen, daß Großbritannien auch dort seine alte Machtstellung zu behaupten entschlossen und im Stande ist. Gerade im Hinblick auf das französisch-italienische Abkommen über das Mittelmeer, wonach die Interessensphäre Italiens in Tripolis unter gewissen Voraussetzungen anerkannt worden ist, haben die leitenden englischen Staatsmänner wohl bereits die Ueberzeugung gewonnen, daß sich für Großbritannien nicht nur die Pflege guter Beziehungen zu Italien empfiehlt, sondern daß auch dessen berechtigte Empfindlichkeiten geschont werden müssen. Unzweifelhaft war es ein Fehler der englischen Regierung, auf Malta den Gebrauch der italienischen Sprache einzuschränken. Hierin erblickten weite Kreise Italiens eine Unfreundlichkeit, die schlecht im Einklange mit den freundschaftlichen Versicherungen der englischen Staatsmänner stand. Durch die Aufhebung der Sprachenverordnung ist nun der frühere Zustand wieder hergestellt worden.

Auch in der Tripolis-Angelegenheit hat die englische Regierung Entgegenkommen gezeigt. Als unzweifelhaft darf gelten, daß die italienische Regierung gar

nicht daran denkt, in Nordafrika Abenteuer zu suchen und mitten im Frieden nach dem von den Franzosen in Tunesien seiner Zeit gegebenen Beispiele ein „Protectorat" über Tripolis anzustreben. Die türkischen Eigenthumsrechte auf Tripolis werden vielmehr durchaus anerkannt; nur will Italien dort gegen jede Ueberraschung durch andere Großmächte gesichert sein, und diesem Zwecke sollte vor Allem das mit Frankreich abgeschlossene Abkommen dienen. Als daher in jüngster Zeit ein italienisches Geschwader die Häfen von Tripolis besuchte und hieran in einzelnen Organen Combinationen in dem Sinne geknüpft wurden, daß eine italienische Besitzergreifung bevorstehen könnte, durfte diese Unterstellung mit Rücksicht auf die loyalen Erklärungen Italiens als grundlos zurückgewiesen werden. Das italienische Geschwader sollte in den nordafrikanischen Gewässern eben nur die Flagge zeigen, ohne daß über diese symbolische Bedeutung hinaus ein weiterer politischer Zweck verfolgt wurde. Gerade deshalb hätte es jedoch in Italien unangenehm empfunden werden müssen, wenn die englische Regierung die ursprünglich angekündigte Absicht zur Ausführung gebracht hätte, wonach auch ein englisches Geschwader den Hafen von Tripolis anlaufen sollte. Daß auf diese Absicht jetzt verzichtet worden ist, muß in Italien als ein erfreuliches Symptom für die guten Gesinnungen der englischen Regierung angesehen werden. Wie Italien selbst nach dem mit Frankreich abgeschlossenen Abkommen im Mittelmeer der guten Dienste Großbritanniens nicht entrathen kann, muß auch dieses darauf bedacht sein, der Gefahr einer „glänzenden Isolirung" an der zum Suezkanale führenden großen Wasserstraße vorzubeugen.

Am 9. August ist in der Westminster-Abtei die Krönung des Königs Eduard VII. und seiner Gemahlin Alexandra durch den Erzbischof von Canterbury vollzogen worden. Wie dem Monarchen aus Anlaß seiner schweren Erkrankung, durch die auch die Krönung eine Verzögerung erfuhr, das regste Mitgefühl in der gesammten civilisirten Welt zu Theil wurde, kann es nur aufrichtige Befriedigung hervorrufen, daß der durch sein Leiden schwer geprüfte Nachfolger der Königin Victoria allen Anstrengungen, die mit dem feierlichen Acte verknüpft waren, sich in vollem Maße gewachsen zeigte. Die humanen Gesinnungen, die der König bei der Vorbereitung und beim Abschlusse des Friedens mit den früheren südafrikanischen Republiken an den Tag legte — Gesinnungen, die selbst von Seiten der tapferen Boerenführer anerkannt worden sind — dürfen zugleich als sichere Bürgschaft dafür gelten, daß König Eduard VII., getragen von der Liebe seines Volkes, sich auch in Zukunft als Friedensfürst bewähren wird.

Die Ausführung des französischen Vereinsgesetzes hat zu Straßenkundgebungen und einer großen Protestbewegung von Seiten der Clericalen sowohl als auch derjenigen Liberalen Anlaß gegeben, die den Grundsatz der „Freiheit des Unterrichts" gegenüber der souveränen Staatsgewalt anerkannt wissen wollen. Unzweifelhaft richtet das neue französische Vereinsgesetz seine Spitze gegen die geistlichen Genossenschaften, die nur unter der Voraussetzung fortbestehen sollen, daß sie vom Staate autorisirt sind. Zahlreiche Congregationen sind bereits dieser gesetzlichen Vorschrift nachgekommen, und da sie zumeist sich der Ertheilung des Unterrichts in Elementarschulen widmeten, sind für diese keine Schwierigkeiten entstanden. In großer Anzahl haben jedoch Nonnen-Congregationen die Einreichung des vorgeschriebenen Ermächtigungsgesuches unterlassen, sei es, daß sie von solchen Nationalisten wie Jules Lemaître und François Coppée oder ihren geistlichen Berathern sich hatten bestimmen lassen, sei es, daß sie sich im Irrthum über ihre gesetzlichen Pflichten befanden. Das Ministerium Combes interpretirte andererseits das Vereinsgesetz in dem Sinne, daß alle von geistlichen Genossenschaften geleiteten Schulen zu schließen wären, wofern sie nicht mit einer staatlichen Ermächtigung versehen sind. Dies ist der Kernpunkt des Conflictes, der vielfach als französischer „Culturkampf" bezeichnet wird und die Anhänger der Regierung nicht minder als die Oppositionsparteien auf den Plan gerufen hat.

Muß es als eine Uebertreibung erscheinen, daß durch diesen Conflict ein „Bürgerkrieg" hervorgerufen werden könnte, so darf man sich doch auch die Schwierigkeiten der inneren Lage in Frankreich nicht verhehlen. Mit den Straßenkundgebungen wird das Ministerium Combes sicherlich rasch fertig werden; bedenklicher erscheint dagegen, daß es sich in dieser Angelegenheit auch von einem Theile der „intellectuels" verlassen sieht. Eines der besonnensten Organe, das die Straßenkundgebungen und andere ungesetzliche Mittel mit aller Entschiedenheit bekämpft, fordert zur Bildung einer „Ligue de l'enseignement libre" auf. Diese neue Liga soll für den Grundsatz der Freiheit des Unterrichtes eintreten. Hervorgehoben wird, daß, selbst wenn die geistlichen Genossenschaften, deren freie Schulen geschlossen worden sind, sich in einem Rechtsirrthume befunden haben sollten, so daß sie um eine staatliche Ermächtigung hätten nachsuchen müssen, es doch loyaler gewesen wäre, diese Congregationen rechtzeitig zu benachrichtigen und ihnen eine, wenn auch nur kurze Frist zur Erfüllung der erforderlichen Formalitäten zu gewähren. Die neue Liga soll sich durchaus auf gesetzlichem Boden halten; doch hieße es die Bestrebungen der Nationalisten und Clericalen in Frankreich durchaus verkennen, wollte man bestreiten, daß die Widersacher der bestehenden republikanischen Einrichtungen sich vor Allem durch politische und nicht durch achtunggebietende religiöse Erwägungen leiten ließen. In dieser Hinsicht braucht nur an die Vorgänge bei den jüngsten allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer erinnert zu werden. Zu einem großen Ansturme gegen die verhaßte Republik sollte dieser Wahlkampf sich gestalten, bis sich dann zeigte, daß das allgemeine Stimmrecht, weit davon entfernt, den Intriguen der verbündeten Ultramontanen und Nationalisten zu folgen, vielmehr eine wesentlich stärkere Mehrheit in der neuen Deputirtenkammer herbeiführte. In dieser Thatsache liegt die Erklärung des gegenwärtigen „Seelenzustandes" der aus dem Felde geschlagenen Parteien, die, wie nicht bestritten werden darf, Verstärkung durch Elemente aus dem Lager der „intellectuels" fanden. Wohl gereicht es Männern wie Gabriel Monod und anderen protestantischen Führern zur Ehre, daß sie für die Freiheit in jeder Form, auch für „la liberté de l'enseignement", mit Entschiedenheit eintreten. Unwillkürlich wird man jedoch an das Schlagwort Cavour's: libera chiesa in libero stato erinnert. Die Erfahrung hat eben längst gezeigt, welch' zweischneidiges Schwert diese sogenannte Freiheit der Kirche gegenüber der Staatsgewalt werden kann. Nicht minder haben die Franzosen erfahren müssen, wohin es führte, daß ein großer Theil ihres Officiercorps in geistlichen Lehranstalten die erste Ausbildung erhalten hat. Deutlich hat sich gezeigt, daß die Republik selbst gefährdet wäre, wenn nicht gerade im Unterrichtswesen der Hebel unverzüglich angesetzt würde. Eine bloße Reform der höheren Schulen wäre indessen durchaus unzureichend; vielmehr muß auf allen Stufen des Unterrichtswesens zum Ausdrucke gelangen, daß der Staatsgewalt das volle Aufsichtsrecht zusteht. Thatsächlich hatten in Frankreich die Verhältnisse sich so gestaltet, daß die von den geistlichen Genossenschaften geleiteten Schulen einen stets wachsenden Einfluß erlangten. Deshalb war es ein durchaus richtiger, staatserhaltender Gedanke der Regierung, hier Wandel zu schaffen, und was für die französischen Mittelschulen nothwendig ist, ist es in noch weit höherem Maße für die Elementarschulen.

Einer der hervorragendsten Publicisten Frankreichs, J. Cornély, dessen maßvolle Gesinnung ihm nicht minder scharf zugespitzte Epigramme aus dem Feldlager der Nationalisten und Clericalen als Angriffe von Seiten der Ultraradicalen zuzieht, gelangt in einer seiner jüngsten „Lettres du vendredi", die er im „Journal de Genève" veröffentlicht, zu der Auffassung, daß die Beruhigung sich bereits vorbereite. Einen der Gründe für dieses „apaisement" erblickt J. Cornély in den Kammerferien. Unzweifelhaft würden auch die kleinsten Zwischenfälle auf der Pariser Place de la Concorde oder in den weltentrückten Landstädten der Bretagne in der Deputirtenkammer unverzüglich einen allzu lauten Widerhall finden, wobei es an

heftigen Uebertreibungen auf beiden Seiten nicht fehlen könnte. Bis zum Beginne der außerordentlichen parlamentarischen Session im October wird der „état d'âme" der französischen Bevölkerung, die wie zu Cäsar's Zeiten sich noch immer als „rerum novarum cupida" erweist, wohl durch andere Interessen beeinflußt werden.

Inzwischen hat sich gezeigt, welchen bedenklichen Einfluß die geistliche Erziehung auf die im französischen Officiercorps herrschende Disciplin ausübt. Oberstleutnant de Saint-Rémy hat sich geweigert, die ihm vom General Frater ertheilten Befehle, die Behörden bei ihren Maßnahmen gegen die geistlichen Genossenschaften zu unterstützen, in gesetzlicher Weise nachzukommen. Wohin diese Lockerung der Disciplin führen müßte, leuchtet ohne Weiteres ein. Thatsache ist, daß die Jesuiten, bei denen die französische Jugend, ehe sie sich dem militärischen Berufe widmet, vielfach ihre erste Ausbildung erhielt, sich vor Allem angelegen sein ließen, für ihre Zwecke Propaganda zu machen. Durchaus zutreffend ist auch die Auffassung der französischen Regierung, wonach die von den Oppositionsparteien inscenirte Bewegung nicht so sehr einen religiösen wie einen royalistischen Charakter hat. Insbesondere soll den Umtrieben des orléanistischen Prätendenten dadurch Vorschub geleistet werden.

In Rudolf von Bennigsen, der am 7. August im Alter von achtundsiebzig Jahren gestorben ist, hat Deutschland einen seiner besten Männer verloren, dessen Name mit der Einheitsgeschichte des Vaterlandes aufs Innigste verknüpft ist. Die Verdienste, die der nunmehr Hingeschiedene sich um die von ihm geführte nationalliberale Partei erworben hat, bezogen sich niemals ausschließlich auf die Interessen dieser Partei, sondern ihm schwebte vor Allem das allgemeine Wohl als ideales Ziel vor.

Eine echt adlige Natur, hat Rudolf von Bennigsen niemals sich als Streber erwiesen, der, um höhere äußere Ehren zu erlangen, auch nur im Geringsten auf seine innerste Ueberzeugung Verzicht geleistet hätte. Treue wahrte er auch seinem angestammten Königshause, bis die Verblendung der welfischen Dynastie zu historischen Ereignissen führte, denen der Begründer des Nationalvereins Rechnung tragen mußte. Trotzdem lehnte er nach der Besetzung Hannovers durch die preußischen Truppen ab, die Regierung des Landes für Preußen zu übernehmen, wie dessen leitender Staatsmann es ihm angeboten hatte. Das deutsche Volk wird Rudolf von Bennigsen's stets in dankbarer Gesinnung gedenken und in ihm einen der Vorkämpfer seiner wieder gewonnenen Einheit hochschätzen.

Literarische Rundschau.

Ein Werk über die Caricatur.

Die Caricatur der europäischen Völker vom Alterthum bis zur Neuzeit. Von Eduard Fuchs. Berlin, A. Hofmann & Co.

Das Interesse für die Caricatur ist seit einigen Jahren in ständiger Zunahme begriffen. Während die Kunstgeschichte früher fast achtlos an ihren Meistern vorüber ging, widmet sie ihr jetzt ausführliche Capitel; die öffentlichen Galerien sammeln die vorzüglichsten Blätter der Simplicissimuszeichner; in der Ecole des Beaux-Arts fand im vorigen Jahre eine große Daumier-Ausstellung statt. Und fast an demselben Tage, an dem wir Deutsche Wilhelm Busch's siebzigsten Geburtstag feierten, wurde in Paris ein Gavarni-Costümfest veranstaltet. Unter diesen Umständen war einem Werk wie dem vorliegenden, das uns die Geschichte der Caricatur bis zum Jahre 1848 schildert und ihre werthvollsten Erzeugnisse mit allen Mitteln unserer reich entwickelten Reproductionstechnik vorführt, die Theilnahme des Publicums von vorn herein sicher, und man begrüßte das Unternehmen um so freudiger, als sich ein Verlag, der durch die Herausgabe des „Kladderadatsch" wie kein Anderer dafür geeignet ist, mit einem Schriftsteller zur Herausgabe verbunden hatte, der als Sammler die rechte Begeisterung für die schwierige Aufgabe mitbrachte. Wenn unsere Erwartungen trotzdem nicht ganz befriedigt wurden, so mag es zum Theil daran liegen, daß sie durch diese günstigen Vorbedingungen sehr hoch gespannt waren.

Die Caricaturen früherer Zeiten können in dreierlei Hinsicht für uns Werth besitzen, in politisch-historischer, sittengeschichtlicher und künstlerischer. Die Bedeutung der politischen Satire scheint in unserem Buche ein wenig übertrieben zu sein. Die Caricatur vermag wohl den Haß zu schüren, aber nicht ihn zu entfachen. Ein von Leidenschaften durchwühltes Volk begehrt nach Darstellungen dieser Leidenschaften. Gillray's Blätter entfesselten nicht die Wuth des englischen Volkes gegen Napoleon, sondern das Volk umlagerte die Buchhandlungen, weil es danach dürstete, den verhaßten Corsen verhöhnt zu sehen. Uebrigens sind diese Blätter im Allgemeinen harmlos gegen das, was in Frankreich während des Burenkrieges erschienen ist. Und wenn Caricaturen tödten könnten, so hätte damals in England nicht Napoleon, sondern die jammervolle Herrlichkeit Georg's IV. das Opfer werden müssen. Wichtiger sind die sittengeschichtlichen Caricaturen. Ohne die satirischen Darstellungen auf den griechischen Vasen würde uns viel wichtiges Material für die Beurtheilung des classischen Alterthums fehlen, und auf das fromme und züchtige Mittelalter werfen die Caricaturen manche grelle Streiflichter, ohne die wir uns oftmals recht falsche Vorstellungen machen würden. Das Schlimme ist nur,

daß die meisten dieser Darstellungen so ausgesprochen pornographischer Natur sind, daß von ihrer Wiedergabe selbstverständlich abgesehen werden mußte. Infolge dieser Rücksichtnahme aber war es wiederum unvermeidlich, daß die meisten Abbildungen, auch aus dem 18. Jahrhundert und der Revolutionszeit, verhältnißmäßig unschuldig erscheinen und die sittliche Entrüstung des Textes nicht rechtfertigen. Es bleibt also das künstlerische Element, das uns bei den Caricaturen in erster Linie fesselt.

Faßt man aber dieses allein ins Auge, so kann man, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die ganze Geschichte bis zum 18. Jahrhundert streichen. Selbst Hogarth ist dann nur ein Vorläufer. Wir müssen es deshalb dem Verfasser Dank wissen, daß er uns in raschen, nur hier und da ein wenig zu eiligen Schritten bis zu diesem führt, um dann bei den großen Künstlern um so länger verweilen zu können. Hier erst, vor den Werken von Goya, Monnier, Daumier, Gavarni gesellt sich zu dem antiquarischen Interesse der wahrhafte Genuß. Aber Eins, was uns in der Einleitung versprochen wird, das „Muth und Kraft verleihende Lachen", das Lachen in seinen verschiedensten Formen, bleibt auch hier fast immer aus. Doch vielleicht sind Andere glücklicher.

Das Schwierigste der Aufgabe war dem Verfasser durch die Werke von Champfleury und Wright vorweggenommen. Es galt, das Wichtigste herauszusuchen, es zu ergänzen, übersichtlich zu gruppiren und fesselnd darzustellen. Im Allgemeinen ist dies geglückt; wenn man von einigen sich allzu sehr bemerkbar machenden Wiederholungen absieht, wird das Interesse des Lesers bis zum Ende in Spannung erhalten. Das Schwergewicht liegt in den Einleitungen zu den einzelnen Capiteln, in denen die politischen und socialen Zustände einer Epoche als Hintergrund für die Caricaturen anschaulich geschildert werden. Freilich wird hier der Verfasser nicht durchweg auf Beifall rechnen können. Seine Auffassung, daß die Caricatur zur Zeit des Perikles als ein Zeichen der Kraft gelten kann, manche seiner Aussprüche über die Cultur des Mittelalters, über Napoleon erscheinen sehr gewagt. Und solche Legenden wie die, daß die großen Damen der Renaissancezeit sich in voller Nacktheit, im Bewußtsein „von der Bedeutung der eigenen Persönlichkeit", von Tizian und anderen großen Künstlern hätten malen lassen, sollten doch nicht wiederholt werden.

Fuchs lehnt sich im Allgemeinen sehr eng an seine zahlreichen Quellen an, sie zum Theil wörtlich und mit Anführungsstrichen citirend, zum Theil frei umschreibend. Nun wäre es gewiß unbillig, zu verlangen, daß er sich bei einem so ungeheuren Stoff über jede Einzelheit eine eigene Meinung hätte bilden sollen. Allein, zuweilen hat er es sich doch zu leicht gemacht. Ueber die allerwichtigsten Persönlichkeiten des ganzen Buches, über so unendlich fesselnde Erscheinungen wie Goya, Daumier, Gavarni konnte man doch etwas Neues und Persönliches erwarten, um so mehr, als hier zum Theil recht böse Legenden zu zerstören sind. Und nun obendrein fortwährend Muther's „Geschichte der modernen Malerei" zu citiren! Ich meine, der Verfasser hätte wissen müssen, daß man Muther's zum Theil recht willkürlich umgemodelten und nicht immer zuverlässigen Quellen entstammende Entlehnungen nur vorsichtig behandeln und jedenfalls nicht als Originalquellen („Muther sagt") anführen darf. Höchst merkwürdig ist es dabei, daß (S. 326) ein paar Sätze aus Brandes' „Hauptströmungen", kurz vorher aber zwei Sätze aus Muther angeführt werden, die mit einigen geringfügigen Veränderungen ohne Quellenangabe aus demselben Brandes'schen Capitel entnommen sind. Ebenso wenig geht es an, daß man (S. 301) von einem Gemälde spricht, „das uns Yriarte beschreibt", und dann in Anführungsstrichen eine gar nicht aus Yriarte, sondern aus Muther stammende Beschreibung folgen läßt. Das ist eine Irreführung des Lesers. Ein besonderes Malheur ist es dabei noch, daß die Beschreibung gar nicht auf das Gemälde paßt.

Doch das alles möchte hingehen. Eins aber darf man unter allen Umständen verlangen, daß nämlich, wenn citirt wird, auch richtig und sinngemäß citirt wird.

Nach einigen Stichproben zu urtheilen hat sich der Verfasser aber auch hier Verstöße zu Schulden kommen lassen. In dem eben erwähnten Passus über das Goya'sche Bild lesen wir: Es (die Zuschauer) sind durchwegs Hofdamen, bei Muther finden wir dagegen nur zahlreiche, bei Yriarte gar nur einige, und in Wirklichkeit sind es überhaupt keine. Kurz vorher heißt es von Goya und der Herzogin von Alba: „Die Herzogin kehrt in Dutzenden von seinen Bildern und Skizzen wieder. Er malte sie bei jeder Gelegenheit, aber auch in allen ihm gefallenden Posen." Und dann werden einige dieser pikanten Posen aufgezählt. Das klingt höchst compromittirend für die Herzogin und läßt jedenfalls nicht ahnen, daß es sich um ein zufällig wiedergefundenes „Album de poche" handelt. Andere Willkürlichkeiten sind harmloser. Aber wenn S. 132 bei Denon's Caricaturen auf Voltaire „in Nachtmütze und Schlafrock, beim Frühstück im Bette" mit „im Schlafrock und im Bett liegend, beim Frühstück, mit der Nachtmütze und in ähnlichen Situationen" übersetzt wird, so geht die Anschaulichkeit der Quelle entschieden verloren. Auch an Mißverständnissen fehlt es nicht. So ist dem Verfasser die hahnebüchene Gemeinheit der einen Caricatur auf den Erzkanzler Cambacérès (Haine aux femmes), die allerdings auch Champfleury nur anzudeuten wagt, völlig entgangen, und ebenso der Sinn der darauf folgenden (Le Plaisir). Ich sehe wenigstens etwas ganz Anderes, wo er „stilisirte Veilchen" sieht. Dazu kommen einige falsche Uebersetzungen wie „ausgemergelt" für estropié (!) und „ungeschminkte Worte" für propos salés, und endlich mehrere recht unangenehme Druckfehler: Reveille matin für Réveille-matin (Wecker), Naine janne für Nain jaune, der virago im Nominativ u. s. w.

Alle diese Fehler vermögen die Vorzüge des Buches nicht zu vernichten. Es ist ein amüsantes und interessantes Buch, das, mit Vorsicht gelesen, sehr anregend zu wirken vermag. Aber das gründliche und zuverlässige Werk, das standard work über die Caricatur, das wir nach den Ankündigungen erwarten durften, ist es nicht. Und das ist lebhaft zu bedauern. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß sich so bald wieder ein Schriftsteller finden wird, der so viel Zeit, und ein Verleger, der so viel Sorgfalt und Geld für ein derartiges Unternehmen aufwendet.

Walther Gensel.

πβ. **Aus dem Leben eines Diplomaten alter Schule.** Aufzeichnungen und Denkwürdigkeiten des Grafen François Gabriel de Bray (1765-1832). Leipzig, S. Hirzel. 1901.

Dieser Diplomat alter Schule ist den Lesern der „Rundschau" kein Unbekannter. Sie erinnern sich seiner Mittheilungen „aus den letzten Tagen des Malteserordens" über den Zusammenbruch der Ordensherrschaft auf Malta im Jahre 1798 bei der leisen Berührung mit dem Schwerte Napoleons und der Aufzeichnungen in seinem Berliner Tagebuch über einen anderen Zusammenbruch, den Sturz Altpreußens acht Jahre später, wiederum durch Napoleon. Hier erhalten wir nun noch eine weitere Anzahl von Denkschriften aus der Mappe unseres Diplomaten, Denkschriften so reichen und mannigfaltigen Inhaltes, wie das Leben ihres Verfassers selbst ein bewegtes und weit ausgreifendes gewesen ist. Er führt uns nach Paris in die Zeit des Directoriums und des Ersten Consuls Napoleon Bonaparte, der dessen Mißwirthschaft hinweg fegte; nach Petersburg unter der launischen und tyrannischen Selbstherrschaft Kaiser Paul's I. und unter dem Scepter des weichherzigen Alexander, von dem auch ein preußischer Gesandter damals urtheilte, daß er für die Russen zu gutmüthig sei. Graf Bray — denn er ist, wie unsere Leser wissen, dieser Diplomat alter Schule — war ein aufmerksamer und scharfsinniger Beobachter, ein unbefangener Urtheiler und, wie namentlich seine Aufzeichnungen über den Rastatter Gesandtenmord zeigen, ein Meister gewandter und anschaulicher Erzählung; seine Mittheilungen werden ihren Platz unter den Quellen zur europäischen Geschichte im Zeitalter der Revolution und Napoleon's einnehmen. Den ungenannten Herausgeber läßt die treffliche Kenntniß russischer Dinge doch leicht errathen.

πβ. **Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution.** Von Felix Rachfahl. Halle a. S., M. Niemeyer. 1901.

Wenn man die neuerdings rasch anwachsende Literatur über Friedrich Wilhelm IV., wie Rachfahl selbst es in seinem Vorwort andeutet, je nach der Beurtheilung des Königs in eine anklagende und in eine vertheidigende oder entschuldigende Gruppe sondern kann, so werden wir das vorliegende Buch unbedenklich zur letzteren Gruppe rechnen dürfen. Damit soll nicht eine Tendenz kritisirt, vielmehr ein Forschungsergebniß kurz gekennzeichnet werden. Der Verfasser hat die Ueberlieferung über die Berliner Ereignisse am 18. und 19. März, insbesondere über die Haltung des Königs, quellenkritisch geprüft und ist dabei zu dem Ergebniß gekommen, daß die bekannten Erzählungen über die Haltlosigkeit und Willensschwäche des Königs hauptsächlich von einer Militärpartei ausgingen — er bezeichnet sie einige Male geradezu als „Officiersklatsch" — und geringen Glauben verdienen. Der Befehl zum Rückzuge der Truppen von den öffentlichen Straßen und Plätzen sei unzweifelhaft vom Könige selbst am 19. März gegeben; die unglückliche Durchführung dieses Befehles aber, also daß auch die öffentlichen Gebäude und der Schloßplatz geräumt und endlich das Schloß selbst mit dem König den eindringenden Massen preisgegeben wurden, — das war das Werk des Generals von Prittwitz, der aus Opposition gegen den König dessen Befehle „durch eine geradezu sinnwidrige Art und Weise der Ausführung outrirte." Wie der Verfasser meint, handelte der General dabei mit dem Hintergedanken, den König und die Truppen aus Berlin heraus zu führen, um dann die Stadt durch Einschließung und nöthigenfalls durch Beschießung zur unbedingten Unterwerfung zu zwingen. Wie man sieht, neben der Apologie des Königs eine schwere Anklage gegen den General, deren einzelne Unterlagen freilich hier nicht nachgeprüft werden können. Gewiß hat nun die scharfe kritische Methode des Verfassers in manchen Punkten Treffliches geleistet, z. B. in der Vorgeschichte des 18. März, in der Chronologie der Vorgänge im Schloß u. s. w. In den angedeuteten Hauptfragen aber erscheint die Beweisführung noch keineswegs abschließend, um so weniger, da Rachfahl es verschmäht hat, die Vertheidigungsschrift des Generals von Prittwitz, deren Abdrücke vor der Veröffentlichung vernichtet wurden, deren handschriftliche Existenz aber wenigstens in einem Auszuge durch eine gelegentliche Bemerkung Sybel's wohlbekannt ist, auch nur einmal anzusehen. Der Untersuchung über die Märzrevolution hat der Verfasser noch eine Darstellung der deutschen und der Verfassungspolitik König Friedrich Wilhelm's IV. vorausgeschickt, in der die Unfruchtbarkeit und die Mißerfolge dieser Politik weniger aus dem Wesen des Königs als aus der Ungunst der Verhältnisse hergeleitet werden. Auch hier vermögen die Ausführungen Rachfahl's nicht zu befriedigen. Mit der kritischen Methode und mit einer objectiven Betrachtungsweise allein kommt man bei Friedrich Wilhelm IV. nicht weit; da bedarf es eindringender Vertiefung in das Innerste der Persönlichkeit dieses unglücklichen Fürsten, wobei der Geschichtsforscher den Psychologen und vielleicht selbst den Pathologen zu Hülfe rufen muß.

αρ **Der Große Kurfürst.** Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Monographien zur Weltgeschichte. XVI. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1902.

Vorliegende Schrift scheint uns eine Lücke unserer historischen Literatur in erfreulichster Weise auszufüllen. Ueber den Hohenzollern, dem noch Niemand den Namen des Großen bestritten hat, besitzen wir gelehrte und ausführliche Werke und Einzeluntersuchungen in Fülle; eine zusammenfassende, dazu geistvolle und lebendige Darstellung wie vorliegende, die auf 118 Seiten uns dieses Lebensbild und diese Lebensarbeit vorführt und dabei mit genauester Sachkenntniß über die schwebenden Streitfragen Rechenschaft gibt, wird nicht nur dem Freunde der Geschichte, sondern auch allen Geschichtslehrern außerordentlich willkommen sein. In dieser kurzen Uebersicht kommt uns erst völlig zum Bewußtsein, was die Fortschritte bedeuten, die Brandenburg unter Friedrich Wilhelm machte, wo Alles verschworen war, seinen Staat zu verkleinern und zurückzudrängen. Die zu

Osnabrück und Münster ihm gegebenen Zusagen wurden nicht erfüllt; Oesterreich machte ihn zum Bundesgenossen, um ihn durch den Bund am Aufkommen zu verhindern, die Niederlande, um seine Colonialpläne zu ruiniren. Wenn man liest, wie die Hofburg ihn benutzt und betrügt, Verträge auf Anerkennung seiner Rechte mit ihm schließt, die sein Kurprinz wieder aufzuheben zum Voraus versprochen hat, wie er nach schweren Opfern und glänzenden Siegen doch immer wieder durch seinen Kaiser, seinen Verbündeten, seinen Freund geprellt wird, dann begreift man die Entrüstung, mit der gute Preußen, wie Droysen, Erdmannsdörffer, Treitschke, sich gegen Habsburg und seinen Jesuitenhof erfüllten, so daß sie auch dann ihres Grolles nicht mehr Herr wurden, als die Lage eine ganz andere geworden war. Aber obwohl der Große Kurfürst auf der weiten Welt nur einen Verbündeten besaß, auf den er sich wirklich verlassen konnte, Ludwig XIV., brach er dennoch ohne Besinnen das Verhältniß zu ihm ab, als Dieser seine reformirten Glaubensgenossen entrechtete, und in der Aufnahme der Hugenotten hat Friedrich Wilhelm seinem Staate einen inneren Zuwachs zugeführt, der mehr bedeutete als eine eroberte Provinz. Gern wiederholen wir das Schlußwort der schönen Schrift: „Friedrich Wilhelm's Leben ist köstlich gewesen, indem es Mühe und Arbeit gewesen ist und unablässige Noth und Sorge obendrein ... Ein bewußter Deutscher gewesen zu sein in einer Zeit, die nichts von Nation und kaum etwas von Deutschthum wußte, diese ganz ungewöhnliche und für einen Mann seiner Zeit fast wundersame Eigenschaft bleibt ein hellstrahlender Theil seines Ruhmes ... Seinem Staate bewußt und groß das Ziel europäischer Unabhängigkeit und Macht gewiesen zu haben, das früher oder später nothwendig mit dem der Führung Deutschlands zusammenfallen mußte, das bleibt seines nicht ohne Großartigkeit bethätigten Strebens Inhalt und sein unsterbliches Verdienst."

βλ. **Mes Souvenirs.** Par le Comte de Reiset. Vol. I: Les débuts de l'indépendance italienne. — Vol. II: La guerre de Crimée et la cour de Napoléon III. Paris, Plon. 1901.

Der erste Band vorliegender Erinnerungen führt zurück bis zum Jahre 1840, in welchem Graf Reiset seine diplomatische Laufbahn als Achtzehnjähriger zu Rom unter Gregor XVI. begann. Erst von 1848, wo seine Ernennung zum Gesandtschaftssekretär in Turin erfolgte, gewinnen sie historisches Interesse und sind von da an ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der italienischen Unabhängigkeitsbewegung, unter der Voraussetzung, sie mit den Denkwürdigkeiten berühmter italienischer Patrioten, des Generals Della Rocca, Massimo d' Azeglio's u. s. w. u. s. w. zu vergleichen und auf ihren Werth zu prüfen. Die Lage des Grafen Reiset war schwierig; die französische Republik rieth zur Mäßigung in Turin, wo der kriegerische Enthusiasmus durch den Fall von Peschiera sich steigerte. Im Salon der Herzogin von Clermont-Tonnerre, der Tante von Camillo Cavour, lernte der französische Diplomat u. A. die piemontesische Gesellschaft kennen, der er sich als Anhänger einer Conföderation der italienischen Staaten empfahl. Im Juni, als schon das Waffenglück sich wandte, discutirte man statt dessen noch die Annexionen. In Mailand, nach der siegreichen Offensive Radetzky's, am 3. August 1848, sah Graf Reiset zum ersten Mal den Monarchen, bei welchem er accreditirt ward, und rieth ihm, an die Mailänder, die zu flüchten begannen, zur Vertheidigung der Stadt zu appelliren. Am nächsten Tag stand er mit dem König im Feuer bei Porta Romana. Am anderen Morgen war er im Lager Radetzky's, als die Capitulation von Mailand unterzeichnet wurde. Von da an bis zur Thronbesteigung Victor Emanuel's, dem Eintritt Cavour's ins Ministerium gibt Reiset den Bericht eines Augenzeugen, der noch dadurch an Interesse gewinnt, daß er der Vertraute des Herzogs von Savoyen und Nachfolgers Karl Albert's ward. Von Letzterem fällt er, besonders in Bezug auf seine Haltung gegen Gioberti, das Urtheil, daß es ihm gänzlich an Entschlossenheit und Einsicht in politischen Dingen fehlte. Dagegen war er als Soldat heldenmüthig und als Charakter wahrhaft groß. Die letzten Briefe, die Graf Reiset von ihm abdruckt, sind rührend in ihrer pathetischen Einfachheit, und er selbst erscheint als würdiger Darsteller einer der dramatischesten Epochen des 19. Jahrhunderts. Der zweite, mit einem Bilde Napoleon's III. und seines dreijährigen Sohnes geschmückte Band dieser Denkwürdigkeiten versetzt uns aus Piemont nach der Newa, wo Zar Nicolaus im Jahre 1852 auf dem Höhepunkt seiner Macht steht und im Vollgefühl seiner Legitimität erklärt: „Die Länder gibt uns der Himmel, die Freunde wählt man; ich kann Napoleon nicht guten Bruder, sondern nur guten Freund nennen; besser ein guter Freund als ein falscher Bruder." Nach dem Ausdruck Thouvenel's betrachtet man in Petersburg Napoleon „nur als einen Hut, welcher den Platz der legitimen Krone bewache." Dieser persönliche Gegensatz, der freilich einem grundsätzlichen entsprach, war vielleicht die Hauptwurzel des Krimkrieges, in welchem die Gegner von Waterloo sich als Alliirte zusammenfanden. Der Graf Reiset erzählt von diesen Dingen, was er als Diplomat und Hofmann selbst gesehen und gehört hat, mit großer Sachlichkeit; aber man fühlt, daß er die Politik des Kaisers, den er verehrt, als den Interessen Frankreichs schädlich ansah. Für England, das niemals dankbare, schlägt der Kaiser sich mit Rußland, was ihm dessen Abneigung auch unter Alexander II. eintrug, und während Bastide, der auswärtige Minister der zweiten Republik, schon das Entstehen eines auch nur ganz Oberitalien umfassenden Staates von 11—12 Millionen Seelen für ein sehr schweres Ereigniß erklärt hatte, schuf Napoleon 1859 gar die Einheit ganz Italiens. Mit der Abreise des Kaisers zum italienischen Heer, 10. Mai 1859, schließt der vorliegende Band, der auch an persönlichen Zügen reich ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 16. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Baedeker. — Berlin und Umgebungen. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 4 Karten, 4 Plänen und 15 Grundrissen. Zwölfte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1902.

Baedeker. — Die Rheinlande von der Schweizer bis zur holländischen Grenze. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 46 Karten, 25 Stadtplänen und mehreren Grundrissen. Neunundzwanzigste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1902.

Baedeker. — Nordost-Deutschland nebst Dänemark. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 36 Karten und 51 Plänen. Siebenundzwanzigste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1902.

Benz. — Der Mensch. Zwei Bände. Von Friedrich Benz. München, Lyrik-Verlag. 1902.

Benz. — „Mazurka". Ein romanhaftes Buch. Von Friedrich Benz. München, Wilhelm Kromer. 1902.

Benz. — Präludium zur Tragödie vom Mann und Weib. Gedichte von Friedrich Benz. München, Lyrik-Verlag. 1902.

Bergmann. — Das Erwachen. Roman von R. Bergmann. Leipzig, Georg Wigand. O. J.

Beyer-Boppard. — Dannecker's Ariadne. Eine kunsthistorische Studie von C. Beyer-Boppard. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. O. J.

Björnson. — Mutters Hände und andere Erzählungen. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen. Von Maria von Borch. München, Albert Langen. 1902.

Bonnefons. — Un allié de Napoléon. Frédéric-Auguste, premier roi de Saxe et Grand-Duc de Varsovie 1763—1827. D'après les archives du ministère des affaires étrangères et du royaume de Saxe. Par André Bonnefons. Paris, Perrin & Cie. 1902.

Bordeaux. — La peur de vivre. Roman par Henry Bordeaux. Paris, Albert Fontemoing. 1902.

Braun. — Zur Frage der engeren Vereinigung der deutschen evangelischen Landeskirchen. Von Th. Braun, Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

Braune-Rossla. — Lebige Leute. Drei Thüringer Erzählungen von Rudolph Braune-Rossla. Volksausgabe. Leipzig, Sächsischer Volksschriften-Verlag. 1902.

Buchholz. — „Lebensfreude". Gedichte von Hermann Buchholz. Berlin, Max Schildberger. 1902.

Bushrod. — The political freshman. By Bushrod Washington James. — Philadelphia, Bushrod library. 1902.

Chun. — Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition. Von Carl Chun. Zweite Auflage. Erste Lieferung. Jena, Gustav Fischer.

Ferrara. — Il caso Crispi e le carte dei publici funzionarii. Da Luigi Ferrara. Napoli, Luigi Pierro. 1902.

Friedländer-Burkhardt. — Fünf Volkslieder, componirt von Corona Schroeter. Für Clavierbegleitung instrumentirt von Max Friedländer. — Das Grabmal der Corona Schroeter in Zimenau. Von H. Burkhardt. Weimar, Huschke. O. J.

Gobineau. — Alexander. Tragödie in fünf Aufzügen. Vom Grafen Gobineau. Deutsch von Ludwig Schemann. Straßburg, Karl J. Trübner. 1902.

Gottschalk. — Der Anarchist. Novellen von Paul Gottschalk. Berlin, Julius Bard. 1902.

Govone. — Il generale Giuseppe Govone. Frammenti e memore. Da Uberto Govone. Torino, Francesco Casanova. 1902.

Graß-Klanin. — Naturgeschichte des menschlichen Verkehrslebens. Von L. von Graß-Klanin. Berlin, Paul Parey. 1902.

Günther. — Dolle Geschichten. Von Paul Günther. Berlin, C. M. Arthur Müller & Co. O. J.

Handel-Mazzetti. — Der Verräther. — Fahrlässig getödtet. Zwei Erzählungen von Enrika von Handel-Mazzetti. Stuttgart und Wien, Joseph Roth. O. J.

Hellmut-Hell. — Gestern und heute. Gedichte von Hellmut-Hell. Berlin, M. Lilienthal. 1902.

Hésitation sentimentale. — Par l'auteur de „Amitié amoureuse". Paris, Calman-Lévy. 1902.

Höcker. — Weiße Seele. Roman von Paul Oskar Höcker. Leipzig, Paul List. O. J.

Holitscher. — Von der Wollust und dem Tode. Von Arthur Holitscher. München, Albert Langen. 1902.

Hottenroth. — Deutsche Volkstrachten — städtische und ländliche — vom XVI. Jahrhundert an bis um die Mitte des XIX. Jahrhunderts. Volkstrachten aus Nord- und Nordost-Deutschland sowie aus Deutsch-Böhmen. Von Friedrich Hottenroth. Dritter Band. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1902.

Hundert Meister der Gegenwart in farbiger Wiedergabe. — Erstes Heft. Münchener Kunst. I. F. v. Lenbach. — F. A. v. Kaulbach. — W. Leibl. — E. Grützner. — H. v. Bartels. Mit Text von Fritz v. Ostini. Leipzig, E. A. Seemann. 1902.

Janitschek. — Pfingstsonne. Novelle von Maria Janitschek. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1903.

Jung. — Hermann Sudermann. Von Harry Jung. Minden i. W., C. Marowsky. 1902.

Kolbe. — Neue deutsche Rechtschreibung zum Selbstunterricht für Jedermann, nach den für das gesammte Deutsche Reich amtlich gültigen Regeln nebst Wörterverzeichniß. Von Th. Kolbe. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung, 1902.

Kraft. — Jochen der Taugenichts oder Matrosenliebe zu Wasser und zu Lande. Von Robert Kraft. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1902.

Kremnitz. — Am Hofe von Ragusa. Roman von Mite Kremnitz. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1902.

Kremnitz. — Mann und Weib. Novellen von Mite Kremnitz. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1902.

Kroell. — Die Seele im Lichte des Monismus. Von H. Kroell. Strassburg, Ludolf Beust. 1902.

Lenau. — Ausgewählte Dichtungen. Von Nikolaus Lenau. Halle, Hermann Gesenius. 1902.

Limann und Haller von Ziegesar. — Der Burenkrieg. Seine Ursachen und seine Entstehung. Nach amtlichen Quellen der Burenregierung bearbeitet von Paul Limann und Haller von Ziegesar. Leipzig, Historisch-politischer Verlag. 1902.

Limburg. — Sturmgeklärt. Lyrisch-epische Gedichte von Jenny Limburg. Wien, Carl Konegen. 1902.

Martens. — Receuil des traités et conventions conclus par la Russie avec les puissances étrangères, publié d'ordre du Ministère des affaires étrangères Par F. de Martens. Tome XIII. Traités avec la France 1717—1807. St. Pétersbourg, A. Böhnke. 1902.

Merker. — Rechtsverhältnisse und Sitten der Wadschagga. Von M. Merker. Gotha, Justus Perthes. 1902.

Meyer. — Briefe aus der Zeit des ersten schlesischen Krieges. Herausgegeben und erläutert von Christian Meyer. Leipzig, Hermann Dege. 1902.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Siebenter Jahrgang bis zur vierzehnten Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Neubert-Drobisch. — Moritz Wilhelm Drobisch. Ein Gelehrtenleben von Walther Neubert-Drobisch. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 1902.

Oehmke. — Heimgefunden. Roman von H. Oehmke. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1902.

Olcott. — Der buddhistische Katechismus. Von Henry S. Olcott. 35. (2. deutsche) Ausgabe mit besonderem Vorwort des Verfassers. Autorisirte Übersetzung nebst Erläuterungen von Erich Bischoff. Leipzig, Th. Grieben. 1902.

Ostwald. — Verworfene. Novellen von Hans Ostwald. Berlin, Julius Bard. 1902.

Pasig. — Goethe und Ilmenau. Mit einer Beigabe: Goethe und Corona Schröter. Festgabe der Stadt Ilmenau zur 17. Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft. Zweite, durchweg ergänzte Auflage. Von Paul Pasig. Weimar, Huschke. 1902.

Pasqué. — Das öde Haus. Eine Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. Von Ernst Pasqué. Zweite Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1902.

Pestalozzi. — Vertiefte Gottes-, Welt- und Selbstbekenntniß, das große Bedürfniß der Christenheit und der Kirche unserer Tage. Von Johannes Pestalozzi. Stuttgart, Max Kielmann. 1902.

Philippi. — Das große Licht. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Felix Philippi. Breslau, S. Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1902.

Poestion. — Norwegisches Lesebuch. Lesestücke in der norwegischen Reichssprache. Von J. C. Poestion. Wien, A. Hartleben.

Popp. — Maler-Aesthetik. Von Heinrich Popp. Strassburg, J. H. Ed. Heitz. 1902.

Proelß. — Scheffel. Ein Dichterleben. Von Johannes Proelß. Volksausgabe. Berlin, Adolf Bonz & Co. 1902.

Pröll. — Auf ferner Wacht. Heerrufe und Heimgrüße. Von Karl Pröll. Dessau, Anhaltische Verlags-Anstalt (Hermann Oesterwitz). O. J.

Rak. — Sappho. Eine Novelle von Therese Rak. Stuttgart und Wien, Joseph Roth. O. J.

Renan. — Lettres du Séminaire. 1838—1846. Deuxième édition. Paris, Calman Lévy.

Rochow. — Erlebt, erdacht und mitempfunden. Gedichte von Gabriele von Rochow. Leipzig, Paul List. O. J.

Rosenberg-Lautensack. — Der Hofrath erzählt. Von Rosenberg-Lautensack. München, August Schupp. 1902.

Saly-Stern. — La vie d'un poète. Essai sur Lenau. Par Jacques Saly-Stern. Paris, Calman Lévy.

Sautter. — Wenn's am besten schmeckt. Von E. Sautter. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1902.

Schanz. — Die neue Universität und die neue Mittelschule. Festrede zur Feier des dreihundertundzwanzigjährigen Bestehens der Kgl. Julius-Maximilians-Universität Würzburg, gehalten am 12. Mai 1902 von Martin von Schanz. Würzburg, A. Stuber. 1902.

Schaukal. — Einer, der seine Frau besucht, und andere Scenen. Dramatische Skizzen von Richard Schaukal. Linz, Wien und Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt. 1902.

Scheffel. — Das Gabelbachlied. Der Gemeinde Gabelbach gewidmet von Joseph Victor von Scheffel. Mit zwei Illustrationen von Anton von Werner. Ilmenau i. Thür., Verlag der Gemeinde Gabelbach (Weimar, Huschke). O. J.

Schelling's Münchener Vorlesungen: Zur Geschichte der neueren Philosophie und Darstellung des philosophischen Empirismus. Neu herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Arthur Drews. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1902.

Schmidt. — Baldur's Tod. Ein Märchenspiel in fünf Aufzügen. Von Paul Schmidt. Leipzig, Heinrich J. Naumann. 1902.

Schoen. — La métaphysique de Hermann Lotze ou la philosophie des actions et des réactions réciproques. Par Henri Schoen. Paris, Librairie Fischbacher. 1902.

Schubin. — Eyre. Roman von Ossip Schubin. Zehnte, neu durchgesehene Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Schultze. — Wie wir unsere grossen Dichter ehren sollten. Ein Wort über Dichterdenkmäler und Anderes. Von Ernst Schultze. Mit einem Motto von Gustav Falke. Leipzig, L. Staackmann. 1902.

Schwerin. — Richard Wagner's Frauengestalten. Von Claudius Frhr. von Schwerin. (Brünnhilde, Kundry). Leipzig, Feodor Reinboth. O. J.

Seeck. — Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Von Otto Seeck. Anhang zum zweiten Bande. Berlin, Franz Siemenroth. 1902.

Seydl. — Also sprach Zarathustra. Eine Nietzsche-Studie. Von Ernst Seydl. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1902.

Sizeranne. — Le miroir de la vie. Essais sur l'évolution esthétique. Première série. Par Robert de la Sizeranne. Paris, Hachette & Cie. 1902.

Souchay. — Elegien und andere Gedichte. Von Theodor Souchay. Cannstatt, H. Metzel. 1902.

Strobl. — Arno Holz und die jüngstdeutsche Bewegung. Von Karl Hans Strobl. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1902.

Theodor. — Aus Tag und Traum. Novellen und Studien von Josef Theodor. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1902.

Trotwitsch. — Verbesserter und alter Kalender auf das Gemeinjahr 1903 für die königlich preußischen Provinzen Brandenburg, Pommern und Sachsen. Begründet von Gottfried Wilhelm von Leibniz. Zweihundertster Jahrgang. Mit einem Probebogen des ersten Jahrganges und einem Wandkalender in zwei Farben. Berlin, Trowitsch & Sohn.

Trös. — Aus der slavischen Welt. Von Teja Victus von Trös. Zwei Bände. Leizzig, Paul List. 1902.

Tschechoff. — Schatten des Todes. Erzählung von Anton Tschechoff. Deutsch von Korfiz Holm. München, Albert Langen. 1902.

Vandervelde. — Die Entwicklung zum Socialismus. Von Emil Vandervelde. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Albert Südekum. Berlin, Verlag der socialist. Monatshefte. 1902.

Verzweifelt. Geschichte eines Theologie-Studirenden. Dresden-Blasewitz, R. von Grumbkow. 1902.

Vogel. — Toteninsel und Frühlingshymne. Zwei Gemälde Boecklins im Leipziger Museum. Von Julius Vogel. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902.

Voigt. — Römische Rechtsgeschichte. Von Moritz Voigt. Dritter Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Vollbrecht. — Nach dem Sturme. — Der Suppleant Novellen von C. Vollbrecht. Breslau, S. Schottländer. 1902.

Vollmöller. — Das Recensionsexemplar und die bezahlte Recension. Zur Wahrung der Unabhängigkeit literarischer Kritik. Von Karl Vollmöller. Erlangen, Fr. Junge. 1902.

Wahl. — Johann Christoph Rost (1717—1765). Von Gustav Wahl. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1902.

Wallburg. — Jugendträume. Gedichte von Alfred Wallburg. Berlin, Siegfried Scholem. 1902.

Wallé. — Eduard Knoblauch. Ein Abriss seines Lebens. Aus Anlass des 100. Geburtstages seines Stifters dem Architektenverein zu Berlin gewidmet von P. Wallé. Mit Knoblauch's Bildniss und 18 Abbildungen seiner hauptsächlichsten Werke. Berlin, Wilhelm Ernst & Sohn. 1902.

Weber. — Georg Weber's Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. Einundzwanzigste Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Alfred Baldamus. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1902.

Wedekind. — So ist das Leben. Schauspiel in fünf Acten. Von Frank Wedekind. München, Albert Langen. 1902.

Weil. — Etudes de littérature et de rhythmique grecques. Par Henri Weil. Paris, Hachette & Cie. 1902.

Weismann. — Vorträge über Descendenztheorie, gehalten an der Universität zu Freiburg im Breisgau von August Weismann. Mit drei farbigen Tafeln und 131 Textfiguren. Zwei Bände. Jena, Gustav Fischer. 1902.

Weltrich. — Wilhelm Hertz. Zu seinem Andenken. Zwei literaturgeschichtliche und ästhetisch-kritische Abhandlungen. Von Richard Weltrich. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Wicksström. — Was Jesus in Oesterfund erlebte. Von Viktor Hugo Wicksström. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Friedrich von Känel. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1902.

Wied. — Erotik. Schauspiel in drei Acten. Von Gustav Wied. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen. 1902.

Wiese. — Graf von Goetzen, Schlesiens Held in der Franzosenzeit 1806—1807. Von Hugo von Wiese. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1902.

Wiesengrund. — Die Elektrizität, ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung. Mit 57 Abbildungen. Für Jedermann verständlich, kurz dargestellt von Bernhard Wiesengrund. Fünfte verbesserte Auflage, theilweise bearbeitet von Russner. Frankfurt a. M., H. Bechhold. O. J.

Wildenradt. — Signelli. Episches Gedicht von Johann von Wildenradt. Hamburg, Otto Meißner. 1902.

Willen. — Der dramatische Inhalt von Goethe's „Faust". Von Karl Willen. Wien, Carl Konegen. 1902.

Willkommengruss der Gemeinde Gabelbach an die erlauchte Goethe-Gesellschaft am 25. Mai 1902. Zweite, vermehrte Auflage. Ilmenau, Druck von G. Keiter.

Winicky. — Cantilenen der Einsamkeit. Ein Gedichtbuch von Ottokar Winicky. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1902.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO
3 8198 316 026 127

Illinois U Library